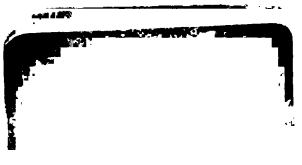


K

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

1

1919

AP
30
.K7
v. 1

INDIANA UNIVERSITY
LIBRARIES
BLOOMINGTON

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1977

Gedruckt nach einem Original der Staatsbibliothek
Preussischer Kulturbesitz, Berlin

Numbers 3, 4, 24 and 37 have not survived and will therefore not be reproduced in this reprint edition.

Nachdruck mit der Genehmigung von Frau Ellida Behl, München

KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1977

Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

Nummer 1 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt

Das neue Jahr :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: von Antaeus
Zur Frage der Vergesellschaftung der Produktionsmittel von Dr. Kurt Zielenziger
Freie oder gebundene Wirtschaft :: :: :: :: :: von Martin Munk
Die Befugnisse der derzeitigen Regierung :: von Dr. jur. Carnier
Aufhebung der Gesindeordnungen :: von Dr. jur. Manfred Sußmann
Die Hochflut der Geschlechtskrankheiten und ihre Beziehungen zur Demobilisation :: :: :: :: :: von Sanitätsrat Dr. L. Zippert
Die Einheitsschule :: :: :: :: :: :: :: :: von Rektor P. Hoche
Joseph Schwarz :: :: :: :: :: :: :: von Dr. Siegfried Seelig
Der Zensor von Berlin :: :: :: :: :: :: :: von Karl Fischer
„Räte" :: :: :: :: :: :: :: :: :: :: von Dr. Siegfried Seelig
Manifest gegen die Dummheit :: :: :: :: :: von Hans Natonek
Das junge deutsche Drama :: :: :: :: :: :: von Dr. Kurt Bock
Zur Entstaatlichung der Kirche :: :: :: :: :: :: von Laroche
Neues aus Altem :: :: :: :: :: :: :: von Friedrich Wagner
Der Börsenkritiker spricht: :: :: :: von „Hermes in der Kulisse"

Erscheint jede Woche

Jahrgang 1919 · Berlin, den 12. Januar 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co
BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Bekanntmachung.

Die **Zwiſchenſcheine** für die **4½% Schatzanweiſungen der VIII. Kriegsanleihe** und für die **4½% Schatzanweiſungen von 1918 Folge VIII** können vom

4. November d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsſcheinen umgetauſcht werden.

Der Umtauſch findet bei der **„Umtauſchſtelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenſtraße 22,** ſtatt. Außerdem übernehmen ſämtliche Reichsbankanſtalten mit Kaſſeneinrichtung bis zum **15. Juli 1919** die koſtenfreie Vermittlung des Umtauſches. Nach dieſem Zeitpunkt können die Zwiſchenſcheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauſchſtelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauſcht werden.

Die Zwiſchenſcheine ſind mit Verzeichniſſen, in die ſie nach den Beträgen und innerhalb dieſer nach der Nummernfolge geordnet einzutragen ſind, während der Vormittagsdienſtſtunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichniſſen ſind bei allen Reichsbankanſtalten erhältlich.

Firmen und Kaſſen haben die von ihnen eingereichten Zwiſchenſcheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenſtempel zu verſehen.

Mit dem Umtauſch der **Zwiſchenſcheine** für die **5% Schuldverſchreibungen der VIII. Kriegsanleihe** in die endgültigen Stücke mit Zinsſcheinen kann erſt ſpäter begonnen werden; eine beſondere Bekanntmachung hierüber folgt alsdann.

Von den Zwiſchenſcheinen **der früheren Kriegsanleihen** iſt eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke umgetauſcht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, dieſe Zwiſchenſcheine in ihrem eigenen Intereſſe möglichſt bald bei der **„Umtauſchſtelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenſtraße 22,** zum Umtauſch einzureichen.

Berlin, im Oktober 1918.

Reichsbank-Direktorium.

Havenſtein. v. Grimm.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. *Berlin, den 12. Januar.* *Nummer 1.*

Das neue Jahr.

Von Antaeus.

So hatten wir alle uns das Kriegsende nicht vorgestellt. Wir wußten, daß die ungeheuerliche Umschichtung aller menschlichen Existenzen zu irgendwelchen Massenwirkungen führen müsse, daß ein vier Jahr lang durch einen unmenschlich schweren Krieg gezerrtes Volk sich nicht ohne weiteres wieder in die geduldige Masse friedsam arbeitender Staatsbürger zurückverwandeln lasse, daß aber Ausbruch und Maß der nach außen hin sichtbaren Revolutionierung abhängig sei von dem Ausgange des Krieges. Den aber haben wir alle uns so katastrophal nicht gedacht. Die Lüge, die schlangenhafte Begleiterin jedes Absolutismus, hatte uns umgarnt, bis wir, wie Laokoon, ihrem würgenden Druck erlagen.

Und nun sind wir erwacht, und nun sehen wir, daß alle Grundlagen unter unseren Füßen entschwunden sind, daß wir ohne Basis dahinschweben, nur noch getragen vom Gesetze der Trägheit, laut dem aller Antrieb so lange weiterwirkt, bis die Reibung oder andere Widerstandsmomente die Antriebskraft abnutzen. Dann, wenn es soweit ist, dann stirbt die politisch-ökonomische Gesellschaft ab; das bolschewistische Rußland hat diesen Zustand bereits erreicht. Ist auch unser hochentwickelter Gesellschaftskörper dem Untergang geweiht?

Eine schwerwiegende Erkenntnis haben wir in den letzten Monaten gewonnen: Gemeinschaften, die noch blühend scheinen, noch so rotbäckig ausschauen, können in viel kürzerer Zeit zugrunde gehen, als wir es uns haben träumen lassen. Wenn dieses gesundheitsstrotzende Deutschland in vier Jahren einen solchen Umschlag seiner psychischen Struktur erleben konnte, auf wen soll man da bauen? Auf England? Auf Amerika? Nichts erscheint mehr unmöglich, kein Volksorganismus ist gegen radikale Veränderung gefeit, wenn der Geist der Masse starken Einwirkungen ausgesetzt wird.

Die Masse, mit ihren Instinkten, ihrem triebhaften politischen Willensdrang, beherrscht die Stunde. Sie hat gesehen, wie alle Autoritäten, die ihr bisher als Führer galten, sie nicht haben erretten können vor Krieg und Niederlage. Da ist aller Glaube dahingeschwunden, daß jene Klasse der Intellektuellen eine Notwendigkeit, ihr Fernblick nicht zu entbehren sei. Man glaubt ihnen nicht mehr, wenn sie ausrufen, die Massenwünsche seien nur im langsamsten Tempo zu befriedigen; man wittert Eigennutz, man hat im Kriege, in der Etappe, die Moral der Führenden zu nahe geschaut. Zu tief hat es auf das Volksbewußtsein gewirkt, daß, während die Massen hungerten und darbten, von den Führenden viele in Hülle und Fülle gelebt haben, daß manche inmitten der allgemeinen Hungersnot ohne Skrupel geschlemmt haben wie nie in ihrem Leben zuvor;

daß sie unmäßige Mengen von Butter, Mehl, Kakao und ähnlichen Herrlichkeiten in sich hineingestopft haben, aus Furcht, daß sie sonst verhungern könnten.

Der Kritiker kennt diese Stimmung der Masse. Er sah den dumpfen Groll der Millionen aufsteigen, als sie den Kriegsgewinnler frisch und rosig im Auto dahinfahren sahen; er wußte, daß die aufsteigende Wut nur zu dämpfen war durch einen Ausgang des Krieges, der als Ausgleich für all dieses soziale Unrecht große nationale Errungenschaften aufwies. Und nun kam stattdessen der über alles Erwarten fürchterliche Zusammenbruch. Da flammte der Zorn himmelhoch auf; ein kräftiger Anstoß brachte die Lawine ins Rollen. Was dann folgte, war der Ausbruch des aufgespeicherten Massengrolles über die Ungerechtigkeiten unserer Sozialordnung.

Und dennoch kann der Kritiker nicht die Instinkte der Masse als Maßstab seiner politischen Betrachtung gelten lassen. Da bedarf es ganz anderer Kriterien. Da kann er nur die ewigen Gesetze der Wissenschaft vom sozialen und ökonomischen Leben als Maßstab benutzen. Die Instinkte der Masse sind eben nur die Willenstriebe einer einzelnen Klasse und bedingt von ihrem Gesichtskreise, ihren scheinbaren Interessen und ihren Idealen. Zum Aufbau eines gesunden Gesellschaftskörpers sind sie unzureichend. Da bedarf es, weit über den Horizont der Masse hinaus, noch ganz anderer Gesichtspunkte, die man nicht vernachlässigen darf, ohne das Volksganze in tiefstes Elend zu stürzen.

Und darum kann der Kritiker sich nicht von dem roten Rausche übermannen lassen, der einen Teil der intellektuellen Jugend erfaßt zu haben scheint und dem gar bald gründliche Ernüchterung folgen wird. Dann aber ist zu fürchten, daß die Enttäuschten zum schrankenlosen Individualismus zurückkehren und mit dem Schrecken dieser Zeit ihre wahren, guten, warmherzigen Impulse abstreifen. Damit es nicht dahin komme, will der Kritiker dem Ueberschwange trotzen.

Schon ist im Volke selbst viel Enttäuschung zu spüren. Schon wird man hier und da am Segen der Revolution irre und denkt an die alten Zeiten, wo es, unter kaiserlichem Szepter, bei gefüllten Magazinen und Berliner Nachtbetrieb, so unvergeßlich schön war. Und ist nicht verheißen worden, daß die alten Zeiten wiederkommen sollten? „Alles kehrt einmal wieder, so wie es einstens war", sang einst, nach zwei Kriegsmonaten, die Sängerin im Kabarett. . . Schon liest mancher mit Rührung, wie Wilhelm II. in der Verbannung die deutsche Weihnacht feierte, wie die Furcht vor dem Schicksal des Gatten die tödliche Krankheit Auguste Viktorias beschleunigt. Wir wissen, daß Wilhelm niemals wieder herrschen wird und darf. Aber der Kritiker wird nicht in den Chorus derer einfallen, die der gestürzten Größe den letzten Gnadenstoß geben. Wilhelm II. ist das Opfer eines falschen Staatssystems gewesen, in das er selbst hineingeboren wurde; seine tragische Schuld ist es, daß er nicht selbst dieses System zur rechten Zeit umgebogen hat. Er hätte es gekonnt, und der bekannte Brief an den Zaren aus dem Jahre 1905 zeigt, daß er sich solcher Möglichkeiten bewußt war. Als er im Oktober 1918 einlenkt, war es zu spät. Und doch wäre Wilhelm II. ein glänzender konstitutioneller Herrscher geworden. Unter dem Schutze einer Verfassung, welche ihm die Verantwortung nahm und die Regierungskunst auf

dem Verstand eines ganzen Volkes basierte, hätte er wahrscheinlich eine sehr gute Figur gespielt. Nun sitzt er, aus unermeßlichen Höhen und Träumen gestürzt, im einsamen Grafenschloß in Holland. Er ist dorthin gegangen, weil man ihm sagte, sein Auszug aus Deutschland sei ein Vorteil für das deutsche Volk; von einer „Flucht" ist keine Rede. Nur Kinder und Toren aber werden den Verbannten als den Erreger des Weltkriegs schmähen. Der hatte viel tiefere Wurzeln; eine von ihnen war jenes falsche System der deutschen Staatsverfassung, deren bloßer Exponent Wilhelm II. gewesen ist.

Das neue Jahr wird manchen Ueberschwang der Gefühle und der Gedanken, die jetzt auf uns einstürmen, abebben lassen. Das Ziel der Kritik wird sein, zu sorgen, daß nicht auch das Gute, das uns die neue Zeit brachte, von der Ebbe ins Meer zurückgetragen wird.

Zur Frage der Vergesellschaftung der Produktionsmittel.

Von Dr. Kurt Zielenziger.

Im Erfurter Programm von 1891 heißt es wörtlich: „Das Privateigentum an Produktionsmitteln, welches ehedem das Mittel war, dem Produzenten das Eigentum an seinem Produkt zu sichern, ist heute zum Mittel geworden, Bauern, Handwerker und Kleinhändler zu expropriieren und die Nichtarbeiter — Kapitalisten, Großgrundbesitzer — in den Besitz des Produktes der Arbeiter zu setzen. Nur die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln — Grund und Boden, Gruben und Bergwerke, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel — in gesellschaftliches Eigentum und die Umwandlung der Warenproduktion in sozialistische, für und durch die Gesellschaft betriebene Produktion kann es bewirken, daß der Großbetrieb und die stets wachsende Ertragsfähigkeit der gesellschaftlichen Arbeit für die bisher ausgebeuteten Klassen aus einer Quelle des Elends und der Unterdrückung zu einer Quelle der höchsten Wohlfahrt und allseitiger harmonischer Vervollkommnung werde."

Seit der Revolution steht das Problem der Vergesellschaftung der Produktionsmittel zur Debatte, und es vergeht kaum ein Tag, wo nicht in der Tagespresse, in den politischen Versammlungen oder auf den Kongressen der verschiedenen Körperschaften oder Regierungsorgane über dieses Thema gesprochen wird. Bekanntlich hat auch der Zentralkongreß aller deutschen Arbeiter- und Soldatenräte sich mit dieser Frage eingehend beschäftigt. Damit ist sie zu einem Angelpunkt der Revolution geworden.

Das Erfurter Programm ist für alle deutschen sozialdemokratischen Richtungen zum Dogma geworden. Es fußt auf der Marxschen Lehre. Mit Recht sagt Sombart, daß in ihm der „spiritus Marxii purus" niedergeschlagen ist. „Da die bürgerliche Gesellschaft in zwei scharfgetrennte Klassen zerfällt: in die ausbeutende und die ausgebeutete, kann diese Trennung nur durch die Abschaffung des Privateigentums an den Produktionsmitteln beseitigt werden." Marx dachte sich den Eintritt dieses Zustandes mit dem Beginn der sozialistischen Wirtschaftsepoche, für die der Kapitalismus nur die Vorstufe bedeutet. Er lehnte es aber ab, Phantasiebilder auszumalen, da ja auf Grund der materialistischen Geschichtsauffassung, der er huldigte, dieser Zustand mit Naturnotwendigkeit eintreten müsse.

Haben wir mit dem 9. November 1918 tatsächlich diesen Zustand schon erreicht? Wir wissen zwar, daß keine Wirtschaftsverfassung ewige Dauer besitzt und genau so, wie die Zeit des Handwerks und der Manufakturbetriebe durch den Kapitalismus überwunden wurde, so wollen wir gar nicht leugnen, daß auch das kapitalistische System einmal sein Ende finden wird. Es soll hier kein Werturteil über den Kapitalismus gefällt werden, sondern wir wollen nur versuchen, in knappen Umrissen zu beweisen, daß heute die Vergesellschaftung der Produktionsmittel noch nicht möglich ist.

Unter „Sozialisierung" könnte man verschiedenes verstehen: Man könnte zunächst daran denken, daß Privatbetriebe in den Besitz des Staates gebracht würden. Diesen Zustand besitzen wir bereits seit langem. Der preußische Staat ist im Besitz der überwältigenden Mehrheit des Eisenbahnnetzes. Am Ende des Jahres 1915 besaß der preußische Staat selbst 35 982,5 Kilometer, die Privatbahnen nur 2213,8 Kilometer. Ebenso darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß der preußische Staat über eine große Anzahl Bergwerke verfügt und Mitglied des Kohlensyndikates ist. Es ließe sich also denken, daß der Staat, sei es die deutsche Republik als Ganzes oder die einzelnen Bundesstaaten, weitere Betriebe übernehmen. Wir hätten dann damit eine Verstaatlichung von Produktionsmitteln erreicht. Es würde also anstatt kapitalistischer fiskalische Politik getrieben werden. Es ist nötig, daran zu erinnern, daß die Preispolitik des Kohlensyndikates nach Eintritt des preußischen Staates nicht nur keine Aenderung zugunsten der Konsumenten, sondern einseitig zugunsten der Produzenten erfahren hat. War etwa die Lage der Eisenbahnarbeiter, der Eisenbahnbeamten durch die Uebernahme der Bahnen in Staatsbetrieb eine bessere wie die derjenigen Arbeitnehmer, die in Privatbetrieben tätig waren?

Die Sozialdemokraten stehen jedoch auf dem Standpunkt, daß diese Verstaatlichung noch nicht ihrem Ideal entspräche: „Solange die besitzenden Klassen die herrschenden sind, wird der Staat nie seine Monopole und sonstigen Betriebe soweit ausdehnen, daß er dadurch das Privateigentum an den Produktionsmitteln — die Grundlage der Macht der besitzenden Klassen — gefährdete" (Kautsky). Die Sozialdemokraten verlangen also keine Verstaatlichung, sondern eine Vergesellschaftung der Produktionsmittel: Sämtliche Mittel zur Produktion, also zur Herstellung neuer Bedarfsgüter, müssen Eigentum der

Gesellschaft sein, denn nur auf diese Weise kann es nach ihrer Ansicht erreicht werden, daß die Rente, die bisher der Besitzer der Produktionsmittel hatte, fortfällt, und alle in den Genuß der Früchte ihrer Arbeit gelangen.

Würde dieser Zustand eingeführt werden, so hätten wir dann die krasseste Negation des Besitzes der Produktivgüter erreicht. Wir haben bereits ein praktisches Beispiel vor Augen, wenn wir nach Rußland blicken. Wenn wir auch nicht in der Lage sind, uns ein genaues Bild über die dortigen Verhältnisse zu machen, so wissen wir jedoch soviel, daß es selbst den Bolschewisten, deren Programm es ist, den Sozialismus rücksichtslos von heute auf morgen durchzuführen, und die sich damit gegen die Lehre von Marx stellen, nicht möglich war, das Privateigentum an den Produktionsmitteln gänzlich aufzuheben, denn wenn dies der Fall wäre, müßte jede Fabrik, jedes Bergwerk, jedes Verkehrsmittel, ja selbst jeder kleinste Handwerksbetrieb auf dem Lande und in der Stadt in den Besitz der Gesellschaft gebracht werden. Wir wissen, daß dies nicht einmal in Rußland der Fall ist, aus dem einfachen Grunde, weil sich eine Vergesellschaftung so radikal nicht durchführen läßt.

Die Vergesellschaftung setzt voraus, daß die gesamte Produktion von einer Zentrale geleitet wird. Diese Zentrale müßte angeben, was und wieviel produziert werden soll. Jeder einzelne Produzent hätte also sich in seiner Arbeit nach den Weisungen dieser Zentrale zu richten. Wir kämen damit zu der grandiosesten Bürokratisierung, wie wir sie uns noch gar nicht ausdenken können. Tausende und Abertausende von Fäden müßten von der Zentralinstanz nach den einzelnen Betrieben laufen, damit tatsächlich genau das produziert wird, was die Zentrale bestimmt. Sie müßte dann aber nicht nur die Produktion, sondern auch die Distribution regeln und dafür sorgen, daß die Produkte nach ganz bestimmten Maßnahmen verteilt würden. Wir hätten es dann erreicht, daß jeder Produzierende ein Beamter würde, und daß jede Initiative fortfiele.

Ich weiß sehr wohl, daß sehr viele Sozialisten mir entgegenhalten werden, daß sie sich keineswegs die Sozialisierung auf diese Weise denken, daß ja vorläufig nur die dazu geeigneten Betriebe „vergesellschaftet" werden sollen. Gerade darin liegt aber ihre Inkonsequenz und die Verletzung des ihnen heiligen Dogmas von Erfurt, denn wie soll der Mehrwert, den der Kapitalist als Besitzer der Produktionsmittel sich zuführt, beseitigt werden, wenn immer noch Besitzer von Produktionsmitteln übrig bleiben? Besteht nicht sogar die Möglichkeit, daß diese eine besonders hohe Rente beziehen würden? Und selbst wenn man alle Großbetriebe, überhaupt alle Betriebe, die neben dem Besitzenden eine größere Anzahl fremder Arbeitskräfte bisher gebrauchten, in das gesellschaftliche Eigentum brächte und nur die kleinen Betriebe übrig ließe, würden dann nicht gerade diese Kleinen die Ausgebeuteten sein? Alle anderen Arbeiter, an welcher Stelle sie ständen, wären Kraft der Vergesellschaftung quasi Gesellschaftsbeamte und erhielten den Lohn für die von ihnen geleistete Arbeit, nach Marx: bemessen nach einer allgemeinen menschlichen Durchschnittsarbeit. Wie sollten jedoch die von der Vergesellschaftung nicht Erfaßten zu ihrem Lohn gelangen?

Die Idee der Vergesellschaftung geht immer von der Tatsache aus, daß jeder Mehrwert, also jede Rente beseitigt werden muß. Karl Marx weiß natürlich sehr genau, daß nicht jede Arbeit genau den gleichen Wert wie die andere besitzt. Er versucht deshalb, für alle Arbeit einen Generalnenner zu finden und sieht in der komplizierten Arbeit nur ein Vielfaches einfacher Durchschnittsarbeit. Ein psychologisches Moment ist jedoch bei dieser geistvollen Gedankenkonstruktion gar nicht beachtet worden, das auch von großer Wichtigkeit für das Problem der Vergesellschaftung ist. Liegt nicht bereits darin eine Rente, daß der eine eine andere Arbeit zu leisten hat als der andere? Was wird den Bergarbeiter dann noch veranlassen, seine äußerst gefährliche Arbeit im Schacht, tief unter der Erde, in ständiger Gefahr vor schlagenden Wettern auszuführen, während der Schlosser z. B. seine Tätigkeit ohne irgendwelche Gefahren oder größeren äußeren Unbequemlichkeiten verrichten kann und trotzdem für seine Produkte vielleicht mehr erhält als der Bergarbeiter.

Wir sehen also, daß eine Vergesellschaftung, wie sie jetzt vielfach geplant ist, keineswegs praktisch durchführbar ist. Aus dem eben Gesagten erhellt, daß die Vergesellschaftung für die Arbeiter nur eine seelische Rente schaffen würde. Es müßte den einen Produzierenden schmerzen, daß er eine unangenehmere Arbeit zu leisten hätte als der andere. Denn jeder Individualismus wird mit dieser Wirtschaftsverfassung beseitigt, jeder Anreiz, seine Kräfte zu entfalten, fällt fort und das ökonomische Prinzip wird ausgeschaltet. Die Vergesellschaftung soll zwar zur höchstmöglichen Produktionssteigerung führen, sie dürfte aber gerade durch Ausschaltung jeder Konkurrenz unter den einzelnen Produzenten das Streben nach Vervollkommnung der Betriebe ersticken. Das einzelne Individuum wird nichts weiter als der Teil einer großen Maschine. Und nie ist persönliche Initiative so dringend nötig gewesen, wie gerade jetzt, wo unsere Friedenswirtschaft unter so schwierigen Verhältnissen wieder aufgebaut werden soll. In dieser Zeit sozialistische Experimente zu machen, hieße wirtschaftlichen Selbstmord begehen.

Freie oder gebundene Wirtschaft?

Von Martin Munk.

Die Geschäftswelt leidet unter den Formen, die die Kriegswirtschaft angenommen hat, ganz erheblich. Die Sozialisierung unseres Wirtschaftslebens hat unter den Einwirkungen der Kriegsnotwendigkeiten sich so entwickelt, daß der Staatssozialismus immer deutlicher hervorgekehrt wird. Damit ist auch eine Verankerung des Bürokratismus verknüpft, der in der Kriegszeit gewiß angebracht gewesen sein mag, dessen Verewigung nach dem Kriege jedoch verhängnisvoll werden kann. Die staatliche Zwangswirtschaft schaltet eine bestimmte individuelle Tätigkeit aus. Der Hauptfaktor einer aufblühenden Volkswirtschaft, die private Initiative, die sich auf kraftvolle Entschlossenheit

unter Uebernahme persönlichen Risikos gründet, wird bei staatlicher Bewirtschaftung lahmgelegt. Unser Wirtschaftsleben, unsere Industrie wären nicht so groß und leistungsfähig geworden, wenn sie unter staatlicher Vormundschaft sich hätten entwickeln sollen. Daß sie sich frei und selbständig entfalten konnte, schuf erst die Grundlagen, auf denen wir unsere heutige Kriegswirtschaft aufzubauen vermochten. Der staatliche Zwang in wirtschaftlichen Dingen gilt heute merkwürdigerweise gerade denen als aller Weisheit letzter Schluß, die vordem den größten Schrecken ob einer Sozialisierung unserer Gesamtwirtschaft empfanden. Die Frage, ob nach dem Kriege freie oder Zwangswirtschaft herrschen soll, geht nicht nur bestimmte Erwerbszweige, sondern uns alle an. Sollen die staatlichen Fesseln, die uns nicht nur wirtschaftlich — vor allem hinsichtlich unserer Ernährung und Bekleidung —, sondern auch persönlich auferlegt sind, nach dem Kriege auf eine unabsehbare Zeit bestehen bleiben? Oder sollen nach einer durch die Verhältnisse gewiß bedingten Zeit die organisatorischen, technischen, kaufmännischen und wirtschaftlichen Fähigkeiten und Kräfte wieder nutzbar gemacht werden, ohne an bürokratischen Zwang gebunden zu sein? Um diese Dinge handelt es sich auch, wenn die Oeffentlichkeit mehr als zuvor an solche Erörterungen herantritt. Daß dieses geschieht, hat seinen Grund darin, daß jetzt von Staats wegen ernstlich Anstalten gemacht werden, die wirtschaftlichen Zwangsorganisationen über eine gewisse Uebergangszeit hinaus mit einer längeren Lebensdauer auszustatten. Man rüstet sich, die Kriegsgesellschaften verschiedensten Grades und Charakters als Dauereinrichtungen zu etablieren. Dies wird Unzufriedenheit bei denen hervorrufen, die die Segnungen dieser Schöpfungen am eigenen Leibe erfahren haben. Unter dem Drucke der Kriegsnot waren die uns auferlegten Beschränkungen unerläßlich. Jeder hat sie willig getragen und will sie weiter tragen. Aber niemand hat Neigung, diese Einzwängung auch nur einen Tag länger zu ertragen, als unbedingt nötig ist. Es gibt kaum eine andere Frage, in der sich die Vertreter von Landwirtschaft, Handel und Industrie so einig wären, als über die, daß eine Fortsetzung des Kriegssozialismus nach dem Kriege eine wirtschaftliche Unmöglichkeit ist. Auf dem Gebiete der Lebensmittelversorgung hat dieses System teilweise versagt. Wohin namentlich die Politik der amtlichen Preisfestsetzungen geführt hat, sehen wir zur Genüge an uns selbst. Die Dinge hatten, statt eine Hebung der Volksmoral zu bewirken, schlimme Nebenerscheinungen im Gefolge. Wo ist der, der sich nicht schon gegen irgend eine der paar tausend Kriegsverordnungen vergangen hätte? Ganz zu schweigen von der Bewucherung des Volkes an seinen notwendigsten Bedürfnissen. Unserer Beamtenschaft, der jetzt schon schier Unmögliches zugemutet wird, würden neue Lasten aufgepackt. Aber abgesehen davon: Eine noch so tüchtige Beamtenschaft vermag unmöglich dasselbe zu leisten, was die frische Initiative einer Einzel-Persönlichkeit, freies Wollen und Gestalten und entschlossener Wagemut zuwege zu bringen weiß. Eine gleichmacherische Zwangsorganisation, die für die abgeschlossenen Verhältnisse unseres von allen Seiten umdrängten Landes mit in Kauf genommen werden mußte, läßt sich unmöglich auf die Ausmaße einer freien Friedens- und namentlich Weltwirtschaft übertragen.

Aus allen diesen Gründen halten wir eine zwangsweise Bewirtschaftung unserer Beziehungen nach innen oder außen nach dem Kriege für verfehlt. Diese Dinge sind so wichtig und auch in unser Einzelleben so tief eingreifend, daß man sich nicht früh und nicht eingehend genug in allen Volksschichten mit den in Frage kommenden Problemen befassen kann. Vom grünen Tische aus läßt sich Gütererzeugung und -verteilung nun einmal nicht lenken. Das haben schon die engen Kriegsverhältnisse in unserem von der Außenwelt hermetisch abgeschlossenen Lande dargetan.

Die Befugnisse der derzeitigen Regierung.

Von Mag.-Assessor Dr. jur. Carnier, Berlin.

Am 12. November 1918 hat der Rat der Volksbeauftragten einen Aufruf erlassen, in dem er u. a. auch bestehende Gesetze aufhebt und den Erlaß neuer Gesetze ankündigt. Ist er hierzu befugt?

Die seither zur Gesetzgebung nach der Verfassung des Deutschen Reiches berufenen Körperschaften, Reichstag und Bundesrat, sind nicht mehr vorhanden, denn die Verfassung des Reiches ist gewaltsam umgestürzt worden. Damit sind aber keineswegs alle bisher geltenden Gesetze aufgehoben, diese bleiben vielmehr in Kraft, bis sie durch einen neuen rechtsgültigen Gesetzgebungsakt aufgehoben oder geändert werden. Das Gegenteil würde einen Zustand der Gesetzlosigkeit, der Anarchie, bedeuten. Nur das Grundgesetz des Reiches, die Verfassung, gilt ohne weiteres als nicht mehr vorhanden. Denn das liegt im Wesen der Revolution, daß sie die Verfassung gewaltsam, ohne förmlichen Gesetzgebungsakt beseitigt.

Das Recht der Gesetzgebung liegt nunmehr allein beim gesamten Volke, das es durch eine von ihm gewählte Vertretung ausüben läßt. Eine solche Vertretung, Reichs- oder Nationalversammlung, besteht aber zurzeit noch nicht. Denn der Rat der Volksbeauftragten hat seine Vollmachten nicht vom gesamten Volke, sondern seither von einer lokalen Organisation, dem A.- und S.-Rat der Stadt Berlin, neuerdings vom Reichskongreß der A.- und S.-Räte, die aber bekanntlich auch nicht den Mehrheitswillen des gesamten Volkes darstellen.

Der Rat der Volksbeauftragten ist also tatsächlich nicht befugt, Gesetze, die auf verfassungsmäßigem Wege zustande gekommen sind, aufzuheben oder neue Gesetze zu erlassen.

Die vom Rat der Volksbeauftragten erfolgte Aufhebung der Gesindeordnungen ist geeignet, in der Praxis die größte Verwirrung anzurichten. Die das Rechtsverhältnis zwischen Dienstherrschaft und Gesinde regelnden Gesindeordnungen sind verfassungsmäßig zustande gekommene Gesetze und können nur durch verfassungsmäßiges Gesetz und nicht durch eine Diktaturverordnung aufgehoben werden. Sie sind daher auch jetzt noch als zu Recht bestehend anzu-

sehen. Die Gerichte werden diesen Standpunkt teilen müssen, und die Lage, die sich daraus ergibt, kann nur eine verwirrende sein.

Anders zu beurteilen ist die Frage der Rechtmäßigkeit der ebenfalls erfolgten Aufhebung des Belagerungszustandes, der Beschränkung des Vereins- und Versammlungsrechts und der Zensur. Hier handelt es sich um bloße Verordnungen, deren Erlaß durch den Kriegszustand bedingt und deren Aufhebung durch die Beendigung des Krieges eine Selbstverständlichkeit war.

Man wird auch dem Rat der Volksbeauftragten das Recht nicht absprechen können, neue „Verordnungen" zu erlassen, wenn das Gebot der Stunde dazu zwingt. Hierzu gehört aber nicht die Einführung des Achtstundentages, der nach der Ankündigung des Rates der Volksbeauftragten spätestens am 1. Januar 1919 in Kraft treten soll, und der Arbeitslosenunterstützung. Diese in das Wirtschaftsleben bzw. in die Finanzen des Reiches, des Staates und der Gemeinden tief eingreifende Maßnahmen können nicht durch Verordnungen, sondern nur durch Gesetz geregelt werden, zu deren Erlaß der Rat der Volksbeauftragten aber nicht befugt ist.

Die am 19. Januar 1919 zu wählende Nationalversammlung wird diesem unerfreulichen Schwebezustande ein Ende machen.

Die Aufhebung der Gesindeordnungen.

Von Kammergerichtsreferendar Dr. jur. Manfred Süßmann.

Der Rat der Volksbeauftragten verkündet in seinem Aufruf an das Deutsche Volk vom 22. November 1918 „mit Gesetzeskraft":

„Die Gesindeordnungen werden außer Kraft gesetzt." (Ziffer 8 des sozialistischen Programms.)

Für Preußen kam die Gesindeordnung für sämtliche Provinzen der preußischen Monarchie vom 8. November 1810 in Betracht. Auch in fast allen übrigen deutschen Bundesstaaten bestanden Gesindeordnungen, zum Teil aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, zum Teil auch aus neuerer Zeit. Die gesetzliche Grundlage fanden die Gesindeordnungen auch nach dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches im Artikel 95 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuche, welcher bestimmt, daß die landesgesetzlichen Vorschriften, welche dem Gesinderecht angehören, unberührt bleiben. Es mag befremdlich erscheinen, daß ein Gesetz, wie die preußische Gesindeordnung, welches vor 108 Jahren erlassen worden ist, noch bis in die heutige Zeit zu Recht bestanden hat und nicht bereits von der früheren Regierung als längst veraltet auf gesetzmäßigem Wege aufgehoben worden ist.

Wenn nun von Reichswegen in lakonischer Kürze angeordnet wird, daß die Gesindeordnungen außer Kraft zu setzen sind, so kann hierin nichts anderes erblickt werden, als eine Aufhebung des Artikels 95 des Einführungs-

gesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuche und zwar in der radikalsten Form, indem nicht allein die landesrechtliche Neubildung von Gesindeordnungen untersagt wird, sondern sämtliche bestehenden und in Kraft befindlichen Gesindeordnungen mit einem Schlage für ungültig erklärt werden.

Es mag dahingestellt bleiben, ob die Punkte, die der Rat der Volksbeauftragten „mit Gesetzeskraft verkündet", den Gesetzen, welche von der früheren Regierung auf verfassungsmäßigem Wege erlassen worden sind, und denen welche von der kommenden Nationalversammlung werden geschaffen werden, hinsichtlich ihrer rechtlichen Gültigkeit gleichzuachten sind.

Da ausdrücklich von einer „Verkündung mit Gesetzeskraft" gesprochen wird und kein Umstand die Annahme zuläßt, daß es sich hierbei, wie auch bei den übrigen 8 Punkten des sozialistischen Programms, nur um eine provisorische Regelung handelt, unterliegt es keinem Zweifel, daß die Bestimmung: „die Gesindeordnungen werden außer Kraft gesetzt," den verfassungsmäßig entstandenen Gesetzen gleichzuachten ist.

Bei Verkündung der genannten Bestimmung hat der Rat der Volksbeauftragten bekanntgegeben, daß er sich die Aufgabe gesetzt habe, das sozialistische Programm zu verwirklichen. In der Hauptsache kam es wohl darauf an, die preußische Gesindeordnung außer Kraft zu setzen; einmal, weil die Gesindeordnungen der übrigen Bundesstaaten aus späteren Zeiten stammten, demnach den neueren Verhältnissen mehr angepaßt waren, sodann aber in der Hauptsache deshalb, weil sich in der preußischen Gesindeordnung noch Bestimmungen fanden, welche mit einem auf sozialistischer Grundlage aufgebauten Staatswesen nicht mehr in Einklang zu bringen gewesen sein sollen.

Zweifellos enthält die preußische Gesindeordnung, welche übrigens nicht in ganz Preußen, sondern lediglich im Geltungsbereiche des Allgemeinen Landrechts als Gesetz bestanden hat, Bestimmungen, für welche in einem Staatswesen, wie es das des neuen Deutschlands ist, kein Raum mehr ist. Es fragt sich jedoch, ob es zweckmäßig gewesen ist, ein Gesetz formell aus dem Wege zu räumen, dessen dem Gesinde günstige Bestimmungen zweifellos auch fernerhin zur Anwendung gebracht worden wären, während einzelne als besonders veraltete Bestimmungen zu bezeichnende Stellen sicherlich durch Nichtanwendung, durch non usus, allmählich in Vergessenheit geraten wären.

Der neuzeitliche Zug, der durch Deutschland geht, wird auf jedem Gebiete, auch auf dem der Gesetzgebung, eine nachhaltige Wirkung ausüben und wird dahin führen, daß alle gesetzlichen Bestimmungen, deren antisozialer Charakter feststeht, in welchem Gesetze sie sich auch immer befinden mögen, sei es in der Gewerbeordnung, im Handelsgesetzbuch, in Spezialgesetzen oder auch im Bürgerlichen Gesetzbuch, allmählich als unzeitgemäß erkannt und beseitigt werden. Welche gesetzlichen Bestimmungen als veraltet ausgemerzt werden müssen, läßt sich im Voraus nicht übersehen, und es wäre deshalb richtiger gewesen, man hätte mit der Beseitigung einzelner Bestimmungen, der Gesindeordnungen und dieser in ihrer Gesamtheit, gewartet, bis ihr antisozialer Charakter zweifellos erwiesen wäre —, bis die „soziale Revision" sämtlicher Gesetze — eine solche ist doch mit Sicherheit zu erwarten, einsetzt.

Nach der preußischen Gesindeordnung soll das Gesinde keine Bestrafung der Herrschaft wegen Scheltworte und geringer Tätlichkeiten fordern können, wenn es dieselben durch ungebührliches Betragen zum Zorne gereizt hat.

Ferner ist das Gesinde bei verschiedenen Ansprüchen auf die Vermittlung der Polizei angewiesen. Ob diese Paragraphen noch eine große praktische Bedeutung haben? — Es ließen sich noch einige Bestimmungen anführen, welche die heutigen Dienstboten in höchstem Maße als unzeitgemäß empfinden mögen, und deren Abstellung mit Recht gefordert wird. Zweifellos rechtfertigen diese und ähnliche Bestimmungen jedoch nicht die Aufhebung ganzer Gesetze.

Durch die Beseitigung der Gesindeordnungen in ihrer Gesamtheit kommen fortan für die Dienstboten die Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuches über den Dienstvertrag zur Anwendung.

Die preußische Gesindeordnung bestimmt in den §§ 65 ff.:

„Fügt das Gesinde der Herrschaft vorsätzlich aus grobem oder mäßigem Versehen Schaden zu, so muß es denselben ersetzen. Wegen geringem Versehen ist ein Dienstbote nur dann zum Schadenersatz verpflichtet, wenn er wider den ausdrücklichen Befehl der Herrschaft gehandelt hat."

Dem gegenüber bestimmt § 276 Abs. 1 B.G.B.:

„Der Schuldner hat, sofern nicht ein anderes bestimmt ist, Vorsatz und Fahrlässigkeit zu vertreten."

Für die Dienstverpflichteten ist nichts anderes bestimmt, folglich haften sie für Vorsatz und (jede!) Fahrlässigkeit. Das Dienstmädchen also, das beim Reinmachen eine Vase fallen läßt, hätte nach der preußischen Gesindeordnung nur dann Schadenersatz zu leisten brauchen, wenn es bei „geringem" Versehen wider den ausdrücklichen Befehl der Herrschaft gehandelt hätte. Nach heutigem bürgerlichem Recht wäre sie schadenersatzpflichtig.

Dies nur ein Beispiel dafür, daß die Aufhebung der Gesindeordnungen für die Dienstboten in sozialer Hinsicht durchaus nicht nur vorteilbringend ist; die Aufhebung der Gesindeordnungen bedeutet für die Dienstboten anscheinend eine erhebliche soziale Verbesserung ihrer Stellung, sie hat aber Nachteile im Gefolge, welche die gebotenen Vorteile evtl. erheblich zu beeinträchtigen vermögen.

Es soll Sache der Nationalversammlung sein, darüber zu befinden, ob das Gesinderecht durch den Aufruf des Rates der Volksbeauftragten bereits endgültig geregelt sein soll oder nicht.

gesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuche und zwar in der radikalsten Form, indem nicht allein die landesrechtliche Neubildung von Gesindeordnungen untersagt wird, sondern sämtliche bestehenden und in Kraft befindlichen Gesindeordnungen mit einem Schlage für ungültig erklärt werden.

Es mag dahingestellt bleiben, ob die Punkte, die der Rat der Volksbeauftragten „mit Gesetzeskraft verkündet", den Gesetzen, welche von der früheren Regierung auf verfassungsmäßigem Wege erlassen worden sind, und denen welche von der kommenden Nationalversammlung werden geschaffen werden, hinsichtlich ihrer rechtlichen Gültigkeit gleichzuachten sind.

Da ausdrücklich von einer „Verkündung mit Gesetzeskraft" gesprochen wird und kein Umstand die Annahme zuläßt, daß es sich hierbei, wie auch bei den übrigen 8 Punkten des sozialistischen Programms, nur um eine provisorische Regelung handelt, unterliegt es keinem Zweifel, daß die Bestimmung: „die Gesindeordnungen werden außer Kraft gesetzt," den verfassungsmäßig entstandenen Gesetzen gleichzuachten ist.

Bei Verkündung der genannten Bestimmung hat der Rat der Volksbeauftragten bekanntgegeben, daß er sich die Aufgabe gesetzt habe, das sozialistische Programm zu verwirklichen. In der Hauptsache kam es wohl darauf an, die preußische Gesindeordnung außer Kraft zu setzen; einmal, weil die Gesindeordnungen der übrigen Bundesstaaten aus späteren Zeiten stammten, demnach den neueren Verhältnissen mehr angepaßt waren, sodann aber in der Hauptsache deshalb, weil sich in der preußischen Gesindeordnung noch Bestimmungen fanden, welche mit einem auf sozialistischer Grundlage aufgebauten Staatswesen nicht mehr in Einklang zu bringen gewesen sein sollen.

Zweifellos enthält die preußische Gesindeordnung, welche übrigens nicht in ganz Preußen, sondern lediglich im Geltungsbereiche des Allgemeinen Landrechts als Gesetz bestanden hat, Bestimmungen, für welche in einem Staatswesen, wie es das des neuen Deutschlands ist, kein Raum mehr ist. Es fragt sich jedoch, ob es zweckmäßig gewesen ist, ein Gesetz formell aus dem Wege zu räumen, dessen dem Gesinde günstige Bestimmungen zweifellos auch fernerhin zur Anwendung gebracht worden wären, während einzelne als besonders veraltete Bestimmungen zu bezeichnende Stellen sicherlich durch Nichtanwendung, durch non usus, allmählich in Vergessenheit geraten wären.

Der neuzeitliche Zug, der durch Deutschland geht, wird auf jedem Gebiete, auch auf dem der Gesetzgebung, eine nachhaltige Wirkung ausüben und wird dahin führen, daß alle gesetzlichen Bestimmungen, deren antisozialer Charakter feststeht, in welchem Gesetze sie sich auch immer befinden mögen, sei es in der Gewerbeordnung, im Handelsgesetzbuch, in Spezialgesetzen oder auch im Bürgerlichen Gesetzbuch, allmählich als unzeitgemäß erkannt und beseitigt werden. Welche gesetzlichen Bestimmungen als veraltet ausgemerzt werden müssen, läßt sich im Voraus nicht übersehen, und es wäre deshalb richtiger gewesen, man hätte mit der Beseitigung einzelner Bestimmungen, der Gesindeordnungen und dieser in ihrer Gesamtheit, gewartet, bis ihr antisozialer Charakter zweifellos erwiesen wäre —, bis die „soziale Revision" sämtlicher Gesetze — eine solche ist doch mit Sicherheit zu erwarten, einsetzt.

Nach der preußischen Gesindeordnung soll das Gesinde keine Bestrafung der Herrschaft wegen Scheltworte und geringer Tätlichkeiten fordern können, wenn es dieselben durch ungebührliches Betragen zum Zorne gereizt hat.

Ferner ist das Gesinde bei verschiedenen Ansprüchen auf die Vermittlung der Polizei angewiesen. Ob diese Paragraphen noch eine große praktische Bedeutung haben? — Es ließen sich noch einige Bestimmungen anführen, welche die heutigen Dienstboten in höchstem Maße als unzeitgemäß empfinden mögen, und deren Abstellung mit Recht gefordert wird. Zweifellos rechtfertigen diese und ähnliche Bestimmungen jedoch nicht die Aufhebung ganzer Gesetze.

Durch die Beseitigung der Gesindeordnungen in ihrer Gesamtheit kommen fortan für die Dienstboten die Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuches über den Dienstvertrag zur Anwendung.

Die preußische Gesindeordnung bestimmt in den §§ 65 ff.:

„Fügt das Gesinde der Herrschaft vorsätzlich aus grobem oder mäßigem Versehen Schaden zu, so muß es denselben ersetzen. Wegen geringem Versehen ist ein Dienstbote nur dann zum Schadenersatz verpflichtet, wenn er wider den ausdrücklichen Befehl der Herrschaft gehandelt hat."

Dem gegenüber bestimmt § 276 Abs. 1 B.G.B.:

„Der Schuldner hat, sofern nicht ein anderes bestimmt ist, Vorsatz und Fahrlässigkeit zu vertreten."

Für die Dienstverpflichteten ist nichts anderes bestimmt, folglich haften sie für Vorsatz und (jede!) Fahrlässigkeit. Das Dienstmädchen also, das beim Reinmachen eine Vase fallen läßt, hätte nach der preußischen Gesindeordnung nur dann Schadenersatz zu leisten brauchen, wenn es bei „geringem" Versehen wider den ausdrücklichen Befehl der Herrschaft gehandelt hätte. Nach heutigem bürgerlichem Recht wäre sie schadenersatzpflichtig.

Dies nur ein Beispiel dafür, daß die Aufhebung der Gesindeordnungen für die Dienstboten in sozialer Hinsicht durchaus nicht nur vorteilbringend ist; die Aufhebung der Gesindeordnungen bedeutet für die Dienstboten anscheinend eine erhebliche soziale Verbesserung ihrer Stellung, sie hat aber Nachteile im Gefolge, welche die gebotenen Vorteile evtl. erheblich zu beeinträchtigen vermögen.

Es soll Sache der Nationalversammlung sein, darüber zu befinden, ob das Gesinderecht durch den Aufruf des Rates der Volksbeauftragten bereits endgültig geregelt sein soll oder nicht.

Die Hochflut der Geschlechtskrankheiten und ihre Beziehungen zur Demobilisation.

Von Sanitätsrat Dr. Ludwig Zippert, Berlin.

Die Rückverpflanzung eines Millionenheeres in sein Heimatsareal ist naturgemäß nicht nur mit gewaltigen technischen Schwierigkeiten, sondern auch mit einer Reihe ernster Gefahren für die Allgemeinheit verknüpft. Abgesehen von wirtschaftlichen Problemen, dem plötzlichen Umbau der disziplinierten Lebensmittelverteilung, der gründlichen Erfassung aller Arbeitsmöglichkeiten, den Siedlungshemmnissen usw. droht dem Lande durch ein überstürztes Zurückfluten von Millionen Heeresangehöriger eine nicht zu unterschätzende Gefahr durch das Einschleppen gewisser mit Recht gefürchteter contagiöser und infektiöser Krankheiten. So begründet auch unsere tiefwurzelnde Zuversicht ist, daß wir in Deutschland gegen Seuchen aller Art durch den Jahrzehnte hindurch bewährten Ausbau der Hygiene gewappnet sind, so können wir doch einer mit elementarer Gewalt auf uns einstürmenden Flut von ansteckenden Krankheiten nur mit ganz besonderen, energischen Maßregeln erfolgreich entgegentreten.

Seit der unvergeßlichen, bahnbrechenden Wirksamkeit eines Rudolf Virchow, eines Robert Koch sind die hygienischen Maßnahmen zur Krankheits- und Seuchenvorbeugung im deutschen Reiche mustergültig und vorbildlich geblieben. Nur so ist es zu erklären, daß während eines viereinhalbjährigen Krieges, der Millionen unserer Soldaten in die fernsten, von der wissenschaftlichen Hygiene kaum berührten Landstriche führte, die Grenzen unseres Reiches in staunenswerter Weise gesichert blieben gegen das Eindringen aller in jenen Ländern endemisch auftretenden infektiösen Seuchen. Wir haben auch jetzt keine Veranlassung, den Einmarsch der Cholera, des Fleckfiebers, der Malaria, der Pocken besonders zu fürchten, obwohl gerade für den Flecktyphus die Abtötung der Infektionsvermittler, der Läuse, durch den zum Teil recht ungeordneten Rückzug unserer Krieger erheblich erschwert ist.

Weit bedenklicher ist unsere Lage gegenüber den Geschlechtskrankheiten. Hier handelt es sich nicht allein um den objektiven Kampf gegen ein Heer von Mikroorganismen, sondern seitens des Patienten auch um die subjektive Ueberwindung eines übermächtigen, elementaren Naturtriebes. Im Verlaufe der oft langwierigen örtlichen Erkrankung und Behandlung wird dieser Trieb keineswegs vermindert, sondern eher gesteigert. Wir müssen also an die individuelle Charakterstärke die höchsten Anforderungen stellen. Die große Schar von Geschlechtskranken, die — noch unvollkommen geheilt — mit zügelloser Willkür ihren natürlichen Trieben nachgeht, bildet die größte Gefahr für das Volkswohl. Eine weitere Gefährdung der Allgemeinheit liegt gerade bei den Geschlechtskranken in der Unkenntnis des Patienten von seiner bereits vorhandenen Erkrankung: Das sogenannte Inkubationsstadium, d. h. die Zeit zwischen dem Ansteckungstermin und dem Auftreten der ersten fühl- und sichtbaren Erscheinungen beträgt bei der Gonorrhoe drei bis neun

Tage, bei der Syphilis drei Wochen. Während dieser Inkubationszeit besteht natürlich bereits die Ansteckungsfähigkeit, ohne daß sich Gelegenheit geboten hätte, den mikroskopischen Nachweis des Neisserschen Gonococcus oder bei der Syphilis des von Schaudinn entdeckten Erregers, der „spirochete pallida", zu erbringen. So haben wir bei den venerischen Krankheiten zwei Kausalreihen, die zu einer schweren Gefahr für den Einzelnen und zu einer sich potenzierenden Gefährdung bedeutsamer volkswirtschaftlicher Werte führen: die bewußte Schädigung seitens der Menge von Charakterschwachen, die — noch nicht gänzlich geheilt — im Kampfe gegen die eigenen Triebe unterliegen, und die Masse derer, die unbewußt während der Inkubationszeit mit den ersten unentdeckten Anfangskeimen die Krankheiten weiterschleppen.

Es kommt besonders bei der Syphilis noch ein in der Praxis oft zu beobachtendes Moment hinzu. Wäre das Leiden mit erheblichen Schmerzen oder längere Zeit hindurch mit äußerlich entstellenden Merkmalen verbunden, so würden sich viele Leichtfertige und Lässige — besonders in der Frauenwelt — prompt einer durchgreifenden Behandlung unterziehen; ohne jeden Schmerz aber und ohne das geringste äußerlich merkbare Symptom sich dem Arzte zu stellen, erfordert schon neben einem gewissen Grade von Willensstärke die klare Erkenntnis der verheerenden Wirkungen, die diese konstitutionelle Erkrankung auch ohne äußere Anzeichen auszulösen vermag.

Damit ergibt sich für die tiefernste Frage, wie der weiteren Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten durch die zurückflutenden Truppenmassen wirksam zu begegnen sei, schon die erste entscheidende Antwort: Aufklärung, immer erneute, unerschütterliche Aufklärung der Volksmenge über die Ursachen, das Wesen, die Heilungsmöglichkeit dieser Krankheiten und über die Kette von Gefahren, die sie unbehandelt oder ungenügend geheilt für den Einzelnen und für die Gesamtheit in sich schließen.

Die „Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten", die bereits ein Jahrzehnt hindurch vor Ausbruch des Weltkrieges mit dankenswertem und durchaus erfolgreichem Bemühen ihre Ziele verfolgt hat, ist in ganz Deutschland mit großzügiger Geste in Wort und Schrift für die sexuelle und sexualpathologische Volksaufklärung eingetreten. Jetzt, da ihre großen Errungenschaften durch die Folgeerscheinungen des Krieges fast illusorisch zu werden drohen, tritt sie als erste mit weitsichtigen und durchgreifenden Vorschlägen auf den Plan. Es gilt, der ungeheuren Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten, von denen die bisher verhältnismäßig wenig durchseuchte Landbevölkerung bereits in erheblichem Maße ergriffen ist, einen Damm entgegenzusetzen. Gegen die Masseneinschleppung seitens der Truppen kommt zunächst nur eine Methode in Betracht: alle Soldaten, die bei der Schlußuntersuchung vor ihrer Entlassung sich noch als krank erweisen, müssen in Lazaretten untergebracht und bis zu ihrer endgültigen Heilung zurückbehalten werden. Denen, die ungeordnet und heimlich ihren Truppenteil verlassen haben, wird unter Bereitstellung eines entsprechenden Fonds kostenlose Behandlung auch durch Zivilärzte zugesichert. Hierbei spielen die von den Landesversicherungsanstalten ins Leben gerufenen Beratungsstellen für Geschlechtskranke, die bereits seit zwei Jahren eine sehr

segensreiche Wirksamkeit entfalten, eine Rolle: ihnen sollen neben den freiwillig sich meldenden Kranken alle diejenigen zugewiesen werden, die sich einer begonnenen Behandlung vor ihrem Abschluß entzogen haben. Erschwerend wirkt hierbei die durchaus berechtigte und unter keinen Umständen zu umgehende Forderung, die Wahrung des ärztlichen Berufsgeheimnisses unbedingt zu sichern. Den Beratungsstellen sollen auch seitens der Krankenkassen durch Einwirkung der Versicherungsämter alle geschlechtskranken Kassenmitglieder zur Beobachtung überwiesen werden. Es ist ferner Sorge zu tragen, daß in allen städtischen Krankenhäusern Deutschlands in Zukunft Spezialabteilungen für venerisch Kranke unter fachkundiger Leitung vorhanden sind.

Die Ueberwachung der Prostitution muß von ganz anderen Gesichtspunkten aus gehandhabt werden als es bisher geschehen ist. Die Polizei glaubte ihre Aufgabe erfüllt zu haben, wenn sie sich in der Hauptsache als Wächterin von Anstand und guter Sitte betätigte; sie nannte die zuständige Abteilung deshalb auch Sittenpolizei. Diese Abteilung muß umgestaltet werden zu einem Amt, das in erster Linie den Zwecken einer humanen Gesundheitskontrolle und Gesundheitspflege der Prostituierten dient.

Von besonderer Wirksamkeit dürften gewisse Bestimmungen eines vom früheren Reichstag ausgearbeiteten Gesetzentwurfes sein, die durch Bundesratsverordnung bereits Gesetzeskraft erlangt haben. Danach wird die nachweislich fahrlässige Verbreitung einer Geschlechtskrankheit mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft. Personen, die geschlechtskrank und verdächtig sind, ihre Krankheit weiter zu verbreiten, können zwangsweise einem Heilverfahren unterworfen, insbesondere einem Krankenhause überwiesen werden.

Höher aber als alle Zwangsmaßregeln ist die freiwillige Pionierarbeit der deutschen Aerzteschaft zu bewerten. Es müssen kurzfristige Kurse eingerichtet werden, in denen die Aerzte sich über die modernsten spezialistischen Untersuchungsmethoden unterrichten können, damit sie befähigt sind, schnell und prompt die Diagnose zu stellen und im Anschluß daran heilend, aufklärend und warnend zu wirken. Die mannigfachen ärztlichen Anregungen, die bei dem Zentralkomitee in Berlin aus allen Teilen Deutschlands eintreffen, sind beherzigt und zum Teil bereits praktisch verwirklicht worden. Wie wir der großen Seuchen, insbesondere der Pocken und Cholera Herr geworden sind, so dürfen wir auch hoffen, unter Einsatz aller erfolgverheißenden Kräfte die Unterminierung der Volksgesundheit und der Volkswirtschaft durch die weitere Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten siegreich zu überwinden.

Die Einheitsschule.

Von Rektor P. Hoche.

Es darf als ein Segen dieses Krieges angesehen werden, daß er uns den Blick geschärft hat für eine der wichtigsten pädagogischen Forderungen, für die der nationalen Einheitsschule. Gewiß fehlte es uns auch bisher nicht an mannig-

faltigen und guten Schulen, aber sie bildeten sozusagen ein „starres System", sie standen untereinander in einem zu geringen organischen Zusammenhange. Das bewies sich besonders in dem Verhältnis der Volksschule zu den höheren Schulen. Wenn ein Kind nicht nach drei bis vier Jahren in die Sexta eintrat, dann hatte es den Anschluß verpaßt, dann war es mit seiner Schulbildung sozusagen auf den toten Strang geraten. Besonders verhängnisvoll erwiesen sich, hauptsächlich in den Großstädten, die Vorschulen. Sie waren, wie es der Berliner Pädagoge Tews bezeichnete, eine wahre Bildungssperre. Denn in der Regel waren sie so vollgefüllt, daß sie allein schon die Sexten über die Maßen füllten, und daß es dem Volksschüler gar nicht möglich war, Einlaß in die Pforten der höheren Schulen zu finden. So schickte mancher Gegner der Vorschule sein Kind in ihre Klassen, nur um ihm einen Platz in der höheren Schule zu sichern.

Die Idee der Einheitsschule verlangt dem Kerne nach eben Einheitlichkeit unseres gesamten Schulsystems insofern, als alle Schulformen und -stufen in lebensvollem Zusammenhange miteinander stehen sollen. Insbesondere muß sich die höhere Schule organisch auf der niederen aufbauen. Es wird also keine Gleichheitsschule verlangt, wie die Forderung der Einheitsschule manchmal ausgelegt wird, wohl um sie zu diskreditieren, denn die allgemeine öffentliche Schule bedarf nach des Münchner Pädagogen Kerschensteiner Ausführungen der Differenzierung aus psychologischen und pädagogischen Gründen. Sie wird verlangt durch die Wachstumsreife des Zöglings, durch dessen Veranlagung für die einzelnen Kulturgebiete und durch die Methoden der Vermittlung der Kulturgüter nach den Zwecken der Schule.

Darin sind sich die Verfechter der Einheitsschule alle einig, daß das Kind in seinen ersten Schuljahren die allgemeine Volksschule zu besuchen hat. Verschiedene Auffassungen bestehen nur darüber, wie lange dies geschehen soll. Namhafte Pädagogen schlagen als Unterbau der Einheitsschule sechs Volksschulklassen vor. Das dürfte auch richtig sein. Man verspricht sich einen großen Nutzen davon, wenn auch das Kind des Vornehmen und Reichen mit dem des kleinen Mannes zusammen dieselbe Schulbank drückt, das soziale Band soll dadurch fester geknüpft werden. Mag sein, aber man gebe sich in dieser Beziehung nur keinen Täuschungen hin. Viel wichtiger sind die anderen, die sicheren Vorteile. Wenn das Kind erst mit zwölf Jahren in die höhere Schule einzutreten braucht, dann können viele Eltern ihre Kinder länger als bisher im Hause behalten, was doch gewiß viel sagen will. Vor allen Dingen aber brauchen sich Eltern erst drei oder sechs Jahre später entscheiden, welche Schule ihr Kind endgültig besuchen soll. In dieser Zeit kann sich Schule und Haus schon ein ziemlich sicheres Urteil über die Begabung des Kindes bilden. Jetzt ist das nicht möglich, und wohin das führt, das geht zur Genüge daraus hervor, daß z. B. im Jahre 1913 auf 40 000 preußische Sextaner kaum 10 000 Abiturienten kamen. Die oberen Klassen sind daher leer und kosten dem Staate ein teures Geld. Besonders kleine Orte würden viel sparen, wenn sie höhere Schulen mit nur Mittel- und Oberklassen einzurichten hätten. Es ist aber auch nicht zu unterschätzen, daß durch die Einheitsschule in weit höherem Grade als bisher tüchtigen Volksschülern Gelegenheit geboten werden soll, höhere Schulen zu besuchen. Die Einheitsschule macht erst

den Tüchtigen die Bahn in Wirklichkeit frei. Wir haben so viele Menschen eingebüßt, daß es an tüchtigen, geistig gebildeten fehlen wird. Die brauchen wir aber entschieden, wenn wir uns behaupten und wieder hochkommen wollen. Können wir uns da den unverständlichen Luxus gestatten, so und so viele Begabungen brach liegen zu lassen? Nein, der Staat muß sie im Gegenteil heranholen, indem er ihnen die Wege ebnet und ihnen, wenn es erforderlich sein sollte, selber die Mittel zur Ausbildung gibt. Das wird einfach zur notwendigen Forderung der Zukunft werden. Freilich wird die höhere Schule eine scharfe Auslese halten müssen, und das ist nur gut so. Es liegt durchaus nicht im Interesse der Gesamtheit wie des einzelnen, wenn kein vermehrtes Bildungsproletariat geschaffen wird. Deshalb sollen auch nicht Stand und Geldbeutel den Ausschlag geben, sondern die Befähigung. Man hat sich ja oft den Kopf darüber zerbrochen, wie man die höheren Schulen von denjenigen Schülern befreien könnte, die nicht in ihre Klassen gehören. Nun, man führe die Einheitsschule durch, und man wird der Lösung der Frage zum guten Teile näher kommen. Wohlgemerkt, es soll bei weitem nicht jeder tüchtige Mensch auf die höhere Schule und auf die Universität, denn tüchtige Menschen braucht eben jeder Stand; wohl aber soll ein jeder dahin, wohin er nach seiner geistigen, technischen und künstlerischen Begabung gehört. Dieser Forderung aber kann die Einheitsschule besser nachkommen als das bisherige Schulsystem. Freilich wird dann noch eine reichere Organisation unserer Schulen, besonders der Volksschulen, hinzukommen müssen, eine Organisation, die sich auf den Begabungsunterschieden der Schüler aufbaut und wie sie beispielsweise im bekannten Mannheimer Schulsystem schon angestrebt worden ist. Es ist durchaus nicht zu verkennen, daß der Einheitsschule auch gewisse Bedenken gegenüberstehen, aber sie verschwinden gegen ihre Vorteile. Wir begrüßen sie daher, nicht nur weil sie die neue Zeit nun einmal doch verwirklicht, sondern weil sie wirklich die beste Schulform der Zukunft ist. Ein Volk, eine Schule! Nur die Einheitsschule kann dieses Leitwort wahrmachen.

Künstler.

Von Dr. Siegfried Seelig.

1. Joseph Schwarz.

Welcher Freund des edelsten Kunstgesanges, der Joseph Schwarz in seinen Verdischen Glanzpartien gehört hat, hätte sich wohl vorstellen können, daß es noch Rollen geben könnte, die dem Künstler Gelegenheit böten, sein gesangliches und darstellerisches Können noch weit besser zur Geltung zu bringen? Und doch ist dies, wie mir der Sänger selbst sagte, der Fall, und zwar bei den Partien des Hans Heiling, des Tell, des Falstaff und vor allem bei dem „Dämon" von Rubinstein. Leider hat er sich in Berlin in diesen Opern bisher nicht zeigen

können, da dieselben nicht auf dem engen Repertoir unseres Opernhauses stehen. Joseph Schwarz bedauert dies ebenso lebhaft, wie es das Berliner Opernpublikum, von dem der Sänger mit großer Dankbarkeit spricht, beklagen wird, daß es bisher noch keine Gelegenheit hatte, Schwarz auch in diesen Partien zu hören. Hoffen wir, daß die geplante Erweiterung des Spielplanes unseres Opernhauses Gelegenheit geben wird, damit der Sänger uns auch diese musikalischen Partien vermitteln kann.

Joseph Schwarz, der zurzeit im siebenunddreißigsten Lebensjahre steht, ist in Riga geboren. Schon als Knabe von sieben Jahren fiel er durch seine Stimme auf. Da in seinem Elternhause seinem Plane, Bühnensänger zu werden, die größten Schwierigkeiten bereitet wurden, so verließ er in ganz jungen Jahren heimlich seine Vaterstadt und zog nach Berlin, um hier Gesang zu studieren. Er hungerte sich hier regelrecht durch, aber keine noch so großen Entbehrungen konnten ihn veranlassen, sein Studium nach dem Willen der Eltern abzubrechen. Robinsohn und Arthur Frank waren seine Lehrmeister. Und schon nach eineinhalb Jahren stand er in Linz auf der Bühne. Von Anfang an bewunderte man neben seiner prächtigen Stimme auch seine große Darstellungsgabe. Das zweite Engagement brachte ihn nach Graz, und von hier aus kam er an die Bühne seiner Vaterstadt Riga, wo er zwei Jahre lang mit Hermann Jadlowker zusammen tätig war. Dann sehen wir ihn an der Wiener Volksoper, wo er jedoch nach zwei Monaten von Mahler für die Wiener Kaiserliche Hofoper engagiert wurde. Hier hatte er häufig Gelegenheit mit Caruso zusammen zu singen, wobei dieser erstaunt war, wie perfekt Schwarz das Italienische beherrschte, so daß er den damals noch jungen Sänger versicherte, er könne an den größten italienischen Bühnen seine Verdi-Partien mit durchschlagendem Erfolge singen. Nach sechsjährigem, überaus erfolgreichem Wirken an der Wiener Hofoper kam er dann 1916 an das Berliner Opernhaus. Bei seinem ersten Auftreten in Berlin sang er die vier Bariton-Partien in Hoffmanns Erzählungen. Er hatte auch hier, wie überall, einen beispiellosen Erfolg und ist in kurzer Zeit der erklärte Liebling der Berliner Opern- und Konzertbesucher geworden.

Die Nachricht von einem Engagement des Künstlers nach Amerika, die ein hiesiges Abendblatt kürzlich verbreitete, trifft, wie ich wohl zur Freude aller Berliner Musikfreunde berichten kann, nicht zu, sondern Joseph Schwarz hofft, noch recht lange in Berlin bleiben zu können, um sich dem Berliner Publikum, dem er, wie er sagt, zu großem Danke verpflichtet ist, auch in seinen oben erwähnten Glanzpartien zeigen zu können.

Der Zensor von Berlin.

Von Karl Fischer.

Gestürzten Kronen und Thronen wird heute keiner eine Träne nachweinen, und niemand wird sich finden, der gefühlvolle Worte in memoriam von Größen pietätvoll prägt, die durch die Revolution zu Fall gebracht worden sind. Und

doch soll hier über einen Mann gesprochen werden, dem durch die Umwälzung aller Dinge Geltung und Gewalt aus der Hand genommen worden ist. Seinen Rücktritt aus dem öffentlichen Leben wird man gewiß im allgemeinen Interesse nicht bedauern, trotzdem aber vielleicht begreifen, daß man sein Wesen und seines Wesens Art beleuchtet, weil viele nicht wissen, wie er war und was er Gutes gewirkt, soweit es die damalige reaktionäre Zeit ihm überhaupt gestattete. Ich meine den Zensor von Berlin, Oberregierungsrat von Glasenapp.

Die Revolution hat bekanntlich die Zensur abgeschafft, die Theaterdirektoren atmen auf, und die Bühnenautoren brauchen fürderhin nicht mehr bei jedem Wort, das sie schreiben, bei jeder Szene, die sie gestalten, scheu nach dem Zensor schielen und prüfend überlegen: Was wird er sagen, wird er still sein, oder wird er streichen? Sie sind einer Last ledig, trotzdem der letzte Zensor von Berlin stets konziliant und verbindlich war und volles Verständnis für die Forderungen der Bühne und die Fähigkeiten der Schriftsteller hatte. Schwer genug wurde ihm freilich sein Liberalismus von den direkten Vorgesetzten, Polizeipräsident und Minister des Innern, gemacht. Denn Herr von Glasenapp war ein Typ des preußischen Beamten, wie man ihn selten sah. Das Schema verabscheute er, und Individualität war bekanntlich den Machthabern des alten Regime ein Greuel.

Unter schwierigen und verwickelten Verhältnissen trat er sein Amt an. Die Zustände der Berliner Zensur waren dermaßen verfahren und verworren, daß es hoch an der Zeit war, Reih und Richtung in ein Chaos zu bringen, und das um so mehr und um so notwendiger, als der Machtspruch des Zensors von Berlin präjudizierend wirkte für fast alle Bühnen Preußens. Von jenem famosen Leiter der Berliner Zensur, der einst beim Anmarsch der Sudermann und Hauptmann und Halbe die wunderschöne Kritik geübt: „Die janze Richtung paßt mir nicht!" bis hinunter zu Herrn Dumrath, der erst Zensor war und dann Leiter des — öffentlichen Fuhrwesens wurde, zieht sich wie ein brutaler Gedanke die Strenge gegenüber Direktor und Autor, eine Strenge, die mit Sachkenntnis auch nicht mal im hundertsten Glied verwandt oder verschwägert war. Und dann kam Glasenapp, unterstützt durch den leider zu früh verstorbenen Regierungsrat Possart, den Sohn des bekannten Münchener Hofschauspielers, und hat aufgeräumt. Es ging dabei häufig genug hart gegen hart, und besonders heftige Kämpfe hatte er mit seinen Vorgesetzten zu bestehen, als es sich um Wedekinds „Frühlingserwachen" handelte, dessen Freigabe für das damals unter Leitung von Reinhardt stehende Kleine Theater er siegreich durchsetzte. Heute erscheint uns das alles freilich eine Selbstverständlichkeit, doch damals war es ein Ereignis.

Jetzt ist er in den Schatten zurückgetreten, der nach Anerkennung und Weihrauch niemals gegirrt hat. Ja, ich glaube, er besaß nicht einmal irgendeinen „besseren" Adler oder Kronenorden. Und das war doch das einwandfreieste Zeichen für einen braven Beamten der alten Schule. Autoren und Direktoren aber werden den letzten Zensor von Berlin in gutem Andenken behalten. Von jedem der Herrschaften aus der preußischen Beamtenhierarchie, die vor dem 9. November das Heft in der Hand hatte, kann man das wahrlich nicht behaupten!

„Räte“.

In des Krieges Qual und Nöte
Brachten uns mit Vehemenz
Die „wirklich geheimen Räte“,
(Mit dem Titel „Exzellenz“!)
Diese haben sich verkrochen
Als der Krone Glanz erblich.
Ihre Macht ist nun gebrochen,
Aber besser ist es nich'. — —

Denn im neuen deutschen Reiche,
Ueberall in Stadt und Land,
(Ach, daß es 'nen Stein erweiche!)
Sind die „Räte“ schon zur Hand! —
Es „beratet“ uns der „Bürger“-,
Der „A.-S.“- und „Vollzugsrat“.
Einer nennt den andern „Würger
Des Errung'nen“ und am Staat.

Freunde, bleibt mir bloß gewogen!
Diese „Räte“ lieb ich nicht!
Allzu oft sind wir betrogen,
Wenn ein „Rat“ voll Weisheit spricht!
Wenn ich schau nach ihren Taten,
Nur zu oft ich sagen kann,
Daß die „Räte“ s i c h zu raten
S e l b s t nicht wissen dann und wann! — —

Alles geht schon in die Brüche.
Wer regiert uns? — Weiß man's noch?
Wer in der polit'schen Küche
Ist denn nun der erste Koch?
Wie „entraten“ wir der „R ä t e“
Uns nun — frag ich hin und her?
Wenn doch jemand Antwort böte!
„G u t e r R a t i s t w i r k l i c h s c h w e r!“

Dr. S i e g f r i e d S e e l i g.

Manifest gegen die Dummheit.

Von Hans Natonek.

Am Tage der allgemeinen Selbstbesinnung — der nahe ist — wird sich in der Welt ein gewaltiger Kampfruf gegen den Erbfeind der Menschheit erheben. Am Tage der Abrüstung — der kommen muß — wird und muß ein geistiges Wettrüsten für einen neuen Feldzug einsetzen. Kampf aller Dummheit! Die Zeit ist da! Denn die Menschheit, aus dem Blutrausch erwacht, findet sich mit ernüchterten Augen an den wüsten Gestaden des gepeinigten Lebens wieder. Man wird erkennen: die Dummheit ist allen Weltübels tiefster Urgrund; wird erkennen, wie jeder Krieg, wie jedes Verbrechen, jede Not aus Dummheit entstand. Und dann wird ein befreiender Vernichtungskampf gegen diesen Feind der Menschheit losbrechen.

Die überwiegende Mehrheit der Mitmenschen ist dumm. Es wäre eine falsche Menschenfreundlichkeit, der Zeitgenossenschaft diese Feststellung zu verheimlichen. Das gesamte Leben ist ein Resultat dummer Gesinnungen und falschen Denkens. Jede Nichtsnutzigkeit und Schlechtigkeit ist nur möglich, weil sie auf dem faulen Boden der Dummheit sich myriadenfach, wie Fliegenbrut, vermehrt. Wenn irgend jemand Krieg brüllt, brüllen es hunderttausend Stimmen nach, und hui, da fallen auch schon französische Fliegerbomben auf Nürnberg (oder war es Ingolstadt?), wiewohl nicht das Mindeste gefallen ist, als die Menschenvernunft. Das Unsinnigste wird geglaubt und das Sinnloseste geschieht. In solcher Umdunkelung des menschlichen Gehirns, in den Gaswolken der losgelassenen Phrase, in der jeder klare Ausblick und die ruhige Ueberlegung schwindet, werden immerhin Erklärungen von einiger Tragweite abgegeben: zum Beispiel Kriegserklärungen.

Das sogenannte Herz (fälschlich auch Gemüt genannt) geht dem Menschen durch, weil die Vernunft zu schwach ist, es zu zügeln. Ohne diese Lenkung aber jubelt das Herz jeder beliebigen Tollheit zu und begeistert sich für den Unwert. Und das Dümmste ist, daß der Mensch auf sein „Gemüt" auch noch stolz ist. Ja, dies ist in der Tat das Dümmste, es ist die Dummheit selbst: Diese Ueberschätzung des Gemüts, wiewohl es von Uebel sein kann und die Mißachtung der „kalten" Vernunft, wiewohl sie, „ein Strahl des Göttlichen", die Welt zur höchsten Vollendung führen könnte.

Neben dem Gemüt ist es eine gewisse Findigkeit und Pfiffigkeit, eine Art zerebrale Geschicklichkeit, die den Menschen nicht zu der Erkenntnis kommen läßt, wie dumm er ist. Auf technische Erfindungen und sonstige äußere Errungenschaften, die in ihrem Wert oft sehr fragwürdig sind und die die Menschheit völlig problematisch macht, indem sie sich des Ingeniums weniger Erleuchteter bemächtigt, — auf diese Errungenschaften ist sie vollends stolz. Die mit kindlichem Eifer registrierte Summe aller Errungenschaften nennt sie Fortschritt, gleichgültig, ob er zum Guten oder zum Bösen führt. Die Erfindung des Aeroplans: gewiß eine herrliche Tat. Aber die Dummheit des Menschen macht das Errungene wieder zunichte, indem die fliegende Maschine mit hunderten

Zentnern Ekrasit auf Menschen und Städte losgelassen wird. Die Maschine ist der Stolz und Liebling der Menschenfamilie; sie bringt uns allerdings rascher vorwärts, nur übersehen wir dabei, daß wir meist unter ihre Räder kommen. Ein Schritt vorwärts und zehn zurück: das ist der Fortschritt. Vor 300 Jahren mordeten sich die Menschen mit Sensen und Feuerbüchsen, die zwar imposant donnerten, aber wenig töteten; heute haben wir Handgranaten, Flammenwerfer und Maschinengewehre, deren exaktes, schlichtes Tack-Tack-Tack Menschenreihen niedermäht. Wie kindlich freuten sich die Menschen in den ersten Kriegsjahren, daß auch der Tod ein Großbetrieb geworden ist, dessen maschinelle Gewalten sozusagen rhythmisch — tack-tack-tack — arbeiteten! Das war doch eine Errungenschaft! — Der Glaube an den Fortschritt ist (neben den bereits genannten) eine der Quellen, aus denen die Dummheit unaufhörlich neue Nahrung erhält.

Aber die Dummheit wäre nicht vollkommen, wenn sie nicht gewisse Ehrbegriffe hätte. Der hohle Kopf wird feierlich und mit Würde getragen. Es gibt eine Waffenehre und eine militärische Ehre und eine nationale Ehre und eine studentische Ehre und tausend andere Ehren. Aber merkwürdig: die Summe aller dieser Ehren ergibt noch lange nicht die Menschenwürde, auf die allein es doch ankommt. Ja, bei näherem Zusehen zeigt sich, daß die Menschenwürde um so mehr mit Füßen getreten wird, je hartnäckiger die Vereinsfahnen der partiellen Ehren hochgehalten werden. Zu einer wahren Menschenwürde hat man es, trotz so vieler Einzel-Ehrbegriffe, und gerade deswegen, noch nicht gebracht.

Das Gemüt, die Findigkeit, die Errungenschaften, der Fortschritt und die unterschiedlichen Ehrbegriffe — dies sind die Wächter der Dummheit (es gibt ihrer aber noch mehr). Gemüt — das sind beileibe nicht die tiefen Gefühlskräfte, die den Menschen zielbewußt leiten und die man auch Vernunft nennen kann; dieses sogenannte Gemüt ist ein triebhaftes, ehr- und streitsüchtiges, von Trotz und Tränen, von Hysterie und Hitze bewegtes, richtungsloses Perpetuum mobile. Und Findigkeit — dies ist nicht der helle Witz eines souveränen Kopfes, sondern Dressur und Praxis, die sich das vom Genius Errungene als Errungenschaft nutzbar zu machen versteht. Um den Nutzen, den Vorteil, die Macht, Berufs- und Standesinteresse zu behaupten, erfand man die unterschiedlichen Ehrbegriffe. So, hundertfach geschützt, gut verborgen, daß man ihr kaum beikommen kann, lauert, im innersten Kern der Dinge, die Dummheit.

Nie wird die Dummheit sich ihrer selbst bewußt; davor schützt sie ihr Stolz auf „Gemüt", „Fortschritt" und „Ehrenkodex". Diesen Stahlpanzer aus Stolz vermag auch der glühende Strahl der Vernunft nie völlig zu schmelzen. Dennoch muß er es immer wieder versuchen. Zum Wesen der Dummheit gehört unzertrennlich (wie schon ein altes Sprichwort kündet) der Stolz, die Selbstgewißheit; diese wiederum bewirkt, daß die Dummheit vollkommen ahnungslos bleibt, wie dumm sie ist. Um die Menschheit zur Vernunft zu bringen, muß man ihr vorerst die Überzeugung ihrer Dummheit beibringen. Das ist ein hartes Stück Arbeit, aber sie lohnt. Denn in dem Augenblick, wo der Mensch seine Dummheit fühlt, weicht ihr Fluch. Die Weisheit des Sokrates war nichts anderes, als das Wissen um den eigenen Unverstand.

Dieses Wissen wird — hoffen wir es — der Menschheit durch die Liquidation des Weltkrieges geschenkt werden. Der Weltfluch der Dummheit erzeugte die grandiose Tollheit des Weltkrieges. Man kann diesen nicht liquidieren, ohne zugleich die menschliche Dummheit im Strahl der Vernunft aufzulösen.

Das junge deutsche Drama.

Von Dr. Kurt Bock.

Die älteste Philosophie schon spricht es aus, daß Leben nur aus dem Gegensatz zweier einander feindlichen Elemente entsteht. Dieser Satz hat auch vollauf Gültigkeit in seiner Anwendung auf die dramatische Kunst: nur der Widerstreit von Seelen und Ideen erzeugt Dramatik. Nur der Streit ist Born der Tragik, Ruhe ist lyrisch.

So kann und muß denn als der Dornröschenkuß des deutschen Dramas die Einführung Shakespeares bezeichnet werden, die sich durch die Übertragungen der Romantiker vollzog. Jede neue Dramatik — Praxis und Theorie — muß auf dem großen Angelsachsen fußen, muß jedoch auch aus der griechischen Tragödie lernen, daß der Grundstein eines jeden szenischen Aufbaues eine kristallklare Entwicklung der im Werke sich bekämpfenden Ideen ist.

Das in heißem Kampf ersehnte neue, deutsche Drama hat nun diese Ziele zu erstreiten: einen szenischen Gang der Handlung, der in Wort gegen Wort, Auftritt gegen Auftritt, Akt gegen Akt vollendet und logisch antithetisch ist — eine Handlung, die selbst im geringsten begründet ist durch eine haarscharfe Psychologie der Personen, und schließlich eine poetisch gesteigerte Sprache, die all unsere erst jüngst erforschten seelischen Werte und neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Kultur und Industrie zu fassen vermag, ohne naturalistisch zu wirken.

Aus der verheißungsvollen Sturm- und Drangperiode wurde die erste Sonnenzeit des deutschen Dramas geboren: urdeutsch sind Faust, Götz, Max Piccolomini und Gretchen. Das sind keine Schatten, sondern Menschen mit Fleisch und Blut; das ist keine Kasperlebude, in der aufgezogene Puppen lispeln, sondern ein Ideenkampf, ist kein zotiger Ulk, sondern Gift, bitteres Gift. Und schmerzen soll auch das Drama, wie helles Licht in den Augen brennt. Es soll nicht in süße Träume lullen wie eine salbungsvolle Predigt, sondern soll eine aufrüttelnde Philippika sein. Goethe, Schiller und Lessing haben uns dieses Drama geschenkt. Ebenso schön in ihren Leidenschaften sind Hebbels Menschen, die von den ringenden Ideen gegeneinander gepeitscht werden, daß sie fast willenlos scheinen. Kleist und Grillparzer waren Romantiker und Klassizisten von hoher Eigenart; Ludwig und Anzengruber schufen abseits der erziehenden dramatischen Theorie Werke von erhabener Leibhaftigkeit. Nach dieser Blütezeit, mit diesen Größen war der frische Geist des deutschen Dramas erschöpft. Der dann auftretende französische Einfluß steif-deklamatorischer, grellbunter Dramatik (Dumas und

Hugo) beherrschte jahrzehntelang unser Land wie schon vor Lessings Tagen. Der Hilferuf der Brüder Hart verhalte echolos. Wildenbruch brachte eine, wenn auch starke Neugeburt von Schillerschen und Kleistschen Formen und Inhalten. Sudermanns Schöpferkraft fand im „Fritzchen" seine Grenzen und seine Höhe und veräußerlichte dann. Die Fulda, Schnitzler, Holz, Halbe, Hartleben, Lindau, Rosmer und viele, viele andere entbehren der weihenden, stählenden Kraft. Ein Problem jedoch von größter Bedeutung ist Gerhart Hauptmann. Er hat sich aber noch nicht zu dem hell strahlenden Lichte des alles regierenden Ideenkampfes über die Darstellung einzelner Menschenschicksale emporgestritten. Seinem Stil wie seinen Gedanken fehlt das klare Erkennen und logische Fortschreiten, nur naives Fühlen hilft der Idee (das soziale Mitleid) durch ein fortwährendes Dämmerlicht weiter. Hauptmanns Suchen in den verschiedensten Formen und Gebieten (Ibsen, Tolstoi, Goethe, Maeterlinck) beweist das schon. Mehr Blut, mehr Florian Geyer!

Das allerjüngste Drama nun — ich spreche nur von dem, das von tiefem Durchdenken Zeugnis gibt — brachte auch keine Einheit jener oben kurz genannten drei Grundforderungen, sondern nur hohe Vollendungen einer jeden einzelnen.

Frank Wedekind gab uns wieder Sturm- und Drangschwung, Johannes Schlaf wandte die epische Psychologie der Neuzeit in wunderbar zarter Weise auf das Drama an und Hugo von Hofmannsthal ließ seine Personen eine neue, prächtige Sprache reden, die für alle modernen Werte einen poetischen Ausdruck findet.

Auf den Naturalismus und das aus gänzlicher Ratlosigkeit geborene Überbrettl folgte neues sehnendes Suchen auf allen Wegen:

die Neu-Romantik, die eine verschleierte Wirklichkeit hinter ästhetischer Formengebung verbirgt: Hugo von Hofmannsthal, Ernst Hardt, Eduard Stucken, Karl Vollmoeller, Fritz Lienhard;

der Naturalismus, auf heimatlicher Scholle fußend: Fritz Stavenhagen, Karl Schönherr;

die Ideengroteske, die den Eindruck der Außenwelt zum Spuk verzerrt: Frank Wedekind, Georg Kaiser.

Daneben suchen aus Hebbel und Shakespeare junge Kraft: Wilhelm Schmidtbonn, Herbert Eulenberg, Paul Ernst, Wilhelm von Scholz.

Immer mehr zeigt sich der Zug zu antirealistischer Kunstauffassung, die den dramatischen Angelpunkt in die Innenwelt verlegt, also Ideen verkörpert, nicht mehr durch den Streit der körperlichen Welt Ideen vermittelt: Expressionismus. Diese neuen Pfade fanden unsere Jüngsten: Hasenclever Essig, Kokoschka. Auf diesem Kunstwillen beruht jähe Vorliebe für Strindberg, der sein subjektives, wirres Traumleben uns spukhaft auf die Bühne stellt, widersprechend aller Wirklichkeit aber magisch bannend wie ein Albdrücken.

Wedekinds jüngere Dramen haben die Hoffnung, die uns „Frühlings Erwachen" und „Erdgeist" weckten, zu nichte gemacht. In diesen Erstlingen aber liegt eine blendende Kraft des Ausdrucks im Worte selbst. Schlag gegen Schlag fällt logisch aufeinander, Idee prallt gegen Idee und das ganze ist ein

leidenschaftlicher Kampf auf Leben und Tod bis zum hohnlachenden Siege der einen Idee. „Dieser Dichter, dieser Künstler ist gleichzeitig ein Lebensweiser. Hinter all diesem Gewimmel steht Weltanschauung, steht der Sinn des Lebens." (O. J. Bierbaum.) Hier ist kernechte Dramatik wieder aufgefunden; Wedekind hätte das neue, deutsche Drama schaffen können, wenn er Sprache und Psychologie seiner Werke, die beide nur dilettantisch, aber ernst und lebenskräftig begonnen waren, nicht ganz verzettelt hätte. Wenn er „die leise, absonderliche Verzerrung", in der er, wie Alfred Kerr sagt, die Welt malt, nicht zur Hauptsache hätte werden lassen, so daß seine letzten Werke nur noch exzentrische Grotesken voll sinnloser Späße und komisch wirkenden Tiefsinnes sind.

Sein Antipode ist Johannes Schlaf. Ihm fehlte alle kampffrohe Leidenschaft, jene Grundidee eines jeden Dramas: „der sich selbst setzende Konflikt," wie ihn Wilhelm von Scholz nennt, d. h. der Gegensatz, der in jedem Grundthema schon an und für sich geborgen liegt, wie z. B. dem Begriff der Liebe seine Verneinung: der Haß unlöslich verwandt und doch Urfeind ist. Aber Schlafs spitzige, feine Entwicklung der Gedanken und dann der Tat aus Seele und Charakter heraus, sein Belichten der tiefsten Antriebe und sein reines Herausarbeiten der kleinsten, psychischen Nerven ist ein Erfolg, der unbedingt für die Zukunft einen Teil des deutschen Dramas ausmachen muß, ist aber auch der Gipfel einer Jahrhunderte langen Entwicklung, den zu überschreiten nur spielerische Künsteleien bringen dürfte.

Hugo von Hofmannsthal nun, den die Kritik vergangener Tage mit dem wohlfeilen und beliebten Titel eines „bildungssatten Dekadenten" abzufertigen vermeinte, ist wohl der einzige, bei dem man von einer lichten, fruchtbaren Zukunft reden kann. Er hat die jungdeutsche, poetische Sprache geschaffen. Seine lyrische Kunst hat eine wundervolle Stimme gefunden für das feine Denken und Fühlen des modernen Menschen mit seinem umfassenden Wissen auf allen Kulturgebieten. „Hier führt, wie Rudolf Borchardt sagt, die instinktive Ökonomie, die den großen Künstler macht, den trunkenen Jubel mit einer heimlichen Sicherheit, einem Maße, einem Takte und zugleich einer lächelnden Leichtigkeit, der nur die deutsche Musik Analogien bietet." Eine große Gefahr dieses Pathos ist es, daß alltägliche Worte, die sich bei Hofmannsthal noch oft einmischen, sofort als banal ins Auge springen. Für das Drama jedoch entspringt aus diesem Stile notwendig ein Fehler, der in dem Hofmannsthalschen Worte ausgesprochen ist:

„So dünkt mich ist das Leben hier gemalt,
Mit unerfahrnen Farben des Verlangens
Und stillem Durst, der sich in Träumen wiegt."

Seine Szenen, wie „Der Tod des Tizian" und „Der Tor und der Tod" sind durch und durch lyrisch, sind nur Stimmungen ohne belebende Konflikte. Die folgenden „Hochzeit der Sobeide", „Der Abenteurer und die Sängerin", „Kaiser und Hexe" u. a. sind schon durch etwas treibende Handlung blutvoller geworden, ihre Entwicklung ist aber nicht wie Sturm und Streit zweier Heere, sondern wie das feierliche Schreiten von Priestern. Die jüngste Zeit seines Schaffens zeigt

jedoch Versuche — nur so sind diese Bühnenwerke zu nennen — die einen starken Kämpferton üben, wie wir ihn verlangen. Aus den gegebenen Vorwürfen der griechischen Dramen, die für Hofmannsthal wegen ihrer Mischung größter Dramatik und tiefster Lyrik auch die geeignetsten waren, formt er neue Werke, wie die „Elektra". Hier schreit rasende Verzweiflung nach Rache und verklingt in einem gräßlichen Ton wie die Tuba eines Sterbenden. Sein „König Oedipus" jedoch ist dem hochdramatischen Sophokleischen Werke gegenüber auf eine Grundstimmung lyrischen Charakters gebracht worden, die einen Rückschritt bedeutet. Diese Versuche lassen in uns aber die Hoffnung nicht schwinden, daß Hugo von Hofmannsthal noch einmal einen Stoff finden wird, der Gift in die Schemenwelt seiner lyrischen Traumgesichte bringt.

Die übrige neudeutsche Bühnenkunst läßt sich, so eigen sie auch bei mehreren spricht, unter die drei Prinzipe und Dichter einordnen. Es überwiegen die rein lyrischen Talente. Stuckens Mysterium „Gawan" fehlt der harte, dramatische Stil; er schreibt ein absonderliches Versmaß, das nur starre Bewegungen auf hohem Kothurn zuläßt. (Ebenso in „Lanval".) Dieselbe feierliche Stimmung liegt über Vollmoellers Werken: zu nennen sind: „Catharina, Gräfin von Armagnac", eine dramatisierte Ballade, und „Assüs, Fitne und Sumurud", dieses von einer seltenen Schönheit der Idee, von zarten Linien und von dem schwermütig geheimnisvollen Duft der Märchen aus Tausend und einer Nacht, aber planlos und verwirrt. Beiden Dichtern fehlt jene scharfe Psychologie, die die Gestalten trennt; das ganze Drama spricht ein und dieselbe Sprache, die auch allzu häufig durch banale Redensarten in ihrer Wirkung zerstört wird. Ähnlich geht es Ernst Hardt, der in seinem vielumstrittenen „Tantris der Narr" doch nur ein gleißendes Prunkgefäß ohne einen echten, klaren Wein gibt. Eine zu prächtigem Schwunge aufgebauschte Sprache tönt deklamatorisch steif in den Ohren, ein seelisch ergreifender, mitreißender Inhalt fehlt. Fritz Lienhards Werke tragen auch dieses stolze Gewand.

Das Ur- und Schlußbild des Suchens und Irrens auf diesem Holzwege aber bietet der „Tobias Buntschuh" von Karl Hauptmann, voll innig zarter Lyrik und starker Ideen, aber verdunkelt und verwirrt in vollkommener Zusammenhangslosigkeit. Eine burleske Tragödie, die planlos zerfahren ganz die willensstarke Hand ordnender und streng führender dramatischer Idee entbehrt.

„Glaube und Heimat" Karl Schönherrs ist schlicht, aber allzu sehr auf den Bühneneffekt zugespitzt. Aber Heimatseele und Bauernkraft stecken in ihm und erdenfester Wille. Schönherrs Wurzel ruht im Volkstümlichen. Daher ist auch sein bestes die Komödie „Erde", die so stark vom grimmig-ergötzlichen Humor des Landvolkes durchsetzt ist. Die feine, bissige Tragikomik ist bei ihm künstlerisch stärker als die düsteren Holzschnittfiguren seiner neuen Dramen.

Erwähnt muß hier auch die eigentümliche Bühnentheorie des Georg Fuchs werden. In seinem Buche „Die Schaubühne der Zukunft" will er als Hauptzweck des Dramas nur ästethische Wirkungen zulassen, also prunkvolle Worte, schöne Mimik, Tanz, feierliche Musik. Ebenso wirft er natürlich auch den Plunder der Requisiten aus der Bühne und erneuert die griechische Naturbühne. Die moralische Wirkung des Theaters ist so ausgeschaltet.] Psychologie und damit

die eigentlichste starke Dramatik passen nicht auf seine Bühne, die eben nur den realen Rahmen für die modernen lyrischen Werke schaffen will.

Auf Shakespeares, Hebbels und Wedekinds Spuren geht ein hoffnungsreicher Künstler, Herbert Eulenberg, dessen Menschen leidenschaftsvoll und düster-wild fast bis zum Wahnsinn sind. Auch er muß die Rauheiten des dramatischen Kampfes durch das Blumengewinde der Lyrik verbergen und zu einem einheitlichen Bilde schmücken. Seine barocke Gestaltungskraft bleibt matt hinter der Phantasie zurück.

Fest gehämmert scheinen die Arbeiten von Wilhelm Schmidtbonn; gefühlsstark und hart zusammengefügt sind seine Menschengestalten, Standbilder, „Mutter Landstraße", „Graf von Gleichen", „Der verlorene Sohn", „Zorn des Achilles", „Spielender Eros". Fast scheinen sie stillstehende Charakterbilder wie die Erzählungen in seinem „Wunderbaum". Episoden mehr denn Dramen.

Auch eine Wiedergeburt des historischen Dramas schenkte uns die Kriegszeit: Heinrich Manns „Madame Legros", ein Schauspiel, das alle altguten Anforderungen mit dem Wollen der neuen Kunst glücklich vermählt.

Ebenso wertvoll — wenn auch leider noch im stillen Winkel blühend — ist das neue, deutsche Märchenspiel, das uns Max Jungnickel auf den Weihnachtstisch legte. Bisher wurde nur „Der Himmelsschneider" „Die blaue Marie", „Sternenkantor" aufgeführt, kleinere Spiele wie „Die Frühlingsfuhre", „Bettel-Christel" warten noch in zierlichen Büchern auf die belebende Hand eines feinsinnigen Dramaturgen. Etwas Langentbehrtes, Totgeglaubtes ist uns hier erstanden, das Humperdincks Musik bisher neben sich schmerzlich vermissen ließ: das gute, alte, deutsche Volksmärchen. All die geheimen Seligkeiten unserer Jugendträume, die in uns ja doch immer noch so lebendig weiterwirken, eine kleine liebe Welt voll seliger Schönheit und seelischen Ausruhens ist zu neuer, ungeahnter Herrlichkeit auf die Bühne gestellt. Es ist unsere Welt mit Freud und Leid, Glück und Sorge, die sich hier abspiegelt, erhoben in die unbehinderte Sphäre frei gestaltender Phantasie und beherrscht von Ernstem, Kunstvollem, umstrahlt von erlesener, singender Sprache und innerlich erleuchtet von einer Weltanschauung herzlicher Liebe und verstehender, helfender Güte. Eine Kulturtat, Weckruf zu deutscher Gesinnung und Wegweiser zum deutschen „Gemüt", das so arg verlästert vor der Maschinenzeit flüchtete in stille Herzwinkel.

Der expressionistische Wille der jüngsten Generation wirft auch auf die Bühne seine zuckenden Lichter. Vielversprechend und vielverschrien sind schon Kaiser („Die Sorina", „Von morgens bis mitternachts"), Kornfeld („Verführung"), Hasenclever („Sohn"), Essig und der Maler-Dichter Kokoschka. Der Sinn des Lebens wird Gedanke, der Gedanke wird Fleisch und irrlichtert über die Bühne, brutal in toller Realität und gespenstisch in gedankentiefer Mystik. Unvermittelt blüht auch zarte Lyrik auf. Platonisches Weltbild, antike Komödie und geoffenbarte ewige Idee wird von diesen erwartet.

Das Wichtigste in diesem Hexenkessel ist die Gärung! Die frische, sprudelnde

Kraft, die keine Spur des Erlahmens zeigt, sondern gesund sich entwickelt, bis ihre Zeit gekommen ist, wo sie die strahlende Fackel in den Himmel reckt.

Viele der Heutigen jedoch drohen in einen bedenklichen Fehler dadurch zu verfallen, daß sie an die Geburt des Kunstwerks aus der Ekstase glauben. Die eherne Zeit jetzt wird aber auch das lehren, das nicht der Rausch, nicht krankhafte Suggestion zur Tat führen sondern einzig und allein die gezügelte Leidenschaft, der begeisterte Willen!

Der Dramatiker muß wie ein Feldherr sein, der die Schlachtreihen ordnet, und über dem Streiten der Menschen muß der Kampf der Ideen sein, wie in germanischer Sagenzeit über dem Toben der Helden auch die Walküren um den Sieg rangen.

Aus der Antithese zweier Grundgedanken muß jubelnder Sieg und tödliches Verderben entspringen. Hebbel sagt von der tragischen Idee, daß sie „im ersten Akt als zuckendes Licht, im zweiten als Stern, der mit Nebeln kämpft, im dritten als dämmernder Mond, im vierten als strahlende Sonne, die keiner mehr verleugnen kann, und im fünften als verzehrender Komet hervortreten muß".

Zur Entstaatlichung der Kirche.

Von Laroche.

Eine der ersten Großtaten der neuen Regierung war der laut verkündete Entschluß, die Kirche vom Staate zu trennen. Seitdem haben wir in ungestörter Ruhe Bußtag und Weihnachten auf altehrwürdige Weise gefeiert, da überrascht uns die neue Sensation, daß der Austritt aus der Kirche erleichtert — nicht etwa wurde, o nein — werden soll. Wann? Das überlassen wir den Herren vom Amt. Wir überlassen ihnen auch die Entscheidung, ob es jetzt wirklich keine wichtigeren Fragen zu erledigen gibt, als das Problem: soll man seine Austrittserklärung zweimal bestätigen oder kann schon eine einmalige Abmeldung genügen?! Da aber die Herren vom Amt den Austritt aus der Kirche zu erleichtern und sie vom Staat zu trennen — scheinbar schleunigst — gewillt sind, lohnt es sich, einen Blick über eventuelle Vor- und Nachteile dieser Maßregel gleiten zu lassen.

Der augenfälligste Vorteil, der alle Schäden überwiegt, ist die Befreiung von dem Zwang, für eine Sache zahlen zu müssen, der man fremd oder gar feindlich gegenübersteht. Für die Kirche bedeutet das: Verminderung der Einkünfte oder stärkere Heranziehung der Gläubigen. Vor die Frage gestellt: glauben und dafür viel zahlen, oder auf den Ritus verzichten und dafür von den Ausgaben befreit werden, wird nur der wahrhaft Fromme im ersten Sinne entscheiden. Die Zahl der Kirchengänger, der zum Schein Glaubenden wird sich vermindern, aber was die Religion an Ausdehnung verlieren wird, wird sie an Tiefe

und Echtheit gewinnen. Auf sich selbst gestellt, wird die Kirche nicht mehr Kompromisse mit dem Staat und der Politik schließen müssen, sondern sie kann sich rein ethischen Fragen widmen und aus der innersten Ueberzeugung heraus sich läutern und klären.

Auch ihre Jünger, die Priester, werden nach dieser Reform umlernen müssen. Unterworfen den Marktverhältnissen, d. h. dem freien Angebot und der freien Nachfrage nach Glauben werden sie aus den sicheren Verhältnissen hinausgeschleudert und mitten in den Konkurrenzkampf gestellt. Jeder Neugeborene ist nicht mehr automatisch ein neues Mitglied der Gemeinde, und der verstorbene Ketzer kann nicht von der „geweihten" Erde ausgeschlossen werden. Der neue Dienst wird ganz andere Anforderungen an die Priester stellen, und zu der vergrößerten Mühe kommt eine vergrößerte Unsicherheit hinzu. Auch die Priester werden das Ueberangebot, die Auslese der Tüchtigen, die Schwankungen des Marktes kennen lernen. Hier wird Platz nur für die sein, die mit Leib und Seele Priester sind, denen dieser Beruf Bestimmung ist, die bereit sind, für ihn Hunger und Tod zu erleiden. Mit solchen Jüngern wiederum kann die selbständige rücksichtslose Kirche zu einer ungeahnten Macht emporblühen. Das ist die große Gefahr dieser Reform. Nicht in der Machtvergrößerung der Kirche liegt sie. — Auf legalem Wege erworbene Macht einer Konstitution erweist nur ihre Notwendigkeit und Ueberlegenheit. Die Gefahr liegt in dem Worte „rücksichtslos". Es ist nur zu bekannt, daß die Kirche in ihrer ganzen Geschichte keine Rücksichten nahm. Jedes Mittel war ihr recht, wenn es ihren Zwecken diente, und es ist schrecklich auszudenken, was ein auf diese Art von verbissenen Fanatikern geführter Kampf anrichten kann. Es wird stets eine der wichtigsten Aufgaben der Regierung sein, zu beobachten, wie die Kirche ihre Freiheit gebraucht. Eine weitere Gefahr wäre, daß die Kirche in der Suche nach Existenzmitteln Einlaß in die Häuser der Millionäre findet, und daß diese in ihrem Ehrgeiz geschmeichelt sich einen Sport daraus machen, Kirchen zu unterhalten. Wir finden solchen Zustand in Amerika, wo eine ganze Kirchengemeinde oft von einem reichgewordenen Brauereibesitzer oder ähnlichen Gentlemen abhängt. Außer dem demoralisierenden Einfluß auf das Volk und die Priester, außer dem unnütz verschwendeten Kapital, ist so eine Kirche eine Brutstätte für Schmarotzer aller Art. — Auch hier wäre ein wachsames Auge der Regierung das Abhilfsmittel.

Sodann gehört hierher noch die Frage des Religionsunterrichts. Sollte er, wie es geplant ist, aus den obligatorischen Fächern gestrichen und nur den Kindern der gläubigen Eltern erteilt werden, so wäre er eine furchtbare Ungerechtigkeit diesen zukünftigen Staatsbürgern gegenüber. Während die Andern frei und unbekümmert aufwüchsen, müßten sie mit Scheuklappen und beengt in das Leben treten. Allen Kindern muß populäre leichtfaßliche Ethik beigebracht werden, die in einer Uebersicht aller Religionen gipfelt. Wenn wir dann noch in zwei Generationen die mit Dogmas wohlversehene Kirche alter Art besitzen — so ist die menschliche Dummheit unbesiegbar!

Neues aus Altem.

Von Friedrich Wagner.

Die heutigen politischen Verhältnisse, so verwirrt sie dem auf den Wogen schaukelnden Beobachter vorkommen mögen, lassen sich psychologisch doch gut diagnostizieren: Den überschwenglichen Erwartungen und Hoffnungen der Revolutionspsychosen stehen die menschlichen Gewohnheiten und bewußt oder unbewußt wirkenden Reagenzen und Empfindungen konservativen Beharrungsvermögens gegenüber. Daher das starke Drängen nach sozialistischen, d. h. proletarischen Gesetzesformen von unten und die diesen Bestrebungen entgegengesetzten Widerstände von oben und in der Mitte.

Damit soll nicht gesagt sein, daß nur die regierende Seite der Sozialdemokraten diesem konservativen Beharrungsvermögen unterliegt. Wir brauchen uns nur die Mittel anzuschauen, mit denen beide Richtungen ihre Programme durchzuführen suchen, so finden wir den konservativen Einschlag aus der Vergangenheit auf beiden Seiten. Nach dem Versuche der ersten Wochen ihrer Herrschaft, Politik und Ethik, Regierung und Regierte durch Vertrauen zu verbinden, sehen wir den Appell am 24. Dezember an die militärische Macht! Wohlverstanden an jene militärische Macht, die noch ein konservatives Element des abgegangenen Regimes darstellt! Und nur dadurch unterscheidet sich das Neue von dem Alten, daß dieses die militärische Macht noch nirgends mit solchem Erfolge gegen das aufrührerische Element angewandt hat.

Wir finden vor allem das früher „junkerlich" benannte Cliquenwesen bei der Besetzung der leitenden Regierungsstellen, ebenso wie beim alten Junkerregiment nur die freundschaftlichen Beziehungen zueinander, nicht die Befähigung, maßgebend war. Ausnahmen sind natürlich da, aber die gab es ja auch früher. Wir finden auch das unentschlossene Lavieren des alten Systems zwischen den Reibungsflächen mit dem stets mißglückten Erfolg.

Und wie der Bau der Form sich gleicht, so auch die Methoden seiner Betätigung. An erster Stelle steht die durch die mit der Regierung so homogene Reichskanzlei mit Erfolg versuchte Beeinflussung der Presse, mit der ausgesprochenen Richtung nach links. Das ist die Wiederaufrollung des „roten Tuches" des konservativen Zeitalters, das nie versagende Mittel beim deutschen Bürgertum. Wir begegnen der bekannten Stimmungsmache für die Regierung, genau wie früher! Das alte Vertuschungssystem, das die Gegenströmungen stets zu verkleinern sucht.

Auch das diplomatische Anpassungsvermögen an die verschiedenen Situationen und Umstände scheint man aus der konservativen Rüstkammer in die neue Zeit herübergerettet zu haben. Wie die verschiedenen offiziellen Begrüßungsreden des Kabinetts bzw. der Mitglieder aufmerksam verfolgt hat, dem wird folgendes aufgefallen sein: Haben die Herren ein Arbeiterauditorium, so schließen sie mit einem Hoch auf die sozialistische Republik. Ist das Publikum mit „Bürgerlichen" vermischt, so sagt man soziale Republik. Dabei bedeutet das Eigenschaftswort bestimmt eine Abschwächung, beileibe nicht „sozialistisch". Sind unter

den Zuhörern (bei Truppenempfängen u. dgl.) Offiziere, so heißt es „hoch lebe die Republik". Daher kommt es auch, daß viele im deutschen Publikum sich noch nicht klar sind, in welcher Verfassung des Reiches wir eigentlich leben. In einer sozialistischen Republik, wie die Arbeiter sie zu haben glauben, oder in einer sozialen, oder einer einfachen simplen Republik, wie wir sie anderswo, z. B. in Hamburg, Lübeck, schon lange haben?

Auch bei der Opposition finden wir den konservativen Einschlag aus der Zeit des Kriegszustands. Schon fand sich ein besonders energischer Soldatenrat, der die ungehorsame Zeitung drei Tage verbot! Genau wie früher! Die Schutzhaft ist wieder in Tätigkeit, nur mit anderen Gliedern der Gesellschaft belegt. Nur die Kühnheit der oppositionellen Elemente, mit der sie ihre Ziele zu erreichen suchen (Festsetzung des Stadtkommandanten, Isolierung der Reichskanzlei) ist ein neues Moment im politischen Leben Deutschlands. Vielleicht hat es auch deswegen so unliebsames Aufsehen erregt.

Sonst aber sucht man vergebens nach schöpferischen Gedanken, die imstande wären, dem ziellosen Publikum einen freundlicheren Ausblick in die Zukunft zu gewähren. Kleinliche Zanksucht in den politischen Stuben ist das Klischee unserer Zeit. Kein Geist, keine Idee, kein Idealismus, keine Opferfreudigkeit, keine Entschlußkraft, als den alten atavistischen Gewaltappell!

Ob wir nicht auf der Peripherie eines Kreises laufen?!

Der Börsen-Kritiker spricht:

Wer bringt uns endlich Entlausungsanstalten gegen die Verseuchung mit falsch verstandenen sozialistischen Theorien? Welch Unheil hat allein die Idee einer überstürzten Sozialisierung angerichtet. Unheil in den Köpfen der Arbeiter, Unheil aber auch für das Reich. Denn seitdem diese Theorie, inmitten einer Umwälzung, wie sie die Weltgeschichte noch nicht gesehen, verkündet worden ist, zeigt das Ausland, zeigen auch die neutralen Handelskreise, die bisher trotz aller politischen Abneigung dem Industrie- und Finanzwesen Deutschlands nach wie vor Hochachtung, ja Bewunderung entgegenbrachten, ausgesprochenes Mißtrauen. Die Bankdirektoren klagen, daß ihnen jeder Tag Kreditkündigungen aus dem neutralen Auslande ins Haus bringt. Dieselben Neutralen, die noch wenige Wochen vor Ausbruch der Revolution — obwohl sich schon damals schwarze Schatten über Deutschland legten — deutsche Industriepapiere kauften, die sie auf Grund ihres hohen Valutastandes um 30—40 Prozent billiger erwerben konnten, als der deutsche Staatsbürger — dieselben Neutralen ziehen jetzt ihre Gelder aus Deutschland zurück. Begegnen deutschen Wechseln mit ablehnender Gebärde. Wie soll aber Deutschland ohne ausländischen Kredit gesunden, wie soll es ohne das Geld des Auslandes den Wiederaufbau durchführen? Milliardenbeträge des Auslandes werden dazu nötig sein. Zunächst für die Einfuhr von Lebensmitteln und industriellen Rohstoffen, dann aber auch

große Auslandsanleihen, damit das arm gewordene Deutschland seinen Verpflichtungen gegenüber seinen bisherigen Feinden gerecht werden, damit es seine Valuta aufbessern kann, deren jetziger Tiefstand uns die Einfuhr von Lebensmitteln und Industrierohstoffen und damit alle Preise maßlos verteuert. Muß man nicht auch die Frage aufwerfen, ob die Amerikaner Neigung verspüren werden, einem von Lohnkampf durchtobten Deutschland, dessen Industrie von unreifem Sozialisierungsverlangen bedroht ist, Milliardenbeträge zu leihen? Die Jankees sind gute Geschäftsleute und noch bessere Rechner. Ihre vereinigten Handelskammern haben erklärt, deutsche Staatsanleihen könnten unter Umständen eine empfehlenswerte Kapitalanlage sein. Unter Umständen, ihr Sozialisierungsfreunde, ihr schülerhaften Volksbeglückungstheoretiker! Wenn der Arbeiter weiter nicht nur die Kriegsgewinne, sondern auch die Reserven und schließlich die Betriebskapitalien unserer Industrie in Form maßloser Lohnforderungen aufzehrt, wenn Männer, die immerhin sich Mitglieder der deutschen Regierung nennen dürfen, immer von neuem die Forderung erheben, daß möglichst viel Industrien sofort enteignet und unter die Obhut der Allgemeinheit — will heißen einer sozialistischen Bürokratie — unterstellt werden, dann werden die Herren von Wallstreet ihre Dollars sicherlich nicht nach Deutschland senden, zumal ja Anlagemöglichkeiten für das amerikanische Kapital wirklich in Hülle und Fülle angesichts der Kapitalnot in allen Ländern vorhanden sind.

Darum noch einmal: baut Entlausungsanstalten gegen die Verseuchung mit der unreifen Idee einer überstürzten schablonisierenden Vergesellschaftung.

* * *

Die Berliner Großbanken haben die Aktien, die sie in den Tagen der Panik zum Zwecke der Stützung des Kursniveaus aufgenommen haben, in eine Trustbank eingebracht. Dieses Stützungssyndikat bildet zweifellos einen Machtfaktor, mit dem Börse und vor allem die recht muntere Baissepartei an der Börse wird rechnen müssen. Bestand bisher die Gefahr, daß einige Mitglieder des Stützungssyndikats ausbrachen, daß sie die Effektenpakete, die sie aufgenommen, bei besserem Börsenwetter wieder auf den Markt warfen, so ist diese Gefahr jetzt, wo das Stützungssyndikat feste Formen angenommen hat, so ziemlich beseitigt, denn die Festlegung der aufgenommenen Papiere und die Vorbereitung für die notwendig werdenden weiteren Stützungskäufe sind die Hauptaufgabe dieser neuen Trustbank. Es war freilich offenbar sehr notwendig, daß das Syndikat eine feste Form annahm. Einzelne Mitglieder des früheren losen Stützungssyndikats wollten anscheinend nicht mehr bei der Stange bleiben, sie wollten die Kursgewinne, die gegenüber den Einstandspreisen zu erzielen waren, realisieren, sie wollten heraus, wie es im Börsenjargon heißt. Man erzählt sogar, daß einige Banken die von ihnen aufgenommenen Bestände wieder verkauften. Den „Hintenherum"-Käufen, die ja ein Charakteristikum unserer Kriegswirtschaft bildeten, standen also gewissermaßen „Hintenherum"-Verkäufe einzelner Mitglieder des Stützungssyndikates gegenüber. Dann gab es wohl auch innerhalb des Syndikates Streit darüber, welche Papiere aufgenommen werden sollten. Jede Bank wollte naturgemäß die Aktien der

Gesellschaften bevorzugt haben, die sie patronisiert. Das soll jetzt anders werden. Das Stützungssyndikat hat einen Vollzugsausschuß unter der Führung des Generalgewaltigen der Berliner Handelsgesellschaft, des Herrn Fürstenberg, gebildet. Herr Fürstenberg, der sonst jede politische Tätigkeit verabscheut, ist also auf diese Weise doch Mitglied eines Vollzugsausschusses geworden. Fragt sich nur, wie lange die Einigkeit innerhalb dieses Vollzugsausschusses erhalten bleiben wird. Die Gegensätze könnten da sehr bald aufeinander platzen, da nun einmal jede der Banken ihre eigenen Interessen vertreten wird. Der Vollzugsausschuß wird darüber zu wachen haben, daß bei weiteren Stützungskäufen nicht — oder doch zum mindesten nicht ausschließlich — die Interessen der Banken berücksichtigt werden, sondern auch die Interessen der stützungsbedürftigen Märkte. Die Börse hofft, daß bei künftigen Stützungskäufen auch die Werte des Einheitsmarktes, nicht nur die Aktien der führenden Gesellschaften in den Kreis der Stützungsaktion aufgenommen werden. Allerdings entsteht da die Gefahr, daß die Trustbank schießlich die Überschrift erhält: „Hier kann Schutt abgeladen werden." Man sieht also, daß die Mitglieder des Vollzugsausschusses recht schwierige, zum Teil sogar diplomatische Aufgaben zu lösen haben werden. Aber Herr Fürstenberg und seine Kollegen vom Vollzugsausschuß, die Herren Waller und Pohl, gelten ja als Diplomaten der Börse. Die Börse selbst hat aber jedenfalls durch die Gründung der Trustbank eine Stütze erhalten: sie braucht nicht mehr tagtäglich davor zu zittern, daß das Interventionssyndikat zu verkaufen anfängt.

Hermes in der Kulisse.

Nachdruck nur mit vollständiger Quellenangabe erlaubt.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Siegfried Seelig, Berlin.
Verantwortlich für die Inserate: Rudolf Schulze, Berlin.
Verlag „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Druck Imberg & Lessen, G. m. b. H., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 118.

Der Abonnementspreis

für die Zeitschrift

„Der Kritiker“

beträgt

M. 6.— für ein Vierteljahr und

M. 24.— für ein ganzes Jahr!

Bestellungen auf Abonnements sind an die nächste Buchhandlung oder direkt an den Verlag zu richten.

Wir bitten um Benutzung nachstehenden **Bestellzettels.**

Der Verlag.

Hier abzuschneiden!

Bestellzettel.

Ausgefüllt in offenem Umschlag an den Verlag der Zeitschrift „Der Kritiker“, Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 42, Wilhelmstr. 14, einzusenden.

Ich bestelle ein Jahresabonnement auf die Zeitschrift „Der Kritiker“. Der Abonnementspreis ist vierteljährlich mit M. 6.— im Voraus nachzunehmen.

Abbestellung hat ¼ Jahr vor Ablauf des Jahres zu erfolgen, andernfalls das Abonnement stets auf 1 Jahr weiter läuft. Erfüllungsort: Berlin.

....

Ort und Datum — Name (Eigenhändige Unterschrift)

....

Straße — Beruf

Recht deutlich ausfüllen!

O. F. H. SARKANDER

ARCHITEKT
FÜR STÄDTEBAU-INDUSTRIE

BERLIN W 57

ENTWERFE ▫ BERATE ▫ BAUE
SCHNELL

Moderne Perlvorhänge

Als Heizkörperbehänge, Portieren, Stores,
Erkerdekor, Scheibengardinen usw.

Nach eigenen und gegebenen Entwürfen!

Katalog gratis!

Arthur Schulze ◆◆ Leipzig

Elisenstraße 88

Gedruckt bei Imberg & Lessson G. m. b. H. in Berlin SW 48.

Nummer 2 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft
Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt

Weltbolschewismus . . . . . von Antaeus
Unsere Erziehung zum Militarismus von J. Frank
Ueber „geschriebene" und „wirkliche" Verfassungen von Dr. Mannheimer
Emmi Leisner . . . . . von Dr. Siegfried Seelig
Schleiermacher über das Verhältnis von Staat und Kirche . . . . . von Dr. Käte Friedemann
Der Börsenkritiker . . . von Hermes in der Kulisse

* Erscheint jede Woche * Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co
BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Bekanntmachung.

1. Die **Zwischenscheine** für die **5 % Schuldverschreibungen der VIII. Kriegsanleihe** können vom

2. Dezember d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **15. Juli 1919** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

2. **Der Umtausch der Zwischenscheine** für die **4½ % Schatzanweisungen der VIII. Kriegsanleihe** und für die **4½ % Schatzanweisungen von 1918 Folge VIII** findet gemäß unserer Anfang d. Mts. veröffentlichten Bekanntmachung bereits seit dem

4. November d. Js

bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** sowie bei sämtlichen Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung statt.

Von den Zwischenscheinen **der früheren Kriegsanleihen** ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im November 1918.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

❖ Der Kritiker ❖

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 2. Februar. Nummer 2.

Inhalt:

Weltbolschewismus . . . . . von Antaeus
Ueber „geschriebene" und „wirkliche" Verfassungen von Dr. Mannheim
Zur Vergesellschaftung der Produktionsmittel von Dr. Kurt Zielenziger
Unsere Erziehung zum Militarismus . . . . . von J. Frank
Die Leistungen der Sozialdemokratie . . . . . von Dr. Siegfried Seelig
Die Infektion der öffentlichen Meinung . . . . von Friedrich Wagner
Die spanische Krankheit . . . . . von Oberarzt Dr. Wiese
Emmi Leisner . . . . . von Dr. Siegfried Seelig
Schleiermacher über Kirche und Staat . . . . von Dr Käte Friedemann
Der Börsenkritiker spricht: . . . . . von Hermes in der Kulisse
Neue Bücher. — Filmneuheiten.

Weltbolschewismus.

Von Antaeus

Die Bourgeoisie hätte ja eigentlich verdient, daß der Teufel in Gestalt des Bolschewismus sie holte. Daß sie, um irgend welcher „Prinzipien" willen, die arme Menschheit Jahr für Jahr ins Feuer geworfen und im Hunger hat verkommen lassen, daß sie unfähig war, auf irgend eine vernünftige Weise mit dem Kriege Schluß zu machen, daß sie in dieser Elendszeit mit Behagen Geschäfte gemacht hat, dafür wäre keine Strafe zu hart. Wenn diese Klasse zugrunde ginge, wäre es eine gerechte Strafe. Aber es ist nun einmal so, daß die Menschheit sie noch nicht entbehren kann. Noch ist keine andere, bessere Gesellschaft im Schoße der alten herangereift. Immer noch gilt die alte Fabel des Menenius Agrippa, daß Kopf und Magen ohne einander nicht existieren können. „Welch ein dummes Volk, das seine Bankiers totschlägt," rief ein geistreicher Mann, als Lenin die Petersburger Bankdirektoren außer Aktion setzte. Inzwischen hat das russische Proletariat fühlen gelernt, was es heißt, Hals über Kopf eine neue Gesellschaftsform einzuführen, wie man eine Toilette wechselt.

Dennoch, die Bourgeoisie wackelt. Nicht nur in Deutschland. Auch in Italien und Frankreich zittert sie vor dem Ausbruch des Ungewitters. Die italienische ist ganz besonders schuldbeladen. Kein anderes Volk

konnte dem Kriege so leicht fernbleiben. Aber die imperialistische, raub- und ländersüchtige Großbourgeoisie, die den bekannten Zeitungsklüngel vorschickte, wollte es anders. Zwar Giolittis breites „Zentrum", die große Masse der kleinen und mittleren Bourgeois, suchte zu bremsen; aber viel zu lau, zu zaghaft. So kam das Unglück. Oder glaubt jemand, daß der sozusagen gewonnene Krieg für Italien ein Glück geworden sei? Das jahrhundertelang grausam heruntergewirtschaftete, arm gewordene Apenninenland, das sich eben wieder zu junger Blüte erhob, ist durch den Krieg im Keime geknickt. Wenn erst einmal das erste Friedensbudget das ganze Unheil enthüllt, wird sich Aechzen und Wehklagen erheben. Italiens Bourgeoisie zittert vor dem bolschewistischen Inferno.

Und Frankreich? Hier ist das Unheil unermeßlich. Wie Frankreich die Hinterlassenschaft des Krieges tragen will, ist unerfindlich. Zwar suchen seine Staatsleiter auf Deutschland abzuschieben, was sie können, unter dem Vorwande, Deutschland sei der schuldige Teil. Faule Ausrede! Wäre die französische Bourgeoisie und ihre sozialistischen Gefolgsleute in puncto Elsaß-Lothringen nur ein wenig entgegenkommender gewesen (Longuet dort, Kautsky hier wiesen den rechten Weg), es wäre in manchem Augenblick der Friede zu machen gewesen.

Noch scheinen die Angelsachsen gegen den Losbruch gefeit. Diese willenskräftige, vom Individualgeist durchflammte Rasse, die dem Massentrieb des Deutschen oder gar des Russen unendlich fern steht, scheint noch reichen Willensvorrat bewahrt zu haben. Hier scheint noch die Kraft des herrischen Wollens, des kühnen Wagemuts, des unerschütterten Volkskörpers zu bestehen. Diese beherrschen die Methoden, mit denen man der Rasse die Jugend erhält. Und doch ertönen auch aus England alle paar Tage schreckensvolle Rufe, daß die Masse nicht mehr wie ehedem lenkbar ist.

Indessen ist Deutschland sehr, sehr müde geworden. Hier ist kein Gehorsam mehr, keine Disziplin; hier will jeder nur ausruhen von den schrecklichen Mühen der furchtbaren Zeit. Und es sind noch keine Nahrungsstoffe da, um die entschwundenen Kräfte neu zu wecken. Der Amerikaner Hoover hat den Zusammenhang zwischen Fettmangel und sozialer Krankheit richtig betont. Etwas mehr Butter, und die soziale Kraft könnte wieder auf das Mindestmaß steigen, das nötig ist, um eine neue Staatsbalance zu schaffen. Einstweilen will niemand mehr gehorchen, niemand mehr wagen. Was wir noch an Resten der Armee haben, ist zumeist ein disziplinloser Haufen. Die preußische Armee ist nicht nur geschlagen, sie ist zerschlagen. Dies Wunderwerk, diese Präzisionsuhr ist in dem vierjährigen Kriege, durch die vernichtende Niederlage völlig demoliert worden, wie die Friedrichs nach Jena. Wird ein neuer Scharnhorst kommen? Auch das blödeste Auge hat eingesehen, daß ein Staat eine Armee haben muß, schon um die zügellosen Elemente der Gesellschaft, ihren Bodensatz, niederzuhalten.

Wir müssen zu einem festen Rückgrat des Staates zurückkommen. Auch die radikalste sozialistische Regierung wird ohnedem nicht regieren können.

Aber selbst die formale Ordnung hilft uns nicht mehr viel. Die übergroße Müdigkeit, die über unser Volk gekommen ist, prägt sich vor allem in der Unlust zur Arbeit aus. Die sinkenden Produktionsziffern besagen genug. Ueberall ein völliges Versagen der alten energiespendenden Schemen; vorbei mit Autorität jeglicher Art, mit Werkfreudigkeit, mit Bereitschaft zur Ein- und Unterordnung zum Wohle des Ganzen. Der Haß gegen die Disziplin, die der gereifte Mann zähneknirschend und dann doch nutzlos vier Jahre im Heere hat über sich ergehen lassen, hat jegliche Lust am Gehorsam erschüttert. Vorbei ist es mit der ganzen Einwirkung von Schule, Kirche, Dienstzeit und Gewerkschaft. Die Arbeit von Generationen ist vernichtet. Und hilfesuchend blickt man sich nach neuen Pfeilern eines Gesellschaftslebens um; nichts ist zu erblicken, höher und höher steigt die Flut des Schmutzes und des Schlammes, und trübe Nebel verhüllen jegliche Aussicht.

Der Weltbolschewismus scheint die leer gewordene Stätte staats- und gesellschaftsbauender Gedanken ausfüllen zu wollen. Wir müssen hindurch. Alle geschichtliche Erfahrung besagt uns, daß auf den Niedergang, wenn er nicht Vernichtung ist, neue Zeiten des Aufbaues folgen. Schön ist es nicht, ein Zeitgenosse des Unheils zu sein. Wir wissen nicht, ob wir selbst noch die Tage neuen Keimens schauen werden. Und dennoch: Wir grüßen die Zeiten, die da kommen werden.

Ueber „geschriebene“ und „wirkliche“ Verfassungen.

Von **Dr. Mannheim.**

In diesen Tagen vor dem Zusammentritt der langersehnten Konstituante ist es am Platze, auf die grundsätzliche Bedeutung hinzuweisen, die jeder verfassunggebenden Nationalversammlung als solcher zukommt. Es heißt, sich klar darüber werden, was man von ihr überhaupt erwarten darf und was nicht. Zu hochgespannte Erwartungen müssen hier notwendigerweise zu Enttäuschungen führen. Wir verlangen von der Konstituante — das besagt schon das Wahlgesetz —, daß sie dem Deutschen Reiche eine „Verfassung“ gibt, und wir verstehen hier unter „Verfassung“ wie gewöhnlich das geschriebene Staatsgrundgesetz. Man kann freilich unter „Verfassung“ auch etwas anderes verstehen. Wenn z. B. Kant in seiner „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ das Problem einer „gerechten bürgerlichen Verfassung“ die höchste Aufgabe der Natur für die Menschengattung nennt, so meint er sicherlich etwas anderes damit als ein „bescheidenes Blatt Papier“, mag es auch noch so wertvoll sein. Er meint die „wirkliche“ und nicht die geschriebene Verfassung. Es tut not, sich über den Unterschied zwischen diesen beiden Begriffen wieder einmal Rechenschaft

zu geben. Niemand hat ihn klarer erkannt und ausgesprochen als Lassalle in seinem berühmten Vortrag über „Verfassungsfragen". Dort heißt es: „Verfassungsfragen sind ursprünglich nicht Rechts-, sondern Machtfragen; die wirkliche Verfassung eines Landes existiert nur in den reellen tatsächlichen Machtverhältnissen, die in einem Lande bestehen; geschriebene Verfassungen sind nur dann von Wert und Dauer, wenn sie der genaue Ausdruck der wirklichen, in der Gesellschaft bestehenden Machtverhältnisse sind." Irgend eine Verfassung habe demnach jedes Land. Der neueren Zeit eigentümlich seien nicht die wirklichen, sondern nur die geschriebenen Verfassungen. Das Verlangen nach ihnen trete auf nach einer Aenderung in den tatsächlichen Machtverhältnissen. So können wir denn das scheinbare Paradoxon wagen: Auch jetzt, nach Zertrümmerung der alten Reichsverfassung und vor dem Zusammentritt der neuen Konstituante, besitzt Deutschland doch eine Verfassung — sie steckt in den tatsächlich geltenden Machtverhältnissen. Aufgabe der Nationalversammlung ist es daher nicht etwa, eine neue Verfassung aus dem Nichts zu schaffen (wie viele „Politiker" es sich vorstellen), es handelt sich vielmehr lediglich darum, die tatsächlich vorhandenen Machtfaktoren richtig zu erkennen, nach ihrem Gewicht gegeneinander abzuwägen und dieser Erkenntnis dann den passenden Ausdruck, die glücklichste Form zu geben. Möge die Konstituante das nicht vergessen: „Geschriebene Verfassungen sind nur dann von Wert und Dauer, wenn sie der genaue Ausdruck der wirklichen, in der Gesellschaft bestehenden Machtverhältnisse sind!" Gelingt es der Konstituante nicht, ihre Arbeiten mit diesem Prinzip in Einklang zu bringen, dann wird ihre Tätigkeit vergeblich, dann wird die neue Verfassungsurkunde bereits bei der Geburt veraltet sein. Aber nicht nur bei der Errichtung des neuen Verfassungsgebäudes, auch bei dem weiteren Ausbau der freiheitlichen Errungenschaften hüte man sich vor einer Ueberschätzung des geschriebenen Gesetzes! Der Deutsche glaubt von jeher, die Freiheit durch Gesetzesparagraphen und Verfassungen einfangen zu können — der Engländer weiß, daß dieser Umweg überflüssig und schädlich sein kann. „Die Reisenden, die uns die englische Freiheit schildern wollen," sagt Heinrich Heine in seinen „Französischen Zuständen", die überreich sind an treffenden Beobachtungen nicht nur über französische, sondern auch über englische Eigentümlichkeiten und Einrichtungen, „geben uns in dieser Absicht eine Aufzählung von Gesetzen. Aber die Gesetze sind nicht die Freiheit selbst, sondern nur die Grenzen derselben. Man hat auf dem Kontinent keinen Begriff davon, wieviel intensive Freiheit zuweilen in jenen Grenzen zusammengedrängt ist, und man hat noch viel weniger einen Begriff von der Festigkeit und Schläfrigkeit der Grenzwächter. Nur wenn sie Schutz geben sollen gegen Willkür der Gewalthaber, sind diese Grenzen fest und wachsam gehütet. Mit anderen Worten: die *deutschen* Gesetze bezeichnen das Gebiet der *Freiheit*, sie sagen dem Bürger, was er *darf* — die *englischen* Gesetze dagegen bezeichnen das Gebiet der *Unfreiheit*, sie sagen dem Bürger, was er *nicht darf*. Daher das ängstliche Schielen des Deutschen nach dem geschriebenen Gesetze, von dem allein er seine Freiheit erwarten zu können glaubt. Daher der Irrtum, daß freiheitliche Errungenschaften nur auf dem

Wege der Verfassungsreform gesichert werden können, während in Wahrheit nichts dadurch gesichert wird! Denn jede Verschiebung der tatsächlichen Machtverhältnisse führt ohne weiteres früher oder später zu einer Aenderung der geschriebenen Verfassung."

So kann denn sicherlich nicht von der Konstituante — wie von keiner Versammlung zur Schaffung einer bloßen „geschriebenen Verfassung" — alles Heil kommen, das vielfach von ihr erwartet wird. Und trotzdem brauchen wir sie und müssen alles tun, um ihr die Arbeit zu ermöglichen; denn sie allein kann die Voraussetzungen für ein ordnungsmäßiges Funktionieren der Staatsmaschine überhaupt schaffen. Ohne sie würde das jetzt herrschende Chaos verewigt werden.

Zur Frage der Vergesellschaftung der Produktionsmittel.

Von Dr. Kurt Zielenziger.

II.

Es ist eine in der Wissenschaft oft erörterte Frage, ob der Deutsche in seiner Staatsauffassung zu den Individualisten oder zu den Kollektivisten zu zählen ist, d. h. ob nach seiner Meinung die Institution des Staates für die Zwecke des Menschen geschaffen ist, oder ob der Mensch die Pflicht hat, seine Ziele und Wünsche einzig und allein nach den Interessen des Staates einzustellen. Das Problem dürfte nicht leicht zu lösen sein, da es natürlich in Deutschland von jeher Individualisten und Kollektivisten gegeben hat. Es steht aber fest, daß der Kollektivismus in der deutschen Staatsauffassung unbedingt überwiegt. Dies ist besonders auch die Meinung der angelsächsischen Staatsrechtslehrer. Wir dürfen uns deshalb nicht wundern, daß in keinem anderen Lande der theoretische Sozialismus in einer derartigen Schärfe ausgebildet worden ist als in Deutschland, der in seiner letzten Konsequenz die völlige Unterordnung des Individuums unter die Interessen der Gesamtheit verlangt. Ob wir diese Gesamtheit „Staat" oder „Gesellschaft" nennen, tut nichts zur Sache. Ausschlaggebend ist jedoch das Moment der absoluten Zentralisation, die diese sozialistische Gemeinschaft beanspruchen muß, um wirksam zu werden.

Wir finden, wenn wir die Geschichte des deutschen Wirtschaftslebens überblicken, derartige Zentralisierungsbestrebungen in den verschiedensten Epochen, nur mit dem Unterschiede, daß das zentralistische Prinzip von verschiedenen Seiten an die Bewegung herangetragen wird. Auch der Merkantilismus, der die Zusammenfassung aller wirtschaftlichen und politischen Kräfte im neu entstehenden Staate bezweckte, verlangte eine völlige Unterordnung des Einzelnen unter die Interessen dieses Staates, aber hier kam das Agens von seiten der Regierung selbst,

die erst das Volk zur Zentralisation erziehen wollte. Wir finden deshalb im Merkantilismus keine sozialistischen Tendenzen, im Gegenteil, dem Merkantilismus ist der Eudämonismus immanent: Die Regierenden wollen ihr Volk in jeder Beziehung zu dem glücklichsten auf Erden machen. So mußte schließlich der Merkantilismus zum Absolutismus führen.

Die Reaktion auf diese Bewegung wurde in der Zeit der Aufklärung durch die Physiokraten eingeleitet und mündete schließlich im kapitalistischen Zeitalter in der Manchesterlehre und in dem Prinzip „laissez faire, laissez aller". Der Sozialismus, der die Vergesellschaftung der Produktionsmittel fordert und damit eine Negation des Kapitalismus bedeutet, würde also die kollektivistische Auffassung wiederum zum Prinzip erheben. Auch ihm wohnen Ideen inne, die den eudämonistischen nicht fremd sind, und die nach der Tendenz Benthams das größte Glück der größten Menge sich zum Ziel gesetzt haben, das sie aber nur dann zu erreichen glauben, wenn die Produktionsmittel in den Besitz der Gesellschaft gebracht worden sind.

Eine Durchführung dieses Sozialismus könnte also nur mit der schärfsten Zentralisation geschehen. Wir haben bereits im Kriege einen Vorgeschmack für diese Zentralisierung erhalten. Es ist ja bekannt, wie fast die gesamte Produktion, aber auch der Konsum durch die Regierung während des Krieges geregelt worden ist, und wie alle beteiligten Stellen: Produzenten, und zwar Arbeitgeber wie Arbeitnehmer, und Konsumenten nach einer möglichst schnellen Befreiung von dem Gängelbande der Regierung gerufen haben. Wer selbst in einer großen Kriegsorganisation tätig war und den Kriegsorganismus aus nächster Nähe beobachten konnte und so Gelegenheit hatte, diese Hyperorganisierung kennen zu lernen, kann den Wunsch aller derer, die nach Beseitigung der lästigen Fesseln streben, wohl verstehen. Was gab es nicht alles an Beschlagnamebestimmungen, an Verfügungen über Freigabe und Zuweisungsscheine? Wieviel Arbeit war z. B. nötig, wenn sich ein Maschinenfabrikant eine geringe Menge Sparmetall zuweisen ließ, weil er selbst die betreffende Metallsorte nicht mehr besaß. Dutzende von Regierungsstellen mußten dazu in Bewegung gesetzt werden. Würde nicht der sozialistische Staat, der die Produktion von einer einzigen Instanz aus zu leiten und zu überwachen hätte, auch wieder zu derartigen Hilfsmitteln seine Zuflucht nehmen, um die Leitung behalten zu können? Wäre vielleicht ein Volkskommissar, der dann die Produktionsstätten zu kontrollieren hätte oder in den Tausenden der dann einzurichtenden Büros säße, besser als jetzt der Geheimrat oder der Kanzlist? Wir sehen also, daß eine absolute Durchführung des Prinzips der Vergesellschaftung sich kaum ermöglichen lassen wird und selbst, wenn es geschähe, nicht einmal Segen bringend sein würde.

Wir haben also gesehen, daß sich die Sozialisierung in keinem Zweige der Produktion ohne weiteres durchführen läßt. Es zeigt sich, daß Marx als geistiger Nachkomme eines Ricardo und Adam Smith reiner Objektivist und allzusehr an der Gedankenkonstruktion eines homo

oeconomicus festhält. Nur eine Gesellschaft, die sich aus derartigen „Wirtschaftsmenschen" zusammensetzt, wie sie die Objektivisten stets vor Augen haben, könnte den Prinzipien der Sozialisierung gerecht werden.

Diese Vergesellschaftung wäre aber auch dann nur durchführbar, wenn das betreffende Land, das sie einführte, eine Autarkie darstellte und von der Weltwirtschaft gänzlich abgeschnitten wäre. Eine Robinson-Insel könnte leicht die Idee der Sozialisierung in die Tat umsetzen, weil sie mit dem komplizierten Mechanismus der Weltwirtschaft nichts gemein hat. Wie sollte aber Deutschland als reinsozialistischer Staat mit denjenigen Staaten wirtschaftlich verkehren, die ausschließlich kapitalistisch orientiert sind. Womit sollte es die Rohstoffe und Nahrungsmittel, die es unbedingt zur Erhaltung seiner eigenen Wirtschaft gebraucht, bezahlen wenn es nicht wiederum Waren exportierte. Es ist undenkbar, daß eine staatliche Instanz auch noch die Exportproduktion überwachte. In ihrer ersten Veröffentlichung hat deshalb die von der augenblicklichen Regierung eingesetzte sogenannte Sozialisierungskommission u. a. folgende Erklärung abgegeben: „Vor allem erfordert die wirtschaftliche Lage Deutschlands gebieterisch die Wiederaufnahme der Exportindustrie und des auswärtigen Handels. Die Kommission ist der Ansicht, daß für diese Wirtschaftszweige die bisherige Organisation gegenwärtig beibehalten werden muß."

Die augenblickliche Regierung, die zwar nur aus Sozialisten besteht und der ursprünglich auch Vertreter des radikalen Sozialismus angehörten, hat bereits durch die Einsetzung der Kommission, der Männer von der Bedeutung eines Kautsky und auch namhafte bürgerliche Nationalökonomen wie Francke, Ballod, Vogelstein und Lederer angehören, bewiesen, daß für sie das Problem der Sozialisierung noch keineswegs spruchreif ist. Sie handelt danach gewiß weit mehr im Marxschen Geiste als diejenigen, die stürmisch nach sofortiger Vergesellschaftung aller Produktionsmittel rufen und sich um die Früchte der Revolution betrogen glauben, wenn nicht von heute auf morgen alle Betriebe vergesellschaftet werden, denn „Marx hat uns geheißen, geduldig zu warten, bis die Zeit sich erfülle, bis das heilige Kind im Schoße seiner Mutter, der kapitalistischen Gesellschaft, reif geworden und zum Lichte geboren wird." (Franz Oppenheimer, „Vorwärts" vom 27. 11. 18, Nr. 326a.)

Die Regierung wie alle Einsichtigen wissen auch, daß eine sofortige Vergesellschaftung die sozialisierten Betriebe der Entente ausliefern würde, die damit Faustpfänder in der Hand hätte, um mit ihnen die von ihr verlangte Kriegsentschädigung besser eintreiben zu können. Eine sofortige Sozialisierung würde augenblicklich auch nichts weiter als eine Fiskalisierung bedeuten, über die wir bereits (in Nr. 1 des Kritikers) gesprochen haben.

Wir müssen deshalb die Vorschläge, die Professor Robert Wilbrandt im „Vorwärts" Nr. 317 vom 17. 11. und Nr. 323 vom 24. 11. 18 unterbreitet, zurückweisen. Wilbrandt will die sämtlichen Produktionsmittel noch vor der Nationalversammlung zu natio-

nalem Eigentum erklären lassen, aber nach seiner Meinung soll in die Hand des Staates „nur der Besitz, nicht der Betrieb" übernommen werden: „Der Staat wird Kapitalist und Grundherr, nicht Betriebsleiter." Wilbrandt will deshalb jede Produktionsstätte dem Staate übereignen und geht soweit, daß er u. a. auch die Heimarbeit für die Vergesellschaftung vorbereiten will. In ihr differieren bekanntlich die Betriebe außerordentlich voneinander, und mit ihrer Sozialisierung würde der kleinste Spielwarenhersteller im Thüringer Gebirge ebensogut ein Staatsbeamter, wie der rheinische Bergwerksbesitzer. In der Landwirtschaft verlangt Wilbrandt vorläufige Belassung der Kleinwirtschaften und sogar eine Ausdehnung der Kleinstbetriebe. Wenn er also in seinem Aufsatz vom 24. 11. verlangt, daß sämtliche Produktionsmittel Nationaleigentum werden, gerät er zu seinen eigenen Ausführungen vom 17. 11., in der er die kleinen Betriebe in der Landwirtschaft bestehen lassen will, in Widerspruch. Wenn Wilbrandt die Uebergabe der Produktionsmittel, vor allem des Bodens an den Staat verlangt, würde er aus Deutschland den größten Trödelladen machen, der gezwungen wäre, alle ihm übertragenen Güter ohne weiteres zu übernehmen. Er meint, daß „die Lage drängt und ein Ganzes verlangt und daß erst eine grundlegende, den Sozialismus wirklich sichernde Sozialisierung oder Vergesellschaftung aller Produktionsmittel die Spannung endlich lösen kann". Wir haben jedoch bereits gesehen, daß sich selbst mit dem besten Willen eine erfolgreiche Vergesellschaftung der Produktionsmittel nicht von heute auf morgen einführen läßt.

Unsere Erziehung zum Militarismus.

Von J. Frank.

Der Pariser „Temps" hat unlängst eine Friedensforderung aufgestellt, die in ihrer scheinbar politischen Harmlosigkeit und Bescheidenheit etwas Naives hat, der aber doch ein tieferer Sinn zu Grunde liegt. Der „Temps" fordere, daß die Nürnberger Bleisoldaten-Industrie zu existieren aufhöre.

Die Bleisoldaten! Ihr Ende sollte gekommen sein? Sie, die Freude unserer Kindheit, die Werkzeuge unserer jugendlich-begeisterten Strategie, die wir aufmarschieren ließen wie ein Marschall seine Armeen, die wir unüberwindliche Festungen aus Pappe stürmen ließen, die wir niederkartätschten aus unseren Miniaturbatterien. Welch toller Jubel, wenn unter dem Hagel der Erbsenkugeln die Stürmer, getroffen, über die Wahlstatt kugelten, wenn die lockersitzenden Köpfe der Bleihelden über den Familientisch rollten — o ingeniöse Industrie, die du den bleiernen Krieger gleich für alle Fälle des Krüppeltums prädestiniert hast. Wie wollüstig glühten unsere Kinderäuglein, je lichter die Reihen wurden, mit welch wildem Eifer, mit welch rotglühenden Wangen, heiserem Jubelgeschrei knallten wir die letzten Feinde zusammen! Welch Indianergeheul, wenn wieder einer vom Pferde

purzelte, wieder einer den Bleikopf verlor! Das ganze Feuer kindlicher Begeisterung lohte da auf. Und was in keinem Krieg der Männer je gewesen — da ward wirklich gekämpft bis zum letzten „Mann". Es gab kein Pardon, keine Schonung, nur hartnäckigste Unerbittlichkeit. O schönstes Spiel unserer Kindertage, bei dem unsere kriegsgeschulten Väter selbst so gerne mithalfen, mit Rat und Tat! O herrlicher Bleisoldat, du sollst nicht mehr sein! Weil es der „Temps" will?

Nein, deshalb nicht. Wir brauchen den „Temps" nicht als Erzieher. Die Wege, auf denen wir in Zukunft unsere Kinder führen wollten, werden wir uns selbst suchen und finden. Aber trotzdem steckt im Wort des „Temps" ein tiefer Sinn. Der kleine, harmlose Bleisoldat ist wirklich ein gefährliches Spielzeug, das unsere Eltern, gedankenlos oder in voller Absichtlichkeit, uns in die Hand gaben, mit dem sie zu unserem Jubel den Weihnachtstisch schmückten, über dem in sinnvoller Ironie das Wort leuchtete: Friede den Menschen auf Erden! Der Bleisoldat war der Beginn unserer militärischen Erziehung. Mit ihm spielten wir uns unser Schicksal in die Kinderseele hinein, ahnungslos, unvermeidbar. Welcher Erzieher hätte uns den Kinderfabel aus der Hand gerissen? Keiner, sein' patriotisches Gewissen hätte ihm nimmermehr Ruhe gelassen! Er hätte es für die schlimmste Sünde wider das Vaterland gehalten. Im Gegenteil, die Erwachsenen, sie nahmen teil an unseren Kinderspielen, sie halfen uns unsere bleiernen Kompagnien in Reih und Glied aufstellen — bewußt oder unbewußt übertrugen sie ihre eingedrillte Disziplin auf unser Spiel. Und was täte das Kind nicht lieber als den Ernst der Großen wiederzuspiegeln im kindischen Spiel?. Ein ehrgeiziger Wettbewerb ward wach im Kind: eines suchte das andere zu übertrumpfen durch eine möglichst lebensgetreue Kopie militärischer Dinge. Und man stritt sich oft, wer in militärischen Dingen kompetenter sei, Hansens Vater oder Emils. Das Interesse für die „Sache" war erwacht: Der erste Schritt auf dem Wege zum Militarismus. Der Eifer weckte den Ehrgeiz, die Kinderhoffnungen, die Kinderträume militarisierten sich. Es gab in unserer Kindheit eine ausgedehnte Epoche, in der wir alle Generale werden wollten. General, das war der Gipfel unserer Wünsche, daneben konnte selbst der Konditor nicht bestehen.

Aber dabei blieb die kindliche Erziehung nicht stehen. Unsere Eltern führten uns weiter auf dem gut begonnenen Weg. Man schenkte uns Uniformen aus Pappe oder gar aus Tuch. Welch herrlicher Tag für den Knirps, wenn er zum erstenmal als Garde-Ulan einherhöfelte! Die ganze Verwandtschaft bestaunte ihn mit verhimmelndem Geplapper, die ganze Kinderschar begaffte ihn. Und der Kleine fühlte sich: O welche Lust, schon Soldat zu sein. Der Respekt vor der Uniform erwachte durch das Experiment am eigenen Leibe.

Jahrelang, jede Weihnacht und — wenn's der Eltern Güte wollte und Börse konnte — an Geburts- und Namenstagen und auch namenlosen Tagen gab's Bleisoldaten, ein Kanon größer als der andere in immer besserer und reichlicherer „Ausführung". (Eine ganze Industrie lebte ja davon.) System war entschieden in der Sache — ein Erziehungssystem. Zielens

Husaren, Napoleons Grenadiere, die Burenkämpfe, der siebziger Krieg, alles war zu haben: die Weltgeschichte in Blei. Der erste Geschichtsunterricht, aus dem das Kind lernte: Kampf zwischen Rassen und Völkern, nichts als Kampf. In die Kinderseele senkte sich die Idee vom Kampf als etwas Natürlichem, Selbstverständlichem, Alltäglichem. Vortreffliche Erziehung, du ersparteſt dem Kinde das Staunen, wenn es dereinst in die Welt trat. Es war auf diese Welt schon glänzend vorbereitet.

Der Kampf der Bleisoldaten war nicht harmlos. Er rief böse Instinkte wach. Er legte den Grund zum ersten Völkerhaß — im imitierten Bleikrieg von siebzig wollte niemand den Besiegten spielen — er weckte primitive Roheit, primitive Grausamkeit: Dem Vierjährigen war's schon Selbstverständlichkeit, daß die „Feinde" bis auf den „letzten Mann" ausgerottet werden müssen. Die „zarte Kinderseele" kannte keine Schonung, jubelte über den bleiernen Massenmord. Als wenn's eine pädagogische Losung gewesen wäre: Deutscher Knabe, werde hart! Wer diese erzieherischen Wirkungen übertrieben findet, der betrachte die Gefühlsart gleichaltriger Mädchen, deren zartere, menschlichere Empfindung sich nicht allein aus der Verschiedenheit des Wesens erklärt.

Und was Hänschen mit dem Bleisoldaten begonnen, das setzte er an sich selbst fort. Er bekam Uniform, Säbel, Schießgewehr. Er schleifte halblebensgroße Kanonen über den Spielanger. Der Krieg war im vollen Gange. Und die Alten standen dabei und sahen wohlwollend dem Kinderspiele zu und freuten sich, wie militärisch schon unsere jüngste Jugend war.

Die Schule konnte getrost weiterbauen auf dieser trefflichen Grundlage. Die bisherige Erziehung war eine realistisch-empirische. Nun übernahm der Geist die kindliche Führung. Die Geschichte, die bekannte Lehrmeisterin der Menschheit, wurde militaristisch ausgelegt. Wohin des Knaben wissensheißer Blick schweifte, nichts als Kriege und Siege, Trümmerhaufen, Leichenfelder von Alexander dem Großen bis auf Wilhelm den Großen. Geschichtliche Größe schien nur aus dem militärischen Erfolg zu wachsen, die Völkergeschichte überhaupt nur ein Krieg ohne Ende zu sein. So lernte der Knabe das Weltgeschehen sehen. Der Friede mußte ihm bald als ein von den Mächtigen dieser Erde zeitweilig geduldeter Ausnahmezustand erscheinen, die Weltgeschichte als die Arena für die Kraftproben der Völker. Sie mutete an wie das Programm einer Athletenvorstellung, in der man wegen zu vieler Kampfnummern kaum Zeit für Pausen gelassen hatte. Auf diesem Kriegsweltentheater schien jeder neue Herrscher nur ein neuer Regisseur der alten Kampfspiele zu sein, die Völker verdammt zur ewigen Rolle ruhelos hin- und hergeschobener Statisten. Diese Darstellung der Weltgeschichte war eine eindringliche, fanatische Predigt vom gottgewollten Herrscherprivileg über Leben und Tod, von der unbedingten, selbstverständlichen Aufopferung der Völker.

Und was in der allgemeinen Weltgeschichte bewiesen, ward in der Landesgeschichte mit beinahe agitatorischer Deutlichkeit ausgesponnen. Es war eine zielbewußte, hartnäckige Propagonda für den heimischen Militarismus, die sich unter dem Namen des vaterländischen Geschichtsunterrichts versteckte.

Alle Größe, aller Erfolg ward den Waffen verdankt und Völkerschicksal war's nun einmal, dazu bloß das Werkzeug zu sein. So wurde der Geist des Knaben unter die Naturnotwendigkeit des Militarismus gebeugt in der Erwartung, daß sich dereinst dann der Körper um so leichter beugen ließ. War es bei einer solchen Unterrichtsmethode ein Wunder, wenn die Großtaten der Kulturgeschichte selbst von den Geschichtsbüchern unserer humanistischen Anstalten nur in kleingedruckten Anmerkungen gefeiert wurden? Eine solche konsequente Lehrart, in der der Massenmord gewissermaßen als die Losung der Weltgeschichte, als allen Geschehens tiefster Urgrund gepredigt, mußte die biegsame, weiche Knabenseele verhärten, versteinern lassen zu einer abweisenden Starrheit, zu einer grausamen Logik ersten politischen Denkens erziehen, deren höchstes Volksideal fast etwas wie fakirische Selbstvernichtung war. War es da nicht ein bedenkliches Zeichen einer merkwürdigen Bildung, wenn Tertianer, Sekundaner über der Pazifistin Suttner wohlgemeintes Buch „Die Waffen nieder" nur mit nasenrümpferischer Ueberlegenheit lächelten? Der Krieg Naturnotwendigkeit, der Massenmord höchstes Völkerglück war schließlich das Endergebnis dieser jugendlichen Erkenntnis. Konnte sich der Militarismus eine bessere Jugenderziehung wünschen als diese selbstmörderische Bekenntnisfreudigkeit zur Schlachtbank?

Und doch hatte er damit nicht genug. Während des Krieges, ja vielfach schon vorher hatte sich die betrübende Tatsache herausgestellt, daß der geschichtliche Unterricht für die Erziehung zum Militarismus keineswegs genüge. Auch die beste Theorie war eben doch bloß Theorie. Und der militaristische Staat sah ein, daß man den Geist erst voll beherrsche, wenn man den Körper niedergeknechtet hat. Nach seiner Einschätzung von Menschen und Menschenwert mußte er sich auch von einer vorwiegend körperlichen Erziehung mehr versprechen als von einer „rein geistigen". Die körperliche Erziehung während der Dienstzeit schien ihm zu kurz und auch zu spät. Der Knabe ließ sich noch leichter biegen als der Mann. Drum organisierte er die militärische Jugenderziehung, unterstützt von wohlmeinenden Patrioten, strebsamen Lehrern und Leuten, die noch etwas werden wollten. Es gab da wirkliche Uniformen, flatternde Fahnen, Spielleute, gab Felddübungen, gab Gewehre, Exerzieren, kurz alle die Spielereien eines Heeres en miniature auf das die braven Eltern stolz sein konnten und das sich gelegentlich — der Gedanke, so verteufelt schlau, ist wirklich aus dem Ei gekrochen — selbst zur Einschüchterung unruhiger Bürger verwenden ließe. Die Erziehung der Jugend wäre wirklich ein Triumph für den Staat gewesen, wenn er zuversichtlich rechnen konnte, daß gegebenenfalls das Söhnchen gegen den Vater marschiere.

So geistig und körperlich geschult — nach 20jähriger, hört ihr's, ihr wackeren Eltern, fast zwanzigjähriger vorbereitender Erziehung — trat der junge Deutsche ins Heer ein. Da ward es ihm klar, daß alles Bisherige nur Vorbereitung, nur Einschulung, nur Gleichnis war. Jetzt stand er vor dem Entscheidenden, vor dem Endgültigen, vor seinem Schicksal. Der deutsche Militarismus ist — das hat uns der Krieg und sein Ende klargemacht —

das deutsche Schicksal geworden. In dieser Schicksalsschule ward der deutsche Charakter geformt, der deutsche Typus. Der deutsche Typus, vor dem der Spötterstift der heimischen und fremden Karikatur umsonst uns gewarnt hat. Der deutsche Typus — der die abschreckende Vollendung bedeutet, zu der man ein Volk erziehen kann. Der deutsche Typus, der der glänzendste Beweis dafür ist, wie weit seelische Gleichförmigkeit anerzogen, anerzwungen werden kann.

Ueber dem Eingang zum Tempel des Militarismus steht das Wort „Jeder Befehl ist heilig!" Das bedeutet unbedingteste, widerstandslose, kritiklose Unterwerfung. Jeder Organismus kann nur bestehen in der Ein- und Unterordnung, in der Unterordnung, das ist klar. Die beste Ein- und Unterordnung gründet sich auf Ueberzeugung, auf die Erkenntnis von ihrer Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit. Die Mühe der Erkenntnis hatte der Militarismus dem deutschen Volke vorweggenommen. An ihre Stelle setzte er den Zwang. Zwang wird notwendig, wo sich Widerstand zeigt. Der Militarismus zwang das Volk, wo es willig war. Er zwang es zwei, drei Jahre hindurch mit Mitteln, deren ausgesuchtes Raffinement etwas Diabolisches, etwas Perverses hat. Er zwang uns zur Mundtotigkeit, zur märtyrerhaften Stummheit vor dem Unrecht (denn das Recht zur Beschwerde war nichts als die krasseste Verhöhnung jeden Rechts). er zwang es zur sinnlosen Gliederverrenkung, zum körperlichen Hausvorsitzentum der Grußform, er zwang es zum prachtlichen Servilismus, zwang es zur willenlosen Kniebeugung vor dem kaiserlichen Paschatum einer Hausknechtsautokratie, er zwang es zur Anbetung der Dummheit und der maßlosen Ueberhebung. Er riß ihm das Rückgrat aus dem Leibe, raubte ihm jedes männliche Selbstbewußtsein. Er scheute nicht vor der krassesten Sklavenmethode zurück: Den Soldaten in beständiger Furcht zu halten, unter allzeugenblicklicher Ueberwachung. Jeder Schritt war kontrolliert, jeder zweite bedurfte einer formellen Erlaubnis. Eine erbärmliche Angst schwebte über jedem beim unschuldigsten Fehltritt. Vor dem Vorgesetzten war des Soldaten Rede ein Stammeln, seine Haltung ein Zittern. Sie hießen das Manneszucht, wo vom Manne beinahe nichts mehr vorhanden war. So bezwang der Militarismus den Mund, die Augen, den ganzen Körper, er zwang Seele und Geist. Er bezwang das ganze Volk. Was konnte aus einem solchen Volke anderes werden als eine stumme, versklavte Masse, als ein willenloses Werkzeug?

Und dieses Volk trug heim in das bürgerliche Leben einen bezwungenen Körper, einen verknechteten Geist. Es hatte an ihm sein Leben lang eine hündische Furcht vor dem vorgesetzten Beamtentum von der ordnungsichtbaren Pickelhaube an der Straßenecke bis hinauf zur gottgegebenen Spitze in den Wolken. Es ging anbetend hinterdrein hinter jedem rechtmäßig oder unrechtmäßig buntgefärbten Rock. Ihm schien jeder behördliche Erlaß, ob er den Auswurf regulierte oder den Verschluß des Hosenlatzes, ein von Gott gekommenes Gesetz. Ihm schien mehr als die Ruhe, ihm schien Grabesstille absolute Bürgerpflicht. Und wie in perverser Selbsterniedrigung schwelgte es in wedelnder Untertänigkeit. Der Staat war ihm nicht ein Haus, in dem es frei wohnte, sondern ein Joch, unter dem es gekrümmter

Rückens ging. Diese Unterwürfigkeit vor allem Staatlichen hat unheilvoll nicht bloß sein bürgerliches Leben, auch seine innerliche Politik durch Jahrzehnte beeinflußt.

Und dieses gebeugte Volk war so sein Joch gewohnt, fand es so natürlich, eine unnatürliche Last zu tragen, daß es sie fast mit Freuden trug. Es frohlockte noch unter dem Zwang, den man ihm auferlegt, es war noch stolz auf seine Staatserziehung, auf seinen „Dienst". Es sah darin die glänzendste Schule für das Bürgerleben. O glücklicher Staat, der du ein Volk hattest, das sich seiner Knechtschaft freute. Es war ein Triumph deiner Erziehungskunst, daß dein Volk seine Selbstzerfleischung, seine Selbstopferung nicht erkannte, ja freudig bejubelte. In seinem neuen Roman, dem „Unterton", hat Heinrich Mann dafür das wunderbare Symbol gefunden: Diederich, der „Held", bekränzt am Geburtstag des Klassenlehrers feierlich dessen Rohrstock. Jahrhunderte hatten diesen selbstmörderischen Kult geschaffen. Das Volk hielt es für sein gottgegebenes Schicksal, daß seine Seele verknechtet war. In Kriegervereinen da pflegte es bis zum Greisentod noch seine „großen Traditionen", da freute sich noch der Weißbehaarte seiner schönsten Sklavenjahre.

Was der Staat, insbesondere sein Militarismus aus dem Deutschen gemacht hat, dafür hatte schon Heinrich Heine die Worte gefunden: „Der Deutsche gleicht dem Sklaven, der seinem Herrn gehorcht, ohne Fessel, ohne Peitsche, durch das bloße Wort, ja durch einen Blick. Die Knechtschaft ist in ihm selbst, in seiner Seele; schlimmer als die materielle Sklaverei ist die spiritualisierte."

Das Bild deutscher Erziehung wäre nicht vollständig, wenn man nur die Erzogenen, nicht auch die Erzieher betrachtete. Ich meine das deutsche Beamten- und Offizierstum. Der deutsche Beamte ging hervor aus dem deutschen Studenten. Der deutsche Student, soweit er Verbindungsstudent ist, hatte sich selbst einen Militarismus geschaffen, wenn auch dessen historischer Ursprung nicht mit dem des militärischen zusammenfällt. Aber hier ist nicht die historische Beziehung maßgebend, sondern die „geistes"verwandte. Der Militarismus des deutschen Studenten war sein Komment. Konnte es etwas Militaristischeres geben als diesen Kodex törichter Formen, unter den sich die deutsche „Geistes"jugend zu beugen hatte? Zu beugen hatte! Denn auch hier ist charakteristisch: die unbedingte, widerstandslose Unterwerfung, charakteristisch die halbe oder totale Uniformierung, die bewußt vom „Bürger" scheiden sollte, charakteristisch der Zwang zum Waffengang — ein kultureller Anachronismus, wie er sich krasser kaum denken läßt, bei dem die „Geistes"-Jugend die Faust dem Geiste übergeordnet. Charakteristisch der Ritus, unter dem das heilige Trankopfer des Alkoholismus vollzogen wurde, charakteristisch die peinlich genaue Festlegung aller Dinge des Alltags bis zum Röllchenverbot. Kurz ein Leben, eingezwängt in tausend Formen und Förmchen, die den Anschein erwecken, als könne sich der deutsche Student nicht selbständig durchs Leben bewegen. Ganz wie der deutsche Soldat, dessen Leben durch den militärischen Komment bis in die nebensächlichste Einzelheit „befohlen" wird. Und die soziale Weltanschauung des

Verbindungsstudenten! Für ihn hatten sich die Menschen in zwei Massen zu teilen, in Satisfaktionsfähige und -unfähige. Damit wurde ihm eine Massenverachtung angelernt, wie sie sich für den künftigen Beamten im militaristischen Staat als schicklich und zweckvoll erwies: Absolute, von tieferer Einsicht unbeeinflußte Ueberlegenheit über die „Masse". Und wenn schließlich der fertigerzogene Beamte unter das Volk trat, hüllte er sich oft in eine Wolke gottähnlicher Unnahbarkeit, von der er verlangte, daß ein ihm wohlgefälliger Weihrauch aus der anbetenden Menge aufsteigen müsse. Diese halbgottähnliche Distanz betrachteten auch bald die meist mehr irdisch erzogenen Gattinnen als eine auch für sie gültige Entfernung. Und wenn der neue Beamte ans Regieren, Verwalten ging, dann tat er es leicht unter einem Aufwand von Bestimmungen und Verordnungen, die seinem militarisierten Vorleben alle Ehre machten. Es schien dem Neuling, daß das Volk noch nicht genügend erzogen sei, der Volkskomment war eben immer noch lückenhaft, es fehlte eben da wohl noch was wie ein Röllchenverbot. Auch das Bürgerleben en detail militarisiert zu sehen, war im absoluten Obrigkeitsstaat das Ideal der Beamtenschaft.

Was vom höheren Beamten, das gilt in krassester Form auch vom niedrigen. Der Subalternbeamte war als Militär-Anwärter direkt aus der hohen Schule des Militarismus hervorgegangen. Er übertrug den Despotismus, die Rüppelhaftigkeit, kurz die ganze Unteroffizierskultur in das bürgerliche Leben. Sein gefeiertster Typ war der preußische Schutzmann. Im gleichen Geiste erzogen, war das untere Beamtentum nur eine „volkstümlichere" Auflage des oberen. Von oben wurde der deutsche Bürger durch die Verordnung dirigiert, von unten durch die Schnauze. Daß das deutsche Volk die richtige Erkenntnis dieser Tyrannis von unten hatte, dafür ist eine Aeußerung charakteristisch, die man im Felde nach dem militärischen Zusammenbruch hören konnte: Man freue sich, daß Deutschland nicht gesiegt habe; sonst hätte das deutsche Volk vor jedem Briefträger strammstehen müssen.

An der Wiege des Deutschen stand der Bleisoldat, an seinem Grabe der Kriegerverein. Der Militarismus hat ihn geführt, gelenkt, beherrscht vom ersten Schritt bis zum letzten. Er war sein Leben lang Soldat, nichts als Soldat. Durch die Revolution ist er Bürger geworden, freier Bürger. Die äußerliche Freiheit hat er gewonnen, aber nach der politischen Revolution muß sich die seelische vollziehen. Er muß den militaristischen Sklavengeist abwerfen, seine Seele muß sich verbürgerlichen. Nur der ist wirklich frei, der die seelische, die geistige Fessel gebrochen hat. Aber wie die politische, so bedeutet auch die seelische Freiheit nicht Ausgelassenheit, Schrankenlosigkeit. Sie bedeutet ernste Selbstschulung, bewußte Selbstführung. Sie bedeutet aber auch, daß der bisherige Erzieher seine Seele umformt. Er thront nicht mehr als Tyrann über dem Volk, er tritt unter es als Freund. Endlich ist die Zeit der Selbstbesinnung, der Selbsterziehung gekommen! Säumt nicht, laßt uns heute schon mit dem Bleisoldaten beginnen!

Die Leistungen der Sozialdemokratie.

Von Dr. Siegfried Seelig.

„Brüder, hört die Signale! Auf zum Gefecht! Die „Internationale" erkämpft das Menschenrecht!" So begann ein Lied, welches viel in sozialdemokratischen Vereinen gesungen wurde. Die Internationale, die das Menschenrecht erkämpfen und vor allem Kriege verhindern sollte, brach bei dem Ausbruch des größten Krieges kläglich zusammen. Die so ihrer internationalen Würde beraubte Sozialdemokratische Partei Deutschlands teilte sich bald darauf in zwei, später sogar in drei Gruppen, welche sich nun gegenseitig auf das heftigste bekämpften. Und zwar wird dieser Kampf zwischen den Anhängern der drei sozialdemokratischen Richtungen gegeneinander nicht nur mit geistigen Waffen allein geführt, sondern, wie die letzten Wochen gezeigt haben, auch mit Maschinengewehren, Handgranaten und Geschützen. Die reaktionären Parteien sehen diesem Streit der feindlichen Brüder mit innigem Vergnügen zu, sind sie doch die einzigen Nutznießer desselben.

Gewiß, Sozialdemokraten und Soldaten haben uns die Revolution gebracht. Konnten sie auch nur bringen, da nur organisierte Massen in der Lage waren, einen derartigen Umschwung herbeizuführen. Es war daher gerechtfertigt, daß sozialdemokratische Führer die Regierung übernahmen. Nur hatten diese dann auch die Pflicht, für Einigkeit nach innen und außen zu sorgen und unser Kultur- und Wirtschaftsleben nicht zu stören. Aber statt dessen wurden sozialistische Schlagworte und Forderungen, wie „Vergesellschaftung der privaten Produktionsmittel", in die Massen geworfen. Diese Forderung hat bewirkt, daß in unserer Industrie, die doch gerade jetzt bei der Umstellung ihrer Produktion auf die Friedenswirtschaft einen schweren Stand hat, beunruhigende Beunruhigung hervorgerufen wurde. Auch sind die Arbeiter dadurch zu derartigen Lohnforderungen veranlaßt worden, daß dieselben bald Kapital und Reserven der industriellen Unternehmungen aufgezehrt haben werden. In der jetzigen Zeit, wo schon die Ententemächte darauf bedacht sind, uns wirtschaftlich so viel wie möglich zu schwächen, sozialistische Experimente vornehmen zu wollen, heißt aber wirtschaftlichen Selbstmord verüben.

Man hat manchen Unternehmer, dessen Betrieb durch die Kriegsaufträge gewinnbringend beschäftigt war, gern Kriegsgewinnler genannt. Heute kann man jeden Arbeiter als „Revolutionsgewinnler" ansprechen. Denn tatsächlich ist die Revolution in einen Lohnkampf ausgeartet, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat. Und der gewinnende Teil ist überall die Arbeiterschaft, der jeder, auch noch so unsinnige Forderung bewilligt werden muß. Unter dem sozialistischen Regime sucht eben die Arbeiterschaft soviel zu erlangen als sie nur irgend kann. Nirgends aber steht die Arbeitsleistung zu dem beanspruchten Lohn in irgend einem rechten Verhältnis. Die Arbeitszeit wird auf acht, teilweise sogar schon auf sechs Stunden reduziert, während die Löhne fast um das Doppelte erhöht wer-

den. Ein Witzbold sprach vor einiger Zeit von dem „Nullstundentag". Tatsächlich sind wir heute so weit, daß auch das Nichtstun sehr gut bezahlt wird. Es sind Fälle bekannt geworden, wo Arbeiter für einen Tagelohn von 15 Mark gesucht wurden, diese aber das Angebot ablehnten mit der Begründung, daß sie sich bei der Arbeitslosenunterstützung besser ständen. Dabei gibt es Arbeit in Hülle und Fülle. Wenn auch nicht gerade in Berlin, so doch auf dem Lande und in den Kleinstädten. Aber die Regierung hat nicht den Mut, die Arbeitslosen, die nicht aus Berlin heraus wollen, an den Ort zu bringen, wo sie gebraucht werden. Statt dessen zahlt sie jedem Arbeitslosen täglich acht Mark, für die Ehefrau außerdem einen Zuschlag von 1,50 und für jedes Kind ebenfalls noch 1,25. Ein Ehepaar mit zwei Kindern erhält also monatlich 360 Mark. Das ist ungefähr das Gehalt eines mittleren Beamten. So gern man auch den wirklich Bedürftigen, die sich Mühe geben, Beschäftigung zu finden, die Unterstützung gönnen wird, so muß man doch entschieden dafür eintreten, daß die Arbeitslosenunterstützung nicht zur Prämiierung der Faulheit ausarte.

Die sozialistische Regierung, die bisher nur einseitig die Interessen der Arbeiterschaft wahrnimmt, sollte nicht vergessen, daß es auch noch andere Reichsangehörige gibt, die ebenfalls Daseinsberechtigung haben.

Die Infektion der öffentlichen Meinung.

Von Friedrich Wagner.

Tiefbedauerliche Vorgänge der letzten Wochen haben uns gezeigt, daß wir Zuständen im öffentlichen Leben der Reichshauptstadt entgegensteuern, die eine immer größere Zuspitzung der gegenteiligen politischen Anschauungen im Bürgertum — dieses Wort als Gesamtbegriff verstanden — herauskristallisiert. Es ist ja klar, daß in der gegenwärtigen direktionslosen Zeit, unter einer Regierung, der von großen Teilen der Arbeiterschaft kein Vertrauen entgegengebracht, von anderer Seite Mangel an Fähigkeiten untergeschoben wurden, die nicht wegzuleugnenden ökonomischen und sozialen Gegensätze zum Aufruhr sich verdichten müssen. Diese von beiden Seiten, der staatserhaltenden und der revolutionierenden, mit den Mitteln einer nur scheinbar überwundenen Vergangenheit zu schüren, statt durch erzieherische Einwirkung zu dämpfen, scheint immer noch als Hauptaufgabe betrachtet zu werden.

Unser öffentliches Leben ist stark korrumpiert durch die überall und bei allen Staatsnotwendigkeiten hervortretende ausgesprochene nackte Interessenvertretung. Alle geplanten Manipulationen der Staatsmaschinerie in inner-, finanz- und bevölkerungspolitischer Hinsicht betrachten Staatsbürger und ihre Organisationen nicht vom Standpunkt objektiver, dem Materiellen enthobener Kultur, sondern lediglich vom kleinlichen Eigennutz aus. Dabei maskieren sie diesen eigennützigen Gedankengang wie unter dem alten Regime auch, geschickt mit dick aufgelegter „vaterländischer"

Gesinnung, mit welchem Schlagwort heute der allergrößte Unfug getrieben wird. Es ist eines der am meisten gebräuchlichen Kampfmittel gegen den Gegner, und es verdunkelt da, wo es angewandt wird, stets den sachlichen Gegensatz ins Extreme.

Diese Methoden sind die Quellen aller anderen geistigen und unsittlichen Waffen im politischen Tageskampf. Ihr entspringen die falschen oder tendenziös zugestutzten Nachrichten, Gerüchte, Lügen und Verleumdungen. Was ist seit den Tagen der Revolution von einer gefälligen Presse, die sich um jede Regierung schmarotzt, nicht alles in die Welt hineingesetzt und andern Tages widerrufen worden! Oder man hat es wider besseres Wissen nicht widerrufen und so eine Giftquelle, oder richtiger Giftbombe, im öffentlichen Leben weiter wirken lassen, ganz gleich, ob diese Wirkung gegen Volksgenossen oder Nachbarvölker sich richtet!

Dazu kommt noch die Verwertung dieser oft ganz quellenlosen Nachrichten in parteipolitischer Hinsicht oder von sonstigen Interessengruppen. Das Publikum, mit den technischen Gebräuchen eines Nachrichtendienstes nicht im entferntesten vertraut, auch gar nicht dazu erzogen, auf die Herkunft einer Nachricht zu achten oder Unterschiede zwischen „Gerücht" und Tatsache zu machen, wenn es nicht ausdrücklich auf die eine oder andere Qualität hingewiesen wird, wird dadurch in seinen Entschlüssen allzu stark beeinflußt, irritiert, und so entstehen künstlich entfachte Gegensätze, die sachlich gar nicht berechtigt sind.

Trotzdem die Tagespresse durch ihr schmachvolles Verhalten in der Kriegszeit, von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, in der Allgemeinheit an Ansehen bedeutend verloren hat, ist sie immer noch in der Lage, ihren Einfluß in der gewollten Richtung geltend zu machen, weil augenblicklich das Lesebedürfnis infolge der sich jagenden Ereignisse stark hervortritt. Wer gezwungen ist, die Tageszeitungen verschiedener Richtungen tagtäglich zu lesen, dem wird oft der Wirrwarr an sich widersprechender Schilderungen über das gleiche Thema auffallen. Und wenn er sieht, wie aus einer, oft aus ihrer Quelle schon zum mindesten als unwahrscheinlich zu erkennenden Nachricht die schärfsten politischen und öffentlichen Schlußfolgerungen gezogen werden, natürlich immer im Sinne der vertretenen Anschauung, so erfaßt den Gewissenhaften, der sich der ungeheuren Verantwortung gegenüber dem Gemeinwohl bewußt ist und danach zu handeln für Ehrensache hält, ein Grausen über die Art, wie hier das friedliche Publikum unterminiert und gegeneinander „aufgeklärt" wird.

Diese Verhältnisse sind schon so weit gediehen, daß man ruhig von einer Bevormundung des Lesepublikums in allen öffentlichen Beziehungen sprechen kann. Mit jedem Vorgang in der Oeffentlichkeit, sei er politischer oder unpolitischer Natur, wird ihm zugleich in tendenziöser Art kommentiert, wie er diesen zu betrachten hat. So entstehen die hunderterlei Meinungen. So kommt es, daß es in Dingen, die im Interesse unseres Gemeinschaftslebens dringend einer objektiven einheitlichen Beurteilung bedürfen, zu scharfen Gegensätzen kommt; so kommt es, daß die Leidenschaften aufeinanderplatzen. Gewiß kann nicht alles einer Meinung sein und

jeder schaut die Welt durch die Brille seiner Ueberzeugung an (trotzdem diese Brille oft nur so entstanden ist, wie eben geschildert). Aber es gibt kein Ereignis im öffentlichen Leben eines Volkes, das Organen der öffentlichen Meinung Veranlassung sein dürfte, die Bürgerschaft auseinander und gegeneinander zu spalten. Und es ist ein Verbrechen und also kulturlos, aus Vorgängen oder Verhältnissen, die sachlich noch nicht einwandfrei festgestellt sind, so tiefgehende Konsequenzen zu ziehen.

Die Presse, die in der Zeit des Krieges in der Verhetzung der Völker gegeneinander, in der Herabsetzung der feindlichen Staaten und Staatslenker so homogen war, trotz der Verschiedenheit der „Weltanschauung", warum könnte sie sich nicht auch, wenn der Wille dazu vorhanden, zum Wohle des deutschen Volkes zu einer Homogenität aufschwingen, wenigstens in bezug auf die zur Erringung des sozialen Friedens unbedingt vorzunehmenden Schritte der Verfassung und Sozialgesetzgebung? Und in Konsequenz dieser Homogenität ihren Lesern die Erkenntnis dieser Notwendigkeiten „infizieren" und so das deutsche Volk zu einheitlichem, machtvollem Handeln erziehen? Das wäre eine andere Kulturtat, als es die ewige einseitige Interessenvertretung darstellt, dieses Herumreiten auf Dogmen, Traditionen und „Anschauungen"!

Während des Krieges hielt die Presse es für ihre Aufgabe, dem Feinde gegenüber eine einige deutsche Phalanx hinter der Front zu suggerieren: mag sie es doch einmal als Ehrensache erklären, im deutschen Volke Einigkeit zu wecken auch nach innen! Damit aus dieser inneren Einigkeit der wahre Grundstock für die große Völkerfamilie, den Völkerbund, erwachse!

Die „spanische Krankheit".

Von **Oberarzt Dr. Wiese.**

Im Frühsommer 1918 breitete sich mit großer Schnelligkeit vom Westen zum Osten Europas eine Krankheitsepidemie aus, die nach dem Orte ihres ersten Auftretens zunächst den rätselhaften Namen „Spanische Krankheit" führte. Schon ehe die Krankheitswelle Deutschland erreichte, wurden Vermutungen laut, daß es sich um eine der Influenza sehr ähnliche Erscheinung handeln müsse. Als dann bei uns die ersten Fälle beobachtet wurden, waren sich die deutschen Aerzte bald darüber einig, daß es sich nach der frappanten Aehnlichkeit des Krankheitsbildes höchstwahrscheinlich wieder um einen Zug der Influenza durch Europa handle, wie er der älteren Generation noch in deutlicher Erinnerung aus den Jahren 1889—92 war. Die jetzige Epidemie ist nicht ohne Vorläufer in früheren Jahrhunderten. Nachforschungen ergeben, daß bereits von 1173 bzw. 1387 ab in jedem Jahrhundert zwei bis dreimal derartige Seuchen auftraten. Ein Greifswalder Arzt Calenus (1379) erklärte die Krankheit „ab occulta quadam coeli influentia" und gab so der Krankheit zuerst den Namen „Influenza". Eine

Erklärung in ähnlichem Sinne wurde auch jetzt wieder besonders von meteorologischer Seite gesucht, ist aber mit Bestimmtheit abzulehnen. Die Verbreitung der Seuche hat mit Luftdruckschwankungen direkt nichts zu tun. Anders verhält es sich mit der Witterung; die Influenza ist sonst eine ausgesprochene „Winterkrankheit", und zwar der Uebergangszeiten, der Perioden des Matschwetters; von 125 Epidemien begannen nur 16 im Sommer. Die vielfach gebrauchte Bezeichnung „Grippe" stammt aus dem Französischen von „gripper", erwischen, bzw. von einem „la grippe" genannten Insekt, das man bei einer Epidemie Mitte des 18. Jahrhunderts als Ursache vermutete. So hat z. B. auch Kant aus Rußland eingeschleppte Insekten als Verbreiter der Influenza Ende des 18. Jahrhunderts angesehen. Auffallend bei der diesjährigen Epidemie ist zweierlei: einmal der Beginn im Sommer — wie oben schon erwähnt, ist die Influenza sonst eine ausgesprochene Winterkrankheit —, zum zweiten: der diesmalige Zug vom Westen zum Osten. Fast ausschließlich nahmen die früheren Seuchenzüge den umgekehrten Weg und erreichten Spanien zuletzt. In der Regel hat jedes Jahrhundert seine zwei bis drei großen Epidemien gehabt. Aus dem letzten Jahrhundert seien erwähnt die von 1830—33, eine kleine um 1848 und die bisher größte Epidemie von 1889—90. Wie bei der letztgenannten Epidemie finden wir auch heute eine außerordentlich große Ausbreitung der Krankheit — 89—90 erkrankten bis zu 50 Prozent der Bevölkerung —, ferner einen sehr kurzen Zeitraum von der Ansteckung bis zum Ausbruch der Krankheit (meist 1—2 Tage). Auffällig ist die explosionsartige Ausbreitung und das scheinbar schnelle Verschwinden der Krankheit, weshalb man auch den Namen „Blitzkrankheit" für sie geprägt hat. Stets hat sich die Seuche im Verhältnis der Geschwindigkeit der menschlichen Verkehrsmittel fortgepflanzt. „Sie verbreitet sich in Turkestan mit der Geschwindigkeit der Karawane, in Europa mit der des D-Zuges, in der Welt mit der des Ozeandampfers, heute vielleicht mit der Geschwindigkeit der Rumplertaube oder der des Fokkers" (Bergmann). Die Uebertragung geschieht von Mensch zu Mensch durch Haften feinster, den Erreger enthaltender Tröpfchen, wie sie beim Husten, Sprechen, Niesen verstreut werden. Daß auch durch Küsse, Benutzung von Gegenständen, die Influenzakranke im Gebrauch hatten, eine Uebertragung möglich ist, ist wohl selbstverständlich. Zu Beginn der Epidemie, nahm man an, daß starke atmosphärische Schwankungen eine Verbreitung der Seuchen förderten. Etwa in der Art, daß man in Anlehnung an die alte Miasmentheorie glaubte, es hätten sich auf die befallenen Länder Wolken, Milliarden der Krankheitskeime enthaltend, niedergesenkt, ein Eindruck, der durch die explosionsartige, blitzgeschwinde Verbreitung der Krankheit erweckt wurde. Diese Auffassung wird von namhaften Hygienikern strikte abgelehnt. Die schnelle Verbreitungsursache ist vielmehr nur in dem leichten Haften der Infektion, die fast jede Isolierung unmöglich macht, zu suchen. Die Erregerfrage ist noch nicht endgültig geklärt; wahrscheinlich ist, daß der von R. Pfeiffer bei der letzten Epidemie entdeckte „Influenzabazillus" auch nur die Rolle eines sogenannten Begleitbakteriums spielt, wie die anderen Begleitbakterien (Staphylo und

Streptokokken), die namentlich bei den Komplikationen der Influenza eine gefährliche Rolle spielen. Der spezifische Erreger harrt noch des sicheren Nachweises, doch besteht nach den jüngsten Mitteilungen deutscher Forscher die Hoffnung, daß dies in Bälde geschieht. Ein Zusammenhang der Erkrankung mit dem Kriege besteht nicht, höchstens nur insofern, als naturgemäß die Ansammlung größerer Menschenmassen die rapide Ausbreitung begünstigt. In letzterer Hinsicht spielt auch die Ernährungsfrage keine maßgebende Rolle, da die Erkrankungsziffer in Ländern mit guten Ernährungsverhältnissen nicht niedriger ist. Dagegen bleibt die Möglichkeit bestehen, daß weniger gut ernährte und damit widerstandslosere Individuen der Seuche leichter zum Opfer fallen. Eine ähnliche schwächende Wirkung sehen wir bei den Einflüssen der Witterung. Auch bei der jetzigen Epidemie war ein Anstieg bei Matschwetter, ein Abstieg bei sonnigem und trockenem Frostwetter deutlich wahrnehmbar; die Erklärung dafür ist leicht zu finden, wenn wir an die in Uebergangszeiten häufigen Erkältungskrankheiten, Katarrhe, Schnupfen usw. denken, wodurch uns deutlich wird, daß derartige Einflüsse die Widerstandsfähigkeit des Körpers herabsetzen und andringenden Feinden einen leichteren Sieg verschaffen. Die „Spanische Krankheit" alias Influenza bzw. Grippe ist eine gefährliche Erkrankung, besonders in der potenzierten Form, wie sie bei der zweiten (Herbst-)Epidemie auftrat. Die Sterblichkeit war eine relativ hohe; besonders auffällig der Tod junger kräftiger Menschen, eine Erscheinung, die sich immunitätstheoretisch aber durch bestimmte Abwehrvorgänge im Organismus erklären läßt. Eine anfangs angenommene Immunität — d. h. sicherer Schutz vor Erkrankung — der älteren Leute von der Epidemie der 90er Jahre hat sich nicht bestätigt. Wiedererkrankungen kurze Zeit nach Ueberstehen der ersten Infektion sind beobachtet. Ein spezifisches Heilmittel gegen die Erkrankung gibt es nicht; was der Laie zu seinem Schutze bzw. für einen möglichst leichten Verlauf der Erkrankung und möglichster Verhütung von Komplikationen tun kann, ist: sorgfältige Mundpflege, möglichste Vermeidung des Umgangs mit Krankheitsverdächtigen und Kranken, Schutz vor Katarrhen, bei eignen Beschwerden frühzeitigste Bettruhe, Zuziehung des Arztes und Verlassen des Bettes erst nach völliger Entfieberung.

Die Erfahrungen bei den früheren Epidemien haben gezeigt, daß nach einem scheinbaren Erlöschen der Seuche sich noch Jahre und Jahrzehnte kleinere endemische Herde halten, deren einzelne Krankheitsfälle im allgemeinen viel schwerer verlaufen. Von hier aus kann aus glimmender Asche allmählich unter gegebenen Bedingungen die helle Flamme wieder emporlodern. Hier läßt sich der Erreger im kleinen und vermag plötzlich wieder in verheerendem Seuchenzug über die Welt zu ziehen, eine Tatsache, die uns die Seuchengeschichte mit eindringlichster Deutlichkeit predigt.

Künstler.

Von Dr. Siegfried Seelig.

Emmi Leisner.

Nicht vielen dramatischen Sängerinnen ist es von Anfang an so gut ergangen, wie der ersten Altistin unserer Oper Emmi Leisner.

Die meisten Sänger und Sängerinnen müssen ihren Weg erst mühselig über die Provinzbühnen nehmen, bevor sie zu Ruhm und Ansehen gelangen und an einer ersten Bühne festen Fuß fassen. Und, ach, mit welchen Demütigungen und Verletzungen ist zumeist ein solcher Weg verbunden! Wieviel Hindernisse stellen sich da der jungen Künstlerin entgegen! Wieviel Kämpfe hat sie auszufechten! Zuerst mit den Agenten, dann mit den Direktoren, Dirigenten und nicht zuletzt mit dem Neid und der Mißgunst der lieben Kolleginnen.

Dieses alles ist Emmi Leisner erspart geblieben. Von Anfang an zur Konzertsängerin bestimmt, sang sie, nachdem sie bei Helene Breit studiert hatte, zwei Jahre unter Siegfried Ochs und Steinbachs Leitung in Konzerten. Hier hörte sie Leo Blech, der von ihrer Stimme so begeistert war, daß er die zuerst Widerstrebende durchaus der Bühne zuführen wollte. Nach einem Gastspiel als Eurydike wurde sie, die nicht eine einzige Opernpartie studiert hatte, auf fünf Jahre für das Königliche Opernhaus verpflichtet. Auch den Rollenstreitigkeiten war sie kaum ausgesetzt, da die Altistinnen an unsrer Oper dünn gesät sind und Emmi Leisner in diesem Fach fast ohne Konkurrenz geblieben ist. Ihre Carmen, Azucena, Amneris sind gesangliche Musterleistungen. Trotz ihrer dramatischen Tätigkeit ist Emmi Leisner ein oft und stets gern gehörter Gast auf dem Konzertpodium geblieben.

Ihr Vertrag mit dem Berliner Opernhaus ist vor kurzem auf weitere fünf Jahre verlängert worden.

Schleiermacher über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche.

Von Dr. Käte Friedemann.

In einer Zeit, in der alle kirchlich gesinnten Elemente Deutschlands, auch diejenigen, die früher die bittersten Feinde waren, sich angstvoll vereinigen, um der drohenden Trennung von Staat und Kirche in den Weg zu treten, weil sie in ihr die furchtbarste Gefährdung der Religion erblicken, in einer solchen Zeit ist es sicherlich nicht ohne Interesse zu vernehmen, wie Schleiermacher, derzeit Prediger an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, und zugleich Erneuerer des damaligen religiösen Lebens, über eine solche Trennung dachte.

Als „Anschauung und Gefühl des Universums" hatte er das Wesen der Religion bezeichnet, und er hatte damit einen Strom jubelnder Zustimmung in den Herzen der jungen Generation entfesselt, die damals als „Romantische Schule" ihr universales Lebensprogramm verkündete. Nicht der Glaube an Gott und Unsterblichkeit, heißt es in den „Reden", die Schleiermacher an die Gebildeten unter den Verächtern der Religion richtete, sei Grundbedingung des religiösen Lebens, obgleich es damit jeder halten könne, wie er wolle, sondern die rein gefühlsmäßige Hingabe an das All, das sich dem Menschen als eine lebendige Einheit offenbare. In bewußtem Gegensatz zur Aufklärung, deren Religion sich ganz in Ethik aufgelöst hatte, verkündete er, daß die Religion mit dem Handeln überhaupt nichts zu tun habe, sondern daß sie dazu berufen sei, wie eine schöne Musik das Handeln der Menschen zu begleiten. Aber ebensowenig diene die Religion auch der verstandesmäßigen Erkenntnis übersinnlicher Wahrheiten. Sie sei scharf zu trennen von Ethik und Methaphysik, sie nütze nichts, aber sie sei gerade deshalb die Lebensluft, der Lebensatem jedes seiner organisierten Wesens, das sie aus seiner Atomisierung erlöse, um es an der Größe und Ewigkeit des universalen Lebens der Welt teilgewinnen zu lassen.

Man sollte meinen, daß diese sehr pantheistisch anmutende Predigt die Tendenz habe, den Einzelnen dem Universum gegenüber auf sich selbst zu stellen, und ihn der positiven Religion und der Kirche zu entfremden. Dem ist aber nicht so. Im Gegenteil, Schleiermacher ist ein ausgesprochener Feind der durch die Aufklärung verkündeten „natürlichen Religion" und redet der Auffassung das Wort, daß sich in den historischen positiven Religionen das Universum ebensoviele Organe geschaffen habe, durch die es sich der Menschheit von je einer Seite offenbart habe. So sei im Judentum, das ihm als veraltet und überwunden gilt, der Gedanke der Nemesis, der Vergeltung alles Guten und Bösen, zum Ausdruck gelangt, während das Christentum, zu dem er sich bekennt, die Vorstellung vom Mittlertum in den Vordergrund gerückt habe. Denn Schleiermacher, und mit ihm die gesamte deutsche Romantik, ist der Ansicht, daß das Universum dem Menschen in seiner Ganzheit nur durch Mittelspersonen, gleichsam seine Repräsentanten, zugänglich sei, über deren Wahl die Romantiker zunächst sehr freie Anschauungen verkünden. So erklärt Friedrich Schlegel, daß er unmöglich das Universum lieben könne, wenn er nie ein Weib geliebt habe, und Schleiermacher selbst schreibt an seine Freundin Henriette Herz, in die er, um ein Mißverständnis zu vermeiden, nicht etwa verliebt war, „Du bist für mich das Universum". — Zunächst also bedeutet für Schleiermacher auch die Erscheinung Christi nur einen Mittler unter anderen, und gleichsam die Symbolisierung des Mittlertums überhaupt; eine Anschauung, die sich späterhin, obwohl bei ihm, wie bei seinen romantischen Freunden zugunsten eines positiveren Bekenntnisses geändert hat.

Was aber kann Schleiermacher in diesem Stadium seiner Entwicklung die Kirche sein? — Sie dient für ihn ausschließlich dem Geselligkeitsbedürfnis in der Religion. Die Menschen haben seiner Ueberzeugung nach das tiefe Verlangen, sich ihre religiösen Erfahrungen mitzuteilen. „Jeder ist

Priester, indem er die andern zu sich hinzieht, auf das Feld, welches er sich besonders zugeeignet hat, — jeder ist Laie, indem er der Kunst und Weisung eines andern dahin folgt, wo er selbst Fremder ist in der Religion. — Ein priesterliches Volk ist diese Gesellschaft, eine vollkommene Republik, wo jeder abwechselnd Führer und Volk ist, jeder derselben Kraft im andern folgt, die er auch in sich fühlt, und womit auch er die andern regiert." Diese Kirche nimmt, — wie es später Novalis in dem stark von Schleiermacher beeinflußten Fragment „Die Christenheit oder Europa" ausdrückt, alle nach dem Ueberirdischen dürstenden Seelen auf, und Schleiermacher führt sie einzeln an als „Mystiker und Physiker in der Religion, Theisten und Pantheisten, die, welche sich zur systematischen Ansicht des Universums erhoben haben, und die, welche es nur noch in den Elementen oder im dunklen Chaos anschauen. „Alle diese Elemente sollen — und darin liegt vielleicht die unbewußte Selbsttäuschung des Theologen Schleiermacher, — von der einen christlichen Kirche umspannt werden. Denn nachdem er zuvor verkündet hat, daß es verschiedene Anschauungsweisen des Universums gäbe, und daß die einzelnen historischen Religionen als ebensoviele gleichberechtigte Individuen in der Religion anzusehen seien, kommt er schließlich doch dazu, das Christentum als diejenige Religion zu verkünden, die all jene Anschauungen in sich vereine, und so erhebt er es zuletzt dennoch zur alleinigen und absoluten Religion.

Wie stellt sich nun aber diese von Schleiermacher als Ideal herbeigesehnte Kirche zum Staate? — Naturgemäß durchaus ablehnend. Der Staat hat bisher seiner Ansicht nach die Kirche für seine Zwecke mißbraucht, indem er die religiöse Gesinnung als Mittel zum Zweck benutzte, um sich moralische Bürger heranzuzüchten. Da für ihn aber die Ethik nichts mit der Religion zu tun hat, so eifert er im Interesse der Religion dafür, daß die Kirche sich vom Staate trenne. „Hinweg also mit jeder solchen Verbindung zwischen Kirche und Staat! — das bleibt mein catonischer Ratsspruch bis ans Ende, oder bis ich es erlebe, sie wirklich zertrümmert zu sehen," — so ruft er aus.

Daß er aber all das, was er verkündete, als Christentum bezeichnete, wirkte verwirrend auf die Gemüter. Zunächst wurde Henriette Herz durch die „Reden" ihres Freundes zur Conversion, und weiterhin verkündet Novalis in seinem Fragment einen Katholizismus, wie er nie bestanden. Gefangen von dem einen Moment der Katholizität, wie Schleiermacher von dem Gedanken des Mittlertums, suchen beide durch ein Wort die verschiedensten Elemente unter einer Flagge zu einigen, und das Resultat war schließlich dies, daß zwar die Einheit zustande kam, daß aber die Fülle des individuellen religiösen Lebens darüber verloren ging. Denn der Gedanke des Mittlertums, den Schleiermacher als den Kerngedanken der christlichen Religion bezeichnet hatte, bemächtigte sich zuletzt derart der Gemüter, daß seine Bekenner ihn erst zu Ende gedacht hatten, als sie bei dem konsequentesten Mittlergedanken, dem durch die katholische Kirche verwirklichten, angelangt waren. Und man könnte etwas von der berühmten romantischen Ironie darin erblicken, daß Schleiermacher, der in seiner Jugend „dem göttlichen

Spinoza" eine Locke zu weihen gedachte, und der späterhin eine der Hauptstützen der evangelischen Kirche wurde, doch ganz unverkennbar durch seinen Einfluß dahin mitgewirkt hat, den Strom der romantischen religiösen Bewegung in den Ozean der katholischen Kirche münden zu lassen.

Das Eine aber hat Schleiermacher allen denen zum Bewußtsein gebracht, denen religiöses Leben im weitesten Sinne eine Sache des Herzens ist, daß eine, wie auch immer gestaltete Kirche, die nicht die Tendenz hat, den Staat zu beherrschen, notwendig von diesem beherrscht werden muß, und daß es daher ihr eigenstes, heiligstes Interesse bedeutet, sich von der Gemeinschaft mit ihm zu befreien.

Der Börsen-Kritiker spricht:

Unerschöpflich ist die Erfindungsgabe derer, die entschlossen sind, ihr Vermögen vor dem Zugriff der Steuerbehörden auf jede nur denkbare Weise zu retten. Immer neue Schleichwege im Kampf gegen den Steuerfiskus werden bekannt. Der Erfindungsreichtum der Schleichhändler mit Lebensmitteln wird noch durch die List und Verschlagenheit derer übertroffen, die dem Steuerfiskus den Zutritt zu ihren Geldern verbarrikadieren wollen. Der große Chor dieser Steuerdefraudanten variiert das Goethesche Wort: „Was Du ererbt von Deinen Väter hast —" in folgender Weise:

Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,
V e r b i r g' es, um es zu besitzen.

Da hört man, daß die Agenten schweizerischer Versicherungsgesellschaften gesegnete Tage haben, weil Steuerdefraudanten bei ihnen große Lebensversicherungen abschließen. Dabei werden die Prämien gleich auf lange Zeit im voraus bezahlt, damit der versicherte Betrag auch bald fällig wird und zwar verlautet, daß ein hoher Prozentsatz der Beträge in der Schweiz zur Auszahlung gelangt. Der Versicherte erhält so ein Guthaben in der Schweiz. Andere hoffen wieder auf die Weise dem Steuerfiskus ein Schnippchen schlagen zu können, daß sie auf Villengrundstücke, die sie aus ihren Kriegsgewinnen erwerben, Scheinhypotheken aufnehmen, um den in Wirklichkeit unbelasteten Villenbesitz der Steuerbehörde als hochbelastet präsentieren zu können.

Zu diesem Steuerschmuggel tritt der direkte Schmuggel von Reichsbanknoten und Wertpapieren nach dem neutralen Ausland. Man erzählt, daß in den letzten Tagen von Frankfurt am Main aus große Beträge durch Flieger nach der Schweiz gebracht worden sind. Aber auch zu Lande blüht der Grenzschmuggel mit Noten und Wertpapieren. Die militärische Grenzüberwachung funktioniert offenbar nicht ausreichend, auch erleichtert die Okkupation deutschen Gebietes den Notenschmugglern die Arbeit.

Dieser Notenschmuggel ist weit verzweigt, ein ganzes Heer von Agenten und Mittelspersonen steht in seinen Diensten. Man hebt Guthaben von

den Banken ab, überträgt sie nach Süddeutschland und wartet eine günstige Gelegenheit für die Hinüberschaffung nach Neutralien ab. Man kann geradezu behaupten, daß ein großer Teil der Notenhamsterei mit Manipulationen dieser Art zusammenhängt. Seit einiger Zeit hat der Notenschmuggel nach der Schweiz und Holland noch andere Formen angenommen. In diesen Ländern hat sich nämlich ein erheblicher Unterschied zwischen deutschen Banknoten und dem deutschen Wechselkurs herausgestellt. Die Verwirrung im deutschen Wirtschaftsleben hat ein Mißtrauen gegen den deutschen Wechsel und den deutschen Scheck hervorgerufen und so erlebten wir das unwürdige Bild, daß mitunter Marknoten in Holland und der Schweiz 15—20% höher standen, als deutsche Schecks und Wechsel. Diesen erheblichen Preisunterschied nutzen nun dunkle Geschäftsleute in der Form aus, daß sie durch ihre Agenten in Deutschland deutsche Schecks einlösen und den Gegenwert in Marknoten nach der Schweiz oder Holland schmuggeln lassen. Geschäfte dieser Art machen besonders galizische Flüchtlinge. Amsterdamer Blätter sprechen geradezu von einem „Karpathenklub" an der Amsterdamer Börse. Zum Teil schmuggeln diese Leute als Gegenwert für die nach Holland gebrachten Banknoten Diamanten, sowie englische und amerikanische Noten nach Deutschland, wo sie von solchen Leuten erworben werden, die sich aus Steuerhinterziehungszwecken ihrer Banknoten entledigen wollen..

Es ist höchste Zeit, daß die Regierung energische Maßnahmen gegen den Notenschmuggel ergreift, daß sie den Grenzverkehr weit schärfer als bisher kontrollieren läßt. Was nützen die schönsten Steuerpläne, wenn große Vermögen auf dem Wege des Schmuggels nach dem Auslande gebracht werden? Freilich werden die Steuerdefraudanten zu ihrem Schrecken merken, daß sie die Steuerbehörden für allzu naiv gehalten haben. Der neue Reichsschatzsekretär, Herr Schiffer, ist ein geschäftsgewandter Herr, und man erzählt, daß auf seine Einwirkung hin die Steuerrevisoren auf alle Tricks der Steuerhinterzieher geaicht sind. Und so dürften denn die Kriegsgewinnler, die ihre Beute in Diamanten, Kunstgegenständen, in Luxusvillen mit Scheinhypotheken, in Lebensversicherungen mit kurzen Fälligkeitsterminen und in dergleichen mehr „angelegt" haben, die Rechnung ohne die Steuerbehörden gemacht haben. Die Enttäuschung dürfte dann in vielen Fällen recht groß sein und selbst die, die ihr Geld in das Ausland „gerettet" haben, werden über die verschwundenen Summen Auskunft geben müssen. Man pflegt sonst zu sagen, daß der Fiskus nicht errötet. Hoffentlich werden im Interesse einer gerechten Verteilung der Steuerlasten sehr viele Kriegsgewinnler vor den neugierigen Fragen der Steuerbeamten das Erröten lernen.

* * *

Es wird etwas stark, etwas allzu stark in Pessimismus gearbeitet. Schwebte man in der Wilhelminischen Epoche in den offiziellen Wirtschaftskreisen in dem Zustand eines Dauerenthusiasmus, in einer Art Fieberparoxismus über die Wirtschafts- und Industrieerfolge Deutschlands, so verfällt man jetzt in das entgegengesetzte Extrem. Fast kein Tag vergeht, an dem nicht einer der maßgebenden Leute sein Sprüchlein hersagt über

das furchtbare Elend Deutschlands und über die Hoffnungslosigkeit unserer Zustände. Wir wissen, daß es uns bitter schlecht geht. Wie soll aber neue Hoffnung keimen, wie soll neue Tatkraft zum Wiederaufbau sich bilden, wenn wir immer wieder hören, daß wir für den Untergang reif sind. So hat Herr August Müller, seines Zeichens Staatssekretär des Reichswirtschaftsamtes, jüngst vor Pressevertretern erklärt: Deutschland ist heute so arm wie nach dem Dreißigjährigen Kriege. Und da soll uns das Ausland Kredit gewähren, da soll das Ausland Vertrauen zu unserer Wirtschaft fassen? Glücklicherweise beurteilt man im Auslande die Wirtschaftszukunft Deutschlands nicht so pessimistisch, wie es der Herr des Reichswirtschaftsamtes tut. Eine amerikanische Kommission hat sich schon bereit erklärt, der deutschen Industrie umfangreiche Kredite zur Verfügung zu stellen, und es ist herzerquickend, wenn wir gegenüber dem Pessimismus unserer Minister die nachstehenden Ausführungen eines dänischen Blattes, der „National Tidende" lesen. Es heißt da: „Wenn deutsche Energie sich entfaltet, werden kaum viele Jahre vergehen, bis Deutschland wiederum eine Handelsflotte besitzt, mit der gerechnet werden muß. Es wird sich, da es nun einmal eine Welt- und Seemacht war, künftig nicht beiseite schieben lassen. Man mag ihm seine Flotte, auch seine Kolonien nehmen, trotzdem wird es sich seinen Platz zwischen den anderen Mächten erkämpfen und wohl kaum den letzten."

Das Ausland setzt mehr Vertrauen in die Zukunft Deutschlands als Herr August Müller, seines Zeichens Staatssekretär im Reichswirtschaftsamt. (Hermes in der Kulisse.)

Neue Bücher.

Anatole France: „Die Götter dürsten."

(Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.)

„Ein Revolutionsroman", heißt der Untertitel, aber die Revolution ist von der heiteren Höhe des Olymps gesehen worden. Ihre Größe ist nicht bedeutend, ihre Schrecken sind nicht furchtbar. Hätten wir diesen Roman zu anderen Zeiten gelesen, so könnte man die meisterhafte Analyse der Charaktere, die pointierte Schilderung der menschlichen Kleinheit bewundern. In den ersten Monaten der Revolution wirkt das nicht. Dem Verfasser ist die in der Roheit der entfesselten Masse liegende Wucht unbekannt. Anatole France, der feine, geistreiche Spötter, fühlte sich über die groben Instinkte erhoben. Er liebt nicht die Volksbewegungen, er schaut sie mit den resignierten Augen des alten adligen Philosophen Brotteaux an, der immer auch in dem tiefsten Elend ein Sybariter bleibt. Da er selbst aber ein Weiser des fin de siècle ist, sind seine Revolutionäre unsere Zeitgenossen in Kostümen des Konvents, und da diese Zeit so viel Aehnlichkeit mit unseren Tagen hat, müssen wir überraschend viel Gemeinsames mit den Helden durchmachen. Ein scharfer, erbarmungsloser Kritiker, legt er die tiefsten Bewegungsmotive seiner Menschen bloß, und mancher von unseren „Richtern" und „Beurteilern" müßte dieses Buch in die Hände bekommen: er würde sich besser kennen lernen. Aber er würde auch unsere Zeit besser verstehen und einen Trost für die Zukunft gewinnen, daß das Gute und das Schlechte, das Große und das Niedrige von der ewigen Alltäglichkeit überdauert wird. M. Ch.

Rudolf G. Binding: Die Geige.

(Insel-Verlag.)

Das Werk, das schon kurz vor dem Kriege erschienen ist, beginnt erst jetzt eine Anhängerschaft zu finden. Es ist so zart in Stil und Zeichnung, in der Entfaltung des Stoffes wie in der Kleinmalerei und nicht zuletzt in der feinpsychologischen Meißelung der Charaktere, daß es wohl verdient, einem größeren Leserkreise empfohlen zu werden.

Der Verfasser nennt seine Novellensammlung „Die Geige", vermutlich, weil er in jeder seiner vier Erzählungen eine Saite gleichsam als Grundton anklingen läßt. Ort und Zeit wird zur Begleitmusik, durch die die Melodie seiner feinsinnigen Komposition noch plastischer in ihren Harmonien hervortritt. Die stärkste der vier Novellen ist zweifellos „Der Opfergang", eine überaus zart hingehauchte Seelenstudie, in der Binding uns die Beziehungen zweier Frauen zu einem Manne durchleben läßt. Das Begebnis selbst spielt zur Zeit der Cholera-Epidemie in Hamburg. Der Eindringling in das Gleichmaß einer Ehe ist das lebensprühende Weib, die temperamentbeseelte Joie, wie schon ihr Name ausdrückt: die Freude. Wo sie erscheint, ist Jubel, Lachen, Sonne. Und sie reißt ihn mit sich, der bereits in seiner Kraft durch das Uebermaß von Wohlleben gelähmt ist; reißt ihn zurück in seine Jugend, in ein himmelstürmendes, kraftstrotzendes Lebenselement. Seine Frau aber, im Gegensatz zu der Freundin, ist das Urbild einer Patrizierin: verschlossen in ihrer Liebe, mit kühlen, glättenden Händen und einem alles verstehenden, alles verzeihenden Herzen. Sie bringt ihm das Opfer mit blutender Seele, indem sie gewährt. Umsonst versucht sie mit heißem Bemühen, ihrer Rivalin nachzueifern, um den Riß auszugleichen, der zwischen ihr und ihrem Manne breit und breiter zu klaffen beginnt.

Als Joie an den Folgen eines Scharlachfiebers todkrank darniederliegt, verlangt sie ihn, den Freund, wenigstens von weitem zu sehen. Und er erscheint jeden Tag grüßend vor ihrem Fenster. Unterdessen hat sich die Cholera mit Riesenschritten über Hamburg ausgebreitet. Joies Herz bangt um ein Kind, das — wie der Dichter zart andeutet — ihr besonders nahesteht: Da, wo es untergebracht ist, wütet die Seuche. Angsterfüllt, hilfeflehend wendet sie sich an ihren Freund, er möge es aus der kranken Umgebung fortschaffen. Mutig wagt er es und erliegt selbst dem todbringenden Keim. Seine letzten Worte gelten der Freundin: einer Kranken gegenüber seine Pflicht versäumt zu haben, klagt er sich sterbend an. Und nun folgt eine wundervolle Apotheose der Selbstüberwindung: nach seinem Tode übernimmt es die eigene gramgebeugte Frau, vermummt in seinen Kleidern vor den Fenstern Joies zu erscheinen, um ihr seinen letzten Gruß zu bringen. Drei Tage gelingt ihr die Täuschung, am vierten versagt ihr die innere Kraft. Aber die Kranke ist gerettet.

Henny Zippert.

Filmneuheiten.

„Pax Aeterna", der große Friedensfilm von Ole Olsen, für den Erzberger das Protektorat übernommen hat, gelangte am 10. Januar in den Kammerlichtspielen erstmalig zur Aufführung.

Professor Ferdinand Hummel, der beliebte Opernkomponist, ist für die Komposition der Musik des demnächst zur Aufführung gelangenden Prunkfilms „Veritas vincit" der May-Film G. m. b. H. gewonnen worden. Man darf mit großer Spannung dieser gewaltigen Filmschöpfung entgegensehen.

Der bedeutungsvolle Problemfilm „Söhne des Volkes" der Nordisk Films Co., der in Berlin mit ungeheurem Erfolge gelaufen ist, findet auch in der Provinz so großes Interesse, daß Theater mit zweimaligem wöchentlichem Programmwechsel den Film ununterbrochen vierzehn Tage laufen ließen.

Die May Film G. m. b. H. ist zurzeit mit den Vorbereitungen für den fünften Film der Mia-May-Serie beschäftigt. Es handelt sich um en vieraktiges Schauspiel, dessen Titel noch nicht feststeht. Trägerin der Hauptrolle ist Mia May.

Richard Hutter hat nach einer Grundidee von Josef Stöckler soeben das Manuskript des achten Joe-Deebs-Films, „Der blaue Drachen", vollendet. Die Regie dieses Films, der den letzten der Serie 1918 darstellt, wird Harry Piel führen; die Hauptrolle liegt in den Händen Heinrich Schroths. Ganz eigenartige, bisher nicht gezeigte amerikanische Winterszenerien stehen im Mittelpunkt der Handlung.

Mozart-Saal. Der Henny Porten direkt auf den Leib geschrieben, ist der von Robert Wiene verfaßte und durch Rudolf Biebrach verschwenderisch ausgestattete Meßter-Film „Die Dame, der Teufel und die Probiermamsell". Als nach Reichtum sich sehnende Probiermamsell, als Besiegerin des Höllenfürsten in dessen sehr hübsch gedachtem Reich, als Königin eines Nachtlokales — in allen Szenen sprudelt Hennys echter Humor, wirkt sie durch ihre herzliche Natürlichkeit und appelliert nicht vergeblich an die Lachmuskeln ihrer vielen Verehrer. Alfred Abel als eleganter Teufel, Ida Perry als Dame und Eugen Rex als Probiermamsellchens Herzliebster sind famose Partner.

Tauentzien-Palast. „Erborgtes Glück". Alexander Moissi spielt die Hauptrolle, scheint sich in ihr aber nicht sonderlich wohl zu fühlen. Jedenfalls haben wir ihn schon in viel, viel besseren Stücken viel, viel besser spielen sehen. Käthe Dorsch als das auf Leben und Tod „erborgte Glück" macht sich recht gut. Auch Eduard von Winterstein, der als Ehemann seinen Nebenbuhler auf „amerikanische" Art ins bessere Jenseits befördern will, versteht seiner Rolle eine eigene Note zu geben.

Die Biophontheater-Lichtspiele bringen den zweiten Teil der Verfilmung des Romans „Das Schweigen im Walde", der den Untertitel „Eine außergerichtliche Einigung" hat. Die interessante Handlung ist in abwechslungsreichen Bildern festgehalten worden, wobei man auf die Ausarbeitung des Humoristischen besonderen Wert legte. Von den Darstellern nenne ich lobend die kurbelsichere Lotte Neumann, Ernst Rückert und den lustigen Heinrich Peer, der als Maler Haffner die beiden sich im Erbschaftsstreit befindlichen Verwandten aussöhnt und nicht zuletzt durch seine herzerquickende Natürlichkeit fürs Leben bindet.

Im **Marmorhaus** wird ein von der sensationslustigen, unerschrockenen Fern Andra verfaßter und — bis auf einige Längen — gut aufgebauter Film „Der Todessprung (Um Krone und Peitsche)" abgerollt. In bewegten, spannenden Szenen wird der beschwerliche Lebensweg eines Zirkuskindes geschildert, das von einem Grafen geheiratet, von der „Gesellschaft" aber nicht anerkannt wird. Im fünften Akt leistet sich die Andra ein gefährliches Bravourstückchen: auf ungesatteltem Pferde springt sie aus zwanzig Meter Höhe in die mit Wasser gefüllte Manege. Die Filmgesellschaft hatte die tollkühne Künstlerin für den Aufnahmetag mit 1 Million Mark gegen Tod oder Unfall versichert.

Fedor van Bergen.

Nachdruck nur mit vollständiger Quellenangabe erlaubt.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Siegfried Seelig, Berlin
Verantwortlich für die Inserate: Rudolf Schulze, Berlin
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Druck: Arthur Lehmann, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 40/41.

Der Abonnementspreis

für die Zeitschrift

„Der Kritiker“

beträgt

M. 6.— für ein Vierteljahr und
M. 24.— für ein ganzes Jahr!

Bestellungen auf Abonnements sind an die nächste Buchhandlung oder direkt an den Verlag zu richten.
Wir bitten um Benutzung nachstehenden **Bestellzettels.**

Der Verlag.

Hier abzuschneiden!

Bestellzettel.

Ausgefüllt in offenem Umschlag an den Verlag der Zeitschrift „Der Kritiker“ Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 42, Wilhelmstr. 14, einzusenden.

Ich bestelle ein Jahresabonnement auf die Zeitschrift „Der Kritiker“. Der Abonnementspreis ist vierteljährlich mit M. 6.— im voraus nachzunehmen.

Abbestellung hat ¼ Jahr vor Ablauf des Jahres zu erfolgen, andernfalls das Abonnement stets auf 1 Jahr weiterläuft. Erfüllungsort: Berlin.

....
Ort und Datum Name (eigenhändige Unterschrift)

....
Straße Beruf

Recht deutlich ausfüllen!

A
E G

Nummer 5 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Fasching . . . . . von Antaeus
Revolution und Erfurter Parteiprogramm . . . . von Dr. S.
Wirtschaft und Politik . . . . . von Dr. Erwin Eisenstaedt
Die Demokratisierung des Bühnenvereins . . von Karl Fischer
Der freie Tag im Orchester . . . . . von Poldi Schmidl
Neuordnung in der Selbstverwaltung von Bürgermeister Dr. Schrader
Der Streik der Lippen . . . . . von S. S.
Sehnsucht nach dem Kompromiß . . . . von Hans Natonek
Der Börsenkritiker . . . . . von Hermes in der Kulisse
Der Kunstschriftsteller . . . . . von Lothar Brieger
Die Grundrechte der nationalen Minderheiten von Dr. Rudolf Fränkel
Eine neue Lehrmethode im medizinischen Stu.-im von Dr. Kurt Thomalla
Richard Calwer zur Sozialisierungsfrage . . . . . .

Erscheint jede Woche * Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co.
BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

A
E G

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 29. März. Nummer 5.

Durch den Streik und die Unruhen erscheint die vorliegende Nummer mit Verspätung.

Fasching.

Von Antaeus.

Faschingszeit ist da. Ach, war das einst in München schön! Südheißer Lavastrom, ins nordische Deutschland ergossen. Und doch wie harmlos! Hier verbarg sich nicht, wie unter italienischem Karneval, der Mordstahl des Aufrührers, die Kugel des Revolutionärs. Hier sprang und tobte reine Freude des Daseins.

Wieder ist Faschingszeit. Das Domino fehlt, die Kugel saust. Minister fallen wie die Fliegen. Revolution gleich von rechts und von links. Der Grafensohn schießt, der Proletarier schießt; Revolution; Kontrerevolution, alles prallt aufeinander. Gegenseitig schießt man die Führer ab. Muster Florenz; wie im Sündentaumel der Renaissance. Neri und Bianchi, Guelfen und Ghibellinen, Medici und Pitti. Oder noch vergrauteres Exempel: Tyrannenmord, Aristokratenmord, Plebejermord Alles wiederholt sich, alles durchschüttert uns von neuem. Eisner tot, der Apostel, der Gütige, der Sanfte, der die Gewalt verabscheute und mit Reden und Ueberzeugungen, mit unklarem Wollen und geteiltem Handeln Bayern in den Abgrund hinunterfuhr, der dem Zentrum Todfehde rief und vom Proletarier geliebt wird. „Dieser ist ein Mann der Armen." So wispert es durchs Land. Seine Partei verstand man in Bayern nicht, wollte man nicht, wählte man nicht; er selbst ward geliebt. Die anderen wollte man, wählte man; liebte sie nicht allzusehr. Erhardt Auer, ein Prachtkerl, aus bajuwarischem Holz geschnitzt, ernst, Arbeiter, Massenvertreter, geachtet, geschätzt, zu den größten Aufgaben befähigt. Begeisterung konnte er nicht erwecken. Auch nicht die Timm, Roßhaupter, Hoffmann, geschweige denn der wandelbare Professor Jaffé. Er aber, ihn liebte man, auch wenn man ihn nicht verstand, und die anderen wählte. Und als die tötliche Kugel traf, schrie tausendfaches Entsetzen, Wut, Rachezorn zum bayerischen Himmel empor.

Dieser ist tot, gleich Karl und Rosa. Den Mörder braucht niemand

zu suchen; den Leutnant-Grafen hat die rächende Kugel zur Stelle erreicht, und der Körper ward von wuttrunkenen Soldaten unzählige Male durchbohrt. Die Gewehrpyramide deutscher Soldaten kündet am Mordplatz, daß „Kosmanowsky" Liebling des Volkes war. In Bern hat er manches gerufen, was manchen dieses Volkes verdroß. Er hörte das Toben, und es kam die verwunderte Frage: „Was will man mir? Habe ich nicht mehr für dieses Volk erreicht, als alle anderen zusammen? Ich habe den Abgrund zuerst überschritten, der zwischen Deutschland und der Welt klafft; habe die erste Brücke geschlagen." Der Enkel des rheinischen Großbankiers, der Arco-Oppenheimsproß, war weniger entzückt. Ihn hat's so verdrossen, daß nur der Tod des Entehrers die Schande sühnen könnte. Kein Gericht braucht ihn fürder zu haschen; prompte Justiz hat ihn gestreckt.

So prompt gehts nicht bei Liebknecht-Luxemburg. Da geht Sonderliches vor. Zivilleute sollen überwachen, Mitglieder hoher Räte; schon bald scheiden sie aus, schwerste Anklage erhebend. Das Tribunal wird zur Szene. Das Organ der Regierungspartei, einst scharfer Töne nicht ungewohnt, jetzt zum sanften Lämmlein verzaubert, spricht den Herren vom Militärgericht tiefstes Mißtrauen aus. Noch mehr links tobt es wie toll; selbst bei „Bürgerlichen" wird man ungemütlich. Deutsche Nationalversammlung! Noch hast du kein Werk vollbracht, das die Massen wahrhaft erfreut. Tue es jetzt! Laß andere in die Edenhöhle spähen, nicht diese Offiziere. Unmenschliches hieße es, von ihnen zu verlangen, die schuldigen Kameraden mit allen Mitteln zu haschen. Seien wir ehrlich: Es war das Werk unseres Kriegergeistes. Alle haben sie schuld im Geiste, mögen sie mitgewirkt haben oder nicht. Tausende Kameraden wären der gleichen Tat fähig gewesen. Kein Offizier kann in dieser Sache Richter sein, denn jeder ist mitschuldig in seiner Seele, jeder rechtfertigt den Kameraden im Gemüte. Deutsche Nationalversammlung! Ein kurzes Gesetz, erste, zweite, dritte Lesung. Minister Landsberg, deine Rede ist nicht erfreulich; wir haben Besseres von dir gehört. Minister Heine, sorge für Heilighaltung des Namens der Justiz. Ein Weltskandal droht heraufzuziehen. Der umgekehrte Fall Dreyfuß. Mit Schrecken blickt die Kulturwelt auf das feine Hotel am Kurfürstendamm. Deutschlands Geistesvolk muß Farbe bekennen. Hier müssen sich die Geister scheiden. Wartet nicht, bis ein neuer Zola das „J'accuse" hinausschmettert. Dann ist es zu spät. Es erhebt sich, riesengroß, die Schicksalsfrage: Ist in Deutschland das Leben des einen weniger wert als das des anderen?

Es ist nötig, daß die Tatfrage, rein, voll und wahrhaft, geklärt werde. Das ist das erste. Dann mag der Richter sinnen, wie hoch die Schuld reicht. Nicht jede Tat ist der anderen gleich. Der gequälte, in Bürgerkrieg gezwungene Soldat, der den gefangenen Aufrührer niederknallt, ist nicht schuldig gleich dem gemeinen Raubmörder; nicht schuldig gleich jenem, der dem ermordeten Luftweib zehn Mark, Speck und Kartoffeln stahl. Das mag der Richter dann abwägen. Gnade mag allzu starren Richterspruch mildern. Doch nicht ziemt es dem Richter, die Mei-

nung zu erregen, als wolle er Dunkel über der Tat lassen. Deutsche Nationalversammlung, deutsche Minister, tut ein Werk — gebt Liebknecht-Luxemburg dem ordentlichen Richter.

Die Revolution und das Erfurter Parteiprogramm.

Es klingt paradox, aber es ist unzweifelhaft richtig: die ganze Revolution schlägt der marxistischen Lehre und dem Erfurter Parteiprogramm, das ja nur ein Niederschlag des Marxismus ist, unzweifelhaft ins Gesicht. Soviel auch von den einzelnen Forderungen, die das Erfurter Parteiprogramm enthält, gerade durch die Revolution in die Wirklichkeit umgesetzt worden ist (das allgemeine gleiche Wahlrecht aller über 20 Jahre alter Reichsangehörigen ohne Unterschied des Geschlechtes, die Abschaffung der Gesetze, die die freie Meinungsäußerung und das Recht der Vereinigung und der Versammlung einschränken oder unterdrücken, der achtstündige Arbeitstag usw.), das alles kann die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die Art und Weise, wie diese Forderungen zur Wirklichkeit gediehen sind, im schroffen Widerspruch zur sozialdemokratischen Theorie steht. Denn das Erfurter Programm ist nicht wie die Programme anderer Parteien nur eine Aneinanderreihung von politischen Forderungen und Richtlinien, sondern auch ein parteiwissenschaftliches Lehrbuch. Und diese Lehre, die doch den eigentlichen Gehalt des sozialistischen Bekenntnisses ausmacht oder wenigstens ausmachen sollte, ist durch die Revolution überholt und widerlegt. Es ist kein Zufall, daß das Erfurter Parteiprogramm das Wort „Revolution" überhaupt nicht enthält. Es spricht von Klassenkampf, von Expropriation, von gesellschaftlicher Umwandlung, aber nicht von Revolution. Auch die marxistische Lehre, das muß immer wieder betont werden, ist keine revolutionäre. Wie Marx selber sich in der Praxis hierzu gestellt hätte, ist eine andere Frage; die überschwengliche Begrüßung des Pariser Kommuneaufstandes von 1871 läßt darauf schließen, daß er vielleicht selbst seiner Lehre untreu geworden wäre — aber das steht hier nicht zur Erörterung. Die marxistische Lehre vielmehr, wie sie das Erfurter Parteiprogramm in Reinkultur gezüchtet enthält, ist nicht revolutionär, sondern evolutionär. Marx dachte sich die Umwandlung, die aus dem Zeitalter des Kapitalismus in das des Sozialismus führen soll, in der Weise, daß durch die Aufsaugung der Klein- und Mittelbetriebe durch die größeren, die Zahl der Kapitalisten und Großgrundbesitzer immer kleiner, die des besitzlosen Proletariats immer größer werden sollte, bis schließlich am Ende einer langen Entwicklung die Enteignung der wenigen Privateigentümer an Produktionsmitteln durch das im Staate organisierte Volk erfolgen sollte. Dies ehrwürdige marxistische Programm hat im Laufe der Zeit in der Praxis allerdings manchen Stoß erlitten. Der erste Schmerz der Marxisten war, daß Hand-

werk und Kleingewerbe sich vor allem in den kleineren Städten hartnäckig gegenüber dem Großhandel behaupteten.

Der zweite, noch härtere Schlag, war der, daß die Landwirtschaft gar keine Miene zeigte, sich der Konzentrationstheorie gemäß zu entwickeln, daß vielmehr die Statistik sogar eine Vergrößerung des mittleren und kleinen Grundbesitzes auf Kosten des großen zeigte. Dieser unhaltbarste Punkt im Erfurter Parteiprogramm wurde allerdings schon vor dem Kriege von einem Teil der sozialistischen Theoretiker (David, Bernstein) aufgegeben, während die waschechten Tempelhüter des Marxismus (Kautsky, Mehring) dafür um so hartnäckiger an diesem verlorenen Posten festhielten. Nun hat die Revolution auch mit weiteren Teilen der marxistischen Lehre aufgeräumt. Die Krisentheorie, die im Erfurter Programm eine bedeutende Rolle spielt und die darauf fußt, daß auf Ueberproduktion beruhende Stockungen im Weltmarkt die allgemeine Unsicherheit zum normalen Zustande der Gesellschaft erheben und damit von selbst zum Ende der kapitalistischen Gesellschaftsordnung führen würde, ist kläglich zusammengebrochen. Und damit ist, das läßt sich gar nicht bestreiten, das ganze Lehrgebäude des Marxismus wie ein Kartenhaus umgeblasen worden.

Wenn die mehrheitssozialistischen Führer sich heute zu einem Sozialismus bekennen, der nur die reifen und dazu geeigneten Produktionszweige erfassen soll, so liegt darin die Abkehr von den theoretischen Ideen des Erfurter Programms. Es ist merkwürdig, aber unbestreitbar, daß dieselbe Revolution, die die Sozialdemokratie zur Herrschaft geführt hat, die sozialistische Theorie über den Haufen wirft.

Dr. S.

Wirtschaft und Politik.

Von Dr. Erwin Eisenstädt.

II.

Herr Erich Dombrowski wendet sich in einem Artikel „Der sozialistische Staat" im Berliner Tageblatt (Abendausgabe vom 23. Dez. 1918) gegen die erwähnten Ausführungen von Herrn Geheimrat Steinthal. „So sehr er auch die berechtigten Bedenken Steinthals anerkenne, so könne man doch nach einem verlorenen Kriege und einer revolutionären Umwälzung mit den alten Maßstäben nicht auskommen." „Jetzt handele es sich um eine völlige sozial-wirtschaftliche Neuordnung des Verhältnisses von Staat zum Einzelnen. Da müsse man völlig umdenken und mit ganz neuen Ideen der gewaltigen Probleme Herr zu werden versuchen." Und Herr Erich Dombrowski zieht die für unser Wirtschaftsleben einzig brauchbare Folgerung, daß sich zwar die *individuelle* und *sozialistische* Anschauung schroff gegenüber ständen, der Staat aber, wenn er leben wolle, mit beiden Anschauungen ein *Kompromiß* schließen müsse. Dombrowski lehnt, um seinen Kompromißvorschlag annehmbar zu machen, die landläufige Auffassung, „als lebe der Unternehmer vom

Mehrwert, den allein die Arbeiter schufen, ausdrücklich ab" — und dies mit Recht. Er zeigt vielmehr, „daß auch der Unternehmer ein wertschaffender Faktor wie jeder einzelne seiner Arbeiter sei". „Strittig könne also nur die Verteilung des Gewinnes, des „Mehrwertes" sein". Die Vermögensabgabe könne nun nach Dombrowski ein Mittel sein, um dies Verhältnis im Interesse der Allgemeinheit zu korrigieren. Es bleiben alle Bedenken gegen den „Kompagnonvorschlag" Dombrowski bestehen, die ich anläßlich der Erörterung einer Steuerbegleichung in Aktien, Beteiligungen usw. erhoben habe; wie auch meine Zustimmung und Erweiterung zu den Ausführungen Steinthals, die im Interesse des Staates zur Ermöglichung des wirtschaftlichen Wiederaufbaues „eine Kompagnonwirtschaft des Staates" ablehnen mußten, aufrecht erhalten werden.

Doch nehmen wir mit Dombrowski an, der Staat sei vermittels der Vermögensabgabe Kompagnon unserer Wirtschaftsführung geworden. „So ist es, fährt Dombrowski fort, für den Staat wirtschaftlich klüger, in dem feinen Geräder des Wirtschaftslebens den einzelnen freie Initiative entfalten zu lassen, statt ihn zu einem bloßen Angestellten des Staates zu machen." Gegen diese richtige Forderung wird man vom ökonomischen Standpunkt aus nichts einwenden können. Und wenn Dombrowski weiter folgert, daß so, indem der Unternehmer möglichst viel für sich herauswirtschaftet, er zugleich für den Kompagnon Staat arbeite, wird man dem unter dem Gesichtswinkel eines homo oeconomicus ebenfalls zustimmen können. Aber man muß andererseits bedenken, ob der Staat nach erfolgter Revolution heute noch in der Lage ist, zugunsten des wirtschaftlichen Zweckmäßigkeitsgedankens das sozialistische Prinzip so verwässern zu lassen?! Er wird sehr wohl zu überlegen haben, ob die Massen diese Wirtschaftspolitik noch mitzumachen gewillt sind. Ob sie ihm nicht die Mitarbeit versagen werden, weil er, der Staat, auch wenn er daran partizipiert — selbst zu ihren Gunsten, „das Ausbeutesystem aufrecht erhalten hilft, es gewissermaßen autoritär deckt! Denn für das Ausbeutesystem hält „man", sozialistisch gesehen, jede private Wirtschaftsführung. Die Beteiligung des Staates als Kompagnon einer privatwirtschaftlich orientierten Wirtschaft wäre daher aus politischen Gründen wohl abzulehnen. Doch stellt man diesen politischen Gesichtspunkt zurück, und nehmen wir an, der Staat sei Kompagnon geworden, so wäre er doch gezwungen, selbst wenn seine Beteiligung an dem Einzelunternehmen verhältnismäßig klein wäre, seiner Ansicht und seinen Beschlüssen betreffs der Führung der Geschäfte in diesem Unternehmen Majoritätsrechte zu sichern — und die wiederum vor allem aus politischen Gründen! Unter diesen Umständen würde aber, was Dombrowski aus völlig berechtigten wirtschaftlichen Erwägungen — nicht zuletzt im Interesse der allgemeinen Wirtschaftslage — verhindert wissen wollte, der Unternehmer zum bloßen Angestellten des Staates in seinem eigenen Betriebe herabsinken. Daß aber eine derartige Kompagnonwirtschaft den Aufbau unseres Wirtschaftslebens nicht be-

fruchten dürfte, bedarf einer weiteren Erörterung wohl nicht. Außerdem will ich bemerken, daß ich der Ansicht, der von verschiedenen Volkswirtschaftlern (Bernhard Dernburg, Friedrich Naumann, Franz Oppenheimer, Geheimrat Max Steinthal, Staatssekretär Dr. August Müller) Ausdruck verliehen worden ist, nur zustimmen kann, daß man der Entente im Falle der Verstaatlichung eines ganzen Industriezweiges und in noch ausgedehnterem Maße, sofern der Staat durch die Vermögensabgabe, die notwendigerweise zum erheblichen Teil in Liegenschaften, Aktien und Beteiligungen der mannigfachsten Art beglichen werden müßte, Kompagnon zahlloser Wirtschaftsbetriebe würde, eine bequeme Handhabe bieten würde, diese Anteile des Staates als Pfänder zu beschlagnahmen, und die Entente so nicht nur Kontrolleur, sondern mitbestimmender Faktor unseres Wirtschaftslebens werden würde. — So sehr man dem Kompromißvorschlage Erich Dombrowskis, daß der Staat auf dem Wege der Vermögensabgabe Kompagnon des Wirtschaftslebens werden solle, vom ökonomischen Standpunkte zustimmen könnte, wird man ihn aus den von mir angeführten Gründen in der von Dombrowski empfohlenen Form ablehnen müssen.

Richard Calwer zur Sozialisierungsfrage.

Immer wieder müssen wir die Beobachtung machen, daß bei der Erörterung der tiefgreifendsten wirtschaftlichen Probleme aneinander vorbeigeredet wird. Hat sich doktrinäre Verbissenheit schon von jeher Vernunftgründen verschlossen, so sehen wir jetzt allenthalben den Fetisch des Schlagwortes auftauchen. Hie „Gemeinwirtschaft — Nieder mit dem zügellosen Wettbewerb!" — dort „Für die freie Wirtschaft — Nieder mit dem Staatssozialismus!" Aber im Widerstreit der wirtschaftlichen Theorien muß jedes Schlagwort solange bedeutungslos bleiben, als es nicht bis zum Grunde alles volkswirtschaftlichen Geschehens und Werdens vordringen kann. Wenn Walther Rathenau vom „freien Spiel der Kräfte" und vom „willkürlichen Spiel des fesselosen Wirtschaftskampfes" spricht, so hält ihm, der doch die Grundlagen des Wirtschaftslebens kennt, Richard Calwer in seiner soeben erschienenen „Produktionspolitik zum Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft" (Zeitfragen-Verlag, Berlin-Zehlendorf-West) mit Recht entgegen, daß das wirtschaftliche Spiel gar kein Spiel ist, sondern ein Kampf. Der „ungeregelte Kampf" Rathenaus aber ist ein Pleonasmus, da es einen geregelten Kampf überhaupt nicht gibt. Und der ungewisse Ausgang des Kampfes — somit kommen wir zum Verständnis aller wirtschaftlichen Vorgänge — schließt das Risiko in sich, zu dem wiederum der Wagemut gehört. Hat man aber, so meint Calwer mit Recht, erkannt, daß alle wirtschaftliche Betätigung Kampf ist und Kampf bleiben muß, Kampf, der nicht willkürlich gesucht, sondern den Menschen aufgezwungen wird, so wird man auf den Versuch ein für allemal verzichten, das Wirtschaftsleben im Sinne Dr. Rathenaus regeln und ordnen zu wollen.

Es ist höchst bemerkenswert, was in diesem Zusammenhange der sozialdemokratische Volkswirt Calwer, der ein Sozialdemokrat auch dann ist, wenn er nicht Marxist ist, über die Unternehmungen und ihre Leiter sagt. Ihm sind die in den Unternehmungen tätigen Personen die kämpfenden Subjekte auf dem Gebiete der Gütergewinnung. Jede Unternehmung aber erfordert als Organismus eine einheitliche Leitung, sie muß so organisiert sein, daß ein Wille maßgebend ist. Erscheint der Unternehmergewinn, der Kampfpreis im wirtschaftlichen Wettbewerb, der Lohn für Wagemut und Risiko, zu hoch, so liegt die Ursache nicht darin, daß der Unternehmer zu viel für sich in Anspruch nimmt, sondern darin, daß ihm im Tauschverkehr auf dem Arbeits-, Geld- und Warenmarkt zu wenig abverlangt oder daß ihm beim Verkauf seiner Waren zu viel bewilligt wird. Die Remedur gegen den zu hohen Gewinn liegt sicher nicht darin, daß man den Kampfpreis willkürlich beschneidet, sondern darin — das ist der Kern der sozialistischen Lehre Calwers —, daß die wirtschaftlichen Gegenkräfte und wirtschaftlichen Wege durch wirtschaftliche Mittel auf eine Herabminderung der Gewinnrate hinarbeiten.

Calwer fordert zum Schluß seines höchst bedeutsamen Buches, das nicht zum wenigstens für die deutschen Arbeiter wichtige Lehren enthält, eine Revision des Erfurter Programms. Auf Grund der Forderungen des Erfurter Programms nach Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln — Grund und Boden, Gruben und Bergwerke, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel — in gesellschaftliches Eigentum und Umwandlung der Warenproduktion in sozialistische" ist das Verlangen nach sofortigem Uebergang der Produktionsmittel in den Besitz der Allgemeinheit durchaus begreiflich. Das Programm begünstigt auch zweifellos die Auffassung der am weitesten links stehenden Gruppe der Sozialdemokratie. Die in ihm ausgesprochene Spekulation auf Verwirklichung des sozialistischen Ideals in den führenden Kulturländern kann sich aber als falsch erweisen. Mit dieser Möglichkeit muß auch die deutsche Arbeiterschaft rechnen. Was aber dann? Hier ist auf die feste Absicht unserer Feinde hinzuweisen, alles Staatseigentum in Deutschland sich zur Sicherheit ihrer Forderungen verpfänden zu lassen. Diese Absicht geht deutlich aus den bekannten „Vereinbarungen" der Finanzkommission in Spaa hervor. Durch die Sozialisierung verschaffen wir also unseren Feinden neue Garantien auf Kosten der deutschen Wirtschaft. Die deutsche Arbeiterschaft aber wird gewiß keine Lust haben, die bisherige „Lohnsklaverei" im Dienste des Privatkapitals mit der viel drückenderen Staatssklaverei im Dienste des Auslandes zu vertauschen. Mögen es alle hören, die Ohren haben zu hören. E. C.

Die Grundrechte der nationalen Minderheiten.

Von Dr. jur. Rudolf Fränkel.

Wie auch immer beim Friedensschlusse die Grenzen der europäischen Länder gezogen werden, Nation und Staatsvolk werden sich vielfach nicht decken; die meisten Staaten werden in ihrem Körper fremde Volkssplitter enthalten. Millionen Deutsche werden in Rußland, Polen, Ungarn und anderwärts leben, Millionen Polen voraussichtlich innerhalb der deutschen Reichsgrenze verbleiben. Nicht alle nationalen Blütenträume werden reifen, und zu altem Streit wird neuer Hader sich gesellen, wenn die völkischen Minderheiten auch künftig schutzlos der Willkür einer herrschenden Mehrheit preisgegeben sind. Hier kann nur zwischenstaatliche Satzung Abhilfe schaffen. Wie bereits die Akte des Wiener Kongresses Vorschriften über die Abschaffung der Sklaverei und über die religiöse Duldung kannte, wie die preußische Verfassungsurkunde „von den Rechten der Preußen" handelte, so müssen im Friedensvertrage, in der Verfassung des Völkerbundes die Grundrechte der nationalen Minderheiten verankert werden. Derartige Grundrechte sind vor allem die folgenden:

1. Die wirtschaftliche Gleichberechtigung. Ausnahmegesetze gegen einzelne Nationalitäten seien fortan unzulässig. Jedem Staatsbürger muß in gleicher Weise das Recht offenstehen, ein Gewerbe zu betreiben, sowie Grund und Boden zu erwerben. Enteignungen zugunsten des Staates dürfen nur unparteiisch und nach einheitlichen Grundsätzen durchgeführt werden. — (Dabei sollen die Schwierigkeiten nicht verkannt werden, die sich zum Beispiel daraus ergeben, daß sich in manchen Gebieten der Großgrundbesitz in den Händen einer nationalen Minderheit befindet.)

2. Das Recht auf freien Gebrauch der Muttersprache im gesamten außeramtlichen Verkehr. Hierzu gehören insbesondere Preßfreiheit, Vereins- und Versammlungsfreiheit. Zeitungen und Zeitschriften müssen in jeder Sprache erscheinen dürfen. Den Angehörigen einer jeden Nation muß es gestattet sein, Versammlungen in ihrer Sprache abzuhalten. Sie müssen befugt sein, sich zu Vereinen und sogar zu rechtsfähigen Körperschaften zusammenzuschließen und für die Pflege und Förderung ihrer kulturellen und politischen Bestrebungen darf es keine anderen Schranken geben als diejenigen Strafgesetze, welche die öffentliche Ruhe, Sicherheit und Ordnung schützen. Der Gottesdienst muß in jeder Sprache gestattet sein. Jeder Nation muß es erlaubt sein, Theater, Museen und wissenschaftliche Institute zur Pflege ihrer eigenen Kultur zu gründen und zu unterhalten.

Jeder nationalen Minderheit, die den Nachweis der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit erbringt, muß es freistehen, eigene Schulen zu errichten. Nur ist zu verlangen, daß die vollständige Erlernung der Staatssprache, die immer Unterrichtsgegenstand sein muß, gesichert werde. Bei

im übrigen gleicher wissenschaftlicher Vorbildung aber muß sodann den Schülern der Minderheitsanstalten die gleiche Möglichkeit zum Besuche der Hochschulen und zur Zulassung zum Staatsdienste gewährt werden. — Dabei soll wiederum nicht geleugnet werden daß dieser Grundsatz durch gehässige, aber rechtlich unangreifbare Verwaltungsmaßnahmen, z. B. parteiische Prüfungen, entkräftet werden kann.

Ueberhaupt muß man sich ja stets darüber klar sein, daß das beste Gesetz nichts taugt, wenn es nicht im Geiste seines Schöpfers angewandt wird. Die Verfassungssätze können nur die Grundlage für eine gerechte Behandlung der Nationalitäten bilden. Die Hauptsache bleibt immer, daß eine neue Sinnesart über die Völker kommt, daß die künftigen Geschlechter im Geiste der Völkerversöhnung erzogen werden. Alle Nationen müssen zu der Einsicht gelangen, daß es ihnen keinen Nutzen bringt, wenn sie versuchen, ihre Sprache und Sitte widerwilligen, fremden Völkern gewaltsam aufzudrängen. Wer deutsch sein will, muß deutsch bleiben dürfen; wer sich als Pole fühlt, mag Pole sein. Statt die eigene Kultur mit Gewalt zu verbreiten, sollte jede Nation bestrebt sein, ihre Kultur so hoch zu entwickeln, daß die anderen Nationen sich von ihr angezogen fühlen, sie innerlich in sich aufnehmen und als Vorbild betrachten. Ein kleines, politisch ohnmächtiges Volk, haben es die Griechen verstanden, das mazedonische und das römische Weltreich mit ihrer Kultur zu durchdringen. Dem Boden des politisch bedeutungslosen jüdischen Volkes ist die Religion entsprossen, die sich das ganze Abendland unterworfen hat. Ein Jahrtausend nach dem Untergang des römischen Reiches hat das römische Recht die Herrschaft in Deutschland angetreten.

Wer fremde Völker dauernd für das eigene Volkstum gewinnen will, muß moralische Eroberungen machen.

Eine neue Lehrmethode im medizinischen Studium.

Von Dr. Curt Thomalla.

Stets haben sich trotz aller akademischen Freiheit die Studenten der deutschen Hochschulen von jeder politischen Betätigung freigehalten. Nur teilweise war dies den beschränkenden Bestimmungen der alten Ordnung zuzuschreiben, der Verzicht war wohl letzten Endes ein freiwilliger. — Nun aber hat der allgemeine Sturm auch die akademische Bürgerschaft erfaßt, Parteien bilden sich, entsprechend den großen Vorbildern des politischen Lebens. Hart tobt der Kampf der Meinungen, die Gegensätze prallen schroff aufeinander, neben den allgemeinen bedeutsamen Tages- und Zeitfragen sind da natürlich auch allerhand Verfassungs- und Revolutionsgedanken innerhalb des bislang sorgsam abgeschlossenen Universitätsstaates zur Sprache gekommen.

Und auch da wanken die Throne. Die unumschränkte Herrschaft der Ordentlichen Professoren ist bedroht. Eine der wenigen Fragen, in der

die gesamte Studentenschaft sich einig zu sein scheint, ist das Verlangen nach einem gewissen Einfluß auf den Lehrplan, die Auswahl der Dozenten, vor allem auf die Prüfungsordnung und -kommission. — Von besonderer Bedeutung sind derartige Forderungen für die Studierenden der Medizin in den klinischen Semestern. Man will nicht mehr zu etlichen Hundert bis in die höchsten Bänke und hintersten Ecken gepreßt dem Vortrag eines einzigen, sicher sehr hervorragenden Gelehrten, lauschen, von dem man nur Teile verstehen und verarbeiten kann; man will nicht um einen Operationstisch, eine Demonstration, eine Leiche sich drängeln, schon in der zweiten und dritten Reihe ohne Aussicht, etwas sehen, etwas lernen zu können. Und das alles, während Dutzende von jüngeren Dozenten und Assistenten zwecklos als Staffage herumsitzen und zusehen, — junge, arbeits- und schaffensfreudige Menschen, noch voll des heiligen Feuers, begeisterten und begeisternden Eifers zu lehren, mitzuteilen vom eigenen Wissen, zu lernen im Unterrichten.

Der zukünftige Lehrbetrieb in den Kliniken ist etwa so gedacht, daß die Studierenden in möglichst kleine Gruppen von je einem Dozenten eingehender, umfassender und individueller in möglichst zahlreichen Kursen und auf eine vollgültige Prüfung vorbereitet werden. Der moralische Zwang, die Kollegs der Herren zu besuchen, die in den Prüfungskommissionen sitzen, wodurch wertvolle, manchmal sogar wertvollere Stunden bei außerordentlichen Professoren und Privatdozenten leer bleiben, soll aufhören. Jeder, der es wünscht und die Fähigkeiten hat, soll drankommen, im Lehren wie im Lernen. Und für dies ist das eigene Sehen, das genaue Sehen, die Hauptsache im medizinischen Studium, wichtiger als alle Bücherweisheit und tiefgründigen Vorlesungen. — Ob dieser an sich sicher gute Gedanke jemals voll zur Durchführung gelangen wird, ist noch zweifelhaft. Die über allem Lehr-, Forsch- und Heilbetrieb jeder Klinik herrschende und lenkende Macht einer bedeutenden Persönlichkeit wird nie zu entbehren sein, wird sich, gewaltsam etwa abgeschafft, immer wieder durchsetzen. Und doch wäre es im Interesse der Ausbildung unserer werdenden Aerzte, und damit im Interesse der Allgemeinheit, aufs Entschiedenste zu wünschen, daß diese Reformgedanken nicht begraben würden.

Jedoch noch ein anderer, äußerst schwerwiegender Grund steht ihrer Verwirklichung unbedingt im Wege: Schon bei dem bisherigen, zentralisierten Lehrbetrieb war es vielfach schwer, manchmal geradezu unmöglich, das unbedingt Notwendige an Krankenmaterial und Demonstrationsobjekten für die Vorlesungen zu beschaffen. Denn nicht jeder beliebige Kranke kann vorgestellt werden, es müssen typische Fälle sein, die dem Studenten gezeigt werden. An manchem Patienten könnte der ungeschulte Blick des noch Lernenden vielleicht gerade falsch sich bilden. Zudem sind die „Klassen"- und Privatpatienten von dem Demonstriertwerden verschont, der Kreis, aus dem also ausgewählt werden kann, gering. Es ist klar, daß besonders auf kleinen Universitäten mit beschränktem Krankenmaterial der Unterricht hierunter leiden muß.

Und wie dem abzuhelfen wäre? Wie die schönen Zukunftsgedanken von kleinen Lernzirkeln trotz solcher Schwierigkeiten doch zu erfüllen wären? — Durch die Einführung der Kinematographie in die Universitätslehrtätigkeit!

Mit einem Schlage wären alle oben genannten Hindernisse beseitigt. Der ordentliche Professor könnte nach wie vor die leitenden und richtunggebenden Vorlesungen halten, anschließend an diesen die übrigen Dozenten die kinematographischen Kurse. Typische Krankheitsfälle, bei denen Bewegungsakte irgend welcher pathologischer Art zu zeigen sind, fast alle Störungen der Gesundheit aus den Gebieten der Neurologie, der Orthopädie, größtenteils der Chirurgie, Psychiatrie, Gynäkologie, aber auch aller übrigen Fächer eignen sich hierzu. Jede Operation kann verfilmt, kann in klarem, großem Bild, ohne Störungen, ohne Versperrung der Aussicht vorgeführt werden. Mikroskopische Bilder von Bewegungsakten kleinster Objekte, im Blut, Bakterien, Gifteinwirkungen usw. usw., die jetzt jeder einzelne mühsam, oft nicht einmal gut, in den Demonstrationsmikroskopen sekundenlang ansehen kann (denn reihenweise warten die andern hinter ihm), spielen sich jetzt naturgetreu vor ihm ab. Seltene Krankheiten, die im Kolleg vorführen zu können jeder Dozent als Glückszufall ansieht, können dann in jeder Klinik im lebenden Lichtbild gezeigt werden. Ganze lange Krankheitsentwicklungen, die heute ein Student nie sieht, da sie sich über Semester, über Jahre hinziehen, gleiten in einigen Minuten an ihm vorüber, schnell vorübergehende, im Kolleg selten oder nie auftretende Krankheitserscheinungen, wie Krämpfe, Anfälle usw., prägen sich, einmal gesehen, unverlierbar dem Gedächtnis ein.

Müßig, noch Weiteres endlos aufzuzählen. Unabsehbar ist das Betätigungsfeld ernsthafter, wissenschaftlicher Kinematographie, unbeschreiblich der Nutzen, den Lehrende, Lernende und Leidende aus ihm ziehen würden.

Doch noch eine bedeutsame, schwerwiegende Frage: Wer trägt die Kosten? Werden die Universitäten, die Ministerien, wird der Staat die Mittel aufwenden wollen und können, die zur Durchführung solcher Pläne unumgänglich nötig sind? Sache der Dozenten, der Studentenschaft, Sache auch der Allgemeinheit denkender und weitblickender Staatsbürger wäre es, derartige Forderungen zu unterstützen und ihnen zum Erfolge zu verhelfen. Und die Verantwortlichen mögen bedenken, daß ein derartiger Filmschatz auch ein unendlich wertvolles Ausfuhrprodukt wäre, das Geld ins Land bringen kann.

Sehnsucht nach dem Kompromiß.

Von Hans Natonek.

Der Mensch ist im Grunde gar nicht so heroisch, wie er in den letzten vier Jahren, und gar nicht so radikal, wie er in den letzten acht Wochen sich gab. Als die große Zeit ausbrach, mußte er wohl oder übel heroisch sein, wiewohl ihm Behagen, Sattheit und Geschäft weit besser zusagten;

aber das Volk nahm die Bürde auf sich und hat sie wahrlich wacker getragen durch Blut, Hunger und Not. Dann kam es plötzlich anders, man warf alle Bürde von sich, jubelte in Freiheit, war Revolutionär und Republikaner — oder tat zumindest so. Aber schließlich, es ist nichts so schwer zu ertragen, als eine Reihe von Revolutionstagen, und die Freiheit, zu der man nicht geboren ist, kann einem ehrlich sauer werden. Eine Revolution, die kein hochgemutes, heißer Empfindungen fähiges Menschentum findet, vertrocknet leicht zu einer mißmutigen, häßlichen, politischen Angelegenheit. Diese Revolution, eine der größten Taten, die sich im deutschen Volk vollzog, wird heute schon scheel angeblickt, verdächtigt, ja verwünscht. Nein, nein, man kann eine freudlose Durchschnittsgesinnung nicht zu radikalem Denken und Fühlen pressen. Das gehorsamste, artigste Volk der Welt beginnt sich in der Rolle des Revolutionärs unbehaglich zu fühlen. Die Wirkungen eines vieljährigen Obrigkeitssystems sind nicht von heute auf morgen aus dem verschwiegenen Busen zu tilgen. Hinter freier Republikanergeste steckt oft verkrümmte Gesinnung. Ehe die nicht zerbrochen, gegipst und wieder heil aufgerichtet ist, ist keine Revolution. Erst die Söhne dieser Republikaner werden Republikaner sein; — vielleicht. Aber so weit in nebelhafte Zukunft wollen wir den Blick gar nicht richten. Denn zwischen dieser schönen und wahrhaften Zeit (die vielleicht einmal kommen wird) und dem Heute liegt der Kompromiß, der ganz bestimmt kommen wird (oder schon da ist). Nach ihm lechzt, wie Wunde nach Balsam, ein Geschlecht, das zum Aeußersten nicht fähig, für das höchste Glück nicht reif ist und auf halbem Wege bange wird.

Was will der deutsche Menschentypus? Er will den Brotfrieden, der das Friedensbrot wiederbringt. Er will wieder handeln können — handeln in dem ganz gewöhnlichen, in heroischen Tagen einst verächtlich gemachten Sinn von: Geschäfte machen; er will leben und leben lassen, verdienen und verdienen lassen. Seine materielle Existenz dem in Sehnsuchtsferne entschwebten Ideal von Anno 1914 wieder anzunähern, ist sein heimlichster Wunsch und Ziel seines Strebens. Das Geistige? Er wird es gelten lassen, soweit es diesem Streben nicht hinderlich ist, und wird es kalt lächelnd preisgegeben, wo die geistige Forderung hindert. Der deutsche Mensch der nächsten Zeit wird nicht halb so geistig sein, wie die radikale Gesinnung der ersten Revolutionswochen es verhieß und wird heimlich wünschen, doppelt so materiell sein zu können, als es die Verhältnisse erlauben werden. Ein vierjähriger blutiger Heroismus, verschärft durch Fasten, mit dem darauffolgenden Radikalismus der Revolution: das ist zu viel für ein Volk von Durchschnittsbegabung. (Und Volk ist immer nur Durchschnittsbegabung.) Die Reaktion auf solche Ueberspannung kann nicht ausbleiben; sie ist nicht so sehr eine politische als eine seelische, und sie kommt aus dem Volke selbst. Das Leben wird mählich wieder ins Gleise kommen, dieses Leben mit seinen hundert Nichtigkeiten, aus denen es nun einmal zusammengesetzt ist. Die Blockade wird fallen. Sobald die Ware kreist, kreist auch das Blut heller, lebhafter, freundlicher; die großen Verschwörer, die catilinarischen, spartazistischen

und utopischen Menschen ziehen sich knurrend in die Zellen ihrer Theorien zurück, und das Leben triumphiert, indem es Nutzen und Vorteil triumphieren läßt. Brot wird da sein und alles wird — beinahe — sein, wie je. Dann wird der Mensch sich beruhigen; denn so ist er.

Wir wünschen nicht die Sattheit und unterwürfige Beruhigung eines Volkes, das leicht selbstzufrieden sein kann, weil es nichts anderes will als Behagen und die Obrigkeit sorgen läßt, — aber wir wünschen ihm, in einem andern Sinne, Sattheit und Beruhigung. Beides hat es sich verdient, beides wird kommen. Dem deutschen Volk ist so entsetzlich mitgespielt worden, daß es grausam wäre, es den Revolutionskelch bis zur Neige leeren zu lassen. So viel Umstürze und Aenderungen will es gar nicht, als die Ultras ihm zumuten. Was es will, ist zuvörderst durch Schiffe und Lokomotiven heranzuschaffen, nicht durch Geist zu verwirklichen. Darob mögen Feuerköpfe in wütenden Anklagen gegen dieses Volk sich ergehen, das nicht erlöst (sondern nur gesättigt) sein will. Volk ist kein Feuerkopf. Nicht restlose Erfüllung, nicht Verwirklichung der besten und kühnsten Utopien, sondern nur den Ausgleich und das Flickwerk der Reform wird die nächste Zukunft uns bringen. Die Radikalen im Geiste, die mehr gewollt haben, mögen sich bescheiden und ein Volk nicht zur Erlösung zwingen, die ihm vielleicht zum Unglück werden könnte. Was wollen sie alle denn, diese Extremsten? Das Glück des Volkes — und vergessen dabei, wie bescheiden und leicht erfüllbar dieses Glück ist (obschon es nicht jenes Glück ist, das vor der harten Prüfung des Geistes bestehen kann). Resignieren wir in lächelnder Milde: nicht Flügel der Freiheit, sondern das Huhn im Topf ist Volkes Wunsch; ihn wird die Zukunft erfüllen.

Die Demokratisierung des Bühnen-Vereins.

Von

Karl Fischer.

Mitte März ist der Deutsche Bühnen-Verein, diese sehr aristokratische Körperschaft, zu einer außerordentlichen Tagung zusammengetreten, um sich demokratisch „umzugruppieren". Der Direktor des Königsberger Neuen Schauspielhauses, Leopold Jeßner, und der Leiter des Berliner Metropoltheaters, Richard Schulz, haben bei Vorbesprechungen und in Vorverhandlungen und Ausschußsitzungen bereits diese und jene Vorschläge gemacht, aber man kann sich nicht darüber täuschen, daß es bis zur endgültigen Verfassung noch manche harten Kämpfe und viele arge Meinungsverschiedenheiten geben wird. Das ist letzten Endes nicht verwunderlich bei einem Verein, dessen Mitglieder zum großen Teil Leiter von Hof- und Staatstheatern waren und im Verkehr mit Fürsten und Landesherrn allmählich so zeremoniell geworden sind, wie die Hofmarschälle, die beim Eintritt der regierenden Herrschaften in das Theater mit

dem Stabe aufklopften, auf daß das Publikum sich gläubig vor dem gnädigen Landesherrn von den Plätzen erhebe.

Allerlei Vorpostengefechte und Plänkeleien hat es übrigens bereits gegeben, und die Generalversammlung des Bühnen-Vereins, die ursprünglich am 12. Februar in Berlin stattfinden sollte, mußte, weil die Scharmützel immer schärfer wurden, auf Mitte März verlegt werden. Denen aber, die nicht hinter diese Kulissen schauen können, wurde erklärt, der Termin ist verschoben, weil es den meisten Mitgliedern infolge der schwierigen Verkehrsverhältnisse nicht möglich ist, an dem genannten Tage in Berlin zu sein. Ob es aber trotz aller dieser „Proben" und „Inszenierungen" möglich sein wird, aller Schwierigkeiten restlos Herr zu werden, bleibt abzuwarten. Denn die Reaktion ist immer noch sehr stark im Verein und außerordentlich rührig.

Da ist zunächst die Leitung des Vereins. Der jeweilige Generalintendant der Berliner königlichen Theater war auch stets Präsident des Bühnen-Vereins. Es gilt also vorerst mal an Stelle des „geborenen" Präsidenten einen Leiter, hervorgegangen aus freier Wahl, auf den Vorstandssessel zu setzen. Aber man wird einen Schritt weiter gehen müssen und nicht davor zurückschrecken dürfen, sich an der Bühnengenossenschaft ein Beispiel zu nehmen, mit der ja der Bühnen-Verein nach dem Tode Nissens zum Segen beider Teile und zum Vorteil von Arbeitgebern und Arbeitnehmern nicht mehr in Fehde und Feindschaft lebt. Dem neuen Leiter des Bühnen-Vereins wird man, ebenso wie dem Präsidenten der Bühnengenossenschaft, ein Gehalt nicht weigern dürfen. Der gut dotierte Generalintendant der einstigen königlichen Theater verwaltete das Präsidium ehren- und nebenamtlich, und die wenigen Vorlagen, die auf der jeweiligen Tagesordnung standen, forderten von ihm weder viel Zeit noch große Arbeitskraft.

Das dürfte in der neuen Aera des Bühnen-Vereins wesentlich anders und komplizierter sich gestalten. Die junge Republik Deutschland will und wird ihre besondere Sorgfalt und Aufmerksamkeit auch dem Theater als einem bedeutenden Kulturfaktor zuwenden. Vom Reichstheatergesetz ist bereits in früheren Jahren viel gesprochen worden, und die Bühnengenossenschaft, allen voran der sehr rührige, wenn auch bisweilen etwas mehr derbe, dann deutliche Verbandsanwalt, Dr. Seelig-Mannheim, haben mit den neuen Männern des preußischen Kultur-Ministeriums bereits Fühlung genommen betreffs Verstaatlichung der Theaterschulen und ähnlicher Unterrichtsinstitute, damit endlich der Zustrom so vieler ungeeigneter, ja schädlicher Elemente zu den Bühnen aufhöre. Die Gagenfragen und die Kostümlieferungspflicht, die Stellenvermittelung, weiterer Ausbau der sogenannten Normalkontrakte und engster Anschluß an den österreichischen Bühnen-Verein, das ist die Vertretung der österreichischen Schauspieler, kommen hinzu. An allen diesen Fragen ist natürlich auch der Bühnen-Verein, sind die Leiter der Bühnen, stark interessiert, und für den gewählten Vertreter des Bühnen-Vereins ergibt sich daraus eine große Mehrbelastung durch Teilnahme an Sitzungen, Ausarbeitung von

Plänen und Protokollen. Jedenfalls wird jeder Bühnenleiter auch in Zukunft genügend Sorgen haben, schon allein, wenn er erreichen will, daß sein Repertoire ein Segen für das Publikum ist. Wenn ihm nun außerdem noch die Sorge um den Bühnen-Verein als dessen Präsident aufgeladen ist und die Verantwortung dafür, daß er und seine Kollegen nicht länger im Schatten leben, während ringsum alle in der Sonne der neuen Freiheit und neuen Ordnung gesund und glücklich sind, so ist es gewiß nicht zu viel verlangt, wenn man ihm diese Bürde ein wenig vergoldet.

Endlich gilt es bei der Umformung in Demokratie die Statuten des Bühnen-Vereins von Grund auf zu revidieren und dieses enge Kleid passender und moderner für die Zeit von heute zurechtzuschneidern. Hier sind die größten Schwierigkeiten zu beheben, und man wird dabei — auf Einzelheiten kann des knappen Raumes wegen nicht eingegangen werden — auf die Wünsche, Forderungen und Interessen der einzelnen republikanischen Bundesstaaten gebührend Rücksicht nehmen müssen.

Bühnen-Verein und Bühnengenossenschaft haben unlängst gemeinsame Beratungen über wichtige Fragen der Theatersozialpolitik gepflogen. Man ist dabei zu Resultaten gekommen, deren Tragweite heute noch nicht übersehen werden kann. Jedenfalls aber haben diese Debatten den klaren und festen Willen des Bühnen-Vereins bewiesen, demokratisch „umzulernen". Der erste Schritt des Bühnen-Vereins auf dem Wege nach Damaskus! Hoffentlich wird nach diesem Anfang auch das Ziel erreicht, zum Segen nicht nur des Vereins, sondern der Bühnenkunst und ihrer berufenen Vertreter und damit auch zum Vorteil für die breite Masse des Publikums.

Der Kunstschriftsteller.

Eine Analyse von Lothar Brieger.

Es ist von vornherein notwendig festzustellen, daß den nachfolgenden Auslassungen eine Herabsetzung der Kunstwissenschaft als solcher fernliegt. Die Wissenschaft enthält die zur menschlichen Lebenspraxis erforderlichen Voraussetzungen, und die Stellung der Sammler und Ordner war in der geistigen Oekonomie niemals eine geringe. Es kann bloß unmöglich angehen, und darf auf den Gebieten geistigen Schaffens am allerwenigsten mit angesehen werden, daß dieses Sammeln und Ordnen infolge ihm sympathisierend nahestehender Philistrosität maßlos genug überschätzt wird, um heute die Intuition und das Schöpferische zu schulmeistern, überlegen von oben herab zu behandeln und alle Ehren für sich in Anspruch zu nehmen.

Männer dieser Art treten bei außerordentlichen Verdiensten vor der Nachwelt völlig in den Hintergrund gegenüber den intuitiven Menschen, welche ihre Funde und ihre Arbeit erst fruchtbar machten. Man kann ohne Genialität auch kein großer Gelehrter sein und die Ketzerei ist berechtigt, daß zukünftiger Kultur sogar mancher Journalist unserer Tage

— womit keine Ueberschätzung des Journalismus ausgesprochen werden soll — Wertvolleres zu sagen haben wird, als der Nurgelehrte. Das sollten auch wir einsehen und die gefährliche Ueberschätzung des rein Wissenschaftlichen, die schon fast bis zu einem Ruin unserer geistigen Eigentümlichkeiten führte, und in der Persönlichkeit Scherers und seiner Schule verderblich genug für unsere Literatur wurde, nicht nun noch auf das ihm innerlich fremdeste Gebiet ausdehnen, auf die Kunst.

Der Künstler entsteht keineswegs aus seiner Zeit, sondern er ist ein Protest gegen diese. Jede Zeit ist materialistisch, das liegt in ihrem Wesen. Sie ist nichts anderes als die Form, in der sich eine menschliche Generation mit dem praktischen Leben abfindet und mit seinen Bedingungen. Sie entsteht zunächst instinktiv und mechanisch, aus Angriff und Abwehr, aus Angebot und Nachfrage. Im Augenblicke, wo sie Bewußtsein, Zeitbewußtsein wird, ist sie eigentlich schon vollendet da und unangreifbar und unabänderlich. Das Zeitbewußtsein ist nichts anderes als die Form, in welcher sich nunmehr der Mensch die mechanisch entstandene Zeit definiert, es ist das Orientierungsmittel, mit dem er sich aus Gründen des praktischen Lebens nach Maßgabe seiner Fähigkeiten in „seiner Zeit" zurechtfindet. Je schneller und klarer eine Zeit in den Menschen zum Zeitbewußtsein wird, desto vielseitiger und angenehmer wird für sie das praktische Leben, desto selbstverständlicher finden sie sich in ihm zurecht, desto herrischer und herrlicher vermögen sie es zu ihren Interessen zu meistern.

Die gewaltigen Mittel und Wege zu dieser Meisterung nun aber sind die rein menschlichen Schöpfungen der Wissenschaften, die im Grunde nichts anderes sind als Anwendung der dem menschlichen Wesen besonderen Eigentümlichkeiten auf das allgemeine Leben, ein Ordnen und Zwingen desselben danach. Es ist darum durchaus nur natürlich, daß, als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der praktische Mensch zum maßgebenden Menschen wurde, damit auch die Wissenschaften zu Ehren und Ansehen gelangten, die sie weit über ihre frühere Stellung hinaushoben. Das war als Dank und Klugheit selbstverständlich. Es ist wohl niemals so klar bewußt gelebt worden, wie in unseren Tagen — wie mystisch dämmernd, wie unbewußt „dämonisch" war im Vergleiche hierzu das Griechentum! —, die vielleicht das unkünstlerische Zeitalter genannt zu werden verdienen. Das unkünstlerischste Zeitalter und daher das künstlichste. In der Tat sind unsere heutigen Künste eigentlich nur durch wissenschaftliche Methoden gefundene Surrogate für die unzeitgemäße Kunst, sind als solche schon an ihrer bewußten Methodik zu erkennen.

Die unzeitgemäße Kunst aber, wie sie in den aus starker innerer Qual und Bedrängnis geborenen Eruptionen unserer jüngeren Künstler jetzt noch ungelenk leidenschaftlich zu protestieren beginnt, ist und war zu allen Zeiten nicht ein Kind ihrer Zeit, sondern ein Protest gegen dieselbe. Die Kunst geht nicht auf die Zeit, sondern auf das Ewige (daher, nicht etwa aus „Gläubigkeit", stammt ihr früherer starker Konnex mit allen den gleichermaßen suggestiv verfälschten religiösen Strömungen). Die wesentlichen Eigenschaften des ersten Künstlers der menschlichen Kultur und des für

diese Epoche zunächst einmal definitiv letzten großen Malers, Degas, sind unverändert die gleichen. Der Künstler ist zu allen Zeiten der unveränderlich gleiche, er ist derjenige, in dem die kleine Gemeinde der geistigen Menschen immer wieder gegen die große Gemeinde der rein lebenspraktischen protestiert. Er ist konservativ — Rodin steht Praxiteles näher als den meisten seiner mitlebenden Zeitgenossen — und er ist anarchistisch revolutionär, weil ihm alles für die Zeit Bestehende der Zeit nur eben des Zugrundegehens wert erscheint. Die immer wiederholten Versuche, Kunstwerke für Zeitinteressen und Zeitströmungen irgend welcher Art zeugen zu lassen, mußten und müssen versagen.

Es gibt von Hause aus somit eigentlich nichts Entgegengesetzteres als Kunst und Wissenschaft, die gedankenloses Unverständnis immer wie ein Geschwisterpaar zusammen zu nennen liebt. Die Wissenschaft vermag nicht das Geringste über das Wesen der ihr gänzlich wesensfremden Kunst auszusagen (wie sie über das praktische Leben das aussagt, worauf es ankommt). Sie vermag nur die Ausdrücke und Formen der Kunst zu sammeln, also das, worin die Kunst jeweils mit einer Zeit zusammenhängt, gegen eine Zeit protestiert. Es ist das ungeheure Verdienst der Kunstwissenschaft, einer in sich sehr zwiespältigen Tätigkeit, dieses Material zu ordnen, dem Künstler somit das Zusammengehörigkeitsgefühl sehr deutlich zu machen und zu erleichtern. Es ist ihr ungeheurer, unverzeihlicher Irrtum, zu glauben, sie sei mit Kunstlehre identisch, den Kärrner für den König zu halten, ihre sehr mechanische Tätigkeit für eine geistige.

Der Zusammenhang der Kunstwissenschaft mit dem Kunstschriftsteller besteht darin, daß sie für diesen die mechanische Vorarbeit geleistet hat. Es ist darum zweifelsohne gut, wenn der Kunstschriftsteller durch ihre Schule gegangen ist, selbständigen Wert gewinnt er aber erst im Augenblicke, wo seine geistige Kraft sie zu überwinden, sie lediglich nur als Material für seine eigentliche Arbeit zu betrachten stark genug ist. Grimm, Justi, Burckhardt, Wölfflin, der junge Worringer gehören hierher, um bloß einige Namen zu nennen. Ihnen allen ist eine gewisse Einsamkeit und Abseitigkeit in der Gelehrtenkaste gemeinsam, darin gründend, daß sie eben nur auszutreiben und ihm auf die geistigen Gebiete einen Einfluß einzuräumen, durch die Gelehrsamkeit hindurch gegangene geistige Menschen sind, daß ihnen ihr Wissen lediglich zur Vorbedingung, nicht zur Sache selbst wurde. Sie alle haben auch, wenn es nottut, den Mut zur Unwissenschaftlichkeit. Selbst der so überlegene, skeptisch vorsichtige Burckhardt ist den Angriffen der Gelehrtenkaste nicht entgangen und in den üblichen Privatdozentenkritiken der „Formprobleme der Gotik" des mutigen jungen Worringer begegnete ich immer wieder dem charakteristischen Satz, daß „bei ihm das Historische sehr schwach" ist. Bei ihnen ist eben nur das Denken schwach.

Der Kunstschriftsteller ist weder Gelehrter noch Historiker. Er bedeutet den für die Kunst gültigen Typus des kritischen Menschen, jenes eigentümlichen Menschen, dessen kulturbefruchtende Stellung darauf beruht, daß er geistig ist, ohne ausreichende schöpferische Kraft zu besitzen. Seine Geschichte ist seltsamerweise noch immer ungeschrieben und wäre doch mit der

allerwichtigste Beitrag zur Geschichte der menschlichen Kultur. Er ist der wahre Raphael ohne Hände, der Künstler ohne Kunstwerk. Raphael ohne Hände wäre nicht Raphael, aber vielleicht der größte Kunstschriftsteller geworden (es ist besser, ohne Hände zu schreiben, als, wie dies meist der Fall ist, ohne Kopf). Der Kunstschriftsteller ist der Theoretiker und Agitator der Kunst. Wie sich das praktische Leben seine politischen und sozialen Agitatoren zugelegt hat, so schuf sich die Kunst den Kunstschriftsteller.

Als ihr Theoretiker stärkt er immer wieder ihr in den materiellen Kämpfen geschwächtes Selbstbewußtsein, ihr Familiengefühl gewissermaßen, ihren zum Schaffen notwendigen Stolz, als ihr Agitator tritt er mit dem Material der Kunstwissenschaft stets von neuem der praktischen Menschheit gegenüber, für Kunst und Künstler das Recht auf Andersein und Achtung für dieses Andersein fordernd. Ohne schöpferisch zu sein, schafft er Werte, indem bei ihm die Zeitlosigkeit aller echten Kunst durch das Wort aus dem Begrifflichen etwas zeitlich lebendiges wird. In jedem Zeitalter erstehen neue Kunstschriftsteller, die Kunst gegen die Zeit zu stärken, dem Zeitalter Respekt vor der Kunst abzufordern. Der Kunstschriftsteller hat, wo es notwendig ist, das Recht, nicht nur von der Wissenschaft abzusehen, sondern sie geradezu zu desavouieren. Wir Deutschen haben, um Anderes nicht zu erwähnen, ein zweibändiges wissenschaftliches Werk über Lionardo da Vinci, dessen zwei Bände zusammen für Kunst und Kultur lange nicht so bedeutsam sind, wie die wenigen Seiten, die der große Walter Pater in seiner „Renaissance" über Lionardo geschrieben hat. Was wäre Ruskin ohne seine Fehler gegen die Wissenschaft, ohne seinen leidenschaftlichen Haß gegen die Renaissance? Was wären Burckhardt oder gar Grimm ohne ihre leidenschaftliche Liebe? Der Kunstschriftsteller von überragendem, von bleibendem Wert bildet mit dem Künstler zusammen ein Janushaupt. Beide blicken von dem Zeitlichen und dem Wissenschaftlichen hinweg, wenn auch nicht unabhängig von ihnen, in die geistige Welt, der eine als Schöpfer, der andere als sein Freund.

Fast alle großen Geister des kritischen Schrifttums haben das eine gemeinsam, daß sie in ihrer Jugendzeit irgend einen Band schlechter Gedichte veröffentlichten, daß der künstlerische Drang mit anderen Worten in ihnen vor der wissenschaftlichen Ausbildung da war. Der eigentliche Gelehrte hat es von vornherein weniger auf das Gedichtemachen, als auf das Gedichtesezieren abgesehen (womit nicht gesagt sein soll, daß nicht einer Zeit seines Lebens in beidem bloßer Dilletant bleiben kann). Hierin liegt ein ganz fundamentaler menschlicher Wesensunterschied, den hier weiter auszuführen überflüssig ist.

Der Kunstschriftsteller ist wie der Künstler auch in erster Linie Liebhaber des Materials, in dem er arbeitet, in diesem Falle also des Wortes. Es kommt ihm auf das Wie ebenso sehr an, wie auf das Was. Für die Kultur ist es viel wichtiger, daß eine wissenschaftliche Unwahrheit zu einer schöpferischen Tatsache wird, als daß wissenschaftliche Tatsachen in der Studierstube zu einem kulturlosen Scheinleben aufgezeichnet werden. Der Künstler ist unmenschlich gegen sich selbst, wie gegen die anderen. Oft ge-

nug muß da die Mutter sterben, damit das Kind lebensfähig wird. Der Kunstschriftsteller vermenschlicht in jedem Zeitalter immer von neuem wieder die Kunst. Stets neu steht die allgemeine Menschheit der Kunst als etwas Fremdem, Unheimlichem mit Grauen gegenüber (unser gegenwärtiger Standpunkt gegenüber der Gotik). Da kommt der Kunstschriftsteller, welcher die Brücken zwischen der Kunst und der Menschheit schlägt. Ohne ihn wäre zwischen ihnen eine ewige Kluft, sie wären Todfeinde. Ich las neulich in dem Verlagskatalog des jungen Verlages Kurt Wolff einen ungemein intuitiven Aufsatz von Suarez über Holbein, und bin überzeugt, dessen Leser wird Holbein mit ganz anders sinnlicher Anteilnahme betrachten, als hätte er Woltmanns dickes, so verdienstvolles Werk bewältigt.

Das Kunstwerk an sich ist unerklärlich, mit ihrem Anspruch, dies zu tun, irrt die Kunstwissenschaft hier wie oft. Einer künstlerischen Schöpfung vermag nur das Gefühl nahezukommen. Diesem Gefühl zeigt die Kunstschriftstellerei Wege, indem sie das Werk wieder auf den Schöpfer zurückleitet, den menschlich verständlichen Schöpfer aus ihm ableitet. Nicht den wirklichen, äußerst gleichgültigen Schöpfer versteht sich — der Teufel hole alles Biographische! —, sondern den idealen Schöpfer, wie er hätte sein müssen, um auf der Höhe seines Werkes zu stehen (bloß bei ganz Wenigen wie Goethe ist solche Fiktion nicht notwendig). Damit jedoch bewirkt der Kunstschriftsteller eine ganz neue Schöpfung, eine selbständige geistige Sphäre, die zwischen der Kunst und dem wirklichen Leben liegt, jedem von beiden gehörig und doch keinem ganz und ausschließlich.

Sie gehört der Vergänglichkeit an, wenn eine neue Zeit wieder neue Mittler und neue Verteidiger des Ewigen gegen sich braucht, wird auch der größte Kunstschriftsteller leicht zu einer schönen Erinnerung. Und doch hat er vor dem Wissenschaftler, wenn auch nicht die Ewigkeit der Kunst, so doch den Schein dieser Ewigkeit voraus, den diese seinem Werke verliehen hat. Es ist der wundervolle und anbetungswürdige Glanz, der auch heute noch über Johann Joachim Winkelmanns „längst überholten" Schriften liegt.

Durch diese ewige Perspektive unterscheidet sich auch der Kunstschriftsteller von Kunstjournalisten, der den oft undankbaren Tageskampf auf sich genommen hat mit seiner nervenzerreibenden hastigen Tätigkeit, die nur Wenigste bis zur ewigen Perspektive durchdringen läßt. Aber immerhin stehen beide dem schöpferischen Künstler unmittelbar und innerlich näher als der reine Kunstwissenschaftler. Man soll ihn nicht mißachten, da seine mühsame Ameisenarbeit oft die äußerlich undankbare einzige Belohnung eines scheinbar dunklen Lebens ist. Jede menschliche Hochachtung, jeder durch Ernst verdiente Respekt gebühren ihm. Aber man soll sich doch davor hüten, dies über die von der Natur nun einmal gegebenen Grenzen hindem seines Wesens Art nie und nimmer gewachsen sein kann.

Der freie Tag im Orchester.

Von Poldi Schmidl.

Nachdem nunmehr der Allgemeine Deutsche Musikerverband in die „Arbeitsgemeinschaft freier Angestelltenverbände" aufgenommen worden ist, hat er Teil an der Untervollmacht für das Theatergewerbe. Seine Mitglieder sind auch berechtigt, als Theaterbetriebsräte gewählt zu werden. Die Musiker — Lokalvereine erhalten weitgehende Kompetenzen und sie sind beauftragt, das Programm der Zentralorganisation bei der Regierung und vor dem Unternehmer mit allen zu Gebote stehenden Mitteln durchzusetzen. Zwei Punkte gehören zu diesem Programm, über deren Bedeutung wohl auch von seiten der Musikerschaft wird Klarheit geschaffen werden müssen. Denn die Forderung an sich besagt vorerst nicht mehr als eine technische Unmöglichkeit.

Punkt 4 lautet: Gesetzliche Arbeitszeit und einen freien Tag pro Woche für fest engagierte Musiker.

Punkt 6 fordert eine Kollektivvereinigung mit den Arbeitgeberverbänden.

In Anbetracht der Bemühungen des Musikerverbandes, mit einem fertigen Programm vor die Arbeitgeberverbände zu kommen, muß hier nachgeholt werden, was seitens der Musiker nicht geschah; nämlich die Klarstellung der Möglichkeit der im Punkt 4 aufgestellten Forderung. Sie spricht von einer gesetzlichen Arbeitszeit. Ein solche ist aber für den Musiker auch dann noch nicht geschaffen, wenn er die Arbeitszeit der übrigen fordernden Angestelltenverbände als Norm annimmt. Denn mit Ausnahme von einigen modernen Opern gibt es kein Werk, dessen Aufführungszeit über drei Stunden hinausginge. Ein länger als drei Stunden währendes Konzert kann ferner schon mit Rücksicht auf die Aufnahmefähigkeit der Zuhörer nicht angesetzt und angenommen werden. Bleibt also noch die Befürchtung der Musiker, es könnte ihr dreistündiger Arbeitstag durch die Proben verlängert werden. Nun spricht aber der Punkt 4 zum neuen Vertrag auf paritätischer Grundlage von der „Festsetzung einer Normalzeit für Proben". Sollten diese beiden Punkte mit der Zahl 4 zufriedenstellend geregelt werden, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß der Punkt 6 einer Kollektivvereinigung mit den Arbeitgeberverbänden durchführbar ist.

Vielmehr ist zu befürchten, daß der Begriff des freien Angestellten gerade beim Musiker eine ganz unkünstlerische Bedeutung bekommt. Die Umwandlung der Hoftheater in Nationaltheater, die Umwandlung der Hoforchester usw. wird einen starken Einfluß auf die bisher fest umgrenzten Musikerkategorien ausüben. Denn abgesehen von der Pensionsberechtigung, für die der Musiker einer anderen Kategorie sein Aequivalent in der obligatorischen Reichsversicherung, in dem weitaus höheren Einkommen findet, bildeten bisher die Titel einen Teil des Musikerkapitals. Wer königl. Kammermusiker, Hofmusiker, fürstl. Konzertmeister usw. war, be-

gnügte sich mit der von Königen, Höfen, Fürsten bezahlten, verhältnismäßig geringen Gage, zu der die Dienstzeit im umgekehrten Verhältnis stand. Denn von solchen Titeln war der Zulauf an Schülern abhängig. Jetzt soll auch noch die Altersgrenze aufgehoben oder doch sehr vorgerückt werden, die nach obenhin festgesetzt war, damit nicht etwa ältere Musiker einer solchen Hof- oder Königskasse zu früh zur Last fallen. Mit dem Fortfall dieser und anderer Privilegien, mit dem Fortfall gesellschaftlicher Unterscheidungen sieht der Musiker ferner, daß sein Kollege vom Privattheater, von der Operette, nicht nur eine um mehr als die Hälfte kürzere Arbeitszeit hat, er sieht auch, daß die Gage und die Vertragsdauer des Kollegen vom Privattheater recht befriedigende Regelung fand. Folglich hat er keine Ursache, solche Vorteile zu verschmähen. Auf die Befriedigung, die eine höhere Kunstausübung ihm gewährt, kann er schließlich verzichten. Nur wo Konservatorien und andere höhere Musiklehranstalten bestehen, welche ihre Lehrkräfte diesen Kunstinstituten, diesen Orchestern höherer Ordnung zu entnehmen pflegen, dort ist noch auf Zuzug junger leistungsfähiger Musiker zu hoffen. D. h. wenn diese Hoffnung nicht durch die Forderungen der Musiklehrverbände zerstört wird, die dahin gehen, daß jede Musiklehrkraft ein Einkommen bezieht, das nicht wie bisher nur ein Nebeneinkommen war. Mit der Erfüllung der Forderung sind die Orchestermusiker vom Lehramt so gut wie ausgeschaltet.

Wie sich ferner der freie Tag in der Woche im Theaterbetriebe geltend machen würde, das soll hier gleichfalls skizziert werden. Bisher war es die Regel, daß die Abonnements- und die sonstigen Konzerte der Staats- und Hoforchester an Tagen stattfanden, an denen im Theater entweder überhaupt nicht gespielt wurde, oder es mußte für den Konzerttag eine Spieloper, eine Operette angesetzt werden, wofür auch kleine Besetzung reichte. Der freie Ganztag der Musiker vermindert nun nicht nur die Zahl der Spielabende im Theater, nicht nur die Zahl der Konzerttage, er macht eine grundlegende Veränderung des Spielplans vieler Bühnen nötig, die bisher ausschließlich der Oper dienten. Es ist vielleicht durchführbar, das Orchester eines Operettentheaters wöchentlich einmal zu ersetzen. In Berlin in der Weise, daß ein vom Musikerverband zu bildendes „Ersatzorchester" die feiernden Musiker allwöchentlich einmal zu vertreten hat. Denn da schon die Orchester der Berliner Operettenbühnen mindestens 28 Mann stark sind, müßte andernfalls der Kapellmeister allabendlich vier Pulte von Ablösern besetzt sehen. Eine ganz undurchführbare Lösung, der ein nicht erprobtes Ersatzorchester noch vorzuziehen ist. Ein Opernorchester hingegen läßt sich so nicht ersetzen. Schon weil in kleineren Städten keine Ersatzmusiker leben. Es müßte entweder der Spielplan derart geändert werden, daß ein Orchester nicht gebraucht wird, dagegen aber ein Schauspiel- oder Lustspielensemble. Woher ein solches zu nehmen wäre, das müßte im Rat der Musiker noch beschlossen werden.

Der Streik der Lippen.

Der bekannte Direktor der Treptower Sternwarte Dr. Archenhold hat in einer von ihm einberufenen Protestversammlung gegen die Hungerblockade als wirksamstes Mittel den Schweigestreik, den „Streik der Lippen" vorgeschlagen.

Komm her denn meine Leier,
Gib Deinen schönsten Klang!
Dem Redner und dem Schreier
Stimm an den Grabgesang.
Denn jeder von uns gerne
Und freudig Beifall zollt
Dem Kenner aller Sterne
Dem Dr. Archenhold.

Der Vorschlag ist fein eigen,
Er sagt es klipp und klar:
Nur noch vollkommnes Schweigen
Hilft jetzt dem deutschen Aar.
Es fliehn der Feinde Sippen;
Der Friede freundlich winkt,
Beginnt der „Streik der Lippen"
Und kein Wort mehr erklingt!

Daran ist gar kein Zweifel;
Beweise sind erbracht:
Die Sprache ist vom Teufel
Für uns're Welt erdacht.
Wenn Adam nur nicht wäre
Durch Evas Red' verführt,
Er hätte nie — auf Ehre! —
Den Apfel angerührt!

Es böte alles Schöne
Das Paradies uns dar.
Wir gingen ganz sans gêne
Noch heute nackend gar!
Würd' uns auch nicht erheben
Solch Anblick dann und wann,
(Die Les'rin mag vergeben,
Ich meine nur beim Mann).

Es wäre der Bezugschein
Dann überflüssig glatt,
Man deckt das X- und O-Bein
Mit einem Feigenblatt.
Und auch für die Gesundung
Der Damen wär es nett:
Sie preßten ihre Rundung
Nicht in ein Fracktorsett!

Des Krieges Greueltaten
Sie wären uns erspart,
Wenn uns're Diplomaten
Gesprochen nicht so hart.
Und wenn der letzte Kaiser
Geschwiegen voll und ganz,
Er wäre noch ein Weiser
In seines Thrones Glanz!

Es ist nicht dran zu tippen!
Zu Ende ist die Qual
Jetzt durch den Streik der Lippen
Für ein- und allemal.
In Zukunft bleibt verklungen
All der Parteien Zank
Der Frieden ist errungen
Dir, Archenhold, sei Dank!

Kein Redner wird mehr stören
Beim Fest die Mahlzeit dann;
Kein Priester wird uns lehren,
Was man nicht glauben kann.
Und dann vor allen Dingen
Dies überzeugend spricht:
Ich würde nicht mehr singen
Ein solches Zeitgedicht! —

S. S.

Die Neuordnung in der Selbstverwaltung.

Von Bürgermeister Dr. Schrader.

Es war ein erfreuliches Zeichen besonnener Mäßigung, daß die in der ersten Novemberhälfte neugebildete Revolutionsregierung den Gedanken, alle vorhandenen Behörden mit einem Schlage zu beseitigen, sofort von sich wies, in der richtigen Erkenntnis der nicht wieder gut zu machenden Schäden, die durch eine derartige Zertrümmerungsmaßnahme in dieser kritischen Zeit angerichtet worden wären. Nachdem die Beamtenschaft mit verschwindend wenigen Ausnahmen sich der neuen Regierung zur Verfügung gestellt hatte, konnte es im Großen und Ganzen gelingen, mit Hilfe des vorhandenen Behördenorganismus das Wirtschaftsleben ohne schwerere Erschütterungen in die neue Zeit hinüberzuleiten; die für einen kranken Staatskörper immerhin schmerzhafte Operation des gewaltsamen Umsturzes blieb auf die Zentralregierung beschränkt, während nach unten hin eine planmäßige, nicht überstürzte Umgestaltung einsetzen konnte, um die Ziele der Revolution auch hier zu verwirklichen und bis in die feinsten Verästelungen des gesamten staatlichen Lebens hinein zu verankern.

Daß eine so ungeheure politische Bewegung trotz aller Mahnrufe der neuen Regierung hier und da auch vor den örtlichen Behörden nicht Halt machte, war allerdings unausbleiblich. In mehreren Städten wurden die leitenden Persönlichkeiten. die durch ihre frühere Stellungnahme gegenüber der jetzigen Regierung allzu stark kompromittiert erschienen, vom Sturme der Revolution hinwegfegt, und ihre Stellen wurden zum Teil sofort mit neuen Männern besetzt. Wo ultraradikale Elemente die Oberhand gewonnen hatten, wurden einzelne Stadtverwaltungen sogar völlig gesprengt, ohne daß bei dem allgemeinen Durcheinander gleichwertige oder gar bessere Organe an ihre Stelle hätten gesetzt werden können. Immerhin handelte es sich hierbei nur um Ausnahmeerscheinungen, und es steht zu erwarten, daß die Regierung mit der Zeit auch hier in der Lage restlos Herr werden und ihren ausgesprochenen Willen der Beibehaltung der bestehenden Behörden erfolgreich durchsetzen wird.

Auch vom revolutionären Standpunkte aus bestand keine zwingende Notwendigkeit, in das feine Getriebe der unteren und mittleren Verwaltungsorgane sofort mit rauher Hand einzugreifen. Denn die Behörden, die die neue Regierung hier vorfand, waren zum überwiegenden Teile auf den durchaus demokratischen Grundsätzen der Selbstverwaltung aufgebaut; jede Stadt, jede Gemeinde bildete eine kleine Republik für sich, in der ein gewähltes Parlament die leitenden Verwaltungsposten nach eigenem Ermessen selbständig besetzte und ein weitgehendes Mitbestimmungs- und Kontrollrecht an der örtlichen Verwaltung ausübte. Diese freiheitlichen Verwaltungsorganisationen, die sich nie einer sonderlichen Beliebtheit bei den Vertretern der alten Richtung erfreut haben, erwiesen

sich von vornherein als eine Einrichtung, die, weiter ausgestaltet und vervollkommnet, einen guten Boden für die Umbildung der gesamten Verwaltung im sozialistisch-demokratischen Sinne abgeben kann.

Fast automatisch hat diese Umgestaltung im Kleinen bereits eingesetzt. Das Zusammengehen der Verwaltungsbehörden mit den örtlichen Arbeiter- und Soldatenräten, zu dem mancher Beamte sich anfangs begreiflicherweise nur schweren Herzens, der Not gehorchend, entschließen konnte, hat mit der Zeit geregeltere Formen angenommen; bedeutete es auch nur eine Uebergangsmaßnahme, so hat diese doch schon den Fortschritt mit sich gebracht, daß auch den Bevölkerungsschichten, die in den Selbstverwaltungskörperschaften nicht in dem ihrem Stimmenverhältnis entsprechenden Maße vertreten waren, ein tätiger Anteil an der Verwaltung gewährt werden könnte. Mit der Verordnung vom 23. November 1918, wonach auch Frauen zu Mitgliedern gemischter städtischer Verwaltungsdeputationen bestellt werden können, ist ein weiterer Schritt auf dem Wege zu dem sozialistischen Verwaltungsideal getan worden, der in zahlreichen Städten nur die Erfüllung eines oft geäußerten Wunsches darstellt. Sozialdemokratische Stadtverordnete sind in größerer Zahl zu Magistratsmitgliedern gewählt worden; hier und da hat man eigens zu dem Zwecke, um für bewährte Männer der jetzigen Regierungspartei Platz zu schaffen, die Zahl der Magistratsmitglieder erhöht. Daß die Bestätigung der Gewählten seitens der Regierung lange auf sich warten lassen würde, war ja nicht mehr zu befürchten! Unter dem Geltungsbereiche der Hannoverschen Städteordnung endlich, die noch besondere Erschwerungen für den Erwerb des Bürgerrechts kennt, sind diese ortsstatutarisch vielfach sofort außer Kraft gesetzt worden.

Unter diesen Umständen werden, wenn die jetzige Regierung am Ruder bleibt, die städtischen Selbstverwaltungsorgane aller Wahrscheinlichkeit nach nicht nur ihre Stellung behaupten, sondern noch stärker und gefestigter aus der großen Umwälzung hervorgehen, da auch die alte Forderung auf Beschränkung des Staatsaufsichtsrats nun wohl bald durchgesetzt werden wird. Dieses Aufsichtsrecht, das in der Praxis häufig einem Mitverwaltungsrecht nahezu gleichkam und manche überflüssige Erschwerung und Verzögerung im Betriebe der Selbstverwaltung zur Folge hatte, muß, wenn auch der Staat natürlich nicht völlig darauf verzichten kann, auf die wichtigsten Angelegenheiten von allgemeiner Bedeutung beschränkt werden. Größere Freiheit beispielsweise auch in der Frage der Vereinigung von Nachbargemeinden zu einem Ganzen, des Uebergangs größerer Landgemeinden zur städtischen Verfassung und dergleichen wird damit zugleich zu erwirken sein. Inwieweit auch die innere Verwaltungsorganisation zu ändern sein wird, kann hier nicht weiter erörtert werden; zu betonen ist nur noch, daß die Vorschriften über das Wahlrecht der Bürgerschaften zu den Stadtverordnetenversammlungen mit denen für die Reichs- und Landtagswahlen in Uebereinstimmung gebracht werden sollen.

Eine neue einheitliche Städteordnung, die an Stelle der in den ver-

schiedenen Landesteilen verschiedenen bisherigen erlassen werden wird, — auch eine der schon vor der Revolution oft erhobenen Forderungen — wird die Rechtsgrundlage für die städtische Neuordnung zu bilden haben.

Auch vor der Verwaltung der ländlichen Bezirke wird die allgemeine Umwälzung nicht stehen bleiben. Die Aufhebung der selbständigen Gutsbezirke, jene alten Ueberbleibsel einstiger Feudalrechte, stand von jeher an der Spitze aller Reformvorschläge. Die neue Organisation der Landgemeinden wird mit gewissen selbstverständlichen Abweichungen, wie bisher, der der Städte nachgebildet sein; etwas größere Freiheiten werden wohl auch ihnen eingeräumt werden. Vor allem aber wird in der Verwaltung der Kreise eine schärfere Trennung der Staats- und der Selbstverwaltung angestrebt; der oft geäußerte Wunsch, daß die kommunalen Kreisverwaltungen nach städtischem Muster unter die Leitung eines durchweg vom Kreistage gewählten Kollegiums gestellt werden sollte, wird jetzt vielleicht in Erfüllung gehen. Allerdings wird die Regierung nicht erwarten dürfen, daß alsdann überall etwa sozialdemokratisch gesinnte Landräte zur Wahl gelangen werden; der Grundsatz der allgemeinen Gerechtigkeit erfordert aber ,daß auch die Einwohnerschaft eines Landkreises durch ihre gewählten Vertreter ihre oberen Beamtenposten nach eigenem Ermessen besetzen darf.

Daß zu allen Körperschaften der Selbstverwaltungsbezirke sobald wie angängig Neuwahlen nach der neuen Wahlordnung ausgeschrieben werden sollen, um auch in den örtlichen Instanzen dem neuen Geiste die Türen zu öffnen, ist von der Regierung bereits angekündigt worden. In welchem Umfange alsdann die gegenwärtigen leitenden Beamten ihre Posten behalten werden, läßt sich schwer übersehen; mancher, der sich im neuen System nicht zurechtfinden kann, wird seinen Platz wohl räumen müssen, ob dabei aber irgend ein Zwang auszuüben sein wird, ist noch eine ungeklärte Frage. Als selbstverständlich muß es jedenfalls erscheinen, daß den Beamten, die dann — freiwillig oder zwangsweise — vorzeitig zurücktreten werden, unter Belassung der schon erlangten gesetzlichen Ansprüche ein angemessenes Ruhegehalt gewährt wird; dies ist nicht nur ein Gebot der Gerechtigkeit, sondern zugleich die einzige Möglichkeit, um die erforderlichen Veränderungen allein nach sachlichen Gesichtspunkten und ohne Zwang zur Berücksichtigung entgegenstehender persönlicher Interessen einleiten zu können.

Der Börsenkritiker spricht:

Wenn die Regierung ihren Entschluß, den größten Teil des deutschen Besitzes an Auslandswerten für die Bezahlung von Lebensmitteln zu beschlagnahmen, durchgeführt haben wird, so wird Deutschland von Auslandswerten so gut wie ganz entblößt sein. Auch unsere Auslandsguthaben dürften bald verschwinden, da die Entente zum Entsetzen der Schar der Steuerdefraudanten, die ihre Gelder ins Ausland „retten" wollten, Feststellungen über den Umfang der deutschen Auslandsguthaben in der Schweiz vorgenommen hat. Unsere bisherigen Gegner wollen offenbar diese deutschen Auslandsguthaben mit Beschlag belegen, sie wollen sie für die große Endabrechnung verwenden. Wir werden also unseren Besitz an ausländischen Werten in buchstäblichem Sinne des Wortes „aufessen": für Lebensmittel müssen wir unseren letzten Besitz an nichtdeutschen Werten hingeben. Uebrig bleiben werden uns dann nur die Werte, die die Entente nicht haben will, vor allem russische, bulgarische und türkische Papiere. Ueber diesen recht zweifelhaften Besitz hinaus wird dann das deutsche Nationalvermögen so gut wie ausschließlich aus deutschen Werten, deutschen Renten, deutschen Industriepapieren und Reichsbanknoten bestehen. Wir müssen uns darüber klar werden, daß diese Konstellation nicht gerade geeignet sein wird, unseren Kredit im Auslande zu heben. Bisher hatten wir immer noch die Möglichkeit, uns durch Abstoßung der Auslandswerte, die immerhin noch einen Besitz von 3 Milliarden Mark repräsentieren dürften, Guthaben im Auslande zu schaffen. Damit ist es jetzt vorbei. Der Hunger zwingt uns, diesen Auslandsbesitz in Lebensmittel umzutauschen. Auslandsguthaben kann Deutschland sich jetzt nur dadurch schaffen, daß es wieder zu exportieren anfängt, oder dadurch, daß wir von den Vereinigten Staaten eine Anleihe erhalten.

*

„Per Tonne" werden, wie jetzt holländische Blätter berichten, deutsche Noten in Amsterdam gehandelt. Eine Tonne ist in diesem Falle der technische Ausdruck für je 100 000 Reichsbanknoten. Noch immer blüht der Schmuggel mit unseren Noten. Noch immer, obwohl der Regierung von Praktikern und Theoretikern in den letzten Monaten immer wieder ad oculos demonstriert wurde, welche gewaltigen Verluste das deutsche Nationalvermögen durch diesen Notenschmuggel erleidet. Erscheint es nicht wie eine Ironie, wenn man hört, daß die über die holländische Grenze Reisenden nach Holland pro Tag nur 50 Mark und für den ganzen Monat nur 150 Mark deutsche Noten mitnehmen dürfen. Dieser Erlaß steht leider nur auf dem Papier; in Wirklichkeit wandern täglich Millionen und Abermillionen Reichsbanknoten nach Holland, nach der Schweiz und nach Skandinavien. Die Grenzüberwachung ist nach wie vor eine höchst lasche. Die Regierung kann sich nach so vielen Monaten nicht darauf berufen, daß sie die nötigen Maßregeln für eine scharfe Grenzüberwachung nicht habe treffen können. Disziplinierte Truppen stehen ihr jetzt genügend zur Verfügung, und die Grenzüberwachung ist für das Wohl des Reiches

ebenso notwendig, wie die Ueberwachung spartakistischer Umtriebe. Noch ist nicht Frieden, und keine neutrale Macht würde es Deutschland verdenken, wenn die Grenzüberwachung genau so scharf ausgeübt werden würde, wie während des Krieges. Die Regierung sucht jetzt die Schmuggler in ihren Nestern in den Großstädten, besonders in Berlin, abzufangen. Sie hat dabei auch einige Erfolge zu erzielen gehabt, aber die Zahl der Schmuggler ist so groß, daß die Regierung sich nicht auf das Pürschungsglück der Kriminalpolizei verlassen, sondern die Grenze schmuggelfrei absperren sollte.

Dieser Notenschmuggel liefert einmal das Material für Baissespekulationen in der deutschen Valuta, und wir haben wirklich keine Veranlassung, diese Spekulationen zu begünstigen. Bedeutet doch jeder Rückgang der Mark eine Verteuerung der deutschen Einfuhr von Lebensmitteln und von Rohstoffen und damit eine Verteuerung des deutschen Brotes und der deutschen Produktion. Ferner dient dieser Notenschmuggel, der sich zu einer förmlichen Industrie entwickelt hat, den Zwecken der Steuerdefraudanten.

Eine besondere Spezialität ist nach wie vor der Transport der sogenannten roten Reichsbanknoten über die Grenze. Bekanntlich wurden bis zum 31. Dezember 1918 von der belgischen und französischen Regierung, die in Belgien und Nordfrankreich umlaufenden Noten zu dem Vorzugskurse von 1,25 Francs pro Mark der belgischen und französischen Bevölkerung eingelöst. Damals zahlten die Schmuggler ein hohes Aufgeld (vorübergehend bis zu 30 Prozent) für die rot gestempelten Reichsbanknoten, weil nur diese unter der kaiserlichen Regierung ausgegebnen Noten für den Umtausch in Betracht kamen. Welch unheilvolle Folgen dieser Notenschmuggel für das Reich gehabt hat, geht aus der Tatsache hervor, daß der belgische Bevollmächtige den eingelösten Betrag deutscher Noten auf 7 Milliarden bezifferte. Es ist ganz ausgeschlossen, daß in dem besetzten Gebiet sich ein so gewaltiger Notenumlauf tatsächlich befunden hat, vielmehr ist dieser hohe Betrag nur dadurch zu erklären, daß auf dem Wege des Notenschmuggels aus Deutschland sehr große Beträge rotgestempelter Noten nach Belgien und Nordfrankreich gebracht und dort zu dem Vorzugskurse eingelöst wurden. Das Reich wird diesen Mehrbetrag natürlich zu bezahlen haben, da Belgien und Frankreich sich das Recht vorbehalten haben, die eingelösten Noten von der deutschen Regierung in Gold zu fordern.

Bei der laschen Art, mit der besonders Belgien das Einlösungsgeschäft vornimmt, ist zu befürchten, daß auch jetzt noch rotgestempelte deutsche Noten eingelöst werden. Nur so ist es zu erklären, daß in Amsterdam noch immer ein Aufgeld auf rotgestempelte Reichsbanknoten gezahlt wird, ein Aufgeld, das noch vor wenigen Tagen 4 Cents auf 100 Mark betrug. Es mag sein, daß die Holländer und andere Neutralen lieber von der Kaiserlichen Regierung ausgegebene Noten als Noten besitzen wollen, die seit Ausbruch der Revolution geschaffen wurden, obwohl man sich nicht vorstellen kann, in welcher Weise da ein Un-

terschied gemacht werden soll. Aber keineswegs würde dieses Aufgeld auf die rotgestempelten Noten so beträchtlich sein, wenn die Erwerber nicht die Chance hätten, die Noten noch auf illegitimen Wege zu dem Vorzugskurse von 1,25 Francs in Belgien eingelöst zu erhalten. Die belgische Regierung legt hierbei eine Gesinnung an den Tag, die weder gentlemanlike nach businesslike ist; hat die Forderung der deutschen Regierung, nachträglich in Belgien eingeführte Marknoten nicht einzulösen, abgelehnt. Belgien unterstützt damit, zum mindesten indirekt, Betrüger, nur deshalb, weil dieser Betrug auf Kosten der deutschen Reichskasse erfolgt.

Volksbühne.

Gas, Schauspiel in 5 Akten von Georg Kaiser.

Das Werk hatte einen rauschenden und wohlverdienten Erfolg, der nur im letzten Aufzuge nach der grandiosen Wirkung des vierten Aktes nachließ. „Gas" ist ein phantastisches Drama der Abstraktionen. Nicht Menschen stehen auf der Bühne, sondern Begriffe, von Menschen verkörpert. In geistsprühendem, schlagkräftigem Lapidarstil wirft Kaiser seine allegorischen und doch von heißem Blut durchpulsten Bilder auf die Bühne; diesmal auch technisch mit treffsicherer, spannender Steigerung. Das konkrete Gas, um das es sich handelt, speist die Maschinen der ganzen Welt; hergestellt nach einer ingeniös errechneten Formel, an der kein Menschengehirn einen Fehler nachzuweisen vermag, explodiert es dennoch. Vor der höheren Gewalt zerbersten alle menschlichen Berechnungsmöglichkeiten; so wird das Gas dem Dichter wiederum zu einem Abstraktum: Des sozialisierten Werkes Miteigentümer, der Milliardärssohn aus Kaisers „Koralle", will nicht zum zweiten Male das Riesenheer seiner Arbeiter dem Verderben aussetzen; er will sie hinausführen aus der Sklaverei der Maschine in die freie, beglückende, nie versagende Natur; sie zu Siedlern, zu Menschen mit Menschenrechten machen. Vergeblich. Aechzend unter dem Druck des Arbeiterlosen lassen sie sich dennoch willig umklammern vom Dämon ihres gefürchteten Gases. Im Mittelpunkte der Darstellung stand die abgerundete, überzeugende Leistung des Herrn Stahl-Nachbaur als Milliardärssohn. Die Bühnenbilder von Karl Jakob Hirsch zeigten überraschend in kleinsten Segmenten weiteste allegorische Perspektiven. Die Regie des bewährten Paul Legband wurde in allen Einzelheiten, ganz besonders aber in dem mächtig packenden Maschinenhallenakt, dem Werke vollauf gerecht. Dr. Z.

Nachdruck nur mit vollständiger Quellenangabe erlaubt.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Siegfried Seelig, Berlin.
Verantwortlich für die Inserate: Rudolf Schulze, Berlin.
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 1
Druck: Arthur Lehmann, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 40/41.

Moderne Perlvorhänge

Als Heizkörperbehänge, Portieren, Stores, Erkerdekor, Scheibengardinen usw.

Nach eigenen und gegebenen Entwürfen!

Katalog gratis!

Arthur Schulze, Leipzig, Elisenstrasse 88

Unternehmer! Arbeitgeber!

Laßt keine Arbeit ungetan!

Es ist eure Pflicht,
nichts unversucht zu lassen.

JOE LOE

DIE DEUTSCHE BÜHNE

Amtliches Blatt des Deutschen Bühnenvereins

Im Januar begann der XI. Jahrgang

Aus dem Inhalt der bisher erschienenen Nummern nennen wir:

Dr. P. Hoffmann: Wie weit ist die Kunst des Schauspielers wirkliche Kunst?
Richard Dehmel: Deutsche Einheit.
Frank Wedekind: Glossen.
G. Hell: Otto Borngräber / Fritz v. Unruh. Eine Parallele.
Dr. Karl Zeiß: Die neue Zeit und das Theater.
Max Krüger: Entwurf zu einer Stilbühne.
Leppold v. Wiese: Ueber Strindberg.
Wilh. v. Scholz: Das szenische Problem von „Troilus und Cressida".
H. Höffding: Shakespeares Humor.
Richard Elchinger: Der befreite Mime.
Die Umwandlung der Hoftheater usw.
Aus dem Geistbuch von Ernst Lissauer.
Momentaufnahme aus meinem Zeithirn von Walter v. Molo.
Künstlerischer Wille und Diktatur von Erich Oesterheld.
Paul Lindau von Artur Wolff.
Theatererinnerungen von Graf Seebach.

Außerdem in jeder Nummer ein umfangreicher „praktischer Teil", der über das gesamte deutsche und ausländische Theaterwesen, Uraufführungen, Regiepläne, neue Theater und Direktionen, neue Werke, :-: Dramaturgisches, Abschlüsse, Wochenspielpläne der deutschen Theater usw. berichtet. :-:

„Die Deutsche Bühne" ist jetzt das moderne Theaterfachblatt; ihr Interessentenkreis beschränkt sich nicht nur auf Direktoren, Schauspieler und andere Theatermitglieder, sondern hat besonderen Wert für alle Bühnenschriftsteller und jeden an der Entwicklung des Theaters Interessierten. — Probenummern liefern wir gegen Berechnung. Bei Aufgabe eines Abonnements wird dieser Betrag besonders gutgeschrieben.

„Die Deutsche Bühne" erscheint wöchentlich und kostet jährlich 22 M, halbjährlich 12 M, vierteljährlich 6 M, Einzelheft 60 Pf. ord.

□ □ □ □ OESTERHELD & CO., VERLAG, BERLIN W 15. □ □ □ □

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II. Berlin NW. 87, Reuchlinstraße. Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Gasanstalten
für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.
Sämtliche Ausrüstungsteile für Oefen
mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.
Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.
Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.
Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.
Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.
Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.
Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.
Geräte und Werkzeuge.
Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.
Triebwerke.
Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.
Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten
von Wasserwerken und Kanalisationen,
Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Arthur Sehmann, Berlin S. 11, Königgrätzer Straße 40/41.

Nummer 6 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Enttäuschung . . . . . von Antaeus
Sozialismus und Bolschewismus . . . . . Dr. S.
Das Narrengericht . . . . . von J. Frank
Die Sprache der Verfassung . . . von Dr. Dagobert Moericke
Wann verliert das Notgeld seinen Wert? von Rechtsanw. Schlegtendal
Stärkung der Volkskraft . . . . von Dr. med. H. Fehlinger
Richard Strauß
Die Frau und die Politik . . . . . von P. Hoche
Die Abschaffung der Theateragenturen . . von Poldi Schmidl
Das freie Volksbildungswesen im neuen Deutschland v. Walter Aßmus
Wir armen Schriftsteller . . . . von Dr. Justus Schoenthal
Sozialistenzank . . . . . von S. S.

Erscheint jede Woche * Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co
BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

A
E G

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 10. April. Nummer 6.

Enttäuschung.

Von Antaeus.

Wir sind enttäuscht; wir können es nicht verhehlen. Die Kultursozialisten imponieren uns nicht mehr, und die Kraftmenschen erst recht nicht. Nicht Heine und nicht Noske. So hatten wir uns eigentlich die sozialistischen Minister nicht vorgestellt. Die sind ja schlimmer als die alten Preußen. Fast ergreift uns leise Sehnsucht. Wir erinnern uns des Herrn Drews, und vergleichen ihn mit dem Sozialistenneuling. Mit Heine, dem Moralisten, dem Kulturisten, dem Tageblattartikler, dem Rechtsenthusiasten. Und jetzt! „Wenn es auf mich ankäme, würde ich die „Rote Fahne" dauernd verbieten." „Wir haben gehandelt, Sie haben nur Kritik geübt." „Damit bin ich mit Ihnen fertig." Welche Töne! Dallwitzens Schatten. Schon hörten wir Feineres von gleicher Stelle; vornehme, scharfgeschliffene Pointen. Zum mindesten aber Gleiches. „Unfruchtbare Kritik." „Oede Negation." Doch seit Manteuffels Zeiten nicht aus Ministermund den Wunsch, das Blatt der Gegner aus der Liste des Lebens zu streichen. Welch armselige Ideen hat doch dieser Heine, von dem wir soviel erhofften, der so ein großer Geist zu sein vorgab. Glaubt, mit Zeitungsverbot verhaßten Geist zu töten. Nie noch hat der Stift des Zensors, hat die Knute des Belagerungszustands Geist getötet. In der Stille wühlt er weiter, ungesehen. Es fehlt die Kontrolle; man verliert ihn aus den Augen, er kann nicht mehr zu uns sprechen, er schürt nur noch in den Tiefen. Bedruckte Zettel gehen von Hand zu Hand, Geheimzeitungen blühen, und siehe, schon flammt es auf, stärker als je, alles zerstörend, alles hinreißend in den explosiven Strudel. War ihnen der 9. November keine Lehre, Herr Heine? Bürgerliche, haben davon gelernt, Sie nicht. Auch haben Sie nichts Schlimmes gefunden an allem, was im Namen des Rechts und der Ordnung in jüngsten Tagen in Berlin geschehen. „Die Untersuchung ist dem Kriegsgericht übergeben." So sagten Sie kalt, und wissen doch, nach Liebknecht-Luxemburg, was ein Kriegsgericht ist. Die Kulturmaske ist gefallen, Herr Heine. So haben selbst alte Preußenminister nicht geredet. Auch aus ihrem Munde wären starke Töne erklungen, daneben aber doch auch Worte des Rechts. Man ist doch Beamter, preußischer Minister, feiner, saignierter Herr. Recht allerseits. Diese Sozialisten aber sind täppisch wie Elefanten. Rauh, wie Ede und Lude. Frech, wie Oskar. An Paragraphen stoßen sie sich nicht. Von Rechtstüfteleien lassen sie sich nicht beirren. Ihren Worten

haben sie nichts hinzuzufügen. Schlimmes begeht nur der Spartacusmann, jeder Regierungssoldat ist eine Musterblüte höchster Menschheitskultur. Kein Wort über die Schreckenskammer der Französischen Straße. Kein Sterbenswort über die Erschießungspest. Kein trauriger Nachruf den unschuldig Gemordeten. Kein warmes Wort den Hinterlassenen. Wahrlich, so lange Deutschland steht, ward solche Herzensroheit nicht gesehen.

Kannst Du verantworten, Minister Preuß, mit solchen zusammen zu stehen? Fortschrittsmann, Sozialfreund, Zierde der Intelligenz, willst du dein Bild beflecken durch solche? Und du, Freund Gothein, Pazifist, Antimilitarist, kannst du Kollege des Noske bleiben? Doch wer in Deutschland verzichtet auf Macht und Würde, um Ehre und Gewissen wegen? Nicht einmal David, der Kluge, dem Charakter gebieten müßte, vom Amt des Friedensmannes abzustehen.

Man verstehe uns nicht falsch. Wir sind nicht Spartacus. Gehören nicht einmal zu Haases Panier. Selbst Scheidemanns Fahne hat nie uns gelockt. Doch heißer Zorn gebietet, zu zeigen, was niemals Recht sein kann. Was Klugheit verbietet. Denn böse Saat sprießt aus böser Tat. Nie wird Segen aus solcher Rede. Wir wissen, daß Bürgerkrieg harte Mittel heischt. Wissen, daß Straßenkampf Schuldlose opfert. Und verlangen dennoch Härte und Gewalt. Doch der Minister, der solches verantwortet, soll Mensch, soll Politiker sein. Kann er dies nicht, will er dies nicht, dann mag er Heere schaffen, Wehrmacht ordnen, so viel er will. Mag goldene Achselstücke nehmen, Eichenlaub und Streifen tragen. Mag General sein. General Noske. Soll aber nicht wagen, vor deutschem Volksforum polternde Rede zu führen, die gute Saat heillos verdirbt, Massen ins Lager linkesten Geistes hinübertreibt. Standrecht muß vielleicht manchmal sein: Standrecht muß verantwortet werden von Männern der Kultur, nicht Männern der Kraft.

Wir sind enttäuscht. Noch ist kein neuer Wärmestrahl ausgegangen von Weimar. Menschlichkeit ward dort umsonst gepredigt in kaum noch denkbaren Zeiten. Kriegsverrohung auf Ministerbänken. Bis zu den Gipfeln des Staatsbaus gedrungen. In blutigem Scheine erstrahlt Neudeutschland. Noch grüßt kein fahles Morgenlicht den jungen Tag.

Um so schöner ist die Nacht. Fäten, Bälle, Feste, Diners, Massengelage. Am Kaiserdamm, in der Schlüterstraße, in der Grunewaldvilla. Keine Lebensmittel? Sieh hin, was die Karte verheißt: Austern, Mocturtle, gebratener Fisch, Salate, Eiergebäck, Kalbskeule, Geflügeltier, Eis, Götterspeise, Käse, Obst. 30 Personen. Alles wie einst. Blumenspende der Herrn. Holder Dank der Hausfrau. Man bittet zu Tisch. Musik. Tafelrede. Mahlzeit. Man ist satt. Man promeniert. Man tanzt. Bis zum Morgen. Anna hilft servieren. Fährt Sonntag zum Spartacusschatz. Nach Lichtenberg. Dort gibt's Kunsthonig, Marmelade; ein Happen Geisterfleisch, kein Ei; pampiges Brot. Atom Butter. Wenn's hoch kommt, Wassergemüse. Die Handgranate kracht. Der Bür-

ger schreit. Heiliger Noske, steig herab! Rette uns aus der Nacht des Entsetzens!

Noch grüßt kein fahles Morgenlicht Deutschlands Tag.

Sozialismus und Bolschewismus.

Wie ich bereits in einem früheren Artikel an dieser Stelle dargelegt habe, ist es eine auffällige, aber unbestreitbare Tatsache, daß der Aufstieg des Sozialismus zur Macht im Staate gleichzeitig den Niederbruch der Theorie des materialistischen Sozialismus bedeutet. Es ist interessant zu beobachten, wie die deutschen Sozialisten aus dem Zusammenbruch ihres theoretischen Lehrgebäudes zu retten suchen, was zu retten ist. Offen losgesagt hat sich bisher bezeichnenderweise noch keine sozialistische Gruppe von dem Erfurter Programm und ebenso verlautet nichts über eine zeitgemäße Umgestaltung, Ergänzung oder Berichtigung der marxistischen Lehre. Was sind die gegenwärtigen Sozialisierungsversuche in ihrer ängstlichen Beschränkung auf die „reifen" und „geeigneten" Produktionszweige anderes als ein Versuch, sich an ein überlebtes Parteiprogramm zu klammern, ohne dabei doch dem Sinne der Parteilehre auch nur im mindesten Rechnung zu tragen?! Widersprechen doch diese Versuche dem Erfurter Programm nicht nur wegen der völlig willkürlichen Beschränkung auf die „reifen" und „geeigneten" Produktionszweige — Marx kennt nur reife und naturnotwendig der Sozialisierung anheimfallende — sondern auch deshalb, weil es ihnen an jeder Internationalität fehlt. Wie weit sich die führenden Sozialisten in der Praxis bereits von dem offiziell doch noch immer maßgebenden Erfurter Programm entfernt haben, beweisen die letzten Verhandlungen der deutschen Nationalversammlung, bei denen sowohl der Reichsminister Noske, als auch andere sozialdemokratische Redner offen zugaben, daß das neueingebrachte Reichswehrgesetz der Forderung des Erfurter Programms auf Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit in keiner Weise entspricht.

Wenn sich also die Mehrheitssozialisten von dem zusammenbrechenden marxistischen Programm in der Praxis immer weiter entfernen, so würde es sich fragen, ob die übrigen sozialistischen oder vielmehr aus dem Sozialismus hervorgegangenen Richtungen etwa in ihrer sozialpolitischen Orientierung dem Programm des materialistischen Sozialismus konsequent folgen. Die unabhängigen Sozialdemokraten haben während des Krieges mit den Mehrheitssozialisten eigentlich nur in der Frage der Stellung der nationalen Verteidigung differiert. Inzwischen hat sich der Trennungsstrich verschärft und es bestehen heute unzweifelhaft Streitpunkte sozialpolitischer Art zwischen beiden Parteien. Besonders über das Tempo der vorzunehmenden Sozialisierung sind die beiden Parteien sich durchaus nicht einig. Die Mehrheitssozialisten stellen sich, wie schon erwähnt, mit ihrem Zugeständnis, daß zunächst nur die zur Verstaatlichung reifen Betriebszweige sozialisiert werden sollten, un-

zweifelhaft in Gegensatz zum Erfurter Programm. Aber die Unabhängigen, die eine schleunige Durchführung der Sozialisierung aller Betriebsmittel fordern, tun dies nicht weniger; denn sie übersehen dabei nicht bloß das Erfordernis der Internationalität eines solchen Vorgehens, sondern lassen auch die von Marx gleichfalls geforderte Voraussetzung eines gesunden, ja übererнährten Wirtschaftskörpers außer acht. Auch die unabhängigen Sozialdemokraten also, soviel sie auch das Gegenteil beteuern mögen, stehen heute nicht mehr auf dem wissenschaftlichen Boden des sozialistischen Programms.

Damit kommen wir in unserer Betrachtung zu der sogenannten sozialistischen Gruppe der Bolschewisten. Ich sage ausdrücklich: sogenannten sozialistischen Gruppe, denn der Bolschewismus ist heute keine sozialistische Richtung mehr, sondern eine kommunistische. Das wird von den deutschen Bolschewisten, dem früheren Spartakusbunde, heute offen zugegeben, indem sie sich bereits den Namen einer kommunistischen Partei zugelegt und damit auch wissenschaftlich-theoretisch die praktisch schon lange vollzogene Tatsache ihrer Abtrennung vom Sozialismus zugegeben haben. Der Kernpunkt des sozialistischen Programms ist die Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Die kommunistischen Forderungen gehen indessen viel weiter; sie zielen auf die Verstaatlichung aller Güter, also auch der Verbrauchsgüter hin. Das ist natürlich nicht immer so gewesen. Ursprünglich war der Bolschewismus, und zwar der deutsche wie der russische, eine radikale Richtung in der Sozialdemokratie, bestehend zum Teil aus Vertretern des sogenannten idealistischen Sozialismus, die das Ideal der sozialistischen Gesellschaftsordnung durch alle Propagandamittel, also auch durch Gewalt und Revolution zu verwirklichen strebten und dadurch zu der revolutionären materialistischen Theorie des Marx, die die naturnotwendige, von allen Hemmungen und Förderungen unabhängige Entwicklung vom Kapitalismus zum Sozialismus verfocht, schon lange in einem scharfen theoretischen Gegensatz stand. Doch dessen ungeachtet: Die bolschewistische Richtung war wegen der Gemeinsamkeit des Zieles eine sozialistische. Das hat sich jetzt geändert. Heute hat der Bolschewismus, das muß festgehalten werden, mit dem Sozialismus wissenschaftlich nichts mehr gemein und diejenigen unabhängigen Sozialisten, die den Uebergang zum Bolschewismus vollzogen haben oder noch vollziehen, stellen sich damit nicht nur außerhalb des gegenwärtigen sozialistischen Programms, sondern überhaupt außerhalb des Sozialismus.

Wenn schon der Sozialismus dem Staate eine Macht- und Aufgabenfülle zuweist, die jegliche individuelle Freiheit ersticken muß, so bedeutet der bolschewistische Kommunismus vollends eine geradezu wahnwitzige Ueberspannung des Staatsbegriffs. Und die Reaktion gegen diese Lehre der Erdrosselung der individuellen Freiheit durch den Staat scheint zu kommen: Der Anarchismus, die Lehre von der Staatsverneinung regt sich. Vielleicht geht die Entwicklung dahin, daß der Anar-

chismus einmal die Erbschaft des jetzt von extremen Kreisen noch hochgehaltenen, in wahnwitzigen Experimenten schwelgenden Bolschewismus anzutreten berufen ist. Dr. S.

Das Narrengericht.

Von

J. Frank.

Die Pariser Friedenskonferenz hat sich als Tribunal etabliert. Sie wird den Weltkrieg richten. Das ist eine hehre Aufgabe, die hehrste, die je einem Gericht der Menschen zufiel. Es gilt zu urteilen über das ungeheuerliche Verbrechen, über die mörderischste Tollheit, die namenloses Leid, schmerzlichstes Elend über diese Welt gebracht. Es müßte eine hehre Aufgabe sein, der Menschheit, der geschlagenen, gekreuzigten, aus tausend Wunden blutenden, ihr geraubtes, zerstörtes Recht wieder werden zu lassen, sie von den Schurken zu erlösen, die sie gewissenlos in dieses Elend stießen, und sie zu schützen vor des Verhängnisses grausamer Wiederkehr. Die herrlichste Ehre müßte es sein, zu des Welttribunals Richtern zu zählen. Nur die edelsten, die größten Geister der Menschheit wären dieser Ehre würdig. Ich denke sie in hoher Kuppelhalle versammelt, in einem heiligen, ehrfurchtgeweihten Tempel, und auf den Richterstühlen den erhabenen Chor, den das Vertrauen und Verehrung einer ganzen Welt gesandt. Es müßten Idealisten sein, die den Glauben an die Menschheit noch nicht verloren haben und deren reiner, gütewarmer Blick zum Himmel reicht. Ich sehe Künstler unter ihnen, Gelehrte, Philosophen, Priester. Es müßten Männer sein, die den Schachergeist politischen Kleinkrams hassen, die keine Engungen der heimischen Scholle kennen, die einen heiligen Ernst mitbringen, nie wankende Unbestechlichkeit und eine glühende, allumfassende Liebe zur Menschheit. Auf ihrer Stirne müßte unantastbare Gerechtigkeit geschrieben stehen, Gerechtigkeit, die nicht links, nicht rechts blinzelt, Gerechtigkeit, die keinen Vorzug, keinen Vorteil kennt, keinen Rang und keine Willkür. So müßte das Tribunal beschaffen sein, das allein der Welt verabscheuungswürdigstes Verbrechen richten dürfte. Nur zu solchen Richtern könnte die Menschheit das Vertrauen haben, durch sie vom größten Uebel erlöst zu werden. Nach ihrem Urteil nur ließe sich erhoffen, daß die Welt gereinigt und geläutert zu einer schöneren Zukunft emporsteige.

Aber die Gerechtigkeit war vom Anbeginn dieser Erde seltenste Tugend. Und das Tribunal, das man in Paris errichtet, ist kein erhabener Weltgerichtshof, sondern ein gemeiner Schachermarkt. Dort wägt und wiegt man nicht mit Justitias Wage, sondern mit Flächenmaß und Währungen. Und das Urteil, das die Welt vernehmen soll, ist schon längst der ganzen Welt bekannt. Wozu noch ein Prozeß, wozu noch ein Gericht? Der Gerichtshof in Paris wird kein Berliner Kammergericht sein, vor dem der eigene König zittern mußte. Während das Pariser

Gericht tagt, können die eigenen Könige ruhig schlafen; denn ihr Schlaf gilt wie ihr Wandel den Richtern als unanfechtbarer Ausbund der Gerechtigkeit. In Paris sitzen die Sieger dieses Weltkampfes zu Gericht. Und wie die Sieger urteilen werden, darüber braucht sich der Besiegte nicht zu täuschen. Für sie kann nur der Besiegte der Verbrecher sein. Ueber ihn werden sie ihr Anathema herabrufen, und der zur Stummheit Gezwungene wird es tragen müssen. Auf ihn, den zu Boden Geworfenen, werden sie noch die Bergelast der Weltschuld türmen. Niemand kann mehr hoffen, daß sie die Flecken auf ihrem eigenen siegstrahlenden Panzer zeigen werden. Gegen sie, die herrlich vor der Welt dastehen in schimmernder, blendender Wehr, wird niemand den anklagenden Finger zu heben wagen. Es gibt auf dieser Erde keinen Mutigen, der riefe: Zeigt die schmutzige Seele unter dem Siegerkleid! Der alte Gott, gegen dessen Willen nach frommem Glauben nicht ein Sperling ohne triftigen Grund vom Dache fiel, ist ersetzt durch die neuen Götter, die aus eigener Machtvollkommenheit ganze Völker von der Zinne stürzen. Der Prophet von Nazareth gab der irdischen Gerechtigkeit als Leitsatz: Wer sich ohne Fehl glaubt, der hebe den ersten Stein. In Paris sind alle sonder Makel, drum wälzen sie Berge auf den verlassenen Sünder. Hohl ist ihre Entrüstung über das Verbrechen, hohl ihre Phrase von der Ausrottung der Missetäter, hohl ihr Versprechen einer schöneren Zukunft. Nichts davon liegt ihnen am Herzen, nichts davon ist ihnen Ueberzeugung. Ihnen ist es nur zu tun, sich vor der Welt als Tugendbolde zu gebärden, als Verfechter der ewigen Gerechtigkeit sich aufzuspielen. Sie wollen nur die alte Lüge fortsetzen, die diesen Weltkrieg, die alle Völkerkatastrophen gebar. In ewige Lügen von Anbeginn verstrickt, bleibt ihnen nur als Ausweg eine neue Lüge. Komödianten sind es, die Richter von Paris, närrische Betrüger. Die Welt, die gereinigt und geläutert aus diesem Elend hervorgehen sollte, sie führen sie in neue Verbrechen hinein. Es sind vorzügliche Komödianten, die genau wissen, wie dumm ihr Zuschauerpublikum ist und wie ersprießlich solche Dummheit ausgebeutet werden kann. Ihr Urteil, das die Welt längst kennt, wird Deutschland und seine Verbündeten schuldig sprechen, wird Deutschland in den Augen der verblendeten Welt zu ewiger Ehrlosigkeit verdammen. Sie brauchen dieses Urteil, um ihren maßlosen Forderungen das moralische Mäntelchen der Strafe umzuhängen, um das, was ihr Krämergeist ergattern will, als Tugendwächter einstecken zu können. Sie errichten ein Tribunal, um dem, den sie nun einmal als schuldig verdammen wollen, unter salbungsvollen Gebärden der Gerechtigkeit den letzten Fetzen vom abgezehrten Leib zu reißen. Da sich ein einziger Weiser unter ihnen fand, der mit abwehrenden Händen jeden Raub zurückwies, so schrieen sie: „Wir wollen doch nicht rauben, wir wollen nur strafen!“ O, wie herrlich-schön ist's doch auf dieser Welt, wo die Räuber richten und die Richter rauben können! Die Pariser Richter brauchten nur einen Vorwand für ihre Ungerechtigkeit, und dazu haben sie sich die Gerechtigkeit ausgesucht. Das ist der tiefere Zweck der himmelschreienden Justizkomödie, die dort gespielt wird. Sie haben aber des

materiellen Sieges nicht genug, sie wollen auch moralisch triumphieren. Sie wollen dastehen vor aller Welt wie Unschuldsengel, die nur Palmenzweige wedeln können, deren Hände nur liebkosen, doch nimmer mörderisch nach der Gurgel greifen. Und alle Welt wird gerührt sein von dem erbaulichen Spektakel und wird mit dem beruhigten Spießergewissen nach Hause gehen, daß schließlich doch die Tugend siegte. Aller Schmutz und Auswurf der Gossen einer ganzen Welt wird über Deutschland ausgespieen werden, das, verfehmt, verstoßen, wie ein räudiger Hund im Winkel liegt. Ewiger Haß, ewiger Abscheu vor diesem Pestgeschwür, so predigt das Komödianten-Urteil von Paris, der unheilvolle Richterspruch derer, die sich Weltbeglücker nennen. Umsonst scheint diese Katastrophe die Menschheit gewarnt zu haben, wohin Haß und Verblendung unaufhaltsam treiben müssen.

Zwei Völker gibt es, die freimütig vor aller Welt verkündet haben, daß sie sich von einer Schuld am Kriege nicht loslügen wollen: Die Russen und die Deutschen. Beide Völker haben die alte Herrschaft, die sie in diesen Krieg gehetzt und sinnlos hingemordet, vom falschen Götterthron gestürzt. Beide Völker besaßen den Freimut — und es gehörte Mut dazu, doppelter Mut im Unglück — zu sagen: „Ja, unsere alten Regierungen sind mitschuldig an dem Verbrechen.“. Das Volk stand auf, müde seines Duldens, und hielt Gericht im eigenen Land. Es hat sein Urteil gesprochen, streng und unerbittlich, so streng und unerbittlich als man mit ihm selbst verfahren war. Das war ein wahres Volksgericht, zu dem das Volk ein heiliges Recht hatte, denn es war nichts als Selbstverteidigung, als blanke Notwehr. Rußland hat im Suchomlinow-Prozeß und durch Veröffentlichung geheimer Akten unzweideutig enthüllt, was in seinem Lande zum Kriege trieb, zum Weltverbrechen. Und Deutschland hat zum Teil offenbart und will noch vollends offenbaren, was in den verhängnisschwangeren Julitagen 1914 sich begab. Als die Gerichtsakten der russischen Volksmörder vor aller Augen offen lagen, da schrie man auch bei uns recht laut — und die Regierung unterstützte interessiert das laute Geschrei —: Seht da die Schuldigen! Und unsere imperialistischen Machthaber frohlockten über die Reinwaschung, die ihnen — o sinnvolle Ironie der Weltgeschichte — durch den russischen Bolschewismus zuteil war. „Natürlich, Rußland“, sagte damals jeder deutsche Spießer, und sein dummes Unschuldsherzlein hüpfte fromm-beseligt. Nun ist die Reihe an uns, weil auch wir den Bekennermut besessen. Und da es das Schicksal will, daß wir die letzten Unterliegenden sind, so bleibt der Fluch der Schuld ewig an uns haften. Uns löst kein anderer Bekenner ab. Und die Pariser Gerichtsherren erinnern sich nicht mehr, daß auch einmal das Zarenrußland ihr Verbündeter war, daß sie also dessen Verbrechen, mitschürend und mithelfend, auch mitführen müßten. Der Schurke ward gehenkt, und der Komplize geht als ehrenwerter Herr spazieren! Doch das Pariser Gericht duldet keinen Widerspruch in seinem Rechtsverfahren, es will ein scharfes, unzweideutig-klares Urteil haben, das eine unangenehme Mittäterschaft doch notwendig mildern müßte. Drum gibt's nur einen

Schuldigen, den niedergeschlagenen Gegner. Ihn kann man zum Spektakulum der Welt seelenruhig am Schandpfahl baumeln lassen, ohne dem eigenen empfindlichen Fleisch zu schaden.

Das Pariser Gericht ist ein Sonderfall der Rechtsgeschichte, der, wenn er verewigt würde, eine neue Aera der Justiz einleiten könnte. In Paris sitzen über Schuldige nicht minder Schuldige zu Gericht? Glücklichere Komplizen hängen weniger Glückliche. Es ist, als wenn ein zum Parvenu aufgerückter Mörder den Genossen aburteilte. Hat es je eine erbärmlichere Komödie gegeben? Wo ist der Dichter, der mit Flammenschrift die Satire irdischer Gerechtigkeit an den Himmel schriebe? Glauben denn die bedauernswerten siegreichen Völker, daß ihre glücklicheren Regierungen, die schließlich doch bloß eines Morgens erwachten und ganz baff sich Sieger sahen, daß ihre glücklicheren Regierungen wie Unschuldslämmer in den Weltkrieg gingen? Gibt es denn da drüben keine Zweifler, die die tönernen Ideale vom Triumphatorensockel stießen? Gibt es denn da drüben keinen Mutigen, der die gemeine Heuchlerlarve den eigenen Führern und Verführern von der Faunfatze risse? Nein, keinen, und wenn es auch wenige gibt, so reicht ihr schwacher Arm doch nicht hinauf zum Götzenbild. Da drüben sind keine Völker aufgestanden und haben die alten Machthaber, die hinter gleißenden Kulissen um ihres Volkes Schicksal würfelten, gestürzt. Und wenn auch da und dort drüben die Männer gewechselt, das System ist geblieben. Und die neuen Männer haben eher noch peinlicher die Heimlichkeiten alter Sünden gehütet. Sie konnten doch nicht die verraten, die sie einluden in ihre Verbrecherhöhle, deren alte Gaunerkünste sie nachäfften. Sie konnten sich doch selbst nur auf dem Throne halten, wenn sie dessen altverdächtige Wackligkeit weiterstützen halfen. Hat es denn da drüben keine Geheimdiplomatie gegeben, die mit den Völkern und Volksgütern schacherte, die Fäden spann und verwirrte, zu unlöslichen Knoten, die schließlich nur das Schwert sprengen konnte? Hat es denn da drüben nicht auch den Rüstungswahnsinn gegeben, der immer mehr das Messer schärfte, bis es blutgierig dem Nachbar in die Kehle fuhr? Haben denn da drüben nicht auch die Völker wie unschuldsdumme Lämmer zugesehen, bis man sie niederhieb? Hat man sich da drüben weise auf das beschränkt, was man besaß? Hat es denn auf dieser Welt noch genug Erdteile gegeben, die die freßsüchtige Ländergier gesättigt hätten? Verwechselte nicht jeder den Platz an der Sonne, den er forderte, mit der Sonne selbst? Ist es nicht hinreichend verdächtig, daß die Weltenrichter zu Paris sich starrköpfig zu den alten Prinzipien bekennen, die diese Katastrophe verursacht haben? Wer ist der schlimmere Verbrecher, der mutig beichtet und sich zu bessern anschickt, oder der im alten Sündenschmutz wollüstig liegen bleibt?

Wohin der gerechte Blick unparteiisch schweift, überall dasselbe wahnsinnige Spiel mit der Gefahr, überall dieselbe geifernde Gier nach nichts als Macht. Deutschland ist nicht der einzige Schuldige. Sie alle wie sie in Paris zusammensitzen, aufgebläht von falscher Tugend, von heuchlerischer Gerechtigkeit, sind mitschuldig, sind Mitverbrecher. Sie

müßten selbst, bevor sie andere zu verdammen wagen, zerknirscht ihr eigenes „Mea culpa“ stammeln. Dann wäre Hoffnung, daß die Welt voll und restlos die Schuld dieses Krieges erführe, dann wäre Hoffnung, daß die Völkermörder erbarmungslos alle zum Richtplatz geschleift würden, dann wäre Hoffnung, daß endlich einmal in dieser düsteren Welt das Licht reiner Gerechtigkeit leuchte. Die Hoffnung ist für immer zuschanden geworden. Der Menschheit Genius trauert an der Pforte des Friedens. Die Tollheit der Weltkatastrophe, sie endigt mit einem Narrenurteil.

Die Sprache der Verfassung.

Von

Amtsrichter Dr. Dagobert Moericke,
Ministerialdirektor im badischen Justizministerium.

Die öffentliche Aussprache über unsere künftigen Verfassungen im Reich und in den Einzelstaaten betrifft begreiflicherweise in erster Linie den sachlichen Inhalt der Verfassungsentwürfe. Ueber ihn ist zunächst der Kampf der Meinungen entbrannt. Leider ist darüber eine andere Seite der Sache völlig in den Hintergrund getreten: Die Sprache der Verfassung. Noch ist es Zeit, darauf aufmerksam zu machen, daß die Sprache einer Verfassung keineswegs eine reine Aeußerlichkeit ist, die im Vergleich zu ihrem Inhalt keine Bedeutung habe; „der sprachliche Ausdruck eines Gesetzes erweist sich nicht bloß als das Kleid, sondern als die wahre Leiblichkeit des Gedankens“ (O. Gierke). Das gilt für ein Staatsgrundgesetz, für eine Verfassung ganz besonders. Ihre Sprache muß ihren geistigen Inhalt in einer Weise zum Ausdruck bringen, die ihrem inhaltlichen Wesen und Wert entspricht. Nicht in dem mit Recht gebrandmarkten Juristen- oder Kanzleideutsch darf sie „abgefaßt“ sein, sondern sie muß eine Sprache reden, die jedem Volksgenossen verständlich ist. Die Verfassung muß Volkslesestück werden. An ihr soll der Lehrer den Sinn des kommenden Geschlechts für öffentliches und politisches Leben wecken; an ihr soll er die Jugend für die Errungenschaften der gewaltigen Umwälzung begeistern.

Welchen inneren, nicht nur äußerlichen Wert eine schöne Gesetzessprache dem Gesetz verleiht, sehen wir an dem hierin vorbildlichen schweizerischen Zivilgesetzbuch. Auch in Deutschland hat sich die Erkenntnis den Weg gebahnt, daß bei Gesetzentwürfen die Mitarbeit sprachlich geschulter Kräfte nicht nur wünschenswert, sondern notwendig ist. Erfreulicherweise legen bereits Reichsämter und preußische Behörden ihre Gesetzentwürfe dem Deutschen Sprachverein zur Begutachtung vor. Nicht ohne Grund, denn solche Entwürfe sollen schon mit so vielen roten Strichen und so vielen Anmerkungen zurückgeschickt worden sein, daß man an die schlimmsten Zeiten seiner Schuljahre erinnert worden sei.

Die mir bekannten Entwürfe der neuen Verfassung bewegen sich größtenteils in herkömmlichen Bahnen; sie verraten ihre Herkunft aus

den Amtsstuben. Der Entwurf der Reichsverfassung ist sprachlich im großen Ganzen gut, man merkt ihm an, daß auf seine äußere Form und seine Sprache Wert gelegt ist: nur wenige „Atavismen" sind vorhanden; das sind aber mehr Schönheitsfehler, die den Wert des Uebrigen nur noch deutlicher erkennen lassen. Auf einen Entwurf möchte ich besonders aufmerksam machen, der sprachlich aus einem Guß ist und von einer eigenen künstlerischen Ausdrucks- und Gestaltungsfähigkeit seines Verfassers zeugt. Das ist der badische Verfassungsentwurf von Erwin Ritter, das Werk eines badischen Ministerialrats in seiner Schrift: „Auf dem Wege zum Volksstaat."*) Er steht sprachlich auf einer ganz anderen Stufe als die amtlichen badischen Verfassungsentwürfe.

Einige Hauptforderungen möchte ich anführen, denen die Sprache einer deutschen Verfassung zum mindesten genügen müßte.

1. Die Leitgedanken müssen in kurzen klaren Hauptsätzen ausgedrückt werden. Der Hauptgedanke darf nicht in einem Nebensatz erscheinen. Schachtel- und Beziehungssätze sind zu vermeiden. Der Gedanke darf nicht erst klar werden nach mehrmaligem Lesen und nach Auseinanderziehen von ineinandergeschobenen Sätzen. 2. Verfassungen dürfen nicht die Hauptwörterkrankheit haben. Zeitwörter sollen nicht zu Hauptwörtern, verbunden mit Zeitwörtern, zerdehnt werden, wenn ein einfaches Zeitwort am Platze ist. Man setze nie ein Dingwort, wo besser ein Tätigkeitswort steht. Das Zeitwort in handelnder Form ist dem in leidender vorzuziehen. Der Mißbrauch des Dingworts und die Vorliebe für die farblosen Wörter der Papiersprache „stattfinden" und „erfolgen" führen zu unschönen und unnötigen Hauptwörtern auf „ung". Häufige Hauptwörter auf „ung" beeinträchtigen die Flüssigkeit der Sprache. 3. Die Fürwörter „derselbe, dieselbe, dasselbe" sind unschön und werden meistens am unrichtigen Platze verwendet. An ihre Stelle muß das persönliche Fürwort „er, sie, es" treten. 4. Häßliche Kanzleiwörter sind zu vermeiden. Ich denke z. B. an: nach Maßgabe, gemäß, in Ansehung. 5. Häufige Verwendung des Mittelworts (Partizipium) ist unschön. Bei gutem Satzbau fällt das Mittelwort in der Mehrzahl der Fälle ohne Weiteres weg. 6. Fremdwörter dürfen in einer deutschen Verfassung nicht vorkommen, wenn sie unschön sind, noch weniger, wenn wir sie durch deutsche Worte ersetzen können.

Wer die bisher bekannt gewordenen Verfassungsentwürfe auf ihre Sprache hin durchliest, wird erkennen, wie notwendig es ist, diese Mindestforderungen hervorzuheben. Mögen sich, solange es noch Zeit ist, außer den Politikern auch Meister der Sprache unserer künftigen Verfassungen annehmen, damit sie nicht nur ein Rechtsdenkmal sondern auch ein Sprachdenkmal der neuen Zeit seien.

*) Braunscher Verlag in Karlsruhe. 1919.

Wann verliert das Notgeld seinen Wert?

Von Rechtsanwalt Schlegtendal.

Die Stadt Berlin setzt mit dem Monatsende ihre 5 M.-Stadtkassenscheine außer Kurs. Gemeinden, Kreise und Provinzen haben während des Krieges Notpapiergeld in großen Mengen hergestellt und in den Verkehr gebracht. Ein derartiger Notgeldschein ist seiner rechtlichen Natur nach eine Schuldverschreibung auf den Inhaber gemäß § 793 BGB.

Es besteht jetzt bei den Ausstellern vielfach die Absicht, diese Scheine wieder aus dem Verkehr zu ziehen.

Auf vielen Scheinen ist vermerkt, daß sie bis zu einem festgesetzten Termin eingelöst werden müssen. Rechtlich stellt sich ein solcher Vermerk als eine Bestimmung des Ausstellers über die Dauer der Vorlegungsfrist gemäß § 801, Absatz III, BGB. dar. Werden die Scheine nicht bis zu dem bestimmten Termin vorgelegt, so erlischt der Anspruch aus ihnen. Der Inhaber wird also nach dem Termin auf Grund der Vorlegung keine Auszahlung der in dem Scheine angegebenen Geldsumme erhalten. Gleichwohl wird er diese Auszahlung doch noch erreichen, wenn er seinen Anspruch mit ungerechtfertigter Bereicherung des Ausstellers begründet (§ 812 BGB.). Für den Schein hat der Aussteller den fraglichen Geldbetrag von dem ersten Inhaber des Scheines erhalten. Er ist somit bereichert, und zwar auf Kosten des letzten Inhabers, der seinerseits für die Erlangung des Scheines eine gleichwertige Gegenleistung gemacht hat, unter Wegfall des rechtlichen Grundes, da der Aussteller den fraglichen Betrag nur erhalten hat gegen Aushändigung einer vollwertigen Schuldverschreibung, diese aber nunmehr ihren Wert als solche verloren hat.

Auf vielen Scheinen befindet sich jedoch kein Vermerk über eine Vorlegungsfrist. Der Anspruch aus diesen Scheinen erlischt gemäßt § 801 Absatz I, BGB. im Falle der Nichtvorlegung mit dem Ablauf von 30 Jahren nach dem Eintritte der für die Leistung bestimmten Zeit, d. h. nach dem Tage der Ausgabe, da in den Scheinen die sofortige Leistung versprochen wird. Nach 30 Jahren nach der Ausstellung kann der Inhaber also keine Bezahlung von dem Aussteller mehr verlangen. Auch sein Anspruch aus ungerechtfertigter Bereicherung ist mit 30 Jahren verjährt, da die Ansprüche aus derselben der regelmäßigen Verjährungsfrist von 30 Jahren (§ 195 BGB.) unterliegen.

Unzulässig ist es nun, wenn der Aussteller eines ohne Vermerk über die Vorlegungsfrist ausgegebenen Scheines nachträglich, z. B. durch Bekanntmachungen in der Zeitung, eine Vorlegungsfrist festsetzt, indem er etwa bestimmt, daß die von ihm ausgegebenen Scheine nach einem bestimmten Termin von ihm nicht mehr eingelöst werden. Die Bestimmung einer Vorlegungsfrist muß gemäß § 801, Absatz III, BGB. in der Urkunde selbst geschehen. Eine anderweitige Festsetzung ist unzulässig und ungiltig.

Stärkung der Volkskraft.

Von Dr. med. H. Fehlinger.

Der Krieg und die Not der Kriegszeit haben nicht nur bedeutende Menschenverluste verursacht, sondern auch Gesundheit und Körperkraft der Ueberlebenden geschwächt.*) Soll das Volk wieder ebenso leistungsfähig werden, wie es vordem war, so muß seine Kraft gehoben werden. Dazu ist selbstverständlich vor allem die Verbesserung der Ernährung erforderlich, überdies aber auch die Vorbeugung gegen Krankheiten und ihre Bekämpfung. Die Meinung, daß der Kampf gegen Krankheiten, besonders gegen Seuchen, dem Artinteresse zuwider sei, ist längst überwunden. Wohl werden durch diesen Kampf Minderwertige erhalten, die sonst zugrunde gingen, aber ohne Krankheitsbekämpfung würden selbst die körperlich tüchtigsten Menschen in großer Zahl der wahllosen Vernichtung durch Krankheiten erliegen. Die Hauptschuld an der körperlichen Herabgekommenheit und dem schlechten Gesundheitszustand weiter Volkskreise, der oft fälschlich als Ausdruck von Entartung betrachtet wird, haben zweifellos schädigende Einflüsse der Umwelt. Die umfangreichste Erhebung über die Entartungsfrage, die 1903 in England von einer Kommission angestellt wurde, führte zu dem Ergebnis, daß selbst in den untersten Gesellschaftsschichten nur Herabgekommenheit, aber keine ererbte Entartung nachzuweisen ist. Die körperliche Schwäche und Widerstandslosigkeit bedeutender Teile der Arbeiterbevölkerung stellt sich als eine Folge der Armut und Unaufgeklärtheit über gesunde Lebensführung heraus; es handelt sich dabei um Mängel, die nicht auf die Nachkommenschaft übertragen werden können. Doch hat in neuester Zeit die Anschauung immer mehr Boden gewonnen, daß eine Bevölkerung, die auf lange Dauer, eine Reihe von Generationen hindurch, ungünstigen äußeren Einflüssen ausgesetzt ist, doch auch in ihrer Keimsubstanz, welche die erblichen Eigenschaften der Nachkommen bestimmt, Schaden leiden müsse. Es ist anzunehmen, daß die erblichen Anlagen der Menschen, wie aller Lebewesen, nicht in infinitum immer wieder von den Vorfahren übernommen worden sein können, sondern irgendwo einmal entstanden sein müssen, und weiter, daß diese Entstehung durch äußere Faktoren veranlaßt wird, die auf die Keimsubstanz wirken. Trifft dies zu, so wäre ein langes Fortbestehen widerwärtiger, die körperliche Entwicklung hemmender Lebensbedingungen die denkbar größte Gefährdung des betroffenen Volkes.

Der Annahme einer bereits weitgehenden Entartung der europäischen Kulturvölker steht unter anderem die Tatsache entgegen, daß diese Völker im Weltkrieg eine körperliche wie geistige Widerstandsfähigkeit erwiesen, wie sie sogenannten Naturvölkern nirgends eigen ist, denn die Berichte vieler Forschungsreisender bekunden mit aller wünschbaren Deutlichkeit, daß die Widerstandskraft der Naturvölker gegen Aenderungen ihrer gewohn-

*) Ziele und Aufgaben der Rassenhygiene. S. 15.

ten Daseinsbedingungen — an die sie sich durch lange Zeiträume angepaßt haben — äußerst gering ist. Als abgetan zu betrachten ist ferner die Annahme, daß unsere Vorfahren in Europa uns in bezug auf Körperlänge übertroffen haben. Ob sie körperkräftiger waren, wird kaum jemals einwandfrei zu erweisen sein. Selbst wenn die allgemeine Abnahme der körperlichen Leistungsfähigkeit wirklich stattfand, so ist das nicht ein Zeichen mangelhafter erblicher Veranlagung, sondern nur ein Zeichen mangelhafter Uebung im Bereiche einer Kultur, welche die Körperkraft gering einschätzt.

Wenn nun die körperliche Minderwertigkeit mindestens in den meisten Fällen nicht auf erblicher Entartung beruht, sondern auf ungünstigen Lebensverhältnissen, so muß die Besserung dieser Verhältnisse auch eine Besserung des körperlichen Zustandes des Volkes zur Folge haben.

Viele widerwärtige Umwelteinflüsse, welche die Volkskraft und Volksgesundheit herabsetzen, sind nur durch Maßregeln der Gemeinschaften, der gesellschaftlichen Organisationen zu beseitigen, da sie tief in den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen wurzeln. Daneben kann aber doch auch jeder Einzelne zur Hebung der Volkskraft beitragen, indem er trachtet, seine eigene Gesundheit möglichst zu wahren und Schädigungen aus dem Wege zu gehen. Dringt einmal diese Einsicht allgemein durch, so wird das Maß sozialer Hilfeleistung auf dem Gebiet des Gesundheitsschutzes ganz bedeutend vermindert werden können, wodurch Kräfte für anderweitige Förderung des Gemeinwohles frei werden.

Eine Art des Gesundheitsschutzes, die noch viel zu wenig gewürdigt wird, besteht darin, durch Körperkultur den Körper für schädigende Einflüsse der Umwelt wenig empfänglich zu machen, seine Widerstandskraft zu erhöhen. Dazu ist unter anderem ein gewisses Mindestmaß von Muskelarbeit erforderlich, das sich freilich, besonders in den Städten, bei vielen Menschen nur durch Ausübung von Sport leisten läßt. Erholung und Schlaf dürfen nicht zu karg bemessen sein. Luft, Licht und Wasser dürfen nicht ängstlich gemieden werden. Wie haben sich unsere Großstädter an der Front über die gesundheitlich guten Wirkungen des Aufenthalts in Licht und Luft gewundert, bei dem sie trotz schwerer Anstrengungen und Entbehrungen aufrecht blieben, während sie daheim, in Amt oder Werkstatt, von einer Krankheit in die andere fielen! Derselbe Umstand erklärt ebenso die geringere Neigung zu Krankheit und die längere Lebensdauer, durch welche sich die Landbevölkerung im Vergleich mit der städtischen Bevölkerung auszeichnet. Dem persönlichen Wohlergehen sehr zuträglich ist Abhärtung, die nicht zu weit getrieben wird, gleichwie die Vermeidung von unvernünftiger Kleidung und die Vermeidung von Genußgiften.

Durch ausgiebige Individual- und Sozialhygiene wird die Volkskraft beträchtlich gefördert werden können. Außerdem kommt noch die Rassenhygiene in Betracht, namentlich zu dem Zweck, Ansätze zu einer Entartung, soweit sie tatsächlich vorhanden sind, noch rechtzeitig

beseitigen zu können. Die Durchführung rassenhygienischer Maßnahmen ist allerdings schwierig, wenn man nicht dem Staat volles Verfügungsrecht über alle Personen einräumen und damit die Freiheit der Person völlig beseitigen will.

Vor allem wäre zu erstreben, daß die Geburt schwächlicher und kranker Kinder möglichst verhütet wird. Solche Kinder gehen besonders dann hervor, wenn die Zwischenräume zwischen den einzelnen Geburten zu kurz sind und die Kinderzahl einer Mutter zu groß ist. Das kann daher kommen, daß die Reifung neuer weiblicher Keimzellen in der Zeit bald nach der Geburt unter ungünstigeren Verhältnissen und nicht so vollständig vor sich geht als später, wenn der Körper völlig wiederhergestellt ist und keine Ausgaben für Stillzwecke zu leisten hat. Es kann aber auch sein, daß es sich nicht um solche Keimschwächung handelt, sondern daß nur die Ernährung der Frucht im Mutterleibe Schaden leidet.

Zu hohes Alter der Eltern scheint ebenfalls von üblem Einfluß auf die Körperbeschaffenheit der Nachkommen zu sein. Ploetz*) fand an einem Material von 8000 Kindern, daß von den Kindern weniger als 20jähriger Mütter nur 26% starben, von den Kindern 20—40jähriger Mütter 29% und von den Kindern, deren Mütter zur Zeit der Geburt über 40 Jahre zählten, 36%.

Wichtig ist, daß gewisse Kranke sich der Nachkommenschaft enthalten oder sie doch sehr beschränken sollten, und zwar besonders Geschlechtskranke, aber auch Tuberkulöse, weil bei ihnen die Neigung zu der Krankheit sehr oft ererbt ist. Aehnlich steht es bei den Geisteskrankheiten, deren Träger ihrer Nachkommenschaft eine verhängnisvolle Erbschaft schon in der Anlage hinterlassen. Aus diesem Grunde verteidigen verschiedene Autoren die Verhinderung der Empfängnis sowie die künstliche Unfruchtbarmachung durch Röntgenstrahlen, Kastration usw. Doch ist die Erzwingung der Unfruchtbarkeit gewisser als minderwertig betrachteter Personen nicht zu empfehlen, denn erstens ist dabei die Gefahr, daß absichtlich oder unabsichtlich „Mißgriffe" begangen werden, sehr groß; der Grad der Abnormität, von dem an die Unfruchtbarkeit erforderlich ist, wäre bei bestem Willen schwer zu bestimmen. Zweitens ist es fraglich, ob nicht die physische Schädigung, die man dem Volksganzen durch Entmannung zahlreicher Individuen zufügen würde, die Gemeinschaft viel schwerer beträfe, als die Geburt minderwertiger Kinder; denn daß Entmannung arge seelische Störungen im Gefolge hat, ist in vielen Fällen erwiesen worden. Drittens ist es bei dem gegenwärtigen Stande der Kenntnis der Vererbungsvorgänge gar nicht möglich, durch Unfruchtbarmachung eine durchgreifende Beseitigung der krankhaften Anlagen zu erzielen. Die meisten erblichen Krankheiten beruhen auf rezessiven Anlagen, die bei ihren Trägern nicht hervortreten, sondern erst dann, wenn sie sich bei

*) Vgl. Vorträge über die Aushungerung Deutschlands, Berliner klin. Wochenschrift, 1919, Nr. 1.

einem Nachkommen von beiden elterlichen Seiten her vereinigen. Wegen ihres scheinbar spontanen Auftretens und Verschwindens sind viele dieser Krankheiten noch gar nicht als erblich erkannt.

In rassenhygienischer Beziehung sehr wichtig ist die Beseitigung der wahllosen Vernichtung, da sie der Häufung tüchtiger Menschentypen entgegensteht. Das am besten bekannte Mittel wahlloser Vernichtung ist der Krieg. Es ist zu hoffen, daß Kriege in Zukunft wenigstens unter den Völkern hoher Kultur vermieden bleiben. Auch die Armut ist, zum Teil mindestens, ein wahllos vernichtender Faktor, denn oft vermindert die bloße Tatsache, daß eine tüchtig veranlagte Person in einer armen Familie geboren wird, deren Aussichten, am Leben zu bleiben und sich fortzupflanzen. Dieselbe Wirkung, gleichmäßige Vernichtung Tüchtiger wie Untüchtiger, üben die Geschlechtskrankheiten aus.

Einen besseren Erfolg als die vielfach empfohlenen Eheverbote für Minderwertige würde die Beseitigung der Hemmnisse der freien geschlechtlichen Zuchtwahl bringen. Sie würde dazu führen, daß nicht materielle Vorteile für die Gattenwahl und Eheschließung entscheidend sind, was jetzt gar oft der Fall ist, und daß den geistig wie den körperlich untüchtigen Menschen die Gattenwahl und Fortpflanzung viel schwerer wird. Voraussetzung dafür ist vor allem, daß im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben jeder Mensch in die Stellung gelangen kann, die er vermöge seiner natürlichen Veranlagung am besten auszufüllen imstande ist.

Die Frau und die Politik.

Von P. Hoche.

Wir Deutsche waren in der Tat ein unpolitisches Volk. Gab es doch Tausende und Abertausende von Männern, die zur Wahlurne schritten, ohne recht zu wissen, was sie taten, und wieder Tausende anderer, die ihrer Wahlpflicht überhaupt nicht genügten. Erst recht galt diese Interesselosigkeit in politischen Dingen vom weiblichen Geschlecht. Trotz der starken Frauenbewegung, die vielfach, man denke an die Erstrebung des Frauenwahlrechts, in ihren Zielen eine politische Richtung einschlug. Das Gros der Frauen bekümmerte sich nicht um die Politik und sah diese Teilnahmslosigkeit als den ganz natürlichen Zustand an.

Offenbar lag aber hierbei eine falsche Auffassung des deutschen Volkes bei beiden Geschlechtern vor, in ziemlich starkem Maße auch beim weiblichen. Wenn sich die Frau auch naturgemäß anders zu betätigen hat als der Mann, so braucht sie, um ihren Kreis auszufüllen doch trotzdem ein gewisses politisches Verständnis. Wieviel Schaden kommt allein daher, daß die eignen staatlichen Einrichtungen nicht genügend gekannt werden. Aber auch schon dann bedarf jede Frau des politischen Sinnes, wenn sie eine vollwertige Bürgerin ihres Reiches sein will. Wer nicht stumpf und träge dahinleben mag, muß sich doch klar sein über das geschichtlich Gewordene in seinem Lande, über die mannigfachen geschichtlichen, geo-

graphischen und volkswirtschaftlichen Beziehungen zu anderen Ländern und über die inneren Zusammenhänge zwischen seinem Volk und den anderen Nationen. Ist die Frau im Beruf tätig, so muß sich schon aus diesem Grunde ihr politischer Gesichtskreis bedeutend erweitern. Wirkt sie als Hausfrau zwischen den vier heimischen Wänden, so bedarf sie für ihre Einkäufe für Küche und Haus eines gewissen volkswirtschaftlichen Sinnes, als Gattin und Kameradin des Mannes der Teilnahme und Einsicht, wenn Fragen auftauchen, die über den engeren Kreis der Familie hinausragen. Auch als Mutter der Kinder soll sie in allen Dingen, den Töchtern besonders in politischen, ein zuverlässiger Führer sein.

Mehr als bisher alles andere hat der Krieg unsern politischen Sinn geweckt und gestärkt. Heute wissen wir alle recht genau, wie eng wir mit unserm Staat auf Gedeih und Verderb verbunden sind; denn die Gegenwart rührt oft schmerzhaft und tief an unsern gesamten Menschen. Daher greifen wir mehr als je zur Zeitung, daher verfolgt auch die Frau die politischen Vorgänge und ihre Darstellung in der Presse mit regem Eifer Es wird Naumanns Wort zur Wahrheit: Politik ist kein Sonntagsvergnügen, sondern eine ernste Arbeit, von der Leben und Sterben eines Volkes abhängt. Gewiß fehlte es nicht an Stimmen, die eine Politisierung des weiblichen Geschlechts in der Vergangenheit ablehnten, da sie etwas Unweibliches wäre. In der Zukunft wird das ganz und gar nicht mehr ein stichhaltiger Einwand sein. Der Frau wird in verhältnismäßig jungen Jahren das Wahlrecht zugestanden. Was nützt aber einem Menschen das feinste, komplizierteste und wirkungsvollste Instrument, wenn er es nicht zu behandeln versteht? Dann nützt es nicht nur nichts, sondern kann in der Hand des Unverständigen sogar noch schaden. Nicht ein Haar anders ist es mit dem Wahlrecht und dem weiblichen Geschlecht. Darf die Frau einmal wählen, dann soll sie auch die tiefste mögliche Einsicht zu ihrem Vorhaben besitzen, oder sie fügt dem Volksganzen un ermeßlichen Schaden zu. Nun wird ja die Frau für die Wahlhandlung meist den Mann zum Berater haben und auch seinen Kandidaten wählen. Aber auch das allein befriedigt noch nicht. Denn es soll zum ersten jeder Staatsbürger wie aus eignem Recht, so auch aus eigner Einsicht wählen, ebenso wie er ja am eignen Leibe die Folgen seiner Wahl tragen muß, zum andern ergäbe aber auch eine Wahl kein rechtes Bild des Volkswillens, wenn auf diese Weise die Stimmen der Männer oder Väter eigentlich nur verdoppelt oder verdreifacht würden, noch dazu wenn vielleicht eine solche Beeinflussung in dem einen Stand mehr erfolgte als in einem anderen oder auch nur mehr möglich wäre.

Also wir kommen um eine tiefere Politisierung des weiblichen Geschlechts keineswegs herum, sie ist nun mehr als je Pflicht der planmäßigen Erziehung wie bei den Schulentlassenen der Selbstbildung. In der Schule werden daher Geschichte und Geographie noch mehr als bisher in den Vordergrund zu rücken sein. Im ersteren Fach müßte aber dann die Gegenwart tiefer behandelt werden, und in der Erdkunde sollte man den

volks- und weltwirtschaftlichen Zusammenhängen mehr als bisher nachgehen. Das Interesse dafür dürfte bei dem lebenden Geschlecht schon aus eigener Erfahrung reichlich vorhanden sein. Bei den Erwachsenen dagegen müssen Presse, Bücher und Vereine oder Kurse, auch die neu zu begründenden Volks-Hochschulen die politische Erziehung der Schule ergänzen oder ersetzen.

Vor einer Ueberschreitung der rechten Grenze soll dabei aber doch gewarnt sein. Die Erfahrung bestätigt diese Notwendigkeit. Dem Manne braucht es die Frau in der politischen Betätigung nach außen besonders noch nicht gleich zu tun, denn sie hat eben andere Aufgaben zu erfüllen. Bei ihrem Auftreten in der Oeffentlichkeit sollte sie sich immer derjenigen Zurückhaltung befleißigen, die nun einmal in ihrer Weiblichkeit von Natur aus begründet liegt. Gerade weil das von manchen Frauen nicht immer beachtet worden ist, wollen manche von einer Politisierung des Weibes gar nichts wissen, weil sie es vielleicht nur in der widerlichen Karikatur kennen gelernt haben. Was wir verlangen müssen, das ist die lebendige Teilnahme für das reiche Leben der Gegenwart, Einsicht in das, was fortwährend neu geschieht und freiwillige, aufopferungsvolle Hingabe, wo es das Wohl des Ganzen verlangt. Diesen Forderungen wird kaum jemand widersprechen können, an ihnen muß unbedingt festgehalten werden. Unsere Zeit ist jetzt aber auch so reich bewegt, das politische Leben schlägt so hohe Wellen, daß kaum jemand davon unberührt bleiben kann. Schon wer unsere Tage mit einem warmen Herzen für sein Volk erlebt, wird ja gar nicht anders können, als sich mit den Dingen des Staates eingehend zu beschäftigen. Darum wollen wir wenigstens das dem Kriege danken, wenn er uns zu vertiefter Staatsgesinnung geführt und auch dem weiblichen Geschlecht zum Bewußtsein gebracht hat, daß jeder, wenn auch nur ein Sandkorn im Bau, wenn auch nur eine Faser im Baum des deutschen Reiches, doch ein verantwortungsvoller Teil des großen Ganzen ist.

Wir armen Schriftsteller.

Eine zeitgemäße Betrachtung von Dr. Justus Schoenthal.

Also diese Papiernot hat gerade noch gefehlt!

Als der Krieg ausbrach, erhoben sich bereits Stimmen des Mitleids, wie jammervoll es den freien Berufen, den Schriftstellern und Künstlern ergehe. Der bayerische Staat spendete sofort für eine Notstandsbewegung die freilich nicht allzu üppige Summe von 150 000 Mark. Aber — in Wirklichkeit ging es den Schriftstellern damals noch gar nicht zum schlechtesten. Freilich es gab Leute unter uns -- und nicht die geringsten waren es! —, deren Mund verstummte angesichts der Posaune des Weltgerichts, die dröhnend über dem aus Millionen Wunden blutenden Europa erscholl; jedoch jene „dii minorum gentium", deren Fingerfertigkeit schon in den Tagen des Friedens dem bewundernden Laien gelinde

Schauer über den gänsehäutigen Rücken rieseln ließ, fanden sich erstaunlich rasch in die Veränderung. Mit einer fixen Handbewegung wurden empfindsame Gedichte und Erzählungen in eine Tischschublade versenkt und für spätere Zeiten eingepökelt. Mars regierte Stunde und — Feder.

Ein Bekannter von mir hat im Laufe des ersten Kriegsjahres 32, in Buchstaben zweiunddreißig, Kriegserzählungen geschrieben; sie fanden reißenden Absatz.

Ein anderer verlegte sich auf volkstümliche Aufsätze, zu denen ihm Reisehandbücher und Konversationslexikon billigen Stoff lieferten, je nach den kriegerischen Ereignissen, zum Beispiel als Lüttich gefallen war: „Aus der Geschichte von Lüttich", als Brüssel erobert war: „Die bedeutendsten Bauwerke der belgischen Hauptstadt" usw. usw. Das Vorrücken der deutschen Heere schuf unermeßliche Anregung.

Ein Dritter beleuchtete den Krieg von einer anderen wissenschaftlichen Seite; man las aus seiner Feder die Antwort auf verschiedene welterschütternde Fragen, als da sind: „Welche Berufe leiden durch den Krieg?", „Was wiegt die Kriegsanleihe in Tausendmarkscheinen, Gold, Silber, Nickel, Kupfer?", „Wie wirkt der Krieg auf die Volksgesundheit?" usw.

Angesichts der beängstigenden Fruchtbarkeit jener Damen und Herren hätte man gerne schon dazumal eine teilweise „Stillegung" der Betriebe gewünscht, aber wozu den Teufel an die Wand malen? Geht denn nicht das Gerücht, daß eine ganze Reihe von Zeitschriften, vielleicht sogar von Tageszeitungen zusammengelegt, besser gesagt stillgelegt werden?

Selbst den Kriegsgewinnern unter uns Schriftstellern ist damit das Wasser abgegraben. Ueber 8000 Zeitungen und Zeitschriften zählten wir in Deutschland noch am 31. Juli 1914; etwa ein Drittel hat infolge Anzeigenschwunds und ähnlicher betrüblicher Vorgänge inzwischen das Zeitliche gesegnet; ein weiteres Drittel wird vielleicht gar jetzt zusammen- oder stillgelegt. Das restliche Drittel hat kaum noch den vierten Teil Text gegen frühere goldene Zeiten: Wir armen Schriftsteller! Unser Absatzgebiet ist auf $^1/_{12}$, in Buchstaben ein Zwölftel zusammengeschrumpft, und auch wir haben meist Weib und Kind, für deren Leibesnotdurft nebst der eigenen gesorgt werden soll, was beileibe kein Spaß ist in sotanen jammervollen Zeitläuften.

Die Sache ist leider kein Scherz. Auch den Buchverlegern ist ja sogar das Papier beschnitten worden. Ein Norddeutscher schrieb mir vor einiger Zeit: „Die Papiernot zwingt mich, vorerst keine neuen Abschlüsse einzugehen; ich müßte Sie also bis zum Eintritt besserer Verhältnisse vertrösten, und so lange werden Sie nicht in Ungewißheit verharren wollen"; ein mitteldeutscher Verlag meinte kurz und bündig: „Schicken Sie mir lieber gar nichts ein, es hat doch keinen Zweck; ich kann neue Werke nicht annehmen, da ich kein Papier habe." Ein Süddeutscher aber meinte: „Meinen Buchverlag muß ich einstellen; das Papier, das ich noch besitze, muß ich den neuen Auflagen früherer Werke vorbehalten. Und meine Zeitschrift, die jetzt zweimal im Monat statt wöchentlich erscheint,

kann infolge der Papierknappheit nur noch Romane im Höchstumfang von 2000 Zeilen bringen", wozu für das Verständnis der Allgemeinheit bemerkt sei, daß sonst Romane zwischen 7000 und 12 000 Zeilen darin veröffentlicht wurden.

Ueberhaupt Romane! Sehr viele Zeitungen und Zeitschriften haben den Roman ganz eingestellt; andere drucken noch Fortsetzungen im Miniaturformat; der Bedarf einer Tageszeitung ist nicht einmal mehr die Hälfte gegen früher; wer früher jährlich zwölf Romane erworben, druckt jetzt höchstens noch fünf.

Die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter streben Entschädigungen an, wenn Betriebe, in denen sie beschäftigt waren, still- oder zusammengelegt werden. Aber wir, wir armen Teufel von Schriftstellern, was sollen wir beginnen, soweit wir in Wehr- und Hilfsdienst nicht Unterschlupf fanden? Nicht einmal aufhängen können wir uns jetzt, da bekanntermaßen heutzutage buchstäblich „alle Stricke reißen".

Die Abschaffung der Theateragenturen.

Von

Poldi Schmidl.

Wenn solch außerordentlich weitgreifende Neuerungen, wie die Zwangsorganisation der Bühnenkünstler, das Kartell der Bühnenleiter und — als erste Maßnahme beider Neuerungen, die Einstellung der privaten Theateragenturen angekündigt wird, muß es wohl erlaubt sein, sich über die Folgen dieser einschneidenden Maßnahme seine Gedanken zu machen. Es sollen nämlich in Zukunft nur solche Schauspieler von den Direktoren verpflichtet werden, welche Mitglieder der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger sind; andererseits dürfen Theater, deren Leiter dem Bühnenvereine nicht angehören, keine Schauspieler beschäftigen, welche Genossenschaftler sind. Soweit es sich ferner um Engagements von Schauspielern handelt, die diesem Kartell angehören, haben alle privaten Agenturen ihre Tätigkeit einzustellen. Dieses neue Kartell ist wohl das erste seiner Art zwischen Unternehmern und Angestellten, und es ist darum sein voraussichtliches Schicksal durchaus wert. Das Zentralstellenvermittlungsamt dieses Kartells wird wahrscheinlich vom Bühnenverein und von der Bühnengenossenschaft gemeinschaftlich unterhalten, kontrolliert und beamtet sein, es wird ein Oberbeamter als Stellenvermittler arbeiten, wahrscheinlich wird dieses Amt seinen Sitz in Berlin haben. So mag denn auch die Regelung der Engagements für die Berliner Bühnen ohne Schwierigkeit von statten gehen. Denn nach wie vor sind gerade in Berlin die privaten Vorverhandlungen zwischen dem Bühnenleiter und dem zu engagierenden Mitglied wichtiger, als die schließliche Buchungstätigkeit des Beamten im Kartell. So tüchtig kann kein Obervermittler sein, daß er besser unterrichtet wäre als der Theaterdirektor selbst, daß er besser als der Teaterdirektor wüßte, welche dar-

stellerische Kraft sich für das Theater, für das Ensemble, für ein ihm völlig fremdes, aber meist längst schon vorbereitetes Serienstück eignet. Un wahrscheinlich ist es aber, ob dieser oder ob diese Oberbeamten der Zentralstellenvermittlung Zeit und Gelegenheit haben werden, ganz Deutschland zu bereisen, um die Bühnenverhältnisse, die Personalverhältnisse zu studieren, um Darsteller aller Art kennen zu lernen, zu offerieren, zu engagieren. Ihnen das zu sein, was der tüchtige Agent ihnen seit jeher war: ein Förderer, ein geschäftlicher Berater, ein Entdecker. Der Theateragent, um seinen Ruf besorgt, immer bemüht, jedem das Seine zu geben, konnte jedenfalls mehr kunstfördernd wirken als eine Stellenvermittlung des Kartells es je können wird. Zumal da dieses, wie gesagt, unmöglich in jeder deutschen oder ausländischen Stadt ein Büro unterhalten kann. Wenn nun aber alle Agenturen von der Vermittlung für kartellierte Bühnen und für genossenschaftliche Darsteller ausgeschaltet sind, bleibt ihnen nur noch die geschäftliche Vermittlungstätigkeit für Volksbühnen und Wanderbühnen, für — Varietés. Die Leiter solcher Bühnen gehören dem Deutschen Bühnenverein zumeist nicht an, denn sie arbeiten unter Voraussetzungen, welche den Satzungen des Bühnenvereins zuwiderlaufen. Trotzdem lehrt der Entwicklungsgang gerade der hervorragendsten Darsteller, daß die Schmiere, die Wanderbühne aus den Lehr- und Wanderjahren nicht auszuschalten ist, daß auch hier der Theateragent nur Gutes wirkte. Diesen Bühnen wird er sich also wohl zuwenden müssen, wenn er leben will, und da er auch genügend andere Kunststätten, wie Saalbühnen, Zirkus- und Varietébühnen mit Ideen und mit Kräften fördern kann, dürfte eine vielgestaltige Konkurrenz die unmittelbare Folge des Organisationszwangs und der Ausschaltung der Agenten sein.

Das freie Volksbildungswesen im neuen Deutschland.

Von Walter Aßmus.

Schon während des Krieges hat Rathenau einmal darauf hingewiesen, daß man sich die Zukunft nach dem Kriege nicht als eine gradlinig verlängerte Gegenwart denken dürfe. Der völlige Zusammenbruch des alten Systems und die Revolution haben dann eine überaus deutliche Sprache gesprochen und es wird heute keinen denkenden Menschen geben, der bestreiten wollte, daß wir vor unendlich vielen neuen Aufgaben stehen, daß wir meist nicht einfach da wieder anknüpfen können, wo wir 1914 stehen geblieben waren.

Dabei entsteht nun die Frage, ob diese Entwicklung ohne Einfluß auf das Bildungswesen bleiben wird. Für das schulmäßige Bildungswesen hat die Frage durch verschiedene Regierungsentwürfe usw. bereits ihre Beantwortung gefunden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß

wir hier mit großen Veränderungen rechnen müssen. Wie aber liegen die Dinge bei dem freien d. h. außerschulmäßigem Bildungswesen. Nun spricht man ja zwar viel von Bildung und Volksbildung, meist aber ohne sich über den Begriff besonders klar zu werden. Dr. R. von Erdberg hat geglaubt, Volksbildung definieren zu können: „als die Summe der lebendigen Verhältnisse zur Kultur, die in jedem Volksgenossen geweckt werden müssen im Interesse des Bestandes und einer gesunden Entwicklung der nationalen Kultur." Eines der vornehmsten Kulturgüter aber, zu dem unbedingt jeder Mensch ein lebendiges Verhältnis haben muß, ist der Staat selbst. Dieser unser deutscher Staat selbst hat nun ein völlig anderes Gesicht bekommen. Aus dem alten Obrigkeitsstaat ist ein Volksstaat geworden, aus dem alten Untertan wird ein freier Bürger. Wenn wir uns nun auch schon vor dem Krieg bemüht haben, Bürger für den Volksstaat heranzubilden, unverbesserliche Optimisten meinten ja durch einige Scheinkonzessionen bestochen, wir wären auf dem Wege zu einer lebensfähigen Demokratie gewesen, so erweitert und vergrößert sich heute diese Aufgabe ganz wesentlich.

Ein Staatsbürger gebraucht staatsbürgerliche Kenntnisse. Der Bürger im Volksstaat soll mitraten, er trägt anderen Anteil an der Regelung der Staatsangelegenheiten als der Untertan von ehemals. Will ich aber an einer Maschine mitarbeiten, so muß ich wenigstens ungefähr wissen, wie diese Maschine läuft. Der Ruf nach Erweiterung der staatsbürgerlichen Kenntnisse ist um so nötiger, als Millionen von Frauen jetzt politisch vollwertige Menschen geworden sind, denen die Schule so gut wie keine staatsbürgerliche Erziehung mit auf den Weg gab. Hier heißt es staatsbürgerliche Kenntnisse verbreiten! Aber nicht nur um Kenntnisse darf und soll es sich hier handeln! Wir müssen zu einer staatsbürgerlichen und sozialen Gesinnung erziehen. Unsere ganze Erziehung ist im wesentlichen immer darauf hinaus gelaufen, daß der Mensch sich als Einzelindividuum fühlte. Wir haben immer zuviel Gewicht auf reines Wissen gelegt und zu wenig auf die Erziehung zur Gesinnung.

Wir müssen vielmehr als bislang darauf ausgehen, daß der Mensch sich als Teil des Ganzen, als gesellschaftliches Lebewesen fühlt. Er muß klar erkennen, wo und wie er mit der Gesellschaft verknüpft ist. Bei dieser Zielstellung freilich wird man den Satz, daß im freien Volksbildungswesen politische (und das gleiche gilt auch für religiöse) Fragen nicht behandelt werden sollen, zum alten Eisen werfen. Es ist selbstverständlich, daß man keine Parteipolitik im freien Volksbildungswesen treiben soll. Wir wollen doch aber ein politisches Volk werden und ein solches Volk muß sich über die politischen Tagesfragen unterhalten können. Diese Vorträge und Lehrgänge im freien Volksbildungswesen brauchten durchaus nicht immer objektiv und farblos zu sein. Es bestände wohl die Möglichkeit, sie von starken, in sich geschlossenen Persönlichkeiten, die bestimmte politische Anschauungen vertreten, abhalten zu lassen.

In engem Zusammenhang mit der Staatsbürgerkunde steht die Verbreitung volkswirtschaftlicher Kenntnisse. In Zeiten, in denen so schwere

wirtschaftliche Kämpfe ausgefochten werden wie heute, müssen volkswirtschaftliche Kenntnisse verbreitet werden.

Die so gezeichneten Aufgaben werden vielen reichlich nüchtern erscheinen. Ihre Erfüllung allein wird uns auch nicht den harmonischen Menschen näher bringen. Immer wieder müssen wir in den Born unserer deutschen Dichtung hinabtauchen. Literatur, Kunst, Musik, alle die das Gemüt immer wieder stärkenden Kräfte dürfen nicht zu kurz kommen. Das ist ja für uns, das Volk der Dichter und Denker, so selbstverständlich, daß man es nicht besonders zu betonen braucht.

Wie im einzelnen diese Aufgabe zu lösen ist, ob die ideale Lösung die Volkshochschule ist, zu deren Gunsten sich jetzt viele Stimmen erheben, ob es das Volksheim ist ‚das zu untersuchen würde hier zu weit führen. Man muß sich natürlich immer darüber im klaren sein, daß Bildung kein Fabrikationsartikel ist, der sich nun plötzlich herstellen läßt, um alle Bedürfnisse zu befriedigen. Man wird sich immer davor hüten müssen, zu glauben, daß alles gut und erledigt sei, wenn man die Bildung an den Menschen heranbringt. „Man bildet", sagt John Ruskin, „einen Menschen nicht, indem man ihm etwas beibringt, was er vorher nicht wußte, sondern indem man etwas aus ihm macht, was er vorher nicht war." So müssen wir jedem den Weg weisen, der zu seiner Weiterentwicklung führt. Wir können und wollen die Menschen nicht in der Bildungsmaschine abstempeln, denn„wahre Bildung wächst wie organische Form von innen heraus". Aber dies Wachstum, das wollen wir fördern mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln und Kräften. Jedem muß die Möglichkeit geboten werden, zu seiner Bildung zu kommen, damit er seinen Platz in der Welt voll ausfüllen kann. Ja, wir werden sogar fordern müssen, daß jeder von dieser Möglichkeit Gebrauch macht, denn es ist für uns nötig, alle Kräfte restlos mobil zu machen. Die Frucht einer solchen Arbeit kann und wird nicht ausbleiben.

Sozialistenzank.

In Weimar, wo der Goethe blickt
Aus höheren Regionen,
Ist man vom Plenum nicht entzückt
Noch von den Kommissionen.
Es sollten Volksvertreter dort
Des Reiches Bau beraten —
Die Reden fließen munter fort,
Es fehlen bloß die Taten.
Nichts and'res leider höre ich,
Als das mit vielen Listen
Bekämpfen die Parteien sich
Der beiden Sozialisten.

Der „Vorwärts", im polit'schen Teil
Im Feuilleton, Lokalen
Kann gar nichts and'res bringen, weil
Die „Freiheit" ihm macht Qualen.
Er klagt im Morgenblatt sie an
In allen diesen Teilen,
Worauf die „Freiheit" abends dann
In mehr als tausend Zeilen
Den Lesern zu beweisen sucht,
Daß sie die besten Christen,
Und weiter wird hier nichts verbucht,
Als Zank der Sozialisten.

Ich falt' die Hände wartend jetzt,
(Was soll man weiter machen?)
Und lausch' begierig, wer zuletzt
Am besten wohl wird lachen.
Es hat doch alles mal 'nen Schluß,
Sogar die Meerblockade.
(Bald haben wir im Ueberfluß
Milch, Speck und Schokolade!)
Es hörte schließlich doch auch auf
Der Putsch der Spartakisten —
Nur eines bleibt im Zeitenlauf:
Der Zank der Sozialisten.

S. S.

Richard Strauß.

Ein schlanker, elastischer Mensch, der, fünfundfünfzigjährig, mit eleganten, hurtigen Schritten die Stufen zum Podium emporsteigt. Der prachtvollste Musikantenschädel. Hände, groß und doch zierlich, lebendig ohnegleichen. Das ganze Wesen dieses Mannes: unbedingte Beherrschung des Apparates und des aufzuführenden Werkes. Und dann eine hinreißende Unbeherrschtheit seiner selbst, wenn so allmählich im Verlaufe eines Abends der Musikant in ihm voll und ganz erwacht. Wenn sein Feuer das Orchester packt und sich in das Publikum förmlich ergießt. Wenn, besonders in eignen Werken, sein Können ihn mit genialer Verachtung aller landläufigen Mätzchen zu Eigenheiten verleitet, die außer ihm sich kaum einer leisten dürfte.

Was er auch anfaßt und wie er's tut: — es wird immer Strauß. Man hat ihm das oft verdacht, — aber selbst die verbissensten Kritiker können nichts daran ändern. „Des Helden Widersacher" kämpften vornehmlich gegen seine Beethoven-Interpretation. Manchmal nicht mit Unrecht, aber meistens doch ohne Gefühl und Verstehen. Sie begreifen einfach nicht, wie einer so ganz herrlich erschöpfend alle die tausend köstlichen Humore aus Beethovens „Achter" hervorholen kann; wie derselbe Mann die — nach Wagners schönem Wort — „Apotheose des Tanzes", die „Siebente", frei von jeder Tradition auf eine unerhörte rhythmische Festlichkeit einstellen kann — ohne vorher die „echten" Beethovener zu fragen, ob's so „richtig" sei. Sie nennen Strauß den „Rubato-Dirigenten", behaupten, daß er die Tempi in der „Fünften" und „Neunten" maßlos überhetze, — und daß er deshalb ganz und gar kein Beethoven-Dirigent sei. Sie fühlen nicht, daß gerade in diesen Interpretationen Straußens kostbares, hinreißendes Musikertum sich offenbart wie kaum heute bei einem anderen Meister seiner Kunst.

Strauß hat seine Eigenheiten — gewiß. Er setzt manchmal ein lakonisches Gesicht auf, das ganz unverblümt sagt: „Ich bin halt der Strauß!" Und dann kommt fast unvermittelt eine Ueberraschung: ein Fortissimo, das man sonst an der Stelle nicht so gewohnt ist; eine faszinierende Tempobeschleunigung; ein keck markierter Einsatz. Seine Hände strahlen vielfältigstes Leben aus — Wendungen des kleinen Fingers genügen, um eine Bläsergruppe abzudämpfen, eine kurze einschneidende Handbewegung vor dem Dirigentenpult vorbei, läßt die Celli aufleuchten. Er steht im allgemeinen mit „zusammengeklappten Hacken", sozusagen, — und dann ist es herrlich zu beobachten, wie bei großen Steigerungen sein Körper allmählich beweglicher wird, bis er plötzlich den rechten Fuß vorsetzt, einen Moment lang kurz einknickt und dann begeistert emporschnellt, — um den strahlenden Höhepunkt des Werkes zu geben.

Strauß als Dirigent erinnert mich oft an d'Albert als Pianist. Strauß dirigiert die „Freischütz"-Ouvertüre oder die dritte „Leonore" oder Mozarts g-moll-Sinfonie oder das „Tristan"-Vorspiel oder die

„Faust-Sinfonie" von Liszt in fünf Konzerten fünfmal verschieden. Immer neu, immer packend, souverän wie keiner, immer — straußisch, d. h. vor allem: tief musikalisch. Es gibt Werke, die ihm weniger „liegen", z. B. Brahms, Reger, Mahler (— nicht in allen Teilen—), die er aber immer noch dort herrlich erfüllt, wo sie ganz aus dem Geiste der Musik geboren sind. Er ist — so oft ihm das auch noch gesagt werden wird — niemals gefühllos. Er ist ein urgesunder freudiger Lebensbekenner auch als Dirigent, der vielleicht nicht immer das dem großen Publikum gewöhnte Maß von Pathos in tragischen Sätzen und Akten aufbringt; der dafür aber mit seinem Temperament in diese Tragik hineinleuchtet und sie aufstrahlen läßt in ihren rein musikalischen Farben. (Man höre etwa den „Tristan" oder die Neunte Sinfonie von Bruckner oder die „Unvollendete" von Schubert.)

Ob im Konzert, ob in der Oper — Strauß bleibt sich stets gleich und ist doch nie derselbe. Den Operndirigenten schmückt noch besonders eine fabelhafte Routine und Geistesgegenwart, die ihn die größten Schwierigkeiten spielend überwinden läßt; so daß im Orchester und auf der Bühne nie die geringste Unsicherheit merkbar wird. Man hört ihn so nur noch selten Opern dirigieren. Es ist dann immer ein Fest — und vor allem, wenn er Mozart gibt. Wer sich noch wundern kann, daß der Schöpfer der „Salome" im „Rosenkavalier" so viel mozartischen Geist aufbringt — der gehe hin und höre seinen „Figaro", seine „Zauberflöte", und er wird fühlen, daß Strauß in Mozart lebt und webt als ein dem „heiteren Licht- und Liebesgenius" verwandter Geist.

Die Wedekindmode.

Von Michael Charol.

Was Wedekind bei seinen Lebzeiten nie gesehen hat ist jetzt zur Wirklichkeit geworden. Eine Wedekind-Mode! Wedekind-Aufführungen bei überfüllten Häusern ohne Zischen und ohne Pfeifen! Sind wir so verständig geworden? Keine Spur! Neunundneunzig von hundert Zuschauern sind ihm nicht um eines Haares Breite näher gerückt. Sie gehen hin, wie sie ins Kino, wie sie ins Kabaret gehen. Sie wollen Schauergeschichten sehen, sie wollen Lasziviläten hören. Wie die Soldaten im Felde Abenteuerromane in Abwechslung mit Dostojewski und Tolstoi lasen — beides war für sie Hintertreppenlektüre — so genießen unsere Theaterbesucher als Sittenrichter Wedekind als einen Pornographen-Dichter. Die „Lulu" ist bestenfalls eine Kokotte aus einem schlechten französischen Schmarren, „Marquis von Keith" — ein Hochstapler in einer Pinkerton-Geschichte, des „Frühlings Erwachen" ist eine Illustration zu dem herrlichen Couplet: Das war in Schöneberg, „Musik" ist das Tagebuch einer Verlorenen, das Stöhnen einer gemarterten Seele des Karl Hetman ist ein prachtvoller Clownswitz, und so geht es durch alle Stücke hindurch bis zu dem entzückenden Lustmord in der „Büchse der Pandora", der ein gefundenes Fressen für die abgestumpften Lebewelt-

Nerven ist. Die wenigen chokierten Herrschaften wagen nicht, ihren Unwillen laut zu bekunden. Sie tuscheln, sie brummen — und wenn es geht, sehen sie sich das Stück noch einmal an.

Und nun fragt es sich, lohnte es sich wegen dieses Erfolges so zu kämpfen, so zu leiden. Lohnte es sich mit dem Herzblut zu dichten, vor die Sittenpolizei gezerrt zu werden, sein Leben lang mit dem Schandmal eines Jugendverderbers herumzulaufen? — Darauf kann es nur eine Antwort geben: Wenn man für diese Leute geschrieben hat, wenn man sie bessern, sie geißeln und erziehen wollte, dann war das Leben verfehlt. Wenn man aber aus dem Bedürfnis seines Herzens heraus geschaffen hatte, wenn man gedichtet hatte, wie man dichten mußte, wenn man für seine Idee gelitten und gekämpft hatte, ohne Rücksicht darauf, ob man auf Gefolge zurückschauen konnte oder nicht — dann war dieses Leben nicht umsonst gelebt. Und Wedekind gehörte zu diesen Letzten.

Und trotz des Publikums, trotz der Direktoren, der Kritiker, der Zensoren und der Schauspieler hat Wedekind einen wichtigen Erfolg davongetragen: den Sieg in den Herzen der jüngsten Dramatiker. Strindberg und dann der aus Strindberg hervorgegangene Wedekind sind die Ausgangspunkte für das moderne Drama. Die Rücksichtslosigkeit, mit der sie alles sagten, hatte den Nachfolgern alle Furcht vor den Vorurteilen und der Konvention genommen. Was die Beiden in ihren Problemen geschaffen haben: klaren Tisch und kritischen Blick, das werden die Jünger auf alle Fragen des Lebens ausdehnen. „Auf Treu und Glauben" gibt es nicht mehr. Dazu sind wir zu oft betrogen worden. Selbst prüfen, selbst erkennen, selbst rücksichtslos zerstören, was zerstörenswert ist. Und dann . . . dann, wenn es Zeit wird, Neues aufbauen, nicht in Dumpfheit und Lüge, sondern in Klarheit und freier Luft. Zuerst aber — gründlich aufräumen, und alles Faule ein- für allemal vernichten!

Der Börsenkritiker spricht:

Die Sehnsucht nach einem baldigen Friedensschluß tritt jetzt auch bei unseren bisherigen Gegnern gebieterisch hervor, ja man gewinnt sogar, wenn man den Handelsteil der englischen und amerikanischen Presse mustert, den Eindruck, daß die Entente aus wirtschaftlichen Gründen den Frieden noch notwendiger braucht, als wir.

In England mehren sich die wirtschaftlichen Sturmzeichen, aber auch in den Vereinigten Staaten ist der Siegesjubel und der wirtschaftliche Begeisterungstaumel verschwunden. Der „New York Herald" sprach sogar jüngst von einer „tiefen Niedergeschlagenheit" wegen der Verzögerung des Friedensschlusses. Die Entente braucht eben den Frieden, nur die französischen Machthaber empfinden ein solches Grauen vor den Gefahren und den Problemen der Demobilmachung, daß sie den Wunsch hegen, ihre Heere noch möglichst lange im Zeichen des Krieges zu halten.

In England und den Vereinigten Staaten dagegen haben die Staatsmänner und die Männer der Industrie eingesehen, daß sie nur dann Aussicht haben, der Arbeiterschwierigkeiten Herr zu werden, wenn der internationale Warenverkehr wieder funktioniert. Dazu brauchen sie den Frieden, aber dazu brauchen sie auch ein Deutschland, das arbeiten kann. Die Furcht vor dem Bolschewismus, aber auch die Erkenntnis, daß das Nichtfunktionieren eines so gewaltigen Wirtschaftskörpers, wie es der Deutschlands ist, eine unreparierbare Störung für die gesamte Weltwirtschaft bedeutet, haben in England und in den Vereinigten Staaten mehr und mehr den Wunsch aufkeimen lassen, Deutschland alle Mittel zur baldigen Wiederaufnahme seiner Friedensarbeit zur Verfügung zu stellen. Man höre nur die Stimmen der englischen Presse. Daily Telegraph: „Eine Kohlenknappheit am Rhein bedeutet weniger Kohle in Frankreich, in Belgien und schließlich in England." Der Korrespondent der Times für die Pariser Konferenz: „Die beste Methode, Deutschland vor der Gefahr des Bolschewismus zu bewahren, ist, daß man seine Friedensindustrie wieder arbeiten läßt. Es hat keinen Zweck, den Wiederbeginn der wirtschaftlichen Arbeit der Welt auch nur einen Tag länger hinauszuschieben, als es nötig ist, denn es handelt sich hier nicht nur um die Interessen von Deutschland, oder auch nur von Europa allein."

Aus diesem Gedankengange heraus treten jetzt die maßgebenden englischen und amerikanischen Kreise, mit einem Achselzucken für die französischen Rachegelüste, energisch für einen baldigen Friedensschluß und für eine Aufhebung der Blockade ein. Die amerikanischen Industrieleute insbesondere, die an dem scharfen Preisfall des Kupfers gesehen haben, was es bedeutet, wenn große Absatzgebiete für sie nach Aufhören der Kriegsaufträge ausgeschaltet bleiben, zeigen ein lebhaftes Interesse für den wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutschlands. Auf diese Bestrebungen ist es wohl auch zurückzuführen, daß, wie holländische Blätter jüngst meldeten, die amerikanische Finanzwelt bereits Anleiheverhandlungen mit Deutschland angeknüpft hat.

Man braucht uns, man braucht Deutschland als Produzenten und als Abnehmer. Ein Land wie Deutschland läßt sich nicht ausschalten.

Amerika hat zur Zurückdrängung der französischen Rachegelüste und zur Eindämmung der englischen Bestrebungen, die dahin gehen, Deutschland zwar nicht zu erwürgen, aber es unter die wirtschaftliche Vormundschaft Großbritanniens zu bringen, ein überaus wirksames Mittel: die Vereinigten Staaten haben das Finanzbündnis gekündigt, das während des Krieges innerhalb der uns feindlichen Großmächte bestanden hatte. Das Rückgrat dieses Finanzbündnisses waren die Vereinigten Staaten gewesen, sie hatten den Krieg finanziert, sie waren in die Bresche gesprungen, als England gegenüber den unersättlichen Geldforderungen der kleineren Mitglieder der Entente stoppen mußte. Die amerikanische Bankwelt war es auch gewesen, die, als die englischen und französischen Wechselkurse infolge des starken Export-Rückganges dieser beiden Länder bei gleichzeitiger gewaltiger Erhöhung der Einfuhr unaufhaltsam nach

unten glitten, den englischen und den französischen Wechselkurs stabilisierte und dadurch vor einem katastrophalen Sturz bewahrte.

Jetzt weigern sich die Vereinigten Staaten plötzlich, neue Vorschüsse an ihre Verbündeten zu geben, sie sind sogar so unhöflich gewesen, die Verlängerung der großen französischen Kredite, die in Newyork laufen, kurzerhand abzulehnen. Noch rücksichtsloser gehen die Amerikaner gegenüber Italien vor. Der italienische Wechselkurs war im Vorjahre nur dadurch vor dem völligen Zusammenbruch gerettet worden, daß die amerikanische Union und England ihrem italienischen Verbündeten eine Valutagarantie gewährten. Jetzt überläßt Newyork den italienischen Wechselkurs seinem Schicksale, und siehe da: an allen Börsen der Welt gleitet der Kurs der italienischen Lira nach unten. Ueberall zeigt sich unverhohlenes Mißtrauen gegenüber dem Kredit Italiens, nachdem dieses in den letzten Monaten seinen Kredit mit der Aussprengung des Gerüchtes zu festigen versucht hatte, daß die Kosten des Weltkrieges unter den Verbündeten aufgeteilt werden, oder daß sogar eine internationale Kriegskostenanleihe Italien von seinen finanziellen Schwierigkeiten befreien würde.

Zeigt so die amerikanische Bankwelt den Verbündeten plötzlich die kalte Hand, so tut sie dies sicherlich auf eine Weisung aus dem Weißen Hause in Washington. Dort will man den französischen und italienischen Eroberungspolitikern zeigen, daß Amerika, — zum mindesten finanziell, — das Heft in Händen hat, und Herr Clemenceau, sowie die Machtpolitiker in Rom werden es sich dreimal überlegen, ob sie diesen kalten Wasserstrahl aus Washington, der in Gestalt von Kreditkündigungen erfolgt, ignorieren sollen. Die Wirkung auf Frankreich und Italien dürfte um so schärfer sein, als angesichts der amerikanischen Kreditkündigungen auch die englische Bankwelt gegenüber Frankreich und Italien die Ordre ausgegeben hat, wir müssen jetzt für uns selbst sorgen.

So tritt der mächtige Dollar, der den Krieg finanziert, der seine Verlängerung ermöglicht hat, jetzt in der Rolle des Friedensstifters, als Werkzeug in der Hand Wilsons auf, der eine wirkliche Völkerversöhnung herbeiführen will. Der Dollar, der allein unversehrt aus dem Weltkriege hervorgegangen ist, fürchtet allein den Welt-Bolschewismus und im Kampfe gegen diesen bekämpft er die Rache- und Eroberungsgelüste innerhalb der Entente, weil diese in einem völlig niedergebrochenen Deutschland und Oesterreich dem Bolschewismus Vorspanndienste leisten würden. Darüber hinaus aber schickt sich der Dollar an, an dem wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutschlands und Oesterreichs tatkräftig mitzuwirken. Die aussöhnende und aufbauende Tätigkeit des amerikanischen Kapitals muß ganz besonders in einem Augenblick festgestellt werden, wo die Sozialisten der ganzen Welt immer wieder die Behauptung aufstellen, daß das Kapital nur zerstörend und völkerverhetzend wirke. Hermes in der Kulisse.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin:
für den übrigen Teil: Hans Vander, Berlin
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 1.
Druck: Arthur Lehmann, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 40/41.

Moderne Perlvorhänge

Als Heizkörperbehänge, Portieren, Stores, Erkerdekor, Scheibengardinen usw.

Nach eigenen und gegebenen Entwürfen!

Katalog gratis!

Arthur Schulze, Leipzig, Elisenstrasse 88

Unternehmer!
Arbeitgeber!

Laßt keine Arbeit ungetan!

Es ist eure Pflicht,
nichts unversucht zu lassen.

JOE LOE

DIE DEUTSCHE BÜHNE

Amtliches Blatt des Deutschen Bühnenvereins

Im Januar begann der XI. Jahrgang

Aus dem Inhalt der bisher erschienenen Nummern nennen wir:

Dr. P. Hoffmann: Wie weit ist die Kunst des Schauspielers wirkliche Kunst?
Richard Dehmel: Deutsche Einheit.
Frank Wedekind: Glossen
G. Hell: Otto Borngräber / Fritz v. Unruh. Eine Parallele.
Dr. Karl Zeiß: Die neue Zeit und das Theater.
Max Krüger: Entwurf zu einer Stilbühne.
Leopold v. Wiese: Ueber Strindberg.
Wilh. v. Scholz: Das szenische Problem von „Troilus und Cressida".
H. Höffding: Shakespeares Humor.
Richard Elchinger: Der befreite Mime.
Die Umwandlung der Hoftheater usw.
Aus dem Geistbuch von Ernst Lissauer.
Momentaufnahme aus meinem Zeithirn von Walter v. Molo.
Künstlerischer Wille und Diktatur von Erich Oesterheld.
Paul Lindau von Artur Wolff.
Theatererinnerungen von Graf Seebach.

Außerdem in jeder Nummer ein umfangreicher „praktischer Teil", der über das gesamte deutsche und ausländische Theaterwesen, Uraufführungen, Regiepläne, neue Theater und Direktionen, neue Werke, Dramaturgisches, Abschlüsse, Wochenspielpläne der deutschen Theater usw. berichtet.

„Die Deutsche Bühne" ist jetzt das moderne Theaterfachblatt; ihr Interessentenkreis beschränkt sich nicht nur auf Direktoren, Schauspieler und andere Theatermitglieder, sondern hat besonderen Wert für alle Bühnenschriftsteller und jeden an der Entwicklung des Theaters Interessierten. — Probenummern liefern wir gegen Berechnung. Bei Aufgabe eines Abonnements wird dieser Betrag besonders gutgeschrieben.

„Die Deutsche Bühne" erscheint wöchentlich und kostet jährlich 22 M, halbjährlich 12 M, vierteljährlich 6 M, Einzelheft 60 Pf. ord.

OESTERHELD & CO., VERLAG, BERLIN W 15.

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II. Berlin NW. 87, Reuchlinstraße. Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Gasanstalten
für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.
Sämtliche Ausrüstungsteile für Oefen
mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.
Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.
Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.
Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.
Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.
Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.
Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.
Geräte und Werkzeuge.
Bamag-Rechlaternen Bamag-Fernzünder.
Triebwerke.
Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.
Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten
von Wasserwerken und Kanalisationen,
Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Arthur Lehmann, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 40/41.

Nummer 7 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Finsternis . . . . . von Antaeus
Sozialisierungsgesetz und Streik . . . von Rechtsanw. Giebler
Arbeitslosigkeit . . . . . von Dr. Kurt Zielenziger
Revolution und Haftung der Banken . von Geh. Reg.-Rat Hüfner
Unsere Ernährungsverhältnisse . . . von Dr. med. Folmann

Albert Bassermann — Artur Nikisch

Die gekürzte Oper . . . . . von S. S.

Neue Bücher

Erscheint jede Woche * Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co
BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

A
E
G

✦ Der Kritiker ✦

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 19. April. Nummer 7.

Finsternis.

Von Antaeus.

Die schwelende Glut wirft Schwefelgarben. Wir taumeln über Wolfsgruben, deren dünne Decken im nächsten Augenblick einstürzen. Immer linkser geht der Weg. Immer wilder stürzen die Massen gleisenden Phantomen nach. Sie haben ihre Macht fühlen gelernt und wissen ihr Machtgefühl nicht zu bändigen. Der zum Untertan geduckte, nicht als Mensch erzogene Proletarier reckt die Faust in tödlichem Hasse gegen die Götter auf dem goldenen Thron. Prometheus erhebt sich. Trägt er die Fackeln ewigen Lichtes? Hebt er die leuchtende Flamme der Wahrheit? Gellend ertönt der Schrei des struppigen Riesen. Greuelplakate malen das Schreckgespenst mit furchtbaren Farben. Affengestalt hat's, und blutige Messer führt's zwischen den Zähnen. Schrecken verkündet sein Blick und blühende Städte und Felder zerstampft sein Fuß. So sieht es aus. Dem Bürger graut es, und auch der Einsichtige sieht es so ungern nahen. Ist es zurückzuhalten? Vergesset nicht, daß tändelndes Kokettieren rechter und rechtester Blicke die Wege ebnete. Dennoch! Der Kampf ist zu führen, solange Rettung scheint. Tod ist das Zeichen der Bolschwiki, Grab das Symbol der Kommune. Nie ward Schwereres zu ersinnen, als Sozialismus. Wir glauben und wissen, daß Kommune der Zielpunkt menschlicher Wirtschaft ist. Doch noch ist nicht die Zeit zu raschem Entschluß. Noch ist der Erdball zu organisieren, noch sind dunkle Welten unerschlossen, noch ist kaum der Anfang internationaler Wirtschaftsgemeinschaft. Schritt für Schritt nur ist das Ziel zu erstreben. Jahrhunderte müssen vergehen, ehe es erreicht wird. Die Freiheit ist zu wahren im reichsten Maße. Egoistischer Trieb des Individuums ist zu bedenken und einzuspannen. Reichliche Lebensmöglichkeit dem Einzelstreben zu lassen. Neue Menschen in mühevoller Arbeit heranzuziehen. Entwicklung ist das Gesetz der Erde; der ausbrechende Vulkan zerstört Pompeji und Herkulaneum. Der Sprung führt ins Dunkle; zerschmettert liegt drunten der kühne Springer, und Todesschweigen bedeckt die winterlich sich vereisende Flur.

Das wollen wir alle nicht, und können drum nicht die Herrschenden tadeln, daß sie dem reißenden Strome Dämme bauen wollen. Nicht daß sie Macht aufbauen, haben wir getadelt, nur, daß sie den Machtüberschwang der eigenen Geister nicht tadeln, mit bösen Worten die Meinung schaffen, als ob sie schlimmer seien, denn Attila. „Diese sind gar nicht so

schlimm, als sie reden," meint ein guter Kenner. Dann mögen sie anders reden. Nicht so bodenlos unpolitisch sein. Wehe diesem unpolitischen Volke, ihm hat ewig politischer Sinn gefehlt. Sehet hin nach England, wo kluger Sinn wilde Wogen glättet. Hier hat man nie das Staatsgeschäft verstanden; nicht vor, nicht unter, nicht nach den Hohenzollern. Wir werden daran zugrunde gehen.

Alles außer Rand und Band. Deutschlands Bibel müßte lauten: „Am Anfang war der Streik." Aus Chaos ist die Welt geboren, in Chaos wird Deutschlands Welt zurücksinken. Das von Preußendrill befreite Volk spielt mit Freiheit wie mit einen Fußball. Die Bergleute lassen die Zechen ersaufen. Eisenbahner stellen den Dienst ein. Die Mark sinkt auf 25 Pfg. Lebensmittel können nicht hereinkommen, da nichts auszuführen ist. Von der zweiten Revolution taumelt's in die dritte, vierte bis in die sechsundzwanzigste. Idioten steigen auf Ministerstühle und werden von anderen Idioten heruntergeworfen: blickt nach München und schaut die Blüten Eisnerscher Apostelweisheit. Keine Macht, kein Halt. Eine Welle überstürzt die andere. Wo ein Putsch gelingt, wird der nächste glücken. Streik in Süd- und Norddeutschland. Das Stadtvolk gibt glorreiches Beispiel, und schimpft, wenn das Landvolk am Beispiel Gefallen findet. Streikt alle, hört zu arbeiten auf bis zum jüngsten Tag! Ist diesem Volke noch zu helfen?

„Eins haben wir den anderen Völkern voraus," schrieb ein Professor einst. „Wenn alles andere verloren ist, uns bleibt noch Kant." Auf kantischer Weisheit schien Deutschlands Reich erbaut. Ein Sturmwind hat's weggefegt. Kant ist tot. Gewissen gibt's nicht mehr, Demoralisation von oben bis unten. Alles verseucht. Keiner traut dem anderen. Und siebzig Millionen Menschen, Männer und Frauen, Kinder und Greise pilgern zum Tempel des großen Gottes, auf dessen Altarvorhang in geheimnisvollen Lettern sein großer Name geschrieben steht: Schiebung.

Sozialisierungsgesetz und Streik.

Von Rechtsanwalt Dr. Giebler.

In Nr. 68 des Reichs-Gesetzblattes wird unter dem 23. März 1919 das Sozialisierungsgesetz veröffentlicht, dessen § 1 im ersten Absatze bestimmt:

> Jeder Deutsche hat unbeschadet seiner persönlichen Freiheit die sittliche Pflicht, seine geistigen und körperlichen Kräfte so zu betätigen, wie es das Wohl der Gesamheit erfordert.

Der zweite Absatz stellt „die Arbeitskraft als höchstes wirtschaftliches Gut unter den besonderen Schutz des Reiches" und stellt die nähere Regelung durch besondere Reichsgesetze in Aussicht.

Die persönliche Freiheit ist zugunsten der Gesamtheit beschränkt: der Mensch, der räumlich und zeitlich mit anderen Menschen zusammenlebt,

ist in dem Gebrauche seiner Kräfte auf Rücksichtnahme seinen Mitmenschen gegenüber angewiesen. Diese Norm ist nicht neu; sie ist in unserer bisherigen Gesetzgebung zwar nie besonders betont, doch stets beachtet worden, denn auf ihrer Anwendung beruht das geordnete Zusammenleben jeder Mehrheit von Menschen. Das Gesetz spricht von der „sittlichen Pflicht" jedes Deutschen; durch die Aufnahme in das Gesetz rückt sie diese Pflicht in die Reihe der gesetzlichen Pflichten. Gesetzliche Pflichten aber werden erst dann restlos erfüllt, wenn ihre Erfüllung erzwungen werden kann; so lange dies nicht der Fall ist, wird es immer Personen geben, die es mit ihrer Pflichterfüllung nicht genau nehmen, auch solche, die ihrer Pflicht zuwiderhandeln.

Welche Anwendung der geistigen und körperlichen Kräfte erfordert das Wohl der Gesamtheit? Diese Frage wird allgemein dahin zu beantworten sein: eine solche Anwendung der Kräfte eines jeden Einzelnen, wodurch die Betätigung der Kräfte eines jeden Anderen gesteigert, zum mindesten nicht gehemmt wird. Wie verhält sich der Streik hierzu? Wenn die Angestellten eines Elektrizitätswerkes streiken und durch die plötzliche Absperrung der elektrischen Energie andere Arbeiter, Handwerker, Kaufleute und die Angehörigen aller Berufe, die zu ihrer Arbeit der elektrischen Energie bedürfen, zum Feiern zwingen, wenn Bergarbeiter plötzlich die Arbeit einstellen und so die Möglichkeit, daß sehr viele, fast die meisten Betätigungszweige menschlichen Könnens, ruhen, der Wahrscheinlichkeit oder gar der Wirklichkeit bedenklich nahe bringen, handeln diese Deutschen im Sinne des Sozialisierungsgesetzes? Kein sachlich denkender Mensch wird diese Frage bejahen.

Doch was nützt das Gesetz, das die besten Zwecke verfolgt, wenn es nicht befolgt wird und der Gesetzesübertreter nicht zur Befolgung angehalten werden kann! Der deutschen Regierung wird es nicht leicht sein, den Streik, den heutige Staatsmänner als Kampfmittel früher gebilligt und empfohlen haben, jetzt als gesetzwidrig zu verdammen. Tut sie es nicht, so wird sie das Odium auf sich laden, Gesetze zu erlassen, deren Durchführung sie nicht erzwingen kann oder will, mit anderen Worten, daß sie zwar großzügig ist in Worten und Gesten, aber kleinmütig in Taten.

Vielleicht wird man entgegenen, der Streik werde nur angewendet, um eine solche Betätigung der geistigen und körperlichen Kräfte zu erreichen, die dem Wohle der Gesamtheit entspreche, er sei also nicht gesetzwidrig, sondern ein Mittel, das Gesetz zur Durchführung zu bringen. Dem widerspricht jedoch, daß der Staat zur Durchführung seines Willens, der in den Gesetzen zum Ausdruck kommt, noch nie zum Streik aufgefordert hat. Vielmehr wird der Streik von gewissen Berufen oder einer Anzahl Angehöriger eines Berufes oder mehrerer proklamiert, um Wünsche durchzusetzen, die mit gesetzlichen Mitteln nicht oder nur schwer zu erreichen sind.

Aus vorstehenden Erwägungen erhellt, daß die deutsche Reichsregierung Mittel und Wege finden muß, ihrem in dem Sozialisierungs-

gesetz niedergelegten Willen zur Arbeit eines jeden Volksgenossen in einer das Wohl der Gesamtheit fördernden Weise Nachdruck zu verleihen durch Androhung und Anwendung des Zwanges. Gewiß wird der direkte Zwang zur Arbeit sich nur mit solchen Mitteln durchführen lassen, die ihn wegen der Kosten und der Schwierigkeit der Organisation ungeeignet erscheinen lassen. Doch läßt sich durch indirekten Zwang der Wille des Menschen unter Umständen besser beeinflussen als durch direkten Zwang. Der Streikende soll ja nur gezwungen werden zu der Betätigung seiner Kräfte, die er gelernt hat und die seinen Fähigkeiten entspricht, also zur Arbeit an sich. Der Anfang eines solchen Zwanges ist gemacht in dem Lebensmittelabkommen mit der Entente; wer aus eigener Schuld nicht arbeitet, dem sollen die Lebensmittel nicht zugute kommen. Dieser Gedanke ist weiterer Fortführung fähig. Wer durch Begehung einer strafbaren Handlung gegen die Interessen der Gesamtheit verstößt, muß nach dem Willen des Staates Kürzungen gewisser Güter in Kauf nehmen; ein Teil seines Vermögens wird ihm genommen, wenn er mit einer Geldstrafe belegt wird, seine Freiheit wird ihm für Zeit oder für die Dauer entzogen, wenn er mit Gefängnis oder Zuchthaus bestraft wird. Warum sollen die Lebensmittel einem solchen Gesetzesübertreter nicht beschränkt oder entzogen werden? Diese Strafart wäre zwar neu, aber nicht ihre Anwendung; auch bisher hat der zu einer Freiheitsstrafe Verurteilte sich eine Beschränkung seiner Lebensmittel gefallen lassen müssen, soweit sie durch die Ordnung der Strafanstalt bedingt war. In der heutigen Zeit des materiellen Genusses und der Lebensmittelknappheit wäre die Beschränkung oder Entziehung der Lebensmittel einerseits besonders fühlbar, anderseits durch das Kartensystem verhältnismäßig leicht durchführbar. Unbillig wäre diese Strafe nicht; wer nicht für das Wohl der Gesamtheit arbeitet, verursacht, daß andere pflichtgetreue Volksgenossen seine Arbeit dazu leisten müssen; ihnen soll für die erhöhte Arbeitsleistung eine Erhöhung der Nahrungsmittel zuteil werden.

Zur Feststellung, wer in einer das Wohl der Gesamtheit fördernden Weise arbeitet, wird die Leistung eines gewissen Arbeitsminimums nicht zu umgehen sein, schon um dem passiven Widerstand entgegentreten zu können. Die Festsetzung des Arbeitsminimums dürfte den sachverständigen und berufenen Vertretern der Arbeiter und Arbeitgeber sowie des Staates überlassen werden.

Es wird schließlich die Frage aufzuwerfen sein, ob der Streik heute dieselbe Bedeutung hat wie unter dem alten Regime. Während er einst das Kampfmittel der Arbeiter zur Erreichung wirtschaftlicher Vorteile war, ist er heut fast ausschließlich politisches Kampfmittel. Dies erhellt unzweideutig aus den Forderungen, deren Erfüllung der Streik bezweckt. Wirtschaftlich ist der sogenannte Arbeiter heut so gestellt, wie es ohne ernsthafteste Gefährdung des wirtschaftlichen und politischen Daseins des deutschen Volkes nur möglich ist. Daß die Stellung noch verbessert wird,

wo es nötig und möglich ist, dafür wird die öffentliche Meinung und die Vernunft aller ehrlichen Deutschen sorgen.

Mit allem Nachdruck ist daher zu fordern, daß die Regierung unverzüglich Maßregeln trifft, um die gegen das Sozialisierungsgesetz verstoßenden Streiks zu verhüten, die heut unheilvoller sind als je.

Arbeitslosigkeit.

Von Dr. Kurt Zielenziger.

Wie ein Schreckgespenst bedroht noch immer die Arbeitslosigkeit das deutsche Wirtschaftsleben! Wir hören täglich, daß Tausende im ganzen Reiche arbeitslos sind, und wissen, daß ihre Zahl von Tag zu Tag wächst. Wir empfinden mit Recht, daß diese Erwerbslosigkeit wie ein Krebsschaden am Lebensmark der deutschen Volkswirtschaft zehrt.

Muß wirklich die Arbeitslosigkeit als ein solcher Schrecken angesehen werden? Wäre es nicht viel schöner, wenn wir die Hände in den Schoß legen könnten und zusähen, wie die reifen Früchte vom Baume fallen, ohne daß wir uns anzustrengen brauchten? Aus den Kindertagen kennen wir das Märchen vom Schlaraffenland, und gar mancher hat wohl lange geglaubt, daß das Leben in diesem Lande das erstrebenswerteste Ziel für alle Menschen sei. Aber wir wissen ja, daß dieses Paradies nur im Märchen existiert, und daß es nirgends auf Erden ein Schlaraffenland gibt. Ohne Arbeit kann es keinen Segen, kann es kein Fortkommen und kein Wirtschaften geben. Wie der Körper schlaff wird, dessen Muskel sich nicht anspannen, so kann kein Wirtschaftsorganismus bestehen, dessen einzelne Teile sich nicht in emsigster Arbeit regen. Gewiß ist mit jeder Arbeit ein Unlustgefühl verbunden, und mit Recht spricht Bernstein von der „Erbsünde des Hanges zum Müßiggang und der Trödelei", aber sie muß und wird überwunden werden durch das Bewußtsein, daß nur die Arbeit imstande ist, das Leben der Menschen produktiv zu gestalten.

Niemals war jedoch die Arbeitslosigkeit in Deutschland größer als jetzt und gerade zu einer Zeit, die das Deutsche Reich auf einen solchen wirtschaftlichen Tiefstand gebracht hat. Sehr zutreffend nennt Kautsky die Arbeitslosigkeit für den Arbeiter einen „Fluch" auch dann, wenn er nicht zu hungern braucht, denn sie bringt ihm unter den heutigen Verhältnissen nicht Muße zu selbstgewählter Arbeit und freier Entwickelung seiner Kräfte, sie bringt ihm völlige Tatlosigkeit, trostlosesten, eintönigsten Müßiggang, ein Brachliegen und Verkümmern aller seiner Fähigkeiten; ihm Arbeitsgelegenheit schaffen, heißt ihn nicht nur ökonomisch, sondern auch moralisch retten." Wie Kautsky, so sehen alle Sozialisten in der Arbeitslosigkeit das Grundübel der modernen Wirtschaftsordnung; aber sie ist nicht nur durch den Kapitalismus veranlaßt worden, sondern hat zu allen Zeiten bestanden und ist immer als ein Schaden für jegliche Wirtschaft anerkannt worden.

Im Altertum und bis in die neue Zeit hinein forschte man jedoch nicht so sehr nach den Gründen der Arbeitslosigkeit, sondern man suchte sie dadurch zu beseitigen, daß man die Arbeitslosen bestrafte, um sie auf diese Weise zur Arbeit zu zwingen. Heute ist man fast in das andere Extrem verfallen, da man durch hohe Unterstützungen, die man den Erwerbslosen gewährt, die Arbeitslosigkeit geradezu belohnt.

Man hat versucht, die Arbeitslosigkeit mit den verschiedensten Mitteln zu bekämpfen. Bereits im Athen des Altertums kannte man Notstandsarbeiten, und in Rom wurde auf Veranlassung der Gracchen die „lex frumentaria" angenommen, auf Grund deren allmonatlich jeder Bürger zu billigen Preisen Getreide erhielt, und die man später dahin erweiterte, daß die Getreidelieferungen umsonst vorgenommen wurden. Wir haben infolgedessen in diesem Gesetz die erste Arbeitslosen-Unterstützung zu erblicken. In der Zeit des Individualismus sah man genau, wie es heute durch die Sozialisten geschieht, in der Arbeitslosigkeit das Erbübel der bestehenden Wirtschaftsorganisation und glaubte, in der Forderung nach der größten Betätigungsmöglichkeit für jeden einzelnen ein Mittel gefunden zu haben, diesen Schaden zu beseitigen. Die Vorschläge dieser Individualisten gipfelten deshalb in dem Axiom des „droit de travailler", das zum ersten Male in Turgots berühmtem Edikt vom 12. 3. 1776, das in Frankreich die Gewerbefreiheit verkündete, gesetzlich anerkannt wurde, und das wir auch in Malouets Antrag in der französischen Nationalversammlung auf Errichtung von Nationalwerkstätten und Unterstützungbüros wiederfinden.

Wie die französischen Politiker in ihrem Verlangen nach dem Recht auf Arbeit den Anschauungen Rousseaus folgten, so stellte in Deutschland Fichte die Maxime auf, daß jedes Individuum einen Rechtsanspruch auf Gewährung lohnender Arbeit durch den Staat besitze. Die Sozialisten knüpfen an Fichtes Forderung des Rechts auf Arbeit an und glauben, daß nur die sozialistische Wirtschaftsordnung die Arbeitslosigkeit beseitigen könne.

Denn auch die Gewerbefreiheit trug nicht dazu bei, für immer die Erwerbslosigkeit aus der Welt zu schaffen. Mit jeder Krise gab es wieder eine große Anzahl Arbeitsloser. Durch die Konzentration der Produktion schafft der Kapitalismus nach der Anschauung von Engels und Marx stets eine industrielle Reserve-Armee, die immer von neuem entsteht und es dadurch den Kapitalisten jederzeit ermöglicht, den Lohn der Ware Arbeit herabzudrücken, da stets Beschäftigungslose genügend vorhanden sind, die begierig jede sich ihnen bietende Arbeit annehmen und auf diese Weise natürlich die Lohnhöhe herabsenken, kein Wunder also, daß Marx die Arbeitslosigkeit als einen der größten Fehler des Kapitalismus ansieht.

Zu den wirksamsten Mitteln der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit gehört die Arbeitslosen-Unterstützung. Nachdem in der Schweiz bereits im Jahre 1891 eine Volksinitiative das Recht auf Arbeit

verkünden sollte, das zur selben Zeit von den deutschen Sozialisten auf ihr Programm geschrieben wurde, wurde 1893 zuerst in Bern und dann in Basel die erste Arbeitslosen-Unterstützung eingeführt, wodurch alle unschuldig Erwerbslosen eine tägliche Unterstützung unter bestimmten Bedingungen erhielten. Dieses Versicherungssystem wurde in der Schweiz tatkräftig weiter ausgebaut und fand in Deutschland zunächst in Köln 1896 durch die Stadtkölnische Versicherungskasse seine Nachahmung. In Belgien wurde das Genter System vorbildlich, wonach seitens der Stadt Gent Zuschüsse an die Gewerkschaften bei Arbeitslosigkeit gewährt wurden. Bisher war die gesamte Arbeitslosen-Versicherung in Deutschland den Gemeinden überlassen und durch kein Reichsgesetz geregelt. Erst die Revolution hat auch hier einen Umschwung gebracht und in der „Verordnung über Erwerbslosen-Fürsorge" vom 13. November 1918 weitgehende Grundsätze über die Arbeitslosen-Unterstützung aufgestellt. Auf Grund dieses Gesetzes sind die Gemeinden verpflichtet, eine Fürsorge für Erwerbslose einzurichten, der sie nicht den Charakter der Armenpflege beilegen dürfen. Sie erhalten zur Unterstützung der Arbeitslosen Mittel aus den Reichskassen. Damit ist zum ersten Mal offiziell der Grundsatz anerkannt worden, daß der Staat die Verpflichtung hat, für den Unterhalt eines jeden seiner Bürger zu sorgen, und das Recht auf Arbeit bestätigt worden, da diejenigen, die keine Arbeit finden, auf Staatskosten erhalten werden. Die Verordnung schreibt aber ausdrücklich vor, daß die Fürsorge „nur arbeitsfähigen und arbeitswilligen über 14 Jahre alten Personen, die infolge des Krieges durch Erwerbslosigkeit sich in bedürftiger Lage befinden, gewährt werden darf", und sie bestimmt ausdrücklich, daß die Erwerbslosen verpflichtet sind, „jede nachgewiesene geeignete Arbeit, auch außerhalb des Berufs- und Wohnortes" anzunehmen.

Mit der Einführung der Arbeitslosen-Versicherung begann man bereits in der Zeit vor der Revolution die industrielle Reserve-Armee abzubauen. Schon die kapitalistische Wirtschaftsordnung hatte also selbst ein Mittel gefunden, einen ihrer größten Fehler zu beseitigen, so daß es nicht als ein Verdienst der sozialistischen Revolutions-Regierung angesehen werden kann, wenn sie mit einem Federzug die Arbeitslosen-Versicherung für das ganze Reich eingeführt hat. Wenn also Kautsky behauptet, daß „die bürgerliche Gesellschaft auf diesem Gebiete nur unzureichendes Stückwerk zu schaffen vermag", so ist seine Meinung zu bezweifeln. Er hat aber Recht, wenn er gerade in der Arbeitslosen-Versicherung ein Moment sieht, das geeignet ist, der Ausbeutung des Arbeiters durch den Kapitalisten entgegenzutreten: „Wenn die Arbeiter sich heute dem Unternehmer verkaufen, wenn sie sich von ihm ausbeuten und knechten lassen müssen, so ist es eben das Gespenst der Arbeitslosigkeit, die Hungerpeitsche, was sie dazu zwingt. Hat dagegen der Arbeiter die Sicherheit der Existenz, auch wenn er nicht in Arbeit ist, so ist nichts leichter für ihn als das Kapital matt zu setzen. Er braucht dann nicht mehr den Kapitalisten, während dieser ohne ihn

seinen Betrieb nicht fortsetzen kann". So schlägt Kautsky Marx, den Marxismus und damit sich selbst mit seinen eigenen Waffen.

Niemals aber war die Arbeitslosigkeit in Deutschland größer als jetzt. Teils ist sie aus den veränderten Wirtschaftsverhältnissen, die der Krieg hervorgerufen hatte, entstanden, teils aus der überstürzten Demobilisation des Heeres, und schließlich muß die Revolution selbst als eine ihrer Hauptursachen angesehen werden. Wenn auch die Unternehmer durch verschiedene Verordnungen verpflichtet sind, ihre früheren Angestellten und Arbeiter wieder in den Betrieb einzureihen, hat sich diese Maßnahme in der Praxis nicht überall durchführen lassen, da viele Betriebe überhaupt nicht mehr existieren, vor allem aber, da die Arbeitnehmer gar nicht mehr an den Ort ihrer früheren Arbeitsstätte zurückgekehrt sind. Ganz besondere Bedeutung muß jedoch dem Moment zugesprochen werden, das Tausende von Menschen in den Glauben versetzte, die Revolution selbst hätte bereits für sie ein Paradies auf Erden geschaffen und müsse mit einem Schlage alle sozialen Mißstände beseitigen. Daher waren niemals die Arbeitsunlust größer als jetzt und niemals die Arbeitsleistungen geringer. Während z. B. die Durchschnittsleistung eines Hauers im Kohlenbergbau im Frieden 2,2 t betrug, beträgt sie heute nach dem Gutachten eines bekannten rheinischen Industriellen nur noch 1,6 t. Dazu kommen die andauernden Lohnforderungen durch alle Arbeitnehmenden, die ihrerseits natürlich wiederum die gesamte Lebenshaltung verteuern. Trotz der stetig steigenden Löhne wächst das Heer der Arbeitslosen von Tag zu Tag.

Wenn auch die Arbeitslosen-Versicherung, wie wir oben betonten, ein Mittel ist, eine tatsächliche Ausbeutung des Arbeiters durch den Kapitalisten zu verhindern, so liegt in ihr natürlich die Gefahr, daß sie den Arbeiter demoralisiert und zum Faulenzen erzieht, besonders wenn die Unterstützungsgelder hoch sind.

Mit allen Mitteln muß der Arbeitslosigkeit gesteuert werden. Man hat bereits durch die Verordnung vom 15. Januar damit begonnen, in der man die Höchstsätze für Männer über 21 Jahre in den teuersten Orten auf 6 M. pro Tag festgesetzt hat und in der die Gemeinden verpflichtet werden, „die Unterstützung zu versagen oder zu entziehen, wenn der Erwerbslose sich weigert, eine nachgewiesene Arbeit anzunehmen, die auch außerhalb seines Berufs- und Wohnorts liegen darf." Nur ein energisches Durchgreifen kann Abhilfe schaffen. Die Landwirtschaft, der Bergbau, die Tiefbauunternehmungen können viele Tausende von Arbeitern gebrauchen, ohne daß sie sie bisher erhalten haben. Die Arbeitsnachweise müssen dafür sorgen, daß die Erwerbslosen sich auch den Berufen zuwenden, in denen es so sehr an Arbeitern mangelt. Natürlich kann einem Schneider nicht zugemutet werden, Bergmann zu werden, aber es muß gelingen, eine Verteilung der Arbeitskräfte über ganz Deutschland herbeizuführen. Der Staat hat die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß weder eine Verschwendung der öffentlichen Gelder, noch der Arbeitskräfte stattfindet. Sowohl er, wie die Gemeinden müssen,

wo es nötig ist, Notstandsarbeiten vergeben. Unser verarmtes Deutschland kann keine Drohnen gebrauchen. Es ist deshalb nötig, falls es nicht gelingt, die Arbeitslosigkeit zu beseitigen, einen gewissen Arbeitszwang durch ein neues, den sozialen Ideen der Revolution angepaßtes Hilfsdienstgesetz einzuführen. Gerade die sozialistische Wirtschaft kann nur existieren, wenn jeder Arbeitende an Disziplin gewöhnt ist. Der einzelne Bürger hat nicht nur, wie es § 1 des Sozialisierungsgesetzes vom 23. März verkündet, ein Recht, sondern auch eine Pflicht zur Arbeit. Erst dann ist Sozialismus wirklich Arbeit!

Die Revolution und die Haftung der Banken aus Verwahrungsverträgen.

Von Geheimen Regierungsrat Hüfner.

Vor kurzem war in der Tagespresse zu lesen, daß die Reichsbank und andere Berliner Großbanken für Schäden, die durch Störung der Bankbetriebe infolge Aufruhrs, Verfügung von hoher Hand und Streiks veranlaßt werden, nicht haften.

Diese Veröffentlichung hat in weiten Kreisen der Bevölkerung Beunruhigung hervorgerufen und soll deshalb hier auf ihre gesetzliche Grundlage untersucht werden, wobei freilich bei der Beschränktheit des mir zur Verfügung stehenden Raumes nur wenige Gesichtspunkte hervorgehoben werden können:

Vor allem ist davon auszugehen, daß keine Bank die Befugnis hat, ohne Zustimmung des anderen Vertragsteils die abgeschlossenen Verwahrungsverträge einseitig aus dem Grunde abzuändern, weil die Umstände, welche bei Eingehung der Verträge vorlagen, infolge des Kriegsausgangs und der Revolution sich geändert haben. Der Vorbehalt, daß die bestehenden Verhältnisse sich nicht ändern, gilt nur für völkerrechtliche Verträge. Das Bürgerliche Gesetzbuch hat den Satz, daß jeder Vertrag mit dieser clausula rebus sic stantibus abgeschlossen sei, nicht aufgenommen[1]). Es kommt also nur darauf an, ob und wann die Banken nach dem allgemeinen Rechtsgrundsatze: Unmögliches kann nicht geleistet und darum auch nicht geschuldet werden sich darauf berufen dürfen, daß durch die Revolutionswirren die von ihnen versprochene Leistung nicht mehr erfüllt werden könne. Bei Beantwortung dieser Frage müssen die verschiedenen Arten der von den Banken mit ihren Kunden abgeschlossenen Verwahrungsverträge auseinandergehalten werden: Sind verschlossene Depots der Bank übergeben worden, so ist diese für die Aufbewahrung verantwortlich. Aufbewahrung setzt eine

[1]) Entscheidung des Reichsgerichts in Beilage 4 der Jur. Wochenschrift 1902 S. 230, Nr. 93, des Oberlandesgerichts München vom 18. 6. 1917 in der Jur. Wochenschrift 1917 S. 776 Nr. 7 a. Bemerkungen daselbst, Krückmann im Archiv für zivilistische Praxis 116. Band S. 157 ff.

Tätigkeit voraus, d. h. die Bank haftet für die auf den Schutz der übergebenen Sache gerichtete Obhut. Das römische Recht hat hierfür den ganz bezeichnenden Ausdruck „custodia", was Bewachung bedeutet. Der Verwahrer ist also zur Bewachung der übergebenen Sache verpflichtet. Die Banken haben deshalb gerade wegen der zurzeit herrschenden großen Unsicherheit erst recht die Verpflichtung, die von ihnen zur Verwahrung gegen Vergütung — § 689 des Bürgerlichen Gesetzbuches — angenommenen Wertpapiere und Wertsachen zu behüten. Sie sind demzufolge verpflichtet, nötigenfalls durch Wachmannschaften diese Depots gegen Räuber und Spitzbuben zu verteidigen. Die vorzeitige Rücknahme wegen der infolge der Revolution herrschenden Unsicherheit können sie nicht verlangen. Zwar ist im § 696, Satz 2, des Bürgerlichen Gesetzbuches gesagt: Ist eine Zeit für die Aufbewahrung bestimmt, so kann der Verwahrer die vorzeitige Rücknahme nur verlangen, wenn ein wichtiger Grund vorliegt, allein die durch die Revolution hervorgerufene Unsicherheit stellt m. E. einen solchen wichtigen Grund nicht dar. Denn die Hinterlegung ist ja gerade bei einer großen Bank aus dem Grunde erfolgt, weil diese in Zeiten der Unsicherheit die Gewähr größeren Schutzes bietet. Die Großbanken würden ihre geschichtliche Aufgabe vollkommen verkennen, wenn sie gerade in diesen Tagen allgemeiner Not und Bedrängnis ihren Kunden den versprochenen Schutz entzögen.

Die Reichsbank hat, wenn sie verschlossene Depots auf eine bestimmte Zeit übernimmt, in ihre Normen ausdrücklich die Bestimmung aufgenommen: Für höhere Gewalt ist die Reichsbank nicht verantwortlich. Höhere Gewalt bedeutet einen unabwendbaren äußeren Zufall, also ein Ereignis, das unter den nach der Besonderheit des Falles zu berücksichtigenden Umständen auch durch die äußerste, diesen Umständen angemessene, vernünftigerweise zu erwartende Sorgfalt weder abzuwenden noch in seinen schädlichen Folgen zu vermeiden ist.[2])

Es ist also wesentlich eine Frage des Einzelfalls, wann von höherer Gewalt gesprochen werden kann. Soviel aber scheint mir gewiß zu sein: Weder die Reichsbank noch eine andere Berliner Großbank wird von ihrer durch den Verwahrungsvertrag übernommenen Pflicht der besonderen Bewachung der verschlossenen Depots ohne weiteres dadurch frei, daß infolge der Revolution Aufruhr und Streik entstehen. Die Banken haben im Angesicht der zurzeit herrschenden Unsicherheit eben die Verpflichtung, für einen verstärkten Schutz der Verwahrungsräumlichkeiten Sorge zu tragen.[3])

Was unter einer „Verfügung von hoher Hand", wie es geheimnisvoll in der Kundgebung der Banken geheißen hat, zu verstehen ist, könnte auf eine Beschlagnahme durch die Regierung hinweisen. Eine solche ist aber weder beabsichtigt noch ohne ein besonderes Gesetz möglich. Sonst wäre wirklich das Deutsche Reich zu einer Gesellschaft von Straßen-

[2]) Reichsgericht 15. 6. 1916 in der Leipziger Zeitschrift Jahrgang 1916 S. 1345 und S. 1346 Nr. 18.

[3]) Ternburg, Bürgerl. Recht, 1. u. 2. Aufl. 2. Abtlg. S. 149, § 69.

räubern in des Wortes wahrster Bedeutung geworden. Das Gesetz zur Durchführung der Waffenstillstandsbedingungen vom 6. 3. 1919 — R.G.Bl. S. 286 — hat eine solche allgemeine Vermögensbeschlagnahme nicht erlaubt.

Die gleichen Grundsätze wie bei den verschlossenen Depots werden gelten, wenn von der Reichsbank oder den Berliner Großbanken Wertpapiere als offene Depots zur Aufbewahrung übernommen worden sind.

Bei den offenen Depots übernimmt die Bank nicht bloß die Aufbewahrung fremder Effekten, sondern auch deren Verwaltung, also auch die Einziehung der fälligen Zins- und Dividendenscheine, Einholung neuer Zins- und Dividendenbogen, Inkasso ausgeloster Wertpapiere, Kontrolle von Verlosungen, Anmeldung von Aktien zu den Generalversammlungen, Ausübung von Bezugsrechten, Einzahlung auf nicht vollbezahlte Papiere usw. Allein aus dem Verwahrungsvertrage haftet sie m. E. auch im Falle der offenen Depots genau so streng wie im Falle der verschlossenen Depots. Daß im ersten Falle mit dem Verwahrungsvertrage noch ein Dienstvertrag verbunden ist, kann die Verantwortung aus dem Verwahrungsvertrage selbst m. E. in keiner Weise herabmindern.

Anders wird die Sache zu beurteilen sein, wenn die Bank einem Kunden nur einen Raum zur Verfügung gestellt hat, worin der Hinterleger Wertpapiere oder Wertsachen niederlegt. Denn in allen diesen Fällen übernimmt die Bank nicht die Obhut der im Raume untergebrachten Gegenstände, es steht also kein Verwahrungsvertrag zwischen der Bank und dem Dritten in Rede, sondern dieser ist nur berechtigt, in einem gemieteten feuer- oder diebessicheren Fache irgend welche Wertgegenstände aufzubewahren,[4]) wobei die Bank dafür haftet, daß kein Unbefugter Zutritt zum Schrankfache nehmen kann, und dafür, daß dem Kunden auf sein Verlangen der Zutritt eröffnet wird. R.G. 25. 10. 1918. D.J.Z. 1919. Seite 273.

Im übrigen ist m. E. bei Beurteilung der fraglichen Bankenkundgebung folgendes zu beachten: Ein allgemein empfundenes Bedürfnis nach sicherer Aufbewahrung von Wertpapieren und Wertsachen hat bei unseren modernen Banken zu dem Geschäft geführt, solche Effekten gegen eine Gebühr als verschlossene oder offene Depots anzunehmen.

Aus diesem Zwecke folgt notwendig, daß die Banken schon im Interesse ihrer eigenen Vertrauensstellung auf sorgfältige Bewachung der Depots bedacht sein müssen, auch läßt diese ihre Vertrauensstellung nicht die Annahme zu, daß die fragliche Veröffentlichung zu dem Ende vorgenommen worden sei, die Hinterleger zur Zurücknahme der Depots zu veranlassen.

Schließlich ist noch Folgendes hervorzuheben: Die Banken können, um ihre Haftbarkeit einzuschränken, folgende Maßnahmen treffen:

[4]) Vergl. hierzu Cohn, Die Rechtsbeziehungen an den in der Stahlkammer einer Bank hinterlegten Wertpapieren im Archiv für bürgerl. Recht, Band 30, S. 227 ff.

Wenn ein Kunde wegen der zur Bezahlung der Lebensmittel erfolgten Beschlagnahme ausländischer Wertpapiere aus seinem der Bank in Verwahrung gegebenen verschlossenen Depot solche Wertpapiere herausgenommen hat und das Depot dann der Bank wieder zurückgibt, so wird ihm diese einen Vermerk zur Unterschrift vorlegen, kraft dessen er damit einverstanden ist, daß die Bank für Schäden, die durch Störungen der Bankbetriebe infolge Aufruhrs, Verfügungen von hoher Hand und Streiks veranlaßt werden, nicht haftet. Erklärt der Hinterleger, er genehmige diesen Vermerk nicht, so wird ihm eröffnet, daß die Bank dann das Depot nicht wieder in Verwahrung nehme. Diese Handlungsweise ist m. E. ungesetzlich. Denn wie vorhin bereits bemerkt worden ist, ist keine Bank berechtigt, einseitig den Vertrag abzuändern, sie kann auch nicht gemäß § 696, Satz 2, des BGB. wegen der durch die Revolution hervorgerufenen Unsicherheit die vorzeitige Zurücknahme der hinterlegten Sachen verlangen. Demzufolge ist ihre Drohung, bei Verweigerung der Unterschrift das Depot nicht wieder zurückzunehmen, widerrechtlich. §§ 123, Abs. 1, und 121, Abs. 1 und II des BGB.

Unsere Ernährungsverhältnisse.

Von Dr. med. Folman.

Erst jetzt darf die Wahrheit öffentlich bekannt gegeben werden. Während des ganzen Krieges mußte sie schweigen, um ja nicht den Anschein zu erwecken, daß Deutschland hungert. „Wenn man den zensurierten Pressesaussagen von damals hätte glauben dürfen", sagt Prof. Rubner, „so wäre es mit der Gesundheit aufs Beste bestellt gewesen. Man beglückwünschte sich förmlich zum Körpergewichtsverlust, sprach von Abnahme der Magenkrankheiten, weil die Völlerei aufgehört habe, seit dem Fleischmangel sollte auch die Gicht wie weggeblasen sein und was dergleichen Dinge mehr waren." Als jedoch recht bald die eingeweihten Kreise verschiedener behördlicher und wissenschaftlicher Institutionen, ebenso wie die aus der täglichen Erfahrung schöpfenden praktischen Aerzte eines besseren belehrt wurden, da verbot die Zensur, irgendwelche Mitteilungen darüber in der Presse zu veröffentlichen. Nicht nur die allgemeine, sondern auch die wissenschaftliche und medizinische Presse hatte darunter zu leiden. So konnte die Berliner klinische Wochenschrift eine Arbeit über die „Oedemkrankheit" aus dem Jahre 1917 wegen Zensurschwierigkeiten erst jetzt erscheinen lassen. Sogar ein Artikel über die zunehmende Häufigkeit der Sehnervenerkrankung bei Rauchern aus der Feder des bekannten Augenarztes Dr. Fehr konnte aus demselben Grunde erst vor kurzem gedruckt werden: Der gute Ruf der Kriegszigarre sollte nach Möglichkeit geschont, aber auch Zweifel an der Widerstandsfähigkeit unterernährter Menschen unterdrückt werden.

800 000 Menschen der Zivilbevölkerung sind in den letzten Jahren in Deutschland der Blockade zum Opfer gefallen. Im Vergleich zum letzten

Friedensjahr 1913 bedeutet dies für das Jahr 1918 eine Zunahme der Sterblichkeit um 37%. Besonders großen Anteil unter den Todesopfern hatten ältere Leute und schwächliche Personen. Als man von einem Siechenhaus Gesundheitsberichte eingefordert hatte, kam die lakonische Antwort: Die Insassen sind alle gestorben. Auch die Säuglinge und kleinen Kinder weisen eine beängstigende Sterblichkeitsziffer auf. Allein im Jahre 1917 sind über 50 000 Kinder im Alter von 1—15 Jahren dahingerafft worden. Eine bedeutende Zunahme der tuberkulösen Erkrankungen ist zu verzeichnen. Gegenüber 1913 hat sich die Zahl der Tuberkulosetodesfälle im Jahre 1918 verdoppelt. Wie leicht der schlecht ernährte, in seiner Widerstandsfähigkeit geschwächte Mensch der Infektion zum Opfer fällt, braucht nicht erst erläutert zu werden. So erklären sich auch die hohen Zahlen der an Influenza, Lungenentzündung, Grippe erkrankten und verstorbenen Personen, ebenso wie der schwere Verlauf der Krankheit und der Rekonvaleszenz. Die Zahl der Magen- und Darmleidenden ist enorm gestiegen. Auch sonst konstatiert man parallel der allgemeinen Verschlechterung des Gesundheitszustandes der Bevölkerung mannigfache Krankheitserscheinungen seitens der psychischen, nervösen, Verdauungs-, Kreislaufs- usw. Organe.

Als spezifische Hungerkrankheit bezeichnet Prof. Kraus die oben erwähnte neue Ödemkrankheit, die besonders im Jahre 1917 um sich griff. „Jeden, der uns die Zufuhr von Nahrungsmitteln aus dem Auslande mißgönnt," sagte Prof. Kraus „hätte ich veranlassen mögen, in der Zeit des Hungerödems z. B. ein Gefangenenhaus zu besuchen. Die bleichen, bis auf 40% ihres ursprünglichen Gewichtes abgemagerten, hydropisch gedunsenen, durch Muskelschwäche unbeweglich gewordenen Menschen boten einen schrecklichen Anblick". Dieses Hungerödem ist eine Krankheit besonders der Männer, die, zumal in kalter Jahreszeit, bei einer Zufuhr von 800—1300 Kalorien in einer zu 15% und mehr unverdaulen und zellulosereichen Kost mit sehr wenig Fett und höchstens 50 Gramm Eiweiß pro Tag, schwere Arbeit zu leisten haben. Diese Mengen sind völlig unzureichend. Ein gesunder Mann verbraucht bei mäßiger Arbeit in 24 Stunden 3000 Kalorien. Um diesen Bedarf zu decken, muß die Nahrung (nach Prof. Voit) 120—130 Gramm Eiweiß, 60—90 Gramm Fett, 400—500 Gramm Kohlehydrate täglich dem Organismus zuführen.

Die gekürzte Oper.

Wer nach des Tages Last und Mühe,
Des Abends noch zur Oper stürzt,
Dem kommt der Schluß jetzt reichlich frühe,
Weil manches Werk so stark gekürzt.
Da es den Dramaturgen eigen,
Zu streichen was geschrieben ward,
So will ich hier nun einmal zeigen,
Wie man am rechten Ende spart.

Da ist von Bizet schon die „Carmen",
Die José bald die Treue bricht,
Und der sie dann auch ohn' Erbarmen
Im vierten Akte noch ersticht.
Es könnt' die Mordtat auch geschehen
Schon nach der Blumenarie, wo
José doch Carmen hat gesehen
Liebäugeln mit Escamillo.

Es wäre alles schon gesungen:
Habanera — Torerolied.
Die Kürzung wäre auch gelungen,
(Zwei Stunden Spielzeitunterschied!)
Es müßt' José im vierten Akte
Sich schminken nicht als Spartakus: —
Er singt sehr bald die letzten Takte:
„Seht mich hier blutgerötet" — Schluß!

In „Rigoletto" wo der Herzog
In jedem Akt 'ne andre liebt,
Stets schleunigst sich dann wieder verzog,
Damit es keine „Folgen" gibt.
Könnt' man die Kürzung so anbringen,
Daß Gilda — Maddalena frisch
Zusammen zu dem Herzog gingen.
Der singt: „O, wie so trügerisch". —

Und dann kommt noch die Cantilene
(Für Liebesleute ganz famos!)
„Freundlich blick ich auf die und jene"
Darauf geht schon das Morden los. —
Narr Rigoletto spießt die Tochter
Und macht dazu ein Tongebraus;
(Vor Zorn im ganzen Leibe kocht er!)
„Ha, jener Fluch des Alten!" Aus!

Es hat das Kürzen auch das Gute,
Man kann noch in ein Wirtshaus gehn.
Doch aber, wie wird uns zumute,
Wenn wir die Speisekarte sehn. —
Der Magen knurrt, man muß bestellen,
So sehr man auch die Lippe schürzt —
Es sind um viele lange Ellen
Die Speisen, ach, auch hier gekürzt.

Bei solchen selischen Genüssen,
Wie eine Oper, ein Konzert
Kann man ein Teil davon schon missen;
Manches gewinnt sogar an Wert!
Wenn aber in den Fleischportionen
Noch eine Schmälerung tritt ein,
So mag sie gleich der Teufel holen,
Solch eine Kürzung ist gemein.

S. S.

Künstler.

Albert Bassermann.

Dieser Schauspieler scheint ein Magier der Szene. Aus hohem, heldischen Leib, aus dem druchdringenden Glanz klarer, blaugrau überlegener Augen, aus der vielfältigen Sprache weiter, eindruckschwerer Gesten, wie eines Organs, das, stark badensisch gefärbt, den Klang einer Glocke trägt, erstehen menschliche Formungen von verblüffendem Reichtum des Innen- und Außendetails.

Bassermann tritt auf, und die Zuschauer sind gebannt; mehr: sind erobert. Eine Dramenfigur, deren wahre Lebendigkeit zweifelhaft erschien, steht plötzlich oben, steht, lacht und schluchzt, handelt und vergeht. Hundert ungeahnte Lichter erhellen das Innerste ihres Wesen und der geäußerten Worte. Der Hörer lacht und schluchzt mit dem Menschen, der dort sein Leben lebt, und geht von seinem Platz, glanzerfüllt durch eine übereiche, blendende Kunst.

Der erste Eindruck, den Albert Bassermanns Gestaltungsart weckt, mag Bewunderung vor der schillernden Tiefe eines ungewöhnlichen Geistes sein. Dieser adlige Hamlet deutet uns wie durch sich selbst Verworrenes, Tiefsinniges zu selbstverständlicher Klarheit — und oft nur zu breitfließende, weise-flache Reden eines Wallenstein, glanzvoll letzte Dialektik des Kavalierteufels Mephisto erhellen in Bassermanns Darstellung zu bannender Transparenz. Ein Aufschlagen der Augen, ein leeres Heben und Senken des Unterarms, ein wehes Aufschreien der Stimme: und ein Menschenleben spielt sich vor unseren Augen ab.

Doch der Quell unserer Bewunderung liegt tiefer. Nicht im Geistigen etwa einer rein demonstrierenden Darstellung, die in ihrer Nuancenfülle, im letzten Nachtasten kranker Seelenzustände viele psychiatrisch, pathologisch zu nennen belieben, liegt die Urmacht des Schauspielers Albert Bassermann. Nicht auch ist es lediglich Reiz des „schönen Mannes", den des Künstlers edle Formenbeherrschung und geschmeidige Gestrafftheit in uns wecken. Körper ohne Seele bleibt Kadaver wie Geist ohne Herz nicht hinzureißen vermag.

Der Schauspieler Bassermann erfüllt uns mit Liebe. Durch Wärme macht er uns reich. Liebe und Mitleid sind das innerste, schlichte Geheimnis seiner Kunst und seiner Wirkung auf zuhörende Menschen. Wenn Heinrich Percy (im „Heinrich IV.") selig sein Weib umschlingt und dann, in düstern, heldischen Schimmer des Schlachtfeldtodes getaucht, dahingeht, wenn dieser schwarze Liebhaber Othello, der in aller Primitivität ein herrlicher, zartester Edling ist, in wehen, wilden Seelenschmerzen gegen sich und die Mitwelt rast, sogar wenn schließlich dieser Mephisto überlistet am Boden sich windet: treibt uns die Allgewalt des Mitleids die Tränen aus den Augen. Und wir fühlen tief, daß der Mensch, der diese Gestalten in sich geschaffen hat, ein Herz voll reinster Liebe in sich trägt. Wir sitzen erschüttert, weil dort oben Güte leidet. Darüber weinen wir. Und den Künstler, der hinter diesen und

in ihnen steht, lieben wir, weil wir zu wissen glauben, daß in allem vielfachen Reichtum, daß in Liebe und innigem Mitleiden aus diesem Munde, selbst diesen Augen die tiefe, makellose Reinheit des großen Kindes spricht . . .

Albert Bassermann ist eine Persönlichkeit, die in einen Mittelrahmen nur schwer hineinzubannen ist. In Otto Brahms Ensemble waren ihm schon die in Schlichtheit großen Darstellergenossen ein mäßigendes Band. Dann war es Max Reinhardts starke Hand, die seiner strömenden Spielgewalt Ufer zog. In den letzten Jahren aber ward Bassermann mehr und mehr Selbst- und Alleinherrscher und immer stärker machte sich ein Mangel an Rhythmus in seiner Kunst fühlbar. Die von ihm gespielte Rolle war nicht in den Bau des Gesamtwerks hineinkomponiert, sondern stand, Glanz verbreitend, unproportioniert und fast einzig im Vordergrund. Bassermann ward überdeutlich, sein leuchtendes, gleichsam automatisches Demonstrieren wurde zum schleppenden Unterstreichen, sein herzbewegendes Lachen zwinkerte häufig mit Vorbedacht den Hörern zu und seine Gesten glichen denen eines Lieblings. Und wenn wir trotz allem bereichert und erwärmt wurden, so drängte um so peinlicher das Gefühl der Verstimmung an, Verstimmung über das ungeberdige (taktlose, möchte man sagen), schrankenlose Verströmen eines Künstlers, dem unsere Liebe gehört. Wir wünschen seiner Kunst einen klaren Spiegel, in dem er erkennt, was alles auszumerzen ist aus den Gestaltungen, die hier durch unkultivierte Zutaten beeinträchtigt werden.

* * *

Albert Bassermann ist im Jahre 1867 in Mannheim geboren. 1897 kam er von der Bühne einer kleinen Residenz nach Berlin und ist hier – bis auf zahlreiche Gastspiele — seitdem ununterbrochen künstlerisch tätig gewesen: zuerst am Berliner Theater, dann unter Brahm am Deutschen und Lessing-Theater, unter Reinhardt am Deutschen Theater und während der letzten Jahre mit einer kleinen Pause am Lessing-Theater Victor Barnowskys. Vom Herbst dieses Jahres ab ist er zugleich mit seiner Frau, die Schauspielerin Else Bassermann-Schiff, dem Staatstheater, für die ihm außerhalb dieser Verpflichtung freibleibende Zeit von Georg Altmann dem Kleinen Theater gewonnen worden.

Bassermann gibt an, durch seine umfangreiche Filmtätigkeit innerlich bereichert zu sein. Sein Name ist verknüpft mit dem ersten bedeutenden Filmdrama: „Der Andere" (nach Paul Lindau).

Arthur Nikisch.

Ein großer Brillant an einer wundervollen linken Hand blitzt auf — das ist das Zeichen, daß Nikisch die Sinfonie beginnt. Mit einer Ruhe, die Sammlung gebietet. Mäuschenstill sind plötzlich die aufgeregten zweitausendfünfhundert Menschen in der Philharmonie. Und dann die Sinfonie, — sagen wir: Tschaikowskys „Pathétique".

Aber ich bin mit der Tür ins Haus gefallen. Ich habe gleich das-

jenige Werk genannt, mit dessen Interpretation Nikisch auf einsamer Höhe steht. Das er in seinen tiefsten Gründen aufwühlt, an denen seine slavische Leidenschaft sich entzündet. Er versteht diese slavische Seele, er geht ganz in ihr auf, ist ganz eins mit ihrem „Himmelhoch jauchzend — zu Tode betrübt." Es ist fast eine Art von Naturereignis, wenn er Tschaikowsky gibt. Oder Smetana, Dvorak, Rachmaninoff.

Aber Nikisch kann, darin Strauß überlegen, anfassen, was er will — er macht alles lebendig. Es gibt bei ihm keine Abende, an denen man — wie immerhin bei Strauß — sagen könnte: dies und das „liegt ihm nicht." Er gibt Beethoven beethovenisch, Schubert als Schubert, Tschaikowsky in seinem ganzen prachtvollen Slaventum — es singt und klingt alles unter seinen Zauberhänden, und ich kann es verstehen, wenn seine Anhänger ihn noch über Strauß stellen. Ich kann das verstehen, aber ich möchte doch sagen: wir wollen ihn verehren als einen gleich kostbaren Besitz neben Strauß.

Wenn man von Nikisch spricht, denkt man unwillkürlich zugleich auch an das unter seinem Stabe herrlich leuchtende Philharmonische Orchester. Auf diesem kostbaren Instrument spielt der Meister nicht nur virtuos, sondern er entlockt ihm, noch subtiler als Strauß, die intimsten Wirkungen. Herrlich, wenn er so den herben Brahms versinnlicht, indem er die kleinsten Farbentupfen leuchten macht; indem er der brahmsischen Verschlossenheit die Flügel, die sehnsüchtig gebannten, ein wenig weitet; indem er den weiten Melodiebogen mit diesem Orchester einen Aufschwung gibt, daß sie uns Brahms erst in seinem rechten Lichte erscheinen lassen. — Und wie ganz einzig poetisch malt er die Romantiker! Man höre von ihm Schuberts „Unvollendete", Bruckners „Romantische", die „Rheinische" von Schumann — man höre vor allem immer wieder Bruckner, den er, der Brucknerschüler, in letzter Vollendung interpretiert. Und dann Mahler. Diese nervöse, zerrissene, dreiviertel slavische Seele enthüllt er in ihre letzten Fasern hinein. Vielleicht nicht so stürmisch wie Bruno Walter oder Oskar Fried. Aber so tief sehnsuchtsvoll, wie Mahler war und ist und sein wird.

Nikisch hat längst die Sechzig überschritten — und wird immer jünger, in einem gewissen Sinne. Er geht mit den Modernsten mit und tut sie nicht kühl ab, sondern versenkt sich ganz so in sie wie in seine großen Lieblingsmeister. Aeußerlich freilich ist er nun vielleicht der abgeklärteste Dirigent, den wir haben; er war ja schon immer ein wenig karg in seinen Bewegungen, und man hat ihm das als Manier vorgehalten. Die das taten, wußten nicht, daß es eine höchste Disziplin ist. Eine Disziplin, die sich mustergültig aufs Orchester überträgt. — Aber, wie jeder Große, hat natürlich auch dieser unvergleichliche Mann seine Nörgler.

Tschaikowsky — ein weites, weites Seelenland tut sich auf, wenn Nikisch den großen Russen verlebendigt. Ohne ihn im geringsten, — was so viele andere tun —, zu verdeutschen. Wie schwellen die Harmonien im Fünfviertel-Satz der „Pathétique" — wie steigert sich die

„banale" Nebenmelodie des ersten Satzes — wie prunkt der glänzende Marsch vorüber! Es ist herrlich, herrlich, herrlich! Aber auch die „Vierte" und „Fünfte" gibt er in einziger Vollendung. Mag die „Pathétique" immerhin sein „Steckenpferd" sein — es ist keiner neben ihm, der sie uns ähnlich darbrächte.

Nikisch: das universellste Dirigentengenie der Gegenwart; der tiefinnigste Interpret aller romantischen Musik; der feinnervigste Deuter des musikalischen Slaventums.

Kungfutse: Gespräche aus dem Chinesischen.

Verdeutscht und erläutert von Richard Wilhelm.
(Verlag Eugen Diederichs, Jena.)

Ein seltsames Buch! Durch ein Gewinde von Schlingpflanzen muß man sich einen Weg bahnen, um aber dann reich belohnt zu einer wahrhaft ergötzlichen Vermittlung von edeler Weisheit und hoher Sittlichkeit zu gelangen. Kungfutse oder — wie die Jesuiten ihn nannten: Confuzius — lebte um das Jahr 500 vor Christi Geburt. Damals war das alte kommunistische China in Verfall begriffen, und aus dem rauchenden Trümmerhaufen suchte Confuzius die Steine zusammen, um sie wieder aneinanderzufügen zu alter Pracht. Dies gelang ihm allerdings nicht. Der Bau der altchinesischen Regierungsform war unwiderruflich dem Untergang geweiht, dennoch ist es Kungfutse zu verdanken, daß die Baupläne dieser alten Kultur durch ihn gerettet wurden, so daß mit dem Erscheinen eines anderen Herrschergeschlechts eine neue aus dem sozialen Zusammenbruch erstehen konnte. Richard Wilhelm hat das Werk in mustergültiger Weise verdeutscht und kommentiert. Kungfutses Hauptproblem bildete die Frage: „Was ist zu tun, damit das Zusammenleben der Menschen so gestaltet wird, daß es den großen Gesetzen der Weltordnung entspricht und dadurch zum Glück der Gesamtheit führt?" Muß es uns nicht geradezu wie eine Fabel erscheinen, daß man vor 2300 Jahren in China um das gleiche Ideal kämpfte wie wir heute? Der chinesische Weise unterscheidet scharf zwischen Persönlichkeit und Staat, individuellen Rechten und allgemein sozialen Gesetzen. Es ist nötig, sagt er, daß an maßgebender Stelle durchgebildete Persönlichkeiten stehen: „Nur der vornehme Charakter (chinesisch der Edle) kann wirklich Menschen beherrschen. Im Verhältnis zum Nebenmenschen verlangt er „die freie Anerkennung ihrer Persönlichkeit als eines dem eigenen Ich gleichgeordneten Selbstzwecks." Für das soziale Zusammenleben der Menschen greift er auf das einfachste Verhältnis zurück: die Familie. Auf dieser Grundfeste baut er den Staatsorganismus auf. Ehrfurcht und Liebe sind die Hauptmomente, die er den menschlichen Beziehungen zugrunde legt. Der Seelenzustand der Menschen soll ein harmonischer werden, denn „nur wohlgestimmtes Gemüt kann Maß und Mitte halten."

Je tiefer man in den Inhalt dieses Buches eindringt, desto weniger hat man das Gefühl, ein Werk des Altertums zu lesen. Das politische

Moment ist so außerordentlich aktuell, daß es schon aus diesem Grunde zur Lektüre zu empfehlen ist. So lebenbejahend das Werk des Kungfutse ist, so wenig Positives gibt das folgende Buch:

Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse. Deutsche Auswahl von Martin Buber. (Insel-Verlag, Leipzig 1918.)

Man kann Martin Buber das Lob nicht versagen, daß er mitgeholfen hat, die uns bisher so fremde Welt der altchinesischen Literatur und Philosophie aus der Vergangenheit ans Licht zu ziehen. Die Parabeln, die dieses kurze Buch dem Leser bietet, werden alle diejenigen interessieren, die nicht nur Freude am Roman, sondern auch an religiös-philosophischen Fragen haben. Martin Buber entwirft in einem Nachwort ein gedankenreiches Kulturbild der damaligen Zeit.

Henny Zippert.

E. W. Bredt: Häßliche Kunst?

Kunstverlag: Karl Kuhn, München.

Ob der Verfasser recht tut, die Problemfrage: „häßliche Kunst?" als Titel über sein Werk zu schreiben, möchte ich dahingestellt sein lassen. Den naiven Beschauer könnte dieser Titel abstoßen; für den kunstgeschichtlich gebildeten Teil des Publikums ist aber diese Problemfrage fast überall in negativem Sinne gelöst. Das Werk ist für den Anfänger im kunstgeschichtlichen Studium zu schwer, um ihm einen vollen Genuß zu verschaffen; der Kenner wird mancherlei neue und interessante Vergleiche zwischen der alten und modernen Kunst darin finden. Einige kurze Beispiele: Grünewald und Rodin. Hier zieht der Verfasser die Parallele zwischen Grünewalds überaus sensibler Art, seiner Gestaltung des nervösdurchgeistigten Christus, dessen Finger ganz und gar krampfhafter Schmerz sind, und der Rodinschen Figur Johannes des Täufers: auch hier das gleiche nervös Gespreizte; auch er versteht Finger zu schaffen, in denen — wie der Verfasser sagt — alle Sinne der Welt spielen. Besonders interessant ist die Nebeneinanderstellung der Pointillisten: Seghers, Signac mit Castiglione. Hier zeigt sich Bredts umfassendes kunsthistorisches Wissen, sein echtes Aesthetentum, das ihn bei der Zusammenstellung dieser hervorragenden Sammlung von Kunstblättern geleitet hat. Monumental architektonische Kompositionen zeigen die beiden Käthe Kollwitz-Blätter. Sie packt auch hier das soziale Leben und schafft nackt und wahr das Elend des Proletariats.

Neben der hervorragenden Kommentierung durch den Verfasser ist die technische Ausführung der Kunstblätter seitens des Verlages besonders anzuerkennen. Eine prachtvolle Wiedergabe der Originale ist zweifellos gelungen, und man darf wohl sagen, daß die kunstgeschichtliche Literatur um ein gutes Werk keineswegs „häßlicher Kunst" bereichert ist.

Henny Zippert.

Nachdruck nur mit vollständiger Quellenangabe erlaubt.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin.
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Arthur Lehmann, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 40.41.

1. Tag: Ostermontag, den 21. April, nachmittags 3 Uhr:

7 Rennen u. a.: **Osterpreis.**

Rennen zu Karlshorst

Fahrplan der Vorortzüge über Stadtbahn siehe Anschlagsäulen. Außerdem **Stadtbahnverbindung** von **Charlottenburg-Friedrichstraße** nach **Niederschöneweide** sowie v. **Görlitzer Bhf.** nach **Niederschöneweide,** von hier in 15 Minuten ca. zu Fuß zur Rennbahn Karlshorst. — **Straßenbahnverbindungen:** 1. v. **Schlesischen Bahnhof** über Stralau—Treptow nach **Oberschöneweide;** 2. von **Bahnhof Niederschöneweide** nach Rennb. Karlshorst; 3. vom **Alexanderplatz** nach **Friedrichsfelde;** 4. von **Friedrichsfelde** nach Rennbahn Karlshorst.

Unternehmer!
Arbeitgeber!

Laßt keine Arbeit ungetan!

Es ist eure Pflicht,
nichts unversucht zu lassen.

JOE LOE

Annahme für Vorwetten

Rennen zu

Berlin-Karlshorst: 21. April
Dresden: 20. April
München-Riem: 20. April
Hannover: 21. April

Trabrennen zu

Berlin-Mariendorf: 20. April
Hamburg-Farmsen: 20. 21. April
Straubing: 21. April

Annahme von Vorwetten für Berlin bei persönlich erteilten Aufträgen bis **3 Stunden** vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen. Für auswärtige Plätze nur am Tage vor den Rennen bis 7 Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9, Eingang **Innsbrucker Str. 58**
Oranienburger Straße 48-49 (an der Friedrichstraße)
Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)
an den Theaterkassen der Firma **A. Wertheim**

Leipziger Straße 132
(nur wochentags)
Nollendorfplatz 7
Planufer 24
Tauentzienstraße 12a
Rathenower Straße 3
Königstraße 31/32

Für **briefliche und telegraphische** Aufträge Annahme bis **3 Stunden** vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

Am Wochentage vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

DIE DEUTSCHE BÜHNE

Amtliches Blatt des Deutschen Bühnenvereins

Im Januar begann der XI. Jahrgang

Aus dem Inhalt der bisher erschienenen Nummern nennen wir:

Dr. P. Hoffmann: Wie weit ist die Kunst des Schauspielers wirkliche Kunst?
Richard Dehmel: Deutsche Einheit.
Frank Wedekind: Glossen.
G. Hell: Otto Borngräber / Fritz v. Unruh. Eine Parallele.
Dr. Karl Zeiß: Die neue Zeit und das Theater.
Max Krüger: Entwurf zu einer Stilbühne.
Leopold v. Wiese: Ueber Strindberg.
Wilh. v. Scholz: Das szenische Problem von „Troilus und Cressida".
H. Höffding: Shakespeares Humor.
Richard Elchinger: Der befreite Mime.
Die Umwandlung der Hoftheater usw.
Aus dem Geistbuch von Ernst Lissauer.
Momentaufnahme aus meinem Zeithirn von Walter v. Molo.
Künstlerischer Wille und Diktatur von Erich Oesterheld.
Paul Lindau von Artur Wolff.
Theatererinnerungen von Graf Seebach.

Außerdem in jeder Nummer ein umfangreicher „praktischer Teil", der über das gesamte deutsche und ausländische Theaterwesen, Uraufführungen, Regiepläne, neue Theater und Direktionen, neue Werke, Dramaturgisches, Abschlüsse, Wochenspielpläne der deutschen Theater usw. berichtet.

„Die Deutsche Bühne" ist jetzt das moderne Theaterfachblatt; ihr Interessentenkreis beschränkt sich nicht nur auf Direktoren, Schauspieler und andere Theatermitglieder, sondern hat besonderen Wert für alle Bühnenschriftsteller und jeden an der Entwicklung des Theaters Interessierten. — Probenummern liefern wir gegen Berechnung. Bei Aufgabe eines Abonnements wird dieser Betrag besonders gutgeschrieben.

„Die Deutsche Bühne" erscheint wöchentlich und kostet jährlich 22 M, halbjährlich 12 M, vierteljährlich 6 M, Einzelheft 60 Pf. ord.

OESTERHELD & CO., VERLAG, BERLIN W 15.

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II. Berlin NW. 87, Reuchlinstraße. Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Gasanstalten
für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.
Sämtliche Ausrüstungsteile für Oefen
mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.
Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löschein richtungen.
Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.
Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.
Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.
Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.
Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen
Geräte und Werkzeuge.
Bamag-Rechlätemen. Bamag-Fernzünder.
Triebwerke.
Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.
Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten
von Wasserwerken und Kanalisationen,
Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Arthur Lehmann, Berlin SW. 11, Königgrätzer Straße 40/41.

Nummer 8 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft
Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Syndikate . . . . . von Dr. S.
Die Rechtswissenschaft auf der Anklagebank . von Dr. Mannheim
Fragen des Wohnungswesens von Regierungsbaumeister Rosenberg
Lucie Höflich — Josef Mann
Aus dem Tagebuch eines Soldaten . . . . von Karl Fischer
Die alte Zensur . . . . . von Hans Tessmer
Oeffentliche Meinung . . . . . von Michael Charol
Neue Bücher

Erscheint jede Woche * Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co
BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

A
E G

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 26. April. Nummer 8.

Syndikate.

Die Kartellbildung ist in gewissen Produktionszweigen, hauptsächlich in der Eisenindustrie und im Bergbau eine international Erscheinung. Die Hauptursache ihrer Bildung liegt in der durch die vergrößerten Unternehmungen hervorgerufenen Verschärfung des Konkurrenzkampfes, dessen Folge ein Steigen des geschäftlichen Risikos und ein gleichzeitiges Sinken der erzielten Gewinne war. Der Zweck der Kartelle geht dann, durch den Zusammenschluß aller, oder wenigstens der Mehrzahl der Unternehmungen desselben Industriezweiges, die Konkurrenz und damit die schädlichen Wirkungen des übermäßigen Konkurrenzkampfes auszuschalten und durch Preisvereinbarungen, durch Vereinbarungen über die Größe der Produktion und endlich durch Verteilung der Absatzgebiete auf die einzelnen Unternehmer eine Beherrschung und zentrale Leitung des gesamten Marktes anzustreben. Die Entwicklung hat zu einer immer weiteren Vervollkommnung des Kartellwesens geführt, das schließlich von einer Regelung der Produktion auf eine Regelung des Absatzes der Produktion hinübergriff. Eins dieser vollkommenen Kartelle ist das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat, das nicht nur den Großhandel in lokalen, nach Absatzgebieten gegliederten Organisationen seiner unmittelbaren Leitung unterstellt, sondern weiterhin durch Festsetzung selbst der Kleinhandelspreise auch den Kleinhandel seinem beherrschenden Einfluß unterworfen hat. Neben dem Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat besteht übrigens in Deutschland auf dem Gebiete des Kohlenbergbaues noch die oberschlesische Kohlenkonvention, das Kokssyndikat, sowie neun Syndikate auf dem Gebiete der Braunkohlenproduktion. Auf diesem Gebäude der Organisation der Produktion wie des Absatzes durch die Syndikate hat dann die Kriegszwangswirtschaft, die durch den Rückgang der Produktion während des Krieges bei gleichzeitigem ungeheurem Steigen des Verbrauches notwendig wurde, ohne grundlegende Aenderung der bestehenden Verhältnisse aufbauen können. Die Leitung der gesamten Kohlenwirtschaft für das Reich wurde in die Hand eines Reichskohlenkommissars gelegt, der mit den Syndikaten zusammen zu arbeiten hatte, während die bereits bestehenden Kohlenhandelsgesellschaften sowie die Organisationen der Kleinhändler den Kohlenstellen der Bezirke und der Kommunalverbände unterstellt wurden.

Aus dem Gesagten erhellt ohne weiteres, daß für eine Verstaatlichung der Kohlenproduktion die eine Voraussetzung gegeben war, die Marx für die Ueberführung der kapitalistischen in die sozialistische Volks-

wirtschaft forderte, nämlich die der Konzentration. Es galt im wesentlichen hier einfach, ein privates Monopol durch ein staatliches zu ersetzen. Ob diese Entwicklung tatsächlich, wie das marxistische Programm es behauptet, eine naturgemäß notwendige Folge ist und ob nicht vielmehr das Unternehmertum, auch wenn es seiner Zahl nach beschränkt ist, dennoch eine volkswirtschaftliche Bedeutung besitzen kann, die seine Ausschaltung als ein sehr gewagtes Experiment erscheinen läßt, mag dahingestellt bleiben. Zu denken gibt jedenfalls die Tatsache, daß es der Tatkraft, der Sachkenntnis und der rastlosen Arbeit der wenigen Unternehmer überhaupt erst gelungen ist, den Kohlenbergbau rentabel zu gestalten. Diese volkswirtschaftliche Entwicklung hat zwar dahin geführt, daß riesige Gewinne in der Hand weniger großer Unterehmer blieben, aber andererseits ist der Aufstieg des gesamten Produktionszweiges doch auch allen darin Beschäftigten durch Gewährung günstiger Arbeitsbedingungen und nicht zum wenigsten auch den Arbeitern zugute gekommen. Was aber noch viel mehr gegen diese Verstaatlichung spricht, ist die äußerst unglückliche Wahl des Zeitpunktes. Es muß immer wieder betont werden, daß der leitende Gedanke unserer gesamten volkswirtschaftlichen Politik der einer Förderung der Produktion auf allen Gebieten sein muß. Gerade das Lebensmittelabkommen mit der Entente hat wieder klar gezeigt, daß der einzige Weg für Deutschland, der zum wirtschaftlichen Wiederaufbau führen kann, in der Ermöglichung eines starken Exportes, hauptsächlich von Rohprodukten, besteht, unter denen wieder die Kohle unzweifelhaft die erste Stelle einnimmt. Noch weniger zu verantworten als ein Ausschalten des freien Unternehmertums wäre allerdings das des freien Handels, über dessen produktionsfördernde Wirkung in der Theorie nur noch eine Meinung herrscht.

Das Gesetz über die Regelung der Kohlenwirtschaft, das von der deutschen Nationalversammlung am 13. März in dritter Lesung angenommen worden ist, läßt nicht erkennen, inwieweit die oben ausgesprochenen Befürchtungen tatsächlich zutreffen. Es ist ein ziemlich farbloses sogenantes Mantelgesetz, dessen einzige wesentliche Bestimmung die ist, daß ein Reichskohlenrat unter der Oberaufsicht der Reichsregierung die Regelung und Förderung des Verbrauches und des Absatzes der Kohlen in Händen hat. Es ist kein Zweifel, daß diese Regelung dazu ausgenutzt werden kann, nicht nur jede Spur einer selbständigen Produktion zu vernichten, sondern auch den gesamten Kohlenhandel mit seinen tausenden von selbständigen Existenzen der staatlichen Zwangsorganisation in Form eines abhängigen Agententums einzugliedern. Sie kann aber andererseits auch das zur Folge haben, daß in Fortführung der von den Syndikaten gegründeten Handlungsgesellschaften der Produktion wie dem Handel lediglich durch Aufstellung staatlicher Regeln über Förderung und Absatz, über Auslands- und Inlandsverkauf über Preisbedingungen und Absatzgebiete gewisse Schranken gesetzt werden, innerhalb deren aber dem volkswirtschaftlich so bedeutungsvollen Walten des freien Unternehmer- und Händlertums genügender Spielraum gelassen wird. Da der Reichs-

wirtschaftsminister in der entscheidenden Sitzung ausdrücklich erklärt hat, daß eine Beseitigung des freien Kohlenhandels von der Reichsregierung nicht beabsichtigt sei, besteht die Hoffnung daß die Ausführungsbestimmungen zum Kohlengesetz, bei deren Erlaß übrigens die Nationalversammlung durch einen Ausschuß mitzuwirken berufen ist, eine schwere Schädigung der Volkswirtschaft durch eine ertötende und versteinernde bürokratische Schematisierung vermeiden und eine weitere Entfaltung der produktionsfördernden Wirksamkeit des freien Unternehmer- und Händlertums ermöglichen lassen werden.

Dr. S.

Die Rechtswissenschaft auf der Anklagebank.

Von Dr. Mannheim.

Gegen die Juristen, speziell gegen die anerkannten Führer der deutschen akademischen Rechtswissenschaft wird der Vorwurf erheblicher Mitschuld am Weltkriege erhoben. Es ist Leonhard Nelson, der in seiner dem Andenken des verstorbenen Göttinger Straf- und Völkerrechtslehrers Ludwig von Bar gewidmeten Kampfschrift „Die Rechtswissenschaft ohne Recht" (Leipzig 1917) die heutige Rechtswissenschaft des „juristischen Nihilismus" (S. 4), einer „serollen Denkungsart" (S. 232) und „Erniedrigung zur Magd der Politik . . ., deren Früchte wir in diesem Kriege ernten," zeiht. Und man kann dem Vertreter dieser Anklage die Anerkennung nicht versagen, daß er seinen Angriff mit triftigen Gründen, mit umfassendem wissenschaftlichen Rüstzeug und außergewöhnlicher logischer Schärfe unternommen hat — eine Anerkennung, der sich übrigens auch einer der Angegriffenen selbst (Franz v. Liszt in der „Juristischen Wochenschrift") in rühmenswertem Gerechtigkeitssinne nicht entzieht.

Nacheinander werden die Theorien unserer angesehensten Staats- und Völkerrechtslehrer von Nelson einer überaus herben Kritik unterzogen. Um nur die bekanntesten Namen, die sich hier auf der Anklagebank zusammenfinden, zu nennen: Franz v. Liszt, Georg Jellinek und andere durchaus freisinnige Autoritäten kommen hier nicht besser weg als etwa Erich Kaufmann mit seiner brutalen Machttheorie und als Josef Kohlers neu-hegelianischer Relativismus.

Es ist begreiflich, daß ein Hauptteil des Werkes sich gegen den nicht allzu lange toten Jellinek als den „zweifellos noch immer angesehensten und einflußreichsten Staatsrechtslehrer unserer Zeit" (S. 6) richtet. Jellinek baut das Staatsrecht wie das Völkerrecht auf seiner Lehre von der Souveränität auf, und er definiert den Souveränitätsbegriff als das „Recht eines Staates, nur durch eigenen Willen verpflichtbar und verpflichtet zu sein." Mit vollem Recht behauptet demgegenüber Nelson,

daß ein derartig überspannter Souveränitätsbegriff jedes Völkerrecht unmöglich mache. Denn Staaten, die im Jellinekschen Sinne souverän seien, könnten keinerlei vertragliche oder sonstige Verpflichtungen gegeneinander eingehen. „Wer nur durch eigenen Willen gebunden ist, ist auch an die Ausführung seines einmal bekundeten Willens nur so lange gebunden, als dieser Wille fortbesteht; er ist also in Wahrheit überhaupt nicht gebunden, und es gibt für ihn auch keine Pflicht der Vertragstreue" (S. 61). Daß die Vertragstreue nach Jellinek vernünftig, d. h. den Staatszwecken entsprechend ist, sei eine lediglich politische Erwägung, die vielleicht die Opportunität, die niemals aber die Rechtspflicht der Vertragstreue begründen könne. Die letzte Konsequenz dieser „die Heiligkeit aller völkerrechtlichen Verträge vernichtenden" Lehre (S. 62) erblickt Nelson dann in dem weiteren Jellinekschen Grundsatz, daß im Völkerrechte die Pflicht der Vertragstreue zurückstehen müsse, wenn sie in Konflikt gerate mit den höchsten Interessen des vertragschließenden Staates selbst. Denn nach Jellinek ist das Völkerrecht der Staaten wegen, nicht aber sind die Staaten des Völkerrechts wegen da — der höheren Pflicht der Selbsterhaltung müsse die niedere Pflicht der Vertragstreue weichen.

Als einziger fast, als weißer Rabe hat Nelson den Mut gefunden, diesem im Kriege auch praktisch zur Herrschaft gelangten, durch die Lehren des Krieges aber in furchtbarster Weise ad absurdum geführten Grundsatze, für den der Name eines „Rechtssatzes" wahrlich zu gut ist, zu widersprechen. Mit unerbittlicher Schärfe nimmt er jene gefährlichen Begriffe des „Staatsinteresses", der „staatlichen Selbsterhaltung" usw. unter seine Lupe. Er verneint den von Juristen und Politikern immer wieder behaupteten Wertunterschied zwischen Staatsinteresse und Interesse des Einzelnen. Auch bei dem einzelnen Individuum spiele das Interesse an der Selbsterhaltung eine hervorragende Rolle, und trotzdem werde kein Jurist die Behauptung wagen, „daß das Interesse an der Selbsterhaltung den einzelnen berechtige, sich über alle seiner Befriedigung im Wege stehenden Rechtsnormen hinwegzusetzen, da ja das Recht der Menschen wegen, nicht aber die Menschen des Rechtes wegen da seien" (S. 65). Nicht anders aber liege das Verhältnis beim Staate. Auch ihm könne unter keinen Umständen das Recht zuerkannt werden, die mit seinem Interesse kollidierenden Normen des Völkerrechts zu verletzen.

Es fällt unseren an ganz andere Weisen gewöhnten Ohren sicherlich nicht leicht, der Melodie dieser Worte zu lauschen, und doch — wer vermag heute noch die unwiderlegliche Logik dieser Wahrheit zu leugnen! Wer wollte in der Erinnerung an die zahllosen mit dem „Rechte der Selbsterhaltung" begründeten Völkerrechtsbrüche der letzten Jahre noch bestreiten, daß diese Verwechselung von Politik und Völkerrecht an der über die zivilisierte Welt hereingebrochenen Katastrophe mitschuldig ist!

Ebenso schlecht wie die Jellinekschе Souveränitätslehre kommt die Kaufmannsche Machttheorie bei Nelson weg. Reicht ja doch nach dieser

von Kaufmann in seiner Schrift über „Das Wesen des Völkerrechts und die clausula rebus sic stantibus“ vertretenen Anschauung das Recht des Staates soweit wie die Macht, seinen Willen durchzusetzen. Die Gewalt entscheidet demnach allein, auf welcher Seite das Recht ist. Und jeder völkerrechtliche Vertrag untersteht ausnahmslos der clausula rebus sic stantibus; denn seine Wirksamkeit endet, sobald der verpflichtete Staat kein Interesse mehr an seiner Aufrechterhaltung und dabei die Macht zu seiner Beseitigung hat. Das „soziale Ideal“ Kaufmanns ist der siegreiche Krieg! „Konsequenter und raffinierter, und zugleich rücksichtsloser und brutaler als hier — so ruft Nelson aus (S. 148) — ist gewiß noch niemals das Recht des Stärkeren in ein juristisches System gebracht worden.“ Die eingehende rechtsphilosophische Widerlegung, die Nelson dieser Theorie zuteil werden läßt, erscheint uns heutzutage fast als überflüssig. Aber vergessen wir nicht, wie bitter notwendig ein solcher juristisch-ethischer Schutzwall uns noch vor ganz kurzer Zeit gewesen wäre! Nur ein Beispiel für viele: Man erinnert sich noch des Münchener Strafverfahrens gegen den Grafen Bothmer als Herausgeber der „Wirklichkeit“, das sich darauf gründete, daß Bothmer die Zensur in Bayern für ungesetzlich erklärt und ignoriert hatte. Der bekannte Rundschauer der „Deutschen Juristen-Zeitung“, Rechtsanwalt Dr. Hachenburg, verteidigte die Verurteilung Bothmers mit folgender Begründung, die für alle Zeiten als warnendes Beispiel einer „Rechtswissenschaft ohne Recht“ festgehalten zu werden verdient: „Die Ansicht der Verteidigung wäre wohl auch, wenn sie rechtlich möglich gewesen wäre, politisch unmöglich. Die Zeit verträgt kein Tadelsvotum der Gerichte gegen die Regierung. Und ein solches läge in der Feststellung, daß während des ganzen Krieges die Zensur ohne Rechtsgrund bestanden habe.“ So zu lesen in der „Deutschen Juristen-Zeitung“ 1918, S. 428! Jeder Kommentar hierzu ist überflüssig. Hier sehen wir die Folgen dieser von Nelson gebrandmarkten heillosen Vermengung von Recht und Politik: Vor vermeintlichen politischen Notwendigkeiten hat das Recht selbstverständlich stillschweigend den Rückzug anzutreten. Wahrlich, es ist an der Zeit, daß die Juristen sich ihrer eigenen Würde und der Würde ihrer Wissenschaft wieder erinnern!

Die angegriffenen Rechtslehrer können sich auch nicht etwa damit verteidigen, daß sie ihre Ansichten ja nur als „reine Theorie“ verkündet hätten und für deren Umsetzung in die rauhe Praxis der Politik daher nicht verantwortlich seien. Denn auch sie mußten wissen, daß der Politiker jede Möglichkeit juristischer Rechtfertigung seines Tuns begierig aufgreifen und seine Lehrer dadurch zu Mitschuldigen machen würde. Es gibt keinen inneren Gegensatz von Theorie und Praxis — was in der Theorie als richtig erkannt ist, muß sich auch in der Praxis als richtig bewähren, und umgekehrt: was in der Praxis unbrauchbar ist, das muß auch in der Theorie wertlos sein. Nicht jene Politik hat der Jurist zu rechtfertigen, die gerade von den führenden Staatsmännern „gemacht“ und erstrebt wird, sondern allein die, die er als Jurist gutheißen darf.

Wenn der moderne Jurist den Völkerbund nach außen und die „vollkommene bürgerliche Verfassung“ (im Kantischen Sinne) im Innern aufrichten helfen will, dann wird er gut daran tun, zuvor als ewige Warnung jenen „geheimen Artikel“ zu Kants „Ewigem Frieden“ auswendig zu lernen. Dort findet er sich einer sehr viel kürzeren und dabei beißenderen Anklageschrift als der Nelsonschen gegenüber: „Der Jurist, der die Wage des Rechts und nebenbei auch das Schwert der Gerechtigkeit sich zum Symbol gemacht hat, bedient sich gemeiniglich des letzteren, nicht um etwa bloß alle fremden Einflüsse von dem ersteren abzuhalten, sondern wenn die eine Schale nicht sinken will, das Schwert mit hineinzulegen: (vae victis) wozu der Jurist, der nicht zugleich . . . Philosoph ist, die größte Versuchung hat, weil es seines Amts nur ist, vorhandene Gesetze anzuwenden, nicht aber ob diese selbst nicht einer Verbesserung bedürfen, zu untersuchen, und rechnet diesen in der Tat niedrigeren Rang seiner Fakultät darum, weil er mit Macht begleitet ist . . . zu den höheren.“ — „Weil es seines Amts nur ist, vorhandene Gesetze anzuwenden . . .“ — hier konstatiert Kant nicht eine Tatsache, sondern erhebt einen Vorwurf, aus dem er auch die unausbleibliche Konsequenz zieht: Wer wollte dem Sklaven des Bestehenden die Suche nach Künftigem überlassen? So nimmt denn Kant aus den unwürdigen Händen des Juristen das Amt eines Beraters der Regierenden und übergibt es dem Philosophen. Und so lautet denn sein „einziger Geheimartikel zum ewigen Frieden“: „Die Maximen der Philosophen über die Bedingungen der Möglichkeit des öffentlichen Friedens sollen von den zum Kriege gerüsteten Staaten zu Rate gezogen werden.“ Die Erfüllung dieser Prophezeihung erleben wir jetzt, wenn auch freilich in ganz anderer Weise: Nicht der Philosoph hat das Erbe des Juristen angetreten, sondern der Techniker und Volkswirt haben ihm sein Amt als Berater des Staatsmanns entwunden. Und auch aus seinem eigensten Herrschaftsgebiete wird er verdrängt werden, wenn nicht Recht und Philosophie (immer im Kantischen Sinne) wieder Einlaß finden in die jetzige „Rechtswissenschaft ohne Recht“.

Fragen des Wohnungswesens.

Von
Regierungsbaumeister Rosenberg.

Jedem macht sich eine Erscheinung unserer Tage auffällig bemerkbar, die Wohnungsknappheit. Dem Inhaber einer Wohnung winkt unausbleiblich Steigerung bei Ablauf seines Vertrages, aber der, welcher noch keine Wohnung besitzt, steht außer vor der Notwendigkeit, einen hohen Preis zu zahlen, vor einer sehr zeitraubenden und wenig Erfolg versprechenden Suche. Die Anzeigenteile der Zeitungen, in denen hohe Belohnungen für den Nachweis von Wohnungen geboten werden, sprechen da eine beredte Sprache.

Die Statistik bestätigt und ergänzt diese Beobachtung. Für das Reich fehlen 750 000 Wohnungen, für Groß-Berlin allein 60 000. Der bisher als normal angesehene Prozentsatz von 3% leerer Kleinwohnungen wird in drei Vierteln der Großstädte bei weitem nicht erreicht.

Dieser drückende Mangel hat sich aus dem Zusammenwirken einer Reihe von Einzelvorgängen ergeben, die fast sämtlich im Kriege ihre Grundursache haben. Durch die Entziehung der Arbeitskräfte und die Stockung der Transporte ist die Herstellung von Wohnungen bei Kriegsbeginn abgeflaut und hat das Baugewerbe später fast ganz gefeiert. Die Beanspruchung durch die neugeschaffenen militärischen Behörden und Kriegsgesellschaften hat, obwohl sie nicht von der Bedeutung ist, die manche ihr zuschreiben, den für Wohnzwecke verfügbaren Raum noch mehr verringert.

So sind wir in die Zeiten des Waffenstillstandes schon mit einem Minus an Wohngelegenheit eingetreten. Nun aber, und das ist das Bedenklichste, erschweren weitere Gründe das kräftige Einsetzen der Bautätigkeit, das für Schaffung normaler Zustände auf dem Wohnungsmarkt erforderlich wäre.

Sehen wir von der allgemeinen Lähmung der Unternehmungs- und Arbeitslust durch die Unsicherheit der politischen Lage ab, so ergeben sich noch die folgenden speziellen Tatsachen, welche das Bauen in der wirtschaftlichen Form, wie wir sie von Friedenszeiten her kennen, nahezu unmöglich machen: der Baustoffmangel, die Baustoffverteuerung und die Verteuerung der Arbeitslöhne.

Die Hauptmaterialien für das Baugewerbe: Steine, Eisen, Zement und Holz, sind knapp. Die Ziegeleien haben vier Jahre lang gefeiert. Jetzt leiden sie unter Mangel an Brennstoff. Man versucht Ersatz durch Einführung von Betonsteinen verschiedener Form zu schaffen, aber der zu deren Herstellung nötige Zement ist auch nur in begrenzten Mengen vorhanden, denn die Vorräte sind durch den ungeheuren Bedarf des Krieges so gut wie aufgezehrt, dann hat sich die Fabrikation verteuert. Ebenso macht der frühere Verbrauch des Heeres die größte Sparsamkeit bei der Verwendung von Eisen und Holz erforderlich. Da die Einfuhr aus dem Osten infolge der dortigen Verhältnisse nur noch sehr gering in Rechnung zu stellen ist, andererseits auch Tiefbaugewerbe usw. mit verstärkten Anforderungen herantreten, wäre zur Deckung des Holzbedarfs der doppelte Einschlag, wie bisher im Frieden, erforderlich. Die Anfuhr aller Materialien leidet zudem noch unter dem Mangel an Transportmitteln, welcher auch die Verwendung reichlicher vorhandener Stoffe, z. B. des Gipses, erschwert.

Größere Mengen von Baustoffen der Heeresverwaltung, auf deren Freiwerden durch die Demobilmachung man gerechnet hatte, sind infolge Wagenmangels und ungenügender Organisation des Abtransports in Feindesland verblieben.

Die Preise aller Materialien sind gegen die Friedenszeit gewaltig gestiegen. Es sei nur folgendes erwähnt: Ziegel, die früher 21 Mark

das Tausend kosteten, werden jetzt mit 90—100 Mark das Tausend bezahlt, eine Tonne Zement, deren Preis 30 Mark betrug, kostet jetzt 100—110 M. Tausend Dachsteine statt 55 jetzt 175—180 M. Zu der Preissteigerung der Baustoffe gesellt sich als dritter Faktor, der die Wohnungsherstellung erschwert, das Emporschnellen der Arbeitslöhne, das in der letzten Zeit eingetreten ist.

Wir stehen also vor dem Endergebnis, daß das Bauen schwieriger und kostspieliger geworden ist als je zuvor.

Schritte man nun unter den neuen Verhältnissen zur Errichtung von Neubauten, so müßten nach dem bisher üblichen Schema der privaten Finanzierung die Mieten so hoch bemessen werden, daß sich die gewöhnliche Rentabilität der Häuser trotz der erhöhten Baukosten ergäbe. Das müßte eine erhebliche Erhöhung der Mietspreise in den Neubauten bedeuten, die wieder eine allgemeine Steigerung mit sich bringen würde. Sollen dagegen die Mieten ungefähr auf dem bisherigen Stande erhalten werden, so bietet sich nur der Weg, daß die Gemeinden bezw. der Staat den Fehlbetrag, der sich dann bei der Finanzierung ergibt, decken.

Diesen Weg hat man eingeschlagen. Die Höhe der verlorenen Baukosten beträgt die Hälfte der Gesamtkosten bei Neubauten. Selbst bei Einbau von Wohnräumen in Keller- und Dachgeschoß vorhandener Räume müssen bis 1000 Mark pro Raum von der Gemeinde zugezahlt werden, um die Arbeit rentabel zu machen. Die Neuherstellung einer Kleinwohnung von zwei Stuben und Küche in mehrstöckiger Bauweise erfordert jetzt einen Aufwand von etwa 17 000 Mark. Die Stadt Charlottenburg fordert für eine solche Wohnung in ihren neuen Leichtbauten 850 Mk. Miete, was einer fünfprozentigen Verzinsung des oben erwähnten Baukapitals entspricht. Unter der Annahme, daß die Ersparnisse bei der Leichtbauweise die laufenden Kosten für Wasserzu- und -Ableitung, Unterhaltung usw. decken, ist die Stadt immer noch gezwungen, den Betrag, welcher die Verzinsung des Preises der fertigen Baustelle (Terrainpreis, Kosten für Bau von Straßen, Wasser- und Abwasserleitungen usw.) darstellt, sowie den, der zur Amortisation der in verhältnismäßig kurzer Zeit, etwa 20 Jahren, abgewohnten Häuser dient, aus eigener Tasche zu dem Mietsbetrage zuzuzahlen.

Einen Begriff von der Höhe der Gesamtbeträge, die in Frage kommen, erhält man durch folgende zwei Notizen. Die von Groß-Berliner Gemeinden beim Wohnungsverband zum Einbau von Wohnräumen in Dachgeschosse, Umbauten usw. beantragten Beihilfen haben den Betrag von 20 Millionen Mark für 17 000 Wohnungen erreicht. Zum Neubau von rund 30 000 Kleinwohnungen, wie sie in der Blütezeit des Berliner Baugewerbes jährlich hergestellt wurden, wären 500 Millionen Mark erforderlich, von denen 240 Millionen auf verlorene Baukosten entfielen.

Es sind also erhebliche Summen, welche die Allgemeinheit opfern muß, um das Baugewerbe zur Wiederaufnahme seiner Arbeit bei niedrigen Mietspreisen zu veranlassen. Der übliche Verwaltungsweg, auf dem die

Gewährung der Baukostenzuschüsse erfolgt, die Notwendigkeit von Vorlagen technischer und wirtschaftlicher Art zur Begründung der Anträge wird aber naturgemäß für die *private Unternehmung* den Anreiz vermindern. Wenn die *Behörden* überwiegend als Wohnungsherstellter auftreten, besteht andererseits die Gefahr, daß das bei ihnen eingeführte **Großunternehmertum gestärkt und die kleinen Handwerksmeister benachteiligt** werden.

Wie man all der Schwierigkeiten am besten Herr wird, kann erst die Erfahrung lehren. Bei Besserungsversuchen sollte man, mit Rücksicht auf die große Wichtigkeit des Bau- und Wohnungswesens für die gesamte Wirtschaft, nur mit größter Vorsicht zu Werke gehen und unfachliches Experimentieren vermeiden.

Aus dem Tagebuch eines Soldaten.

Von
Karl Fischer.

5. Oktober 1917.

Heute abend nach neun Uhr, wir lagen schon in der „Flohkiste", kam der Feldwebel zu uns auf die Stube und rief meinen Namen. Ich antwortete: „Hier!" rührte mich aber nicht, denn der Dienst dieses Tages war heiß und heftig gewesen, und ein niederträchtiger Schmerz riß an allen meinen Knochen. Der Feldwebel aber kommandierte: „Sofort aufstehn! Auf Schreibstube kommen! Papiere in Empfang nehmen! Sie sind nach Berlin versetzt! Morgen früh 4 Uhr 30 werden Sie in Marsch gesetzt!"

Nach Berlin versetzt! Das war wie ein heller, hoher Schein, der die ärmliche Kasernenstube mit den zweiunddreißig erbärmlichen Betten ganz ausfüllte. Das blitzte und blendete, und alle hatten sich in den Betten aufgerichtet und blickten nach dem Feldwebel, bittend, fragend: Ich nicht auch nach Berlin versetzt! Wann holt man uns aus dieser Hölle?

In der Schreibstube schrie mich der Feldwebel an: „Donnerwetter! Kerl! Wie lange dauert denn das? Glauben Sie, ich werde Ihretwegen die halbe Nacht hier warten?"

Ich habe nicht volle zehn Minuten gebraucht, um aus dem Bett zum Herrn Feldwebel zu kommen!

Das aber sagte ich nicht laut, sondern ließ es lieber nur leise durch meinen Kopf laufen.

„Ganz gut, daß Sie fortkommen! Sie mach'n uns den Sozialdemokraten der Korporalschaft, diesen elenden Kerl noch ganz krakehlig!" gab mir der Feldwebel als Glückwunsch mit auf den Weg.

Die Wahrheit wußte er besser!

Mein Nebenmann in der Korporalschaft, Arbeiter in einer chemischen Fabrik eines Berliner Vororts, hatte sich besonders fest an mich angeschlossen.

Er hing mit einer Liebe an Frau und Kind, die etwas Heiliges hatte. Drei Kinder hate er während des Krieges verloren, seine Frau war leidend, und in seiner Küche kochte es immer nur in einem Topf, seitdem er Soldat war. So schleppte er zwischen Särgen und Sorgen Gewehr und Tornister.

Seine von der Arbeit schweren und schwieligen Finger waren zu ungeschickt zu Federhalter und Briefpapier. „Ich bring die Buchstaben nich' auf dem Papier beieinander!", meinte er. Daher bat er mich, an seine Frau zu schreiben.

„Du, Kamerad! Aber schreib' lieb an die Frau! Es is ne gute Frau und krank und arm is se auch! "

Und als eines Tages seine Frau ihm mitteilte, daß das einzige Kind, das ihm noch geblieben, schwer erkrankt sei, riß es ihm schier das Herz entzwei vor Sehnsucht! Ich machte ihm ein Gesuch um Versetzung nach Berlin. Das wurde natürlich abgelehnt!

Nach vier Wochen hatte sein Herz Ruh.

Er liegt vor Verdun in einem Massengrab, das die Schuld des Menschen, der einst des Deutschen Reiches Kronprinz war, tausenden von Soldaten geschaufelt hat.

Zwischen mir und dem Feldwebel gab es dann noch diesen Dialog:

„Ich möchte Herrn Feldwebel bitten, mit einem späteren Zug fahren zu dürfen, damit ich nicht so früh die Kameraden aus dem Schlaf scheuche!"

„Quatsch!"

„Ich möchte Herrn Feldwebel um einen Mantel für die lange Reise bitten. Es ist rauh draußen!"

„Quatsch! Donnerwetter!"

Morgens um 4 Uhr 30 ging ich durch schlafende, schweigende Gassen, die wach und laut wurden unter meinen nägelbeschlagenen Sohlen, zum Bahnhof.

Um den Bahnhof heulte der harte Oktoberwind und hantierte um den hochgelegenn Bahnsteig, auf dem ich 1½ Stunden auf den Liller Urlauberzug warten mußte, mit solcher Heftigkeit, als wollte er alles, was oben stand und ging, heruntereißen.

Und die Kälte schlug mir die Knochen zu schanden!

10. Oktober 1917.

Jetzt bin ich drei Tage im Büro der Inspektion der Fliegertruppen. Die militärisch-technische Bezeichnung für diese Dienststelle heißt Idflieg. Die Soldaten aber sagen: Idschieb!

Der Dienst dauert von morgens 9 Uhr bis nachmittags 5 Uhr, und die Tage sind lang und leer. Bisher habe ich Linien in einem großen, dicken Buch, dessen Seiten gewiß mal mit militärischen Geheimnissen bedeckt werden sollen, ziehen müssen. Später bekomme ich am Ende schwierigere Aufgaben, und ich weiß nicht, ob ich es schaffen werde, und ich mache mir sorgende Gedanken.

Der Herr Unteroffizier hat gesagt: „Das Buch hab'n Sie mit Ihren

Linien versaut! Die Linien müssen drei Zentimeter Zwischenraum haben, und Ihre sind vier Zentimeter voneinander entfernt!"

Die anderen in unserer Abteilung aber, drei Damen und ein Gefreiter mit viel Friedensspeck, sagten zu mir:

„Sie arbeiten viel zu schnell! Sie werden ja mit Ihren Linien zu früh fertig! Und was mach'n Sie dann?"

Ich beschloß, in mich zu gehen und folgsam zu sein, denn ich hatte Furcht vor der Rückkehr in die Kaserne. Und ich radierte die Linien fein säuberlich aus und begann mein Werk von neuem. Ich zog und zirkelte, und so wurden abermals drei Tage vertrödelt, und ich ward' sehr traurig.

Am siebenten Tag fieberte ich.

Die anstrengende Arbeit in der Idschieb, halt, nein Idflieg, konnte unmöglich mein Inneres dermaßen in Aufruhr gerissen haben. Das war die Folge des Eiswindes, der mich ohne schützenden Mantel durch die Schuld des Feldwebels auf dem Bahnsteig durchfegt hatte.

Am nächsten Tag bekam ich Lungenentzündung und mußte drei Monate im Lazarett liegen.

Die alte Zensur.

Von Hans Teßmer.

Nicht abzurechnen gilt es, sondern sich zu erinnern. Das ist für einen, der ein Jahr lang dabei war, doch ganz amüsant, jetzt, wo er freimütig darüber sprechen darf. Es soll auch keine Kritik geübt werden — wozu; an Dingen, die endgültig der Vergangenheit gehören. Es soll nur erzählt werden: von der militärischen Zensur, die über allem geistigen Leben schwebte als ein mehr oder weniger verhaßtes Damoklesschwert, dessen Schärfe in gleicher Weise Verleger, Autoren, Redakteure, Redner zu spüren bekamen.

Als ich, ein ganz sterblicher „Gefreiter", dort mein „Engagement" antrat, fiel mir sogleich Eines auf: daß in dem großen Betriebe an den maßgebenden Stellen auch nicht ein Fachmann aus der Presse saß. Das Offizierkorps bestand vielmehr fast ausschließlich aus Juristen und Lehrern. Kein Redakteur, kein Schriftsteller, kein Verleger darunter; Fachleute gab es nur auf den unteren Dienststellen. Dort konnten sie — keinen Schaden anrichten. Das war so die Logik. Unter Kriegspressezensur stellten wir uns ein Amt vor, das zwischen dem Krieg und seinen militärischen Notwendigkeiten einerseits und der Presse mit ihren Bedürfnissen andererseits vermitteln sollte. Aber ach, — an Vermittlung dachte dort kein Mensch! Dort gab es ein Wort, das über allen Bedenken thronte und im Notfall stets am Platze schien: das Verbot. Von ihm wurde denn auch ein rücksichtslos ausgiebiger Gebrauch gemacht.

Herrgott, was ist doch in den Kriegsjahren alles verboten worden! Jeder der Zensoren hatte so sein Spezialfach, und jeder suchte in diesem

Fache das Bestmögliche zu leisten an „Zensur“. Ich will — obwohl sich so etwas ja schwer beurteilen und feststellen läßt — annehmen, daß alles, was dort geleistet wurde, aus ehrlichem Willen und ehrlicher Ueberzeugung geschah. Aber das ist auch das Einzige, was vor dem unerbittlichen Richter der Geschichte als Entlastungsmaterial für jene Zensur beigebracht werden könnte. Da wurden z. B. lange Auslandsder den vielverästelten Zensurbestimmungen zuwiderlief. Die hundertfachen, berechtigten Klagen der Presse, daß solche Telegramme unter den bestehenden Umständen sehr schwer zu bekommen und sehr teuer seien, verhallten in einem Schwall liebenswürdiger Beschwichtigungen. Anträge auf recht dringende Erledigung eiliger Nachrichten wurden ebenso mit ein paar freundlichen Ausflüchten beantwortet. Es war halt doch ein königlich preußischer Beamtenbetrieb! Daß die Presse schnell arbeiten muß, um stets das Neueste zu bringen, wurde da wohl *begriffen*, — aber man richtete sich beileibe nicht danach. Warum auch? Es ist Krieg, — und die Presse hat zu gehorchen!

Einer der älteren Herren hatte es besonders auf die Worte „Militär“, „militärisch“ u. s. f. abgesehen; wo sie auftauchten, schien ihm der Artikel schon bedenklich. So wunderten wir uns nicht mehr, als wir einmal den berühmten „Kriegsruf“ der Heilsarmee in die Hände bekamen, daß darin von der Hand jenes Zensors alle militärischen Rangbezeichnungen, wie sie die Heilsarmee harmlos freigebig verleiht, — mit breitem Rotstift durchgestrichen waren. Ja, ja, man konnte doch nie wissen! Wie lächerlich sich der alte Herr damit machte, das hat er wohl nie gefühlt; und wird's auch heute nicht mehr fühlen, — vielleicht ist er in den Aufregungen der Revolution schon gestorben. Er war ein guter treuer Monarchist oder — mit der Entente zu sprechen — „Kaiserist“. Die Worte „neu“, „Jugend“, „Demokratie“ gab es in seinem Sprachschatz nicht; und deshalb saß er am rechten Platz als königlich preußischer Zensor. — Eine andere, jüngere Kraft, die ebensowenig Ahnung von der Presse hatte, sah ihren Stolz darin, jeden Tag mindestens drei politische Leitartikel ausfindig zu machen, deren offenbar militärische Haltung die betreffende Zeitung zum Verbot reif erscheinen ließ. Und wie groß war doch die allgemeine Aufregung in dem bienenartig tätigen Hause, wenn nun wirklich ein Blatt ertappt wurde, welches nach den Zensurvorschriften über die Stränge geschlagen hatte! Ich erinnere mich z. B., daß einmal die „Börsen-Zeitung“ verboten ward wegen eines Artikels „Regierung und Mehrheit“, in dem — wie schon öfter an jener Stelle — in aller Ruhe die Wahrheit ausgesprochen wurde, jene Wahrheit, die ja meistens sehr schnell ins Volk drang, um desto schärfer von der Zensur unterdrückt zu werden. Ja, nun: unser Verbot — es wurde ausgesprochen, weil in besagtem Artikel nach der Meinung des Zensors die oberste Heeresleitung in den politischen Streit hineingezogen wurde. Also: strenges Verbot — auf drei Tage! Am nächsten Tag: Dringende Bitte des Verlages — sofortiges Wiedererscheinen des Blattes. Der Unbefangene fragt sich: *warum also das Verbot?* Nun, man mußte

doch die eiserne Faust zeigen; obwohl solch ein Verbot ja meistens nur die Unsicherheit der Behörde gegenüber den Verhältnissen und Bedürfnissen der Presse verriet. — Und noch eine kleine Kostprobe: Zensur der Auslandsnachrichten. Das war so mit das Blödsinnigste, was dort geleistet wurde. Was jeder einer fremden Sprache mächtige Mensch in den Zeitungen jener Sprache getrost lesen konnte, wurde für Deutschland (—resp. also für die Provinz Brandenburg —) verboten, sobald es gegen die Zensurparagraphen verstieß. Unglaublich, aber wahr. Wenn also „Matin" oder „Svenska Dagbladet", „Times", „Het Vaderland" u. s. f. ungünstige Nachrichten über uns brachten, so verfielen sie — zur Veröffentlichung in Berliner Blättern — dem unerbittlichen Rotstift des Zensors. Und ein paar Tage später war die Wahrheit doch überall bekannt, einfach, weil es ja stets Leute gibt, die Gott sei Dank auch mal einen Blick in feindliche oder neutrale Zeitungen werfen. Dieses System fand aber sogar auch Anwendung auf die Benutzung der deutschen Blätter untereinander. So las man täglich in der „Kölnischen Zeitung", „Frankfurter Zeitung", in der „Neuen Freien Presse", in den „Münchener Neuesten" u. s. f. Dinge, die für Berliner Blätter glattweg verboten wurden. So weit ging also dieses schlaue Zensursystem, daß es in jedem deutschen Staate, ja in jeder preußischen Provinz anders formuliert war und ausgedeutet werden konnte. In andern Städten, z. B. in Frankfurt a. M., saßen Gott sei Dank liberalere Richter, als in Berlin, und so ist es niemals gelungen, die Wahrheit ganz zu unterbinden und zu vertuschen.

Ein besonders liebliches Kapitel ist das auf die Theaterzensur bezügliche. Schon das Polizeipräsidium leistete ja ein Erkleckliches darin; aber weit überlegen war ihm doch das Oberkommando in den Marken. Auch hier mögen ein paar Beispiele die Lage erläutern, in der sich besonders die jungen Autoren befanden, und den „Geist", den die Behörde auf diesem wichtigen Gebiete ausschwitzte, beschwören.

Da war zum Beispiel René Schickeles „Hans im Schnakenloch". Das blühende Werk hatte — nachdem von den „maßgebenden" Stellen ein paar Kleinigkeiten darin gestrichen waren — im „Kleinen Theater" bekanntlich einen großen, anhaltenden Erfolg. Plötzlich, nach der 98. Vorstellung, macht irgend jemand Exzellenz von Kessel darauf aufmerksam, daß das Stück doch durchaus unpassend für die schwere Zeit sei, und daß „weite Kreise der Bevölkerung" Anstoß daran nähmen. Na, also: große Beratung — Exzellenz, Herr von Hülsen (der zweite Adjutant), Ober-Regierungsrat von Glasenapp tauschen ihre Ansichten aus — sie können eigentlich nichts daran finden, und da das Werk nun einmal zugelassen ist . . . Man fragt in anderen Städten, in denen es ebenfalls auf dem Spielplan steht, an: dieselbe Auskunft — „Hans im Schnakenloch" gefällt und erregt absolut keinen Anstoß. Endlich hat man's: dem „Kleinen Theater" wird angedeutet, daß es aus gewissen Gründen nunmehr besser sei, das Stück vom Repertoire bis auf weiteres verschwinden zu lassen; sollte sich die Direktion dem entgegensetzen, so

werde wohl ein Verbot erfolgen; andernfalls wolle man davon absehen. Also: wenn ihr das Stück nicht mehr spielt, dann wollen wir so gnädig sein, es nicht zu verbieten! Ein Meisterstückchen der Zensur aus der Aera Wilhelms, des Kunstverständigen. — Ach ja kunstverständig waren die Heren, das muß man ihnen lassen, und das beweist auch etwa folgender Fall: Hasenclevers „Sohn" wurde in Berlin bekanntlich mit Mühe und Not für die Vereinsvorstellung im „Deutschen Theater" zugelassen. Oeffentlich durfte das Drama nicht gespielt werden, weil Herr von Kessel in diesem brausenden Jugendwerk eines echten ringenden Künstlers einen Aufruf zur brutalen Verrohung der Jugend erblickte, die durch den Krieg sowieso schon genügend verroht sei Mit diesem „Urteil" wurde ein Werk für längere Zeit lebendig begraben, das dann inzwischen getrost in der Provinz mehrfach öffentlich gespielt wurde, ohne daß sich besondere Merkmale von der Verrohung der Jugend durch den Genuß des „Sohnes" gezeigt hätten.

Diese Beispiele ließen sich noch zahlreich vermehren. Aber ich will schließen, und zwar mit einer kleinen Geschichte, die fast wie eine Anekdote anmutet aus irgend einem Lande Duodezien etwa. Aber die Geschichte ist wahr. Trat da also um die Jahreswende 17-18 ein Berliner Blatt (—nomina sunt odiosa —) an den Oberstkommandierenden in den Marken mit der Bitte heran, für die Neujahrsnummer ein kleines Begrüßungsgedicht zu verfassen. Exzellenz mögen geschmunzelt haben, — jedenfalls schrieben hochdieselben an den Rand der Aufforderung: „Der Presse-Abteilung zur Erledigung". Sixt', und so kam das Schriftstück herüber in die Presse-Abteilung. Presse, — Presse — da müssen doch wohl so 'ne Dichter usw. sitzen, — so mögen Exzellenz überlegt haben. Ja nun: der Leiter der Presse-Abteilung wußte mit der Sache natürlich ebensowenig anzufangen wie sein hoher Vorgesetzter. Er gab also den Befehl weiter an den „Unteroffizier" — Herbert Eulenberg, der damals in unserer Mitte weilte. Aus vollem Herzen lachend „dichtete" Eulenberg nun auf militärischen Befehl drei Vierzeiler, die auf dem üblichen Dienstwege an Exzellenz geleitet wurden. Und richtig erschien auch eines dieser Verschen dann in der besagten Nummer, und darunter stand im Faksimiledruck — von Kessel. Die beiden andern aber wurden „z. d. A." (zu den Akten) beschieden. Da ruhten sie bis zur Revolution; — jetzt freilich dürften sie längst als Makulatur in die vier Winde zerstreut sein. Es ist nicht schade um sie; aber wir, die wir die Geschichte miterlebt haben, werden sie nicht vergessen, die Verse nicht und ihre heitere Geschichte.

Oeffentliche Meinung.

Von Michael Charol.

Der Dichter sollte eine Schmetterlingsnatur haben. Diese pflegen, sobald sie ihren Zweck erfüllt wissen, also gleich nach der Begattung oder nach dem Eierlegen, zu sterben. Sobald der Dichter seine Aufgabe vollbracht hat, also sobald er seinen Zeitgenossen etwas Wertvolles zu sagen gewußt, sobald er Werke von bleibender Bedeutung geschaffen hat, müßte er die lobenswerte Gewohnheit der Schmetterlinge nachahmen. Sein unmittelbarer Sinn ist dann vollbracht, und nach den Gesetzen der Menschheit ist sein weiteres Vegetieren nicht nur zwecklos und schädlich, sondern sogar für seine Musenkinder verderblich. Solange das unglückliche Geschöpf von einem Dichter noch zu atmen wagt, sind die Theaterdirektoren, die Kritiker, die Schauspieler, das Publikum und die Zensoren von Gottes Gnaden, somit die ganze aus diesen Elementen bestehende öffentliche Meinung, seine natürlichen Feinde.

Das Publikum ist es einerseits, weil es ihn nicht versteht, andererseits, weil es ihn zu gut versteht. — Einen Mittelweg gibt es bei dem anständigen Publikum nicht. — Versteht es ihn nicht, so nimmt es ihm übel, daß er sich nicht um dessen Horizont gekümmert hatte. Versteht es ihn zu gut, so weiß es, daß er die Laster der Zuhörer gemeint hatte, und es haßt ihn wie die Wahrheit, die er zu sagen wagt.

Die Kritiker hassen ihn, weil sie ihn kritisieren müssen. Sie sind nicht imstande, seine Werke zu würdigen. Und sind sie ausnahmsweise einmal dazu fähig, dann hassen sie ihn, weil sie Furcht vor seinen neuen Schöpfungen haben.

Die Feindschaft der Theaterdirektoren ist materieller. Die stammt aus den leeren Häusern, wenn man den neuen Dichter gibt. Gibt man ihn aber nicht, so wird er wegen des Rufes eines Geschäftsdirektors verhaßt, den man seinetwegen kriegt.

Die Schauspieler verabscheuen ihn, weil er ihnen Rollen zumutet, denen sie nicht gewachsen sind. Sie können unmöglich ihre Mittelmäßigkeit — und Mittelmäßigkeit herrscht auch auf der Bühne vor — in die neuen Gestalten hineinpressen. Und sind sie durch einen besonders glücklichen Zufall ihnen gewachsen, so hassen sie ihn, weil er ihnen auf der Spur ist, sobald sie die Rollen auf die eigene Art kreieren wollen.

Und die Zensoren — die sind schon von Berufs wegen allem Neuen und Bedeutenden feindlich gesinnt.

Aus diesen Faktoren setzt und setzte sich immer die öffentliche Meinung zusammen. Sie sitzt zu Gericht über den Dichter und verurteilt ihn, wenn er Swift oder Shelley, Byron oder Poe, Ibsen oder Strindberg, Baudelaire oder auch Wedekind heißt. Sie preist ihn, sobald er Kotzebue oder Scribe, Sardou oder Blumental, Henri Bernstein oder auch Sudermann ist.

So war es immer und so wird es ewig sein, bis diese Dichter das Zeitliche gesegnet haben, oder ausnahmsweise, wenn sie so alt geworden

sind, daß man sich an sie wie an ein notwendiges Uebel gewöhnt hat. Dann dürfen die zahnlosen Greise die Ehren genießen, die ihre Jugend verdient hatte, und wenn sie sterben, werden sie für das bißchen glückliches Alter in die Rumpelkammer geworfen, wie in dem Fall Ibsen.

Wenn aber der bis an sein Ende verfolgte Dichter stirbt, welch ein rührendes Bild bietet sich der Welt!

Weil sie von dem Toten keine neuen Werke zu befürchten haben, spüren die dankerfüllten Kritiker mit einem Mal, wie warm ihr Herz schon immer für seine Kunst geschlagen hatte. Sie bekommen Sinn für seine Werke und entdecken plötzlich, wieviel Bedeutendes in ihnen steckt. Und ein donnerndes Beifallklatschen hebt am Grabe des dahingegangenen Helden an, und ein Kritiker übertrifft den andern, damit das Publikum merke, daß er der größere Kritikaster sei.

Und das Publikum staunt über die Bedeutung seiner Kritiker und wundert sich über den Wert des Verschiedenen. Es schämt sich, daß es nie seine Werke gekannt hat, und holt pietätvoll alles nach. Verletzt fühlt es sich auch nicht mehr, denn da der Dichter tot ist, können die, die er gemeint hat, auch nicht mehr leben. Und der Tote erlebt etwas, was ihm auch in seinen kühnsten Träumen nie geträumt hat: eine Mode. Wie z. B. die jetzige Wedekind-Mode.

Die Theaterdirektoren gewinnen ihn lieb, denn sie können jetzt bei guten Einnahmen beweisen, wieviel sie für die neue Literatur übrig haben.

Die Schauspieler sind befriedigt, denn sie können alle Figuren verunstalten, soweit sie der Regisseur nicht stört, der gewöhnlich eine Verzerrung der Rollen in anderer Richtung wünscht.

Und die Zensoren — was tot ist, bleibt tot.

Und die öffentliche Meinung preist Swift und Shelley und Byron und Poe und Strindberg und Baudelaire.

Da man aber nicht gut die einen und die andern preisen kann, wenn sie Antipoden sind, so erkennt die öffentliche Meinung den Unwert der Kotzebue und Scribe, na und so weiter — und schimpft über sie und ist glücklich, wenn sie einmal ihre Werke, so liebe und so vertraute, sehen kann.

Künstler.

Lucie Höflich.

Die Schauspielerin Lucie Höflich ist uns Jahre hindurch aller Inbegriff matter Blondheit auf der Berliner Bühne. Wenn wir an eine fernblonde, vornehmlich deutsche, lachende oder weinende Dramengestalt denken, so sieht der Instinkt unseres inneren Auges Lucie Höflich. Berlin ist zurzeit an *hellen* Schätzen unter seinen Schauspielerinnen reich: nach der breiten Meisterin Else Lehmann haben wir die innige Sensitivi-

rät Helene Thimigs, die tiefgoldene Johanna Hofer, haben wir aus der Nachfolge Eugenie und Charlotte Schultz, haben wir die weichere Helene Fehdmer und die urwüchsige Anaute Pünkösdy, während Lina Lossens adlige Gestalt mehr im Helldunkel schreitet. Eigen aber und unverlierbar ist der Ton Lucie Höflichs geblieben.

Als wir Jüngeren sie kennen lernten, war uns diese Schauspielerin das lebende Bild des Gretchen. Und da wir sie dann nach Jahren wirklich im „Faust" sahen, trugen wir unerschüttert die lieblich ergreifende, mütterliche Jungfrau in unseren Herzen fort. Ein keusches, inniges Bürgerskind war da von rohen, bösen Gewalten zum Opfer bestimmt und verendete, den Qualen brutal überlassen, einsam in Ketten. Dieses letzte Schreien des Wahnsinns schwand nicht aus unserer Brust. So war Lucie Höflich uns die stille Spielerin reiner, leiser leidender Frauengestalten. Hebbels Klara, Schillers Luise, Shakespeares Cordelia rührten uns zu Tränen. Sie blieben wie stille, matte Bilder in uns zurück, und ein Glanz von Madonnentum stand um ihre Scheitel.

Doch die Kunst Lucie Höflichs erstarkte zu neuen Gestalten. Ihr Körper ward reifer, die Züge ihres klaren Gesichts erhielten festere Prägung. Sie ward zur Hauptmann-Spielerin. Als bäuerliche Rose Bernd stand sie fest in der Ackerfurche, ein Fleisch gewordenes Symbol der animalisch begehrenden Gesundheit. Doch mehr: Nicht nur herbe, erdgewachsene Kraft war es, was aus diesen Verkörperungen der Frau Lucie Höflich dampfte. Die Bauerngesundheit steckte tiefer. Wenn aus der gejagten Rose der Schrei hochbrach „Ich hab mich geschaamt!", dann hörte man das proletarische, elende Chaos wie aus einer Tierbrust sich ans Licht wühlen. Man wußte dann, daß diese Schauspielerin auch das innere Format zur Darstellung alles unkompliziert Stumpfen, Schwerfälligen des Frauentums hat. Und aus dem Stumpfen blickte bald auch bös, gemein die Sünde. Lucie Höflich war die Hanne Schäl des Fuhrmanns Henschel, war in Hauptmanns „Ratten" die Frau Jahn. Es brachen hier Züge einer geradezu satanischen Lust nicht selten vor. Und es war zu allem merkbar zu spüren, wie die Schauspielerin humorfester Elemente nicht entbehrt. Man weiß es aus der Jugend. Man denkt gut blickender Frauen aus Lucie Höflichs schlichter Bildgalerie, die im innern spöttische Koketten waren. Man denkt etwa, wie sie in einem kotzebueschen Lustspiel eine fette Bürgerin entzückend daherschnaufen ließ. Man denkt vor allem ihrer vielleicht reinsten Rolle, der Franziska in „Minna von Barnhelm"; wie sie hier Possen und lichten Ernst durcheinander spielte, hat man unter Weinen und Lachen erfahren.

*

Lucie Höflich ist die Tochter eines österreichischen Schauspielers. Sie ging in ganz jungen Jahren zur Bühne und bildete sich im Reiche — so in Bromberg, dann in Wien — heran. Von Wien kam sie bald zu dem damals aufsteigenden Max Reinhardt nach Berlin, dessen Spuren sie seitdem fast ohne Unterbrechung gefolgt ist. Ihre ersten ganz großen

Berliner Erfolge erstanden Lucie Höflich aus den Darstellungen von Felix Dörrmanns „Ledige Leut'" (zusammen mit Giampietro) und von Maeterlincks „Pelleas und Melisande" (1903 im Neuen Theater).

Josef Mann.

Eine stilvoll-moderne, von Licht und Luft umgebene Wohnung in Berlin W. Gesamteindruck: Geschmack und eine besonders betonte Ordnung. Wenn nicht die eine Seitenwand des Besuchszimmers eine Flut von Erinnerungs- und Dankzeichen in bunter, golddurchwirkter Seidenpracht herunterfallen ließe, nicht den Hauptteil des Nebenraums ein auffallender Flügel einnähme, man würde kaum annehmen, im Eigenheim eines Bühnenmenschen, noch dazu eines Heldentenors zu sein.

Josef Mann ist bis zum Antritt seiner Künstlerlaufbahn, d. h. bis zum 29. Lebensjahre, Richter in Lemberg, seiner Heimatstadt, gewesen Daher mag auch das Bürgerlich-Wohlgeordnete seines Milieus, die gewinnend bescheidene Zurückhaltung und Sachlichkeit seines Wesens rühren. Mann's doppelter Lebenslauf als Jurist und Künstler erinnert ja an manches Vorbild älterer und neuester Theatergeschichte. Sohn einer bürgerlichen, dem Theaterleben abholden Lemberger Familie absolvierte der Student, der bereits als Schüler auf dem Gymnasium und in der Kirche Gelegenheit gesucht und gefunden hatte, sein auffallend schönes Organ öffentlich zu üben und zur Geltung zu bringen, elterlichem Wunsche gemäß Studium und juristischen Vorbereitungsdienst, bis sich in ihm nach gerade bestandener Richterprüfung plötzlich die Künstlernatur nun unhemmbar freie Bahn brach. Der 27jährige Jurist nimmt Urlaub von Amt und Würde und geht 1911 nach Mailand, um dort bei Ferdinando Guarino die erste Gesangsausbildung zu erfahren. Schon vorher war er in Lemberg in der Oper „Halka" von Moniuszco das erste Mal auf öffentlicher Bühne mit großem Gefallen aufgetreten. Während der neunmonatigen Ausbildung studiert der angehende Heldentenor die Italiener. Die mit Feuereifer aufgenommenen Mailänder Skala-Eindrücke bewirken vollends, daß sich sein Hauptinteresse der romanischen Musiksphäre zuwendet, zumal da ihm sein pastoses Organ alle Melodik besonders nahelegt.

Des Künstlers bisherige Bühnenlaufbahn ist ebenso kurz wie erfolgreich. Nach Beendigung der Mailänder Studien kommt er 1912 an die Wiener Volksoper, wo er in Wagner und den Italienern, besonders im „Bajazzo", großen Erfolg hat. Seine „Aida"-Partnerin ist damals u. a. Mizzi Jeritza. Nach dreijährigem Wiener Erfolge entführt 1915 der Intendant des Darmstädter Hoftheaters Dr. Eger den Künstler, und nun beginnt für ihn in den Jahren 1915—1918 eine Zeit wertvollster künstlerischer Arbeit und bedeutsamer Erfolge. Wenn auch die in Mailand begründete Vorliebe für die romanische Musikwelt in der Darmstädter Zeit weiterbestehen bleibt, so glückt es dem arbeitsfreudigen vielseitigen, auch bereits im Konzertleben tätigen Künstler bald, in sein Rollengebiet

außer Mozart und Wagner (Parsifal, Stolzing, Rienzi, Tristan) auch die neuere deutsche Oper („Genesius", „Mona Lisa", „Die toten Augen") mit Erfolg einzubeziehen. So übt Korngolds „Violanta", das leider in Berlin unerklärlich schnell verschwundene Erstlingswerk des Wiener Genies, mit Mann als Alfonso auf dem Züricher Gastspiel der Darmstädter Bühne größte Wirkung.

Die dritte Etappe seiner nun siebenjährigen Bühnenlaufbahn führte Mann auf Empfehlung Dr. Egers, der dem Künstler besonders dankerwidertes Interesse entgegenbringt im September 1918 an die Berliner Staatsoper. Nachdem der Künstler sich bereits 1917 als Gast Aufmerksamkeit im Berliner Musikleben verschafft hatte, gelang es ihm 1918 nun unschwer, sich als Eleazar in der „Jüdin" und Rhadames in „Aida" Stimme und Rang an der Berliner Oper zu erringen. Seitdem ist Mann, der, wie er mir mitteilte, 11 Rollen beherrscht, ein dem Berliner Opernpublikum wohlvertrautes Glied des hiesigen Musiklebens geworden, zumal da der Künstler als Strauß- und Schubert-Interpret auch im Konzertsaal nachhaltige Erfolge erzielt.

All das läßt Mann trotz des Berliner politischen Hexenkessels die ruhige Darmstädter Fürsten- und Publikumsgunst etwas vergessen. Da er sich der Künstler-Gesamtheit der Staatsoper künstlerisch und menschlich ebenbürtig verbunden fühlt, das Orchester, wie er mir sagte, unvergleichlich und das Berliner Publikum sehr dankbar findet, hat Mann nicht die geringsten Abgangsgelüste. Es besteht vielmehr begründete Aussicht, den universalen und glänzenden Heldentenor des nun 36jährigen Künstlers noch recht lange in dem durch Jadlowkers bevorstehenden Abgang doppelt verwaisten Berliner Hause wirken zu hören.

„Das Leben, die Lüge und die Menschheit!"

Eine Tragödie von Paul Duysen.

(Verlag K. Hanf, Hamburg.)

Jede bewegte Zeit schafft ihre Literaturgattung. 1914 erzeugte einen Wust von fanfarenblasenden Werken, 1918 bringt uns eine Sintflut friedliebender und das böse alte Regime anklagender Schöpfungen. In diese Kategorie gehört auch das vorliegende Drama. Ein bißchen Philosophie, ein bißchen Zustandsschilderungen, Soldatenelend und zwei Idealisten hinein. Der eine stirbt für seine Ueberzeugung, der andere wandert in das Irrenhaus. Lange Debatten über Moral, Menschentum, Recht und zum Schluß ein Hoffnungsstrahl für die Zukunft. Im übrigen alles andere, nur kein Drama. M. Ch.

Nachdruck nur mit vollständiger Quellenangabe erlaubt.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Arthur Lehmann, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 40 41.

2. Tag: Sonntag, den 27. April, nachmittags 3 Uhr:

7 Rennen u. a.: Hürdenrennen der Vierjährigen

Rennen zu Karlshorst

Fahrplan der Vorortzüge über Stadtbahn siehe Anschlagsäulen. Außerdem **Stadtbahnverbindung** von **Charlottenburg-Friedrichstraße** nach **Niederschöneweide** sowie **Vorortlitzer Bst.** nach **Niederschöneweide.** Von [illegible] zu Fuß zur [illegible] **Straßenbahnverbindungen:** [illegible] **Schlesischen Bahnhof** [illegible] **Oberschöneweide:** [illegible] **Bahnhof Niederschöneweide** [illegible] vom **Alexanderplatz** [illegible] **Friedrichsfelde;** 4. von **Friedrichsfelde** [illegible]

[redacted]

Unternehmer!
Arbeitgeber!

Laßt keine Arbeit ungetan!

Es ist eure Pflicht,
nichts unversucht zu lassen.

JOE LOE

[redacted]

Annahme für Vorwetten

Rennen zu

Berlin-Karlshorst: 27. April
Berlin-Grunewald: 30. April
Hannover: 23. April
München-Riem: 27. April
Hamburg-Horn: 27. 28. April

Trabrennen zu

Straubing: 27. 28. April

Annahme von Vorwetten für Berlin bei **persönlich** erteilten Aufträgen bis **3 Stunden** vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 7 Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,
Kurfürstendamm 234

Bayerischer Platz 9 (Eingang **Innsbrucker Str. 58**)
Oranienburger Straße 48-49 (an der Friedrichstraße)
Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)
an den Theaterkassen der Firma **A. Wertheim**

Leipziger Straße 132
(nur wochentags geöffnet)
Nollendorfplatz 7
Planufer 24

Tauentzienstraße 12a
Rathenower Straße 3
Königstraße 31/32.

Für **briefliche und telegraphische** Aufträge Annahme bis **3 Stunden** vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

DIE DEUTSCHE BÜHNE

Amtliches Blatt des Deutschen Bühnenvereins

Im Januar begann der XI. Jahrgang

Aus dem Inhalt der bisher erschienenen Nummern nennen wir:

Dr. P. Hoffmann: Wie weit ist die Kunst des Schauspielers wirkliche Kunst?
Richard Dehmel: Deutsche Einheit.
Frank Wedekind: Glossen.
G. Hell: Otto Borngräber / Fritz v. Unruh Eine Parallele.
Dr. Karl Zeiß: Die neue Zeit und das Theater.
Max Krüger: Entwurf zu einer Stilbühne.
Leopold v. Wiese: Ueber Strindberg.
Willi. v. Scholz: Das szenische Problem von „Troilus und Cressida".
H. Höffding: Shakespeares Humor
Richard Elchinger: Der befreite Mime.
Die Umwandlung der Hoftheater usw.
Aus dem Geistbuch von Ernst Lissauer.
Momentaufnahme aus meinem Zeithirn von Walter v. Molo.
Künstlerischer Wille und Diktatur von Erich Oesterheld.
Paul Lindau von Artur Wolff.
Theatererinnerungen von Graf Seebach.

Außerdem in jeder Nummer ein umfangreicher „praktischer Teil", der über das gesamte deutsche und ausländische Theaterwesen, Uraufführungen, Regiepläne, neue Theater und Direktionen, neue Werke, Dramaturgisches, Abschlüsse, Wochenspielpläne der deutschen Theater usw. berichtet.

„Die Deutsche Bühne" ist jetzt das moderne Theaterfachblatt; ihr Interessentenkreis beschränkt sich nicht nur auf Direktoren, Schauspieler und andere Theatermitglieder, sondern hat besonderen Wert für alle Bühnenschriftsteller und jeden an der Entwicklung des Theaters Interessierten. — Probenummern liefern wir gegen Berechnung. Bei Aufgabe eines Abonnements wird dieser Betrag besonders gutgeschrieben.

„Die Deutsche Bühne" erscheint wöchentlich und kostet jährlich 22 M, halbjährlich 12 M, vierteljährlich 6 M, Einzelheft 60 Pf. ord.

OESTERHELD & CO., VERLAG, BERLIN W 15.

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II. Berlin NW. 87, Reuchlinstraße. Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Gasanstalten
für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.
Sämtliche Ausrüstungsteile für Oefen
mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.
Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.
Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.
Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.
Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.
Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.
Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen
Geräte und Werkzeuge.
Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.
Triebwerke.
Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.
Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten
von Wasserwerken und Kanalisationen,
Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Arthur Lehmann, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 40/41.

Nummer 9 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Die Wiedereinschaltung des freien Handels . von Martin Munk
Strafunrecht . . . . . von Rechtsanw. Dr. Josef Loewe
Kunst und Völkerhaß . von Regierungsbaumstr. Hans Fränkel
Cläre Dux
Kulturstätten . . . . . von Michael Charol
Ueber den Stil . . . . . von Victor Klages
Der Wirtschaftskritiker spricht . . . von Hermes in der Kulisse
Theater — Neue Bücher

Erscheint jede Woche * Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co
BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Mampes Gute Stube
am Kurfürstendamm
Kurfürstendamm 14/15

Feine Liköre ▫ Edelbranntweine ▫ Seltene Weine
Schaumweine ▫ Champagner Eisgetränke

Rennen
zu Berlin-Grunewald
1. Tag: Mittwoch, den 30. April, nachm. 2½ Uhr,
8 Rennen im Werte von **M. 136000,** u. a.:
Prüfungs-Preis, 40000 M.

Verkehrsverbindungen:
Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Strassenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstrasse etc.

Rennen
zu Berlin-Grunewald
(Rennen des Union-Klub)
1. Tag: Sonntag, den 4. Mai, nachmittags 2½ Uhr,
8 Rennen im Werte von **M. 114000.—,** u. a.:
Hoppegartener Ausgleich, 27000 Mark.

Verkehrsverbindungen:
Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Strassenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstrasse etc.

✸ Der Kritiker ✸

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 3. Mai. Nummer 9.

Die Wiedereinschaltung des freien Handels.

Von Martin Munk.

Der Handel steht zwischen dem Erzeuger und dem Verbraucher als unentbehrliches Zwischenglied und hat folgende Aufgaben zu erfüllen: 1. das Erfassen der Ware, 2. das Pflegen der Ware, 3. das Befördern der Ware, 4. die Zuführung der Ware an die Verbraucher. Zur Erfassung der Ware entsendet der Handel Männer, von denen jeder an der möglichst billigen Erfassung einer möglichst guten Ware interessiert ist. Das Pflegen der Ware betreibt er mit um so größerer Sorgfalt, als jeder Warenverlust und jede Qualitätsminderung nicht nur einen vorübergehenden Geldverlust, sondern eine dauernde Schädigung des kaufmännischen Rufes bedeuten. Die Beförderung der Ware nimmt der Handel schon deswegen auf dem denkbar billigsten und infolgedessen die Verkehrsmittel möglichst schonendem Wege vor, weil jeder Umweg eine Minderung der Güte der Ware oder eine Erhöhung ihres Einstandspreises bedeutet. Zur Zuführung der Ware in die Verbraucherkreise bedient sich der Handel eines Netzes von Unterorganen, von denen jedes einzelne wiederum mit seiner ganzen Existenz auf möglichst einwandfreie Arbeit angewiesen ist. In allen diesen Tätigkeiten wird der Handel durch die schärfsten Aufpasser kontrolliert, die die Welt kennt: Die Konkurrenz und die Abnehmer . Die Behörde andererseits ist unfähig, die Ware so gut wie möglich zu erfassen, weil die einzelnen bei der Erfassung tätigen Mitglieder durchaus nicht mit ihrer Existenz und ihrem Rufe an der Güte der Ware und ihrem Preise hängen. Zum Pflegen einer Ware ist, wie die Menschen nun einmal sind, nur der geeignet, der Unachtsamkeit mit eigenem Verlust bezahlen muß. Die Behörde ist nicht in der Lage, ihren Organen dieses nur auf eigenes Risiko gegründete Verantwortlichkeitsgefühl einzuimpfen. Der Erfolg der Zwangswirtschaft war ja auch die Verschiebung der früher so peinlich beachteten Qualitätsunterschiede, ja sogar Verderbnis großer Warenmengen, in beiden Fällen also Verlust an Volksvermögen. Auch beim Befördern der Ware hat die Behörde versagt. Es braucht nur an die Vorkommnisse beim Transport von Zucker, Leim, Marmelade und Eiern erinnert zu werden, um jedem Sachkundigen Gelegenheit zur Nachprüfung dieser Behauptung zu geben. Die Zuführung endlich kann durch die Behörde

nur in ganz schematischer, die Bedürfnisse der verschiedenen Gebiete ungleich befriedigender Form geschehen. Die Folge wird meist die Nichtbefriedigung dringenden Bedarfes an einem Ort bei reichlicherem Vorhandensein der Ware in anderen Gegenden sein.

Rein sachlich ist die behördliche Bewirtschaftung dem freien Handel unterlegen, aber auch in moralischer Beziehung führt die zwangsweise Regelung der Versorgung eines großen Volkes im Verein mit Warenmangel zu schweren Mißständen. Das oberste Gesetz, das den gesamten Handel beherrscht, ist das von Angebot und Nachfrage, als den beiden Faktoren, die den Preis bestimmen. Die Festsetzung von Höchstpreisen, die diesem Umstande keine Rechnung trug, hatte in vielen Fällen zur Folge, daß die Ware sofort aus dem öffentlichen Markte verschwand, um auf Schleichwegen zu Preisen, die dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage entsprachen, abgesetzt zu werden. So hat sich das Grundgesetz des Handels allen Widerständen zum Trotz durchgesetzt. Die hierbei zutage getretenen unerfreulichen Erscheinungen sind darauf zurückzuführen, daß nicht der reelle Handel, sondern unlautere Elemente sich dieses Absatzweges bedienen. Um den sich ergebenden Mißständen zu begegnen, ging man folgerichtig auf das Grundgesetz ein und suchte das Angebot und die Nachfrage zu fixieren, um so eine Preisregelung durchführen zu können. Doch auch jetzt ergab sich ein Mißerfolg, und zwar nicht nur aus praktischen, sondern vor allem aus psychischen Gründen. Der Produzent steht der Behörde, die ihm seine Produkte kraft des Gesetzes und nicht, wie der Händler, auf Grund geschäftlicher Vereinbarung abnimmt, von vornherein mißtrauisch gegenüber. Besorgt um die Deckung seines eigenen Bedarfes ist er daher leicht geneigt, Mengen zurückzubehalten, die die in Wahrheit benötigte Menge übertreffen. Für den Ueberschuß nun bietet ihm der Schleichhändler einen Preis, der über dem Höchstpreise liegt, und so wird der Produzent durch Versorge- und Erwerbstrieb zur Verheimlichung von Vorräten gelockt, also durch zwei Beweggründe, die durch keine Behörde uas der Welt geschafft werden können, eine vollkommne Erfassung aber unmöglich machen. Der theoretisch kaum anfechtbare Gedanke einer vollkommenen Beschlagnahme bei vollkommener Rationierung stößt also praktisch auf unüberwindliche Hindernisse. Doch auch die Nachfrage läßt sich aus allgemein menschlichen Gründen nicht behördlich regeln. Was dem einzelnen auf Karten zugebilligt wurde, hat nicht ausgereicht. Da nun aber die moralischen Hemmungen des Menschen an der Hungergrenze versagen, so war der Verbraucher letzten Endes derjenige, der dem Schleichhandel die Gebote machte, mit denen dieser die Erfassung durchkreuzte. Der unbefriedigte, durch die Zwangswirtschaft moralisch geschwächte Verbraucher wurde dadurch der letzte Veranlasser der Kartenfälschungen und -diebstähle. Dieser Zustand wurde um so unerträglicher, als die Produktion unter der Zwangswirtschaft durch nichts gefördert, die Produktionslust sogar eingedämmt wird.

Es muß also eine Umkehr erfolgen, und zwar muß die Neuordnung als allerwichtigster Faktor die menschliche Natur mit ihren Schwächen

und Stärken in Rücksicht ziehen, mit anderen Worten: Sie darf nicht den Erwerbssinn lähmen oder ihn auf Abwege führen. Deswegen wird die Freiheit des Handels gefordert, und deswegen kann nur die Freiheit des Handels unser Volk langsam wieder moralisch gesunden lassen. Wir sind uns darüber klar, daß Freiheit nicht Zügellosigkeit und Ungebundenheit bedeuten soll, und befürworten daher selbst Bestimmungen, die den Handel lenken, nicht aber solche, die ihn erschlagen. Wir wissen, daß wir auf teilweise Bewirtschaftung der wichtigsten Ernährungsprodukte nicht verzichten können. Wir fordern aber, daß nur der Teil der Bewirtschaftung unterliegen soll, der bisher ungefähr erfaßt wurde, der Rest aber nicht dem Schleichhandel überliefert, sondern dem freien Handel zugeführt wird. Die dem Konsum zugeführten Mengen werden hierdurch im Augenblicke zwar nicht verändert. Aber dem Konsum erwächst der große Vorteil, daß sich bei einer solchen Bewirtschaftung wieder der anständige ehrliche Kaufmann mit den bisher dem Schieber überlassenen Produkten befassen kann. Der ehrliche Kaufmann aber wird sofort durch Unterhandlungen mit dem Produzenten die freien Mengen zu vergrößern suchen, dieser wieder einen Anreiz zur Erhöhung seiner Erträge sehen, so daß schließlich nicht nur die im freien Handel befindliche, sondern auch die der Beschlagnahme unterliegende prozentuale Menge wächst. Der mittelbare Nutzen, den der Staat nach der Wiedereinführung des freien Handels dadurch hat, daß nicht die bisher im Schleichhandel verdienten Riesenbeträge sich der Besteuerung entziehen, sondern wieder ordnungsgemäß gebucht werden müssen, sei nur nebenbei erwähnt. Restlos von allen Fesseln befreit muß der Ein- und Ausfuhrhandel werden, soweit er sich nicht auf Luxusgegenstände erstreckt. Daß die Behörde als Importeur versagt hat, bedarf keines Beweises. Daß nur der Handel mit seinen persönlichen Freundschaftsverhältnissen und Beziehungen in der Lage ist, Ware aus den Händen häufig nicht gutwilliger Abgeber herauszuholen und so eine langsame Besserung des gesamten deutschen Wirtschaftslebens herbeizuführen, ist eine unumstößliche Tatsache. In dieser Hinsicht sei bemerkt, daß die Valutafrage von den maßgebenden Behörden bisher einseitig eingeschätzt wurde. Der Valutabestand richtet sich nicht allein nach dem Verhältnis von Ein- und Ausfuhr und der Golddeckung, sondern auch der Kreditwürdigkeit und der Wirtschaftskraft des Volkes. Der innere Wert hängt nicht zum wenigsten von unserer Kreditwürdigkeit ab, und diese stützt sich auf die Arbeit, die in unserem Lande geleistet wird.

Strafunrecht.

Von Rechtsanwalt Dr. Josef Loewe.

Unter dem Titel „Strafunrecht" (Verlag Alfred Pulvermacher u. Co., Berlin 1919) hat der bekannte Verteidiger Justizrat Dr. Johannes Werthauer eine Broschüre verfaßt, welche einen interessanten Versuch darstellt, die Strafrechtsforschung auf eine andere Basis zu stellen und

durch schonungslose Kritik einen Umschwung in den Anschauungen vom Wesen jener Forschung herbeizuführen.

Werthauer geht dabei von der monistischen Weltanschauung aus; diese ist die Basis aller seiner Ausführungen, und insoweit können diese auf Voraussetzungslosigkeit keinen Anspruch machen. Das ist an sich kein Fehler, da es eine voraussetzungslose Betrachtungsweise nicht gibt und jeder Autor notwendigerweise unter dem Einflusse seiner Weltanschauung steht. Mit Recht wendet sich daher Werthauer gegen den v. Liszt'schen Grundsatz, man dürfe seiner Weltanschauung keinen Einfluß auf seine wissenschaftliche Forschung gestatten. Denn man *muß* es sogar tun, dieweil man es gar nicht anders *kann*.

Von seinem monistischen Standpunkt aus sucht Werthauer dann der strafrechtlichen Willenskonstruktion zu Leibe zu gehen. Er verlangt, daß das Strafrecht in dieser Frage an den sichern Feststellungen andrer Wissenschaften, insbesondere der Naturwissenschaft und Medizin, nicht vorübergehen dürfe, nach denen es einen freien Willen nicht gebe.

Letzteres ist unzweifelhaft richtig. Folgt daraus nun, daß damit auch die Konstruktion vom freien Willen bereits abgetan ist?

In der Tat, wie kann man von einem Willen einer Partei reden, obwohl die häufig sehr komplizierten Bestimmungen der Rechtsordnung den Parteien regelmäßig nicht bekannt sind? Oder wenn jemand bewußtermaßen das Gegenteil dessen will, was er als seine Rechtsabsicht erklärt, — eine Konstellation, die täglich unzähligemal eintritt? In zahlreichen Fällen gültiger Rechtsgeschäfte fehlt offenkundig ein entsprechender Wille im psychologischen Sinne.

Dem rechtlichen Willensdogma kann sonach eine psychologische Bedeutung jedenfalls nicht zukommen. Der juristische Wille ist überhaupt keine realpsychologische Tatsache, kein wirklicher Vorgang im Seelenleben, sondern eine spezifisch juristische Konstruktion.

Lediglich unter diesem Gesichtspunkt ist auch das Willensdogma des Strafrechts zu betrachten. Es gibt zahlreiche vom Gesetz mit Strafe bedrohte Tatbestände, denen das *psychologische* Willensmoment gänzlich fehlt. Bei den Fahrlässigkeitsdelikten kann weder von einem Willen noch von einem Wissen des strafbaren Tatbestandes, noch überhaupt von irgend einem psychischen Vorgang die Rede sein. Der Erfolg ist *nicht gewollt*, er hätte nur vermieden werden *sollen*. Der Bewußtseinsvorgang, der hier verlangt wird, spielt sich nicht in der Brust des „Täters", sondern in der des Richters ab. Der Standpunkt, von dem aus die Zurechenbarkeit statuiert wird, ist aber nicht psychologischer, sondern rein juristisch-ethischer Natur.

Umgekehrt bedeutet nicht jeder gewollte Erfolg eine Schuld im juristischen Sinne, sondern nur der *verbotene* Erfolg.

Das für den juristischen Schuldbegriff allein wesentliche liegt also nicht im Kausalen, sondern im Sollen, und die Schuld ist kein explikativer, sondern ein normativer Begriff.

Mit dem rein normativen Charakter des Schuldbegriffes ist es metho-

dologisch unvereinbar, sein Wesen in psychologischen Untersuchungen zu erfassen.

Speziell die Bestrafung von Fahrlässigkeitsdelikten kann nur aus Erziehungstendenzen begründet werden, insofern die Strafandrohung geeignet erscheint, die Aufmerksamkeit des Menschen zu steigern und seine geistigen Kräfte anzuspannen.

Der rein normative Charakter des Rechts ermöglicht völlige Willkür in der Verbindung zwischen einem Tatbestande und einem Menschen hinsichtlich der Zurechnung. Viele Beispiele gibt es dafür. Zum Beispiel: Ein Hauseigentümer ist gestorben, sein Erbe ist ein in Amerika befindlicher Verwandter, der nichts von dem Erbfalle ahnt; da fällt ein Ziegelstein vom Dach und verletzt einen Passanten. Dem Erben wird dieser Unglücksfall „zugerechnet".

Der „Wille" im juristischen Sinne hat also mit Naturwissenschaft nicht das mindeste zu tun, sondern ist lediglich ein juristischer Begriff.

Aus d i e s e m Grunde ist es nicht angängig, auf dem psychologischen Willensbegriff das Strafrecht zu gründen.

Werthauer kommt mit anderer Begründung zur selben Auffassung. Er verlangt, daß das Strafrecht den Boden der Tatsache und deshalb der Gerechtigkeit „nicht verlassen" dürfe.

Aus dieser Bemerkung ergibt sich, daß er den Primat des Rechts und der Gerechtigkeit anerkennt. Es ist dies ein mutiges Bekenntnis in einer Zeit, in der so viele Juristen den Begriff eines objektiven Rechtes preisgegeben haben.

Es ist aber gerade die Aufgabe der berufenen Vertreter des Rechts, auch dessen mannhafte Hüter zu sein, um denjenigen wirksam entgegentreten zu können, die sich in der skrupellosen Verfolgung ihrer Interessen an keine Schranken zu kehren wünschen.

Leider unterläßt es Werthauer, den Begriff der Gerechtigkeit zu analysieren und festzustellen, ob es möglich sei, ein ihm adäquates Strafrecht zu schaffen. Daß er letzteres offenbar verneint, war kein Grund, jene Untersuchung zu unterlassen. Sein Verfahren erklärt sich daraus, daß er schon aus dem Umstande, daß es keinen schuldhaften (scil. psychologischen) Willen gibt, die Folgerung zieht, daß das Strafrechtssystem der sittlichen Rechtfertigung entbehre und daß der Erziehungsgedanke an die Stelle des Strafgedankens treten muß.

Mit Recht wendet sich Werthauer sodann gegen die Rechtfertigung des Strafrechts aus dem Zweckgedanken. Das Recht darf keiner Politik Handlangerdienste leisten. Seine Kritik der v. Liszt'schen Gedankengänge ist ein ebenso eleganter wie anregender Fechtgang und geeignet auch demjenigen Leser großes Interesse abzugewinnen, der nicht auf dem philosophischen Standpunkt des Verfassers steht.

Mit der Erfahrung des langjährigen Praktikers sucht er die Unrichtigkeit des Vergeltungs- und Vorbeugungsprinzips nachzuweisen und redet der Ausgestaltung des Erziehungsgedankens das Wort.

Können die ersten vier Paragraphen des Werthauerschen Buches zu

erheblichen Meinungsverschiedenheiten auch unter den modernsten Vertretern der Kriminalstatistik Anlaß geben, so werden die dann folgenden umfangreichen Erörterungen, die Werthauer im zweiten, größeren Teil seiner Darlegungen über die Mängel des Strafprozesses, Strafrechtes und Strafvollzuges bietet, weit größere Zustimmung finden können.

Ungemein reizvoll durch die Form der Darstellung wie durch die Fülle des gebotenen Stoffes finden wir die Blöße unserer Strafrechtspflege rückhaltlos dargestellt, und von positiven Verbesserungsvorschlägen begleitet, von denen viele die Unterstützung aller derer verdienen, denen es mit der Verbesserung unserer Rechtspflege ernst ist. Ihnen allen kann die Lektüre der Werthauerschen Ausführungen nur angelegentlich empfohlen werden; diese gewähren eine Fülle von Anregungen und sind getragen von einer Wärme der Darstellung, wie sie nur ein wahrhaft echter Verteidiger und warmherziger Mensch darzubieten vermag.

Kunst und Völkerhaß.

Von Regierungsbaumeister Hans Fränkel.

Wir haben es im Kriege erlebt, wie der Völkerhaß das Urteil trübt. Wir haben gesehen, daß selbst in Kunst und Wissenschaft geistig hochstehende Männer, bedeutende Gelehrte sich durch die Leidenschaft zu bedauerlichen Ungerechtigkeiten haben hinreißen lassen, gestützt und getrieben durch Hetzereien der Presse und alle zur Verfügung stehenden Propagandamittel der führenden Kreise. Wenn wir uns auch selbst nicht ganz freisprechen können von solchen Verfehlungen, so sind sie doch geradezu verschwindend im Vergleich zu dem, was sich die Franzosen in dieser Hinsicht geleistet haben und noch immer leisten. Zu der an sich schon stark ausgeprägten Leidenschaftlichkeit der Franzosen kommt der Umstand hinzu, daß ihr Land der Schauplatz der großen Schlachten geworden ist und die größten Opfer zu tragen hatte, ferner das beklemmende Gefühl, daß der deutsche Gegner ihr Land besetzt hielt und ihnen jahrelang die Faust in den Nacken drückte. Ihre Städte wurden zu Schutt und Asche zerstampft, ihre Kirchen stürzten ein, ihre Rathäuser barsten. Aber sie sahen nicht ein und wollten nicht einsehen, daß die Schuld an all dem Unglück und Zerstörung der Krieg war, sondern schuld an der Vernichtung ihres Landes war für sie einzig und allein der deutsche Vandalismus. Aus tierischer Zerstörungswut, brutaler Freude, alles Bestehende dem Erdboden gleichzumachen, schleuderten die Deutschen Feuer und Eisen auf Städte und Dörfer. Nicht Menschen führten Krieg, sondern eben — die Deutschen, die Hunnen, die Barbaren, die Vandalen!

Das sind die Ansichten der Franzosen, in die sie sich gern und willig hineinreden, in denen sie sich gefallen, die sie in Büchern, Schriften und der Presse im Inland und Ausland verbreiten, mit denen sie das Rache- und Haßgefühl schüren und mit denen sie immer mehr ihr eigenes Urteil trüben. Beinahe harmlos und kindlich muten einem Unbefangenen solche

Ausführungen an, die von sogenannten Autoritäten veröffentlicht werden. Einige Beispiele mögen zur Erläuterung dienen. Warum haben wir mit so infamer Wut ausgerechnet immer die französischen Kirchen zum Ziel unserer Geschosse genommen? Darüber belehrt uns die Revue hebdomadaire: „Deutschtum und Protestantismus gehen Hand in Hand. Das Vorurteil gegen den Katholizismus ist dem deutschen Lutheraner in Fleisch und Blut übergegangen. Für ihn ist der Katholik die Reichsgefahr." Dies ist der eine höchst überzeugende Punkt. Jetzt geht es aber weiter: „Ein fernerer Grund für die barbarischen Handlungen ist die Schadenfreude des Deutschen. Er weiß, wie sehr wir an unseren herrlichen Bauten und Kirchen in Frankreich hängen. Deshalb richtet sich seine Schadenfreude ganz besonders gegen sie."

Interessant sind die Gründe für die Beschießung von Arras. Man höre und staune: „Diejenigen, die die Zerstörung anordneten, hatten unumstößliche und außergewöhnliche Gründe, die in ihren Augen die unerbittliche Entscheidung und Durchführung rechtfertigten. Wilhelm II. wünschte in Arras einen feierlichen Einzug zu halten, wie er es später in Ypern vorhatte. Er wollte dadurch die kaiserliche Besitznahme des Gebietes dokumentieren, dessen Besitz er wegen seines Reichtums wünschte, und weil es den Schlüssel bildete für den Weg nach Calais und der Normandie. Der offizielle Rückschluß des Landes in das alte Reich Maximilians von Oesterreich sollte zum Ausdruck gebracht werden. Der Kaiser hatte sich von einer Höhe aus, umgeben von seinem Generalstab, die Stadt angesehen, die am 6., 7. und 8. September 1914 von deutschen Soldaten besetzt war, aber infolge des Eintreffens französischer Truppen wieder aufgegeben werden mußte und seitdem siegreich allen Angriffen und Anstürmen widerstand. Gereizt und ungeduldig, wie üblich, hatte der Kaiser den Befehl gegeben, Arras um jeden Preis, koste es was es wolle, zu nehmen. Und als er sah, daß die Stadt uneinnehmbar sei, daß aus dem sensationellen Einzug, den er geplant hatte, nichts würde, da befahl er, die Stadt mit schwerer Artillerie und Fliegerbomben dem Erdboden gleichzumachen. So geschah es, nach dem Willen des Kaisers, und so geschah es später mit Ypern unter denselben Umständen." So zu lesen in Marius Vachon „les villes martyres"!

Aber über die deutschen Bestrebungen, schon während des Krieges an Kunstschätzen zu retten was zu retten war, über die Kommission, die seinerzeit mit der Untersuchung und Prüfung der Herstellungsmöglichkeit der beschädigten Bauwerke beauftragt war, schreiben die Franzosen: „Die Kommission zum Schutze der Kunstdenkmäler (Falke, Clemen, Bode) ist nichts als die Heranziehung von Sachverständigen für die Bombardements, Brandstiftungen und Plünderungen; sie soll darauf aufmerksam machen, was es zu zerstören und was es im besetzten Gebiet zu stehlen gibt." Nun, schon im Jahre 1840 schrieb Moltke: „Bei den Franzosen herrscht so sehr die blinde Leidenschaft vor, daß sie sich absichtlich in eine Illusion hineinlügen und die Wahrheit zu sehen auch in ihrem hellsten Tageslicht verschmähen."

Wie steht es aber mit den zahllosen Städten und Dörfern, die unter dem Feuer der französischen Artillerie zusammengestürzt sind, wie begründen die Franzosen ihre Beschießung der Kathedrale von St. Quentin, die ungleich vollkommener zerschlagen ist als ihre Schwester in Reims? Sie sind um die Antwort nicht verlegen. So bewundernswürdig, so übermenschlich war eben ihr Opfermut und ihre Opferfreudigkeit, daß sie nicht mit der Wimper gezuckt haben, als sie selbst an ihre herrlichsten Bauten Hand anlegen mußten, nur um dem verhaßten Gegner Schaden dabei zuzufügen.

Nun ist der Krieg zu Ende, und die Franzosen stehen auf den Trümmern ihrer Städte und vor den Ruinen ihrer Gotteshäuser. Man sollte denken, daß mit dem Ende des Völkermordens, beim Anblick des namenlosen Unglücks auch die Besinnung wiederkehrt, klares Urteil die Oberhand über leidenschaftliches Vorurteil gewinnt und Vernunft wieder anfängt zu sprechen. Aber was für Gefühle und Empfindungen erwecken die traurigen Zeugen der blutigen Kämpfe im Herzen der Franzosen? Dankbarkeit für ihre gefallenen Vaterlandsverteidiger — das würde man sich gefallen lassen und anerkennen. Jedoch ein anderes Gefühl herrscht vor und erfüllt sie ganz und gar. Diese zerstörten Kunstdenkmäler sollen für ewige Zeiten als eine Erinnerung und Mahnung an das deutsche Barbarentum erhalten bleiben. Sie sollen dem Volk das Gefühl der Rache und des Hasses einimpfen und in ihm eine sich von Generation zu Generation steigernde Unversöhnlichkeit auslösen. Das sind Frankreichs Gedanken am Vorabend des Völkerbundes! Was man liest, was man hört, enthält Anregungen und Vorschläge in diesem Sinne. Die vernichteten Fenster der Kathedrale von Reims sollen durch neue ersetzt werden nach den Plänen der besten Künstler, dargestellt aber soll darauf werden der Kampf der Barbarei gegen die Kultur und der Triumph der Gerechtigkeit. Und es soll uns nicht wundern, wenn die Barbarei dabei in feldgrauem Gewand zur Darstellung kommt und vielleicht in Gestalt Wilhelms II. die Brandfackel in das Gotteshaus schleudert.

Man hat sich daran gewöhnt, viele Auswüchse des französischen Geistes mit der leidenschaftlichen Veranlagung des Volkes zu erklären, manches vielleicht damit auch zu entschuldigen. Hier aber gehen die Franzosen zu weit, und es ist Zeit, daß einsichtsvolle Männer — und solche gibt es in Frankreich Gott sei dank doch noch — ihre Stimme erheben und ein gebieterisches Halt zurufen. Jetzt, da alle Länder sich daran machen, unter die Vergangenheit einen Strich zu setzen und eine neue Welt aufzubauen, deren Ziel es ist, Zufriedenheit in die Herzen der Menschen und Völker zu säen, darf nicht die Kunst dazu mißbraucht werden, Haß- und Rachegefühle zu schüren und künstlich von neuem immer wieder auflodern zu lassen. Auf den Ruinen erhabener Kunstwerke, Erinnerungen an schöne und glückliche Zeiten, aber auch an Kampf und Not und gleich betrauert von Franzosen und Deutschen, überhaupt von allen kunstempfindenden Menschen, sollten sich Freund und Feind die Hand reichen zum Wiederaufbau des Zerstörten, in gemeinsamer, freier Entfaltung aller geistigen

Fähigkeiten und künstlerischen Kräfte und so die Kunst ihrer wirklichen Bestimmung zurückführen; das aber ist die Besserung und Veredelung der Menschen.

Kulturstätten!

Von **Michael Charol.**

So unglaublich es auch klingt, aber es gab wirklich einmal eine Zeit, wo die ersten Männer der Nation allen Ernstes behaupteten, die Theater wären Kulturfaktoren ersten Ranges, sie wären Tempel der Kunst, sie wären Bildungsstätten für das ganze Volk. Diesem schönen Idealismus sind wir dank den angestrengten Bemühungen der vereinigten Theaterleiter längst entwachsen, aber immer noch hoffen wir zu Beginn jeder neuen Spielzeit, immer noch lauschen wir freudig bewegt den süßen Worten der Ankündigungen des kommenden Heils. Am Ende der Saison schauen wir dann mit trübem Lächeln auf die verflossenen sieben Monate zurück und fragen uns, wo ist denn da Wertvolles, Bleibendes gewesen? Wo ist da die Kunst geblieben? Die Kunst, auf die es in der allerersten Linie ankommt, die neue Kunst, die Kunst unserer Tage. Und da hören wir immer wieder ein verlegenes halblautes Murmeln: Zensur .... Bureaukratie, altes Regime ... verboten ... — Und wir wappnen uns von neuem mit Geduld und warten.

Plötzlich klang vor einigen Jahren etwas wie Zukunftsmusik. Ueberall erinnerte man sich, daß es auch in der Literatur eine Jugend gab. Verlage bemühten sich um ihre Werke, Theater versprachen Premieren über Premieren, Gesellschaften gründeten sich, um literarisch-dramatische Matinees der Elite des kunstsinnigen Publikums zu bieten. Noch einmal fuhr die gepanzerte Zensorfaust dazwischen. Aber auch sie konnte die Regungen nicht ganz unterdrücken. Da und dort, an den verschiedensten Stellen des Reiches gab es literarische Ereignisse, die Kritiker scheuten nicht stundenlange Eisenbahnfahrt, die Zeitungen brachten spaltenlange Artikel, und mitten in dem Toben des Weltkrieges, mitten in dem militaristischen Regime spürte man, daß eine neue Kunst, eine neue Literatur im Entstehen ist.

Man sprach von Sturm und Drang, man sprach von einer Revolution in der Literatur — an eine andere Revolution durfte man ja gar nicht denken — und wenn man immer noch wenig von dem revolutionären Geist zu sehen bekam, es lag an der Unterdrückung. Da kam der neunte November. Der Zensor wurde beseitigt und — nun mußten die verborgenen Keime aufsprießen!

Wir wollen nicht zu viel fordern und den Verlegern Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie taten immer ihr möglichstes. In der Zeit der Papierknappheit, in der Zeit der Verfolgung jeder freiheitlichen Idee, gaben sie Bücher heraus, die sofort beschlagnahmt wurden, verlegten sie Werke, die ihnen Anklagen über Anklagen brachten. Mitten im Krieg

wagten sie pazifistische Schriften zu verbreiten, unterstützten und förderten sie die jungen revolutionären Intellektuellen. Als die Revolution nun kam, kam für sie eine neue schwere Epoche der vergrößerten Papiernot, der erhöhten Löhne, der tausendfachen neuen Schwierigkeiten, mit denen auch jetzt noch alle Zeitschriften und junge Verlage den Kampf um die Existenz führen.

Ganz anders steht es mit den Theatern. Ihnen hat der neunte November eine wirkliche Befreiung gebracht. Alle verbotenen Stücke, alle revolutionären Rufe, alle Schreie der gequälten Seele waren jetzt der Oeffentlichkeit zugänglich. Nun mußten Uraufführungen über Uraufführungen kommen, Dichter über Dichter erstehen. Im ersten Augenblick schien es auch so werden zu wollen. Die Zeitungen brachten allwöchentlich Notizen über die Absichten der Theaterdirektoren. Einer schien den andern überbieten zu wollen — in den Worten . . . und dann! dann sind weitere fünf Monate vergangen, und das Ergebnis war wieder einmal — nichts. Wohl fanden weiter „Premieren" statt. Aber welche! Wir erfuhren von neuem, daß Ibsen ein Meister ist. Man zeigte uns, daß Strindbergs Kraft auch in Jahrzehnten unversiegt geblieben ist. Wir bekamen bestätigt, daß Tolstoi unzweifelhaft zu den Dichtern gehört. Wedekind mußte sterben, um eine Mode zu erleben. Gogol, Schiller, Shakespeare, Goethe! Lauter ehrenwerte Namen, die hoffentlich niemals von unseren Bühnen verschwinden werden. Aber wo sind die andern? Wo sind die, die uns am wichtigsten sein müßten? Wo sind unsere Führer? Wo sind die Geister, die die Revolution vorausgesagt und sie heraufbeschworen haben? — Von ihnen weiß keine Bühne zu berichten. Keins der zehn bis fünfzehn „literarischen" Theater der Reichshauptstadt scheint etwas von der Existenz solcher Dichter zu wissen. Wenn sie schon ganz modern, exklusiv modern sein wollen, zeigen sie uns Sternheim oder Kaiser. Auch diese Namen sind gewiß gut. Man könnte sagen altbewährt. Der Kampf, der noch um diese Namen geht, vollzieht sich nicht mehr zwischen den Jüngern und den Kritikern, sondern zwischen den Gestrigen und den ewig Vorgestrigen. Der Klang dieser Namen ist schon vor dem Krieg begründet worden. Sie müssen schon zu dem eisernen Bestand unserer Bühnen gehören und nicht erst als ein wagemütiges Experiment eines kühnen Theaterdirektors gelten.

Was jetzt von einem führenden Theater verlangt wird, was von ihm auf alle Fälle verlangt werden muß, ist etwas ganz anderes. Neue Zeiten, neue Ideen also auch neue Dramatiker und neue Dramen. Wo sind sie? Alle Theater der Reichshauptstadt haben gemeinsam sechs Dichter gefunden, die nach ihren Begriffen die neue Generation repräsentieren können. Einer von ihnen ist schon längst durch seine Romane in seiner Richtung gestempelt worden. Einer ist durch ehrlich gebaute Theaterstücke bekannt. Und nur vier oder eigentlich drei sind wirklich Ringende. Nur ein einziger von ihnen ist neu, ist eine „Entdeckung". Ein glorreiches Ergebnis. Berlin kann stolz darauf sein. Besonders, wenn man die Zeit berücksichtigt, zu welcher man solche Resultate erzielt hat: in den fünf ersten Monaten der Revolution! Alles regt und reckt sich.

Alle Kräfte toben in wildem Kampfe. Tausend von Gedanken und Ideen schwirren in der Luft herum und durchkreuzen sich millionenfach. Auf jedem Gebiete sprießt Neues hervor — nur unsere Kulturstätten haben einen Neuen entdeckt.

„Auch diese Wenigen, die wir von der jüngsten Generation gebracht haben, konnten sich nicht halten", werden uns die Theaterdirektoren sagen. — Das sollen sie auch nicht. Aus den jungen Dichtern, die von Anfang an Lieblinge des Publikums gewesen sind, ist nie etwas geworden. Das Publikum ist immer bestenfalls von gestern, die Dichter müssen von morgen oder noch besser von übermorgen sein. „Sie sind noch nicht reif. Ihre Versuche sind noch undramatisch." — So ist es die Sache der Direktoren, ihnen die Bühne zu öffnen, damit sie lernen, wie sie die Bretter meistern können. Auf die neuen Ideen, auf die neuen Gedanken, auf das frische Blut kommt es an, die Technik ist erlernbar. Sie kann aber nur an der Hand der Praxis studiert werden.

„Wo sind aber diese neuen Dichter, die die Vorboten der Zukunft sind, wir sehen sie nicht." Dann liegt die Schuld an Euch, denn sie sind da, sie müssen da sein. Sollten im ganzen Reich wirklich keine Talente zu finden sein, wert, gefördert zu werden, wert, daß man ihnen den Weg frei macht?! Sollte diese traurige Behauptung wirklich wahr sein, dann . . . dann muß Deutschland eingestehen, daß es nicht nur politisch und militärisch, daß es auch künstlerisch vernichtet ist. Dann bleibt ihm nichts übrig, als seine Ohnmacht einzugestehen und in das Ausland zu gehen und zusammen mit dem amerikanischen Mehl französische, englische und russische Dichter zu importieren. Hoffen wir, daß es nicht wahr ist, und daß der Niedergang unserer Kulturstätten nicht auf dem Mangel an Dichtern beruht.

Der Wirtschaftskritiker spricht:

Wie bringe ich mein Vermögen ins Ausland, das ist weiter die ennuytige Preisfrage, mit der sich weite Kreise zurzeit angelegentlichst beschäftigen. Trotz allen Verordnungen blüht der Notenschmuggel an den deutschen Grenzen weiter. Es haben sich ganze Schmugglerbanden gebildet, die dieses einträgliche Geschäft betreiben, und da sie mit Gewehren und Handgranaten ausgerüstet sind, so ist die Grenzüberwachung, die an und für sich nicht sehr zahlreich ist, ihnen gegenüber machtlos. Die Zeiten, in denen die Schmuggler mit Dolch und vorsintflutlichen Pistolen ausgerüstet waren, die Zeiten, in denen sie Lebensmittel oder, wenn es hoch kam, Seide oder Saccharin über die Grenzen brachten, sind längst vorbei. Der moderne Schmuggler führt statt des Dolches die Handgranate im Gürtel und die Schmuggelware besteht jetzt aus dicken Paketen von Reichsbanknoten und Wertpapieren.

Am umfangreichsten ist augenblicklich der Notenschmuggel an der holländischen Grenze. Im besetzten Gebiet ist die Grenzüberwachung naturgemäß ganz besonders lasch, obwohl die Ententebehörden eigentlich

ein großes Interesse daran haben müßten, das Hinüberschmuggeln deutscher Noten zu verhindern, weil dadurch der Schuldner der Entente, Deutschland, schwer geschädigt wird. Auf dem Rückwege bringen dann die Schmuggler Diamanten oder ausländische Noten nach Deutschland, nach denen bei uns zu Steuerhinterziehungszwecken fortgesetzt große Nachfrage herrscht.

Der Notenschmuggel wird aber nicht allein für Rechnung und im Auftrage der Schar der Steuerdefraudanten betrieben. Er dient auch höherstehenden Zwecken. Die starre Art, mit der die Reichsbank sich gegen die Hergabe von Devisen für Einfuhrzwecke sträubt, zwingt zahlreiche Einfuhrhändler, sich ausländische Guthaben auf illegitimem Wege zu verschaffen. Sie lassen Marknoten ins Ausland schmuggeln, verkaufen dann dort die Mark und benutzen die Auslandsguthaben, die sie auf diese Weise erhalten, um Waren einzukaufen. Natürlich handelt es sich dabei in erster Linie um Lebens- und Genußmittel sowie um Luxuswaren. Die kommen vorerst in recht großen Mengen in das besetzte Gebiet, wie ja überhaupt in diesen Gebieten sich in bezug auf die Devisenordnung völlig anarchische Zustände herangebildet haben.

Alle diese Vorgänge tragen viel zu der immer bedrohlicher fortschreitenden Entwertung der Mark bei, wenngleich natürlich den Hauptgrund die trostlosen innerpolitischen Zustände in Deutschland, der Rückgang der Arbeitsmöglichkeiten der deutschen Industrie als Folge des Streiks abgeben. Der Rückgang der Mark verteuert uns die Einfuhr von Lebensmitteln und Rohstoffen, die hohen Lebensmittelpreise aber veranlassen wieder neue Lohnerhöhungsforderungen, verteuern so gemeinsam mit den immer höher anschwellenden Rohstoffpreisen die Produktionskosten der deutschen Industrie und machen sie für den Wettbewerb auf dem Weltmarkte immer ungeeigneter. Circulus vitiosus!

Den einzigen Trost bei dieser Entwertung der deutschen Valuta bildet die Aussicht, daß sie unseren Exportindustrien die Ausfuhr erleichtern werden. Denn das Ausland wird unter Zugrundelegung seiner hochwertigen Valuta deutsche Fabrikate dementsprechend billiger kaufen können. In dieser Hinsicht wirkt eine niedrigstehende Valuta wie eine Exportprämie. Voraussetzung ist freilich, daß unsere Exportindustrie erst wieder arbeitsfähig ist. Vorerst ist sie infolge der hohen Löhne und der hohen Rohstoffpreise auch unter Berücksichtigung der Valutadifferenz auf dem Weltmarkte nicht wettbewerbsfähig. Erst dann, wenn sie in den Genuß billiger Rohstoffpreise kommen wird und erst dann, wenn sich unsere Lohnsätze einigermaßen dem Lohnniveau unserer Wirtschaftskonkurrenten angenähert haben, wird sich die günstige Wirkung des traurigen Standes unserer Valuta auf den Export — die einzige Lichtseite dieser tief beklagenswerten Erscheinung — zeigen.

Nach einer Richtung hin wirkt freilich unsere ungünstige Valuta schon jetzt im Sinne einer Entlastung: sie begünstigt die Abwanderung deutscher Wertpapiere ins Ausland. Die ausländischen Kapitalisten können mit ihrer hochwertigen Valuta deutsche Wertpapiere zu geradezu

phantastisch niedrigen Kursen kaufen. So kommt dem Schweizer augenblicklich unsere fünfprozentige deutsche Kriegsanleihe zu 33% zu stehen, die dreiprozentige Reichsanleihe sogar nur zu 25%. Die Amerikaner könnten tausend Mark deutsche Kriegsanleihe für etwa 80 Dollar kaufen. Das Ausland nutzt diese Konstellation auch bereits in genügendem Umfange aus. Holländer, Schweizer und Skandinavier haben uns auf diese Weise unter Ausnutzung der Valuta während des Krieges einen Teil unseres Besitzes an ausländischen Rentenwerten abgenommen. Wir müssen jetzt sagen: leider, denn wir hätten augenblicklich diese Papiere für die Bezahlung von Lebensmitteln gut verwenden können. Die Ausländer kaufen aber auch erstklassige deutsche Industriepapiere und vereinzelt auch deutsche Staatsanleihe. Man erzählt sogar, daß eine unserer Großbanken durch ein Direktionsmitglied, das seit längerer Zeit in einer neutralen Hauptstadt weilt, die Abstoßung deutscher Industriepapiere nach Neutralien in recht erheblichem Umfange betreibt. Es scheint, daß auf diese Weise Effektenposten aus dem Besitze des Interventionskonsortiums, das sich in der Revolutionskrisis gebildet hatte, abgestoßen werden. Derartige Transaktionen haben zweifellos manches gute. Sie entlasten unsere Banken und schaffen uns Auslandsguthaben. Andererseits freilich entsteht die Gefahr, daß Ausländer allmählich in bedrohlichem Umfange maßgebenden Einfluß auf unsere Industrie erlangen. Weit wichtiger wäre es, wenn die Vereinigten Staaten, Japan und die neutralen Länder uns langfristige Kredite oder langfristige Valutaanleihen gewähren würden. Aus gewissen Andeutungen maßgebender amerikanischer Blätter kann gefolgert werden, daß Aussicht für eine derartige Entwickelung besteht. Auf diesem Wege liegt die Rettung für uns und die Möglichkeit eines schnellen wirtschaftlichen Wiederaufbaues. Aber dieser Weg steht nur einem arbeitsfähigen Deutschland offen. Einem Deutschland, das von inneren Wirren durchwühlt ist, bleibt auch dieser Rettungsweg verschlossen.

Hermes in der Kulisse.

Ueber den Stil.

Von Victor Klages.

Niemals ist ein wahreres Wort geprägt worden als dieses: „Le style c'est l'homme". Denn Stil zu haben ist eine Bluteigenschaft. Wobei allerdings der Hinweis nötig scheint, daß Blut dickflüssig und dünnflüssig sein kann.

*

„Stil" ist zwar das Ergebnis größter geistiger Verarbeitung des Stoffes, aber unter Beimischung eines künstlerisch erwärmten Temperaments. Deshalb haben Leitartikel und Doktorarbeiten fast niemals Stil.

*

Das, was man unterm Gesichtswinkel des Alltags als „Stil" bezeichnet, hat meistens damit garnichts zu tun. Dieses Etwas verhält

sich zum wirklichen Stil wie eine täuschend nachgemachte zu einer lebendigen Blume, ist bestenfalls erträgliches Kunstgewerbe, oft weniger — nämlich: Bluff eines Routiniers.

*

„Stil" ist kein Gattungsbegriff, sondern die Benennung für eine bestimmte, außergewöhnliche Potenz.

*

Amusische Menschen werden nie über Stil verfügen. Aus dem Amerikanismus unserer Tage folgert also die Stillosigkeit.

*

Es gibt eine Menge Leute, die verkünden: Stil sei Unsinn, man müsse einfach so schreiben wie man spreche. Leider können gerade diese Imperativisten in der Regel nicht einmal sprechen.

*

Das heiße Bemühen zum Stil führt zur Phrase. Eine schwungvolle Feder schreibt: „Tausend Herzen schlugen ihm entgegen" — wobei nicht bedacht wird, daß eine Vorstellung hierfür überhaupt nie existierte. Stil wächst ausschließlich auf sehr konkretem Boden.

*

Abkehr von der Phrase erzeugt Stil. Deshalb wird man jeder „Richtung", die auf Vermeidung täglicher Plattheiten Gewicht legt und Neuschöpfungen den gängigen Ausdrücken vorzieht, stets einen Stilwert zusprechen müssen, — in welche Formen sie mitunter auch ausarten mag.

*

Ein Genie braucht nicht immer etwas hervorragend Gutes zu sein. Manolescu war in seiner Art auch eins. Ganz gewiß gibt es Manolescus des Stils. Wer Sternheims Novellen gelesen hat, wird daran keinen Augenblick zweifeln.

*

Man merke: Stil ist nicht unbedingt Kunst. Es kann einer sehr gute Bilder malen, ohne doch ein Künstler zu sein.

*

Eigentlich sollten Kunst und Stil zwei untrennbare Begriffe sein. Aber es hat immer schöne Frauen gegeben, die sich mit bestem Willen nicht vorteilhaft zu kleiden vermochten.

*

Stil ist ein Produkt der Zeit. Je komplizierter der Mechanismus der Kanonen, desto feinfühliger der Stil.

Künſtler.

Cläre Dux.

Der Name iſt ſeit langem keine Verheißung mehr — eine Erfüllung. Opernabende im Unheilsgrau der Kriegswinter ſteigen erinnerungsvoll auf: Verdi's, des Italieners, naturnotwendige und darum unentbehrliche Muſik auf der Opernbühne des deutſchen Kaiſers — trotz Krieg und Feindſchaft. Die Dux als Desdemona mit Othello — Jadlowker, als Gilda des Rigoletto — Schwarz, als Leonore vereint mit beiden im Nebenbuhlerpaar Manrico-Luna. Eine farbige Fülle von Wohlklang ſchimmert aufſprühend und erregend nach: Das ſamtene, ſinnliche Organ der Dux gegen und vermählt in den glanzvollen Strom der Jadlowker'ſchen Tonpracht, die voluminöſen Regiſter des Schwarz'ſchen Baritons. Das bereits im Klange Erfüllung gewährende Liebesduett des Shakeſpeares-Paares, das vokal und inſtrumental maſſiv flutende Miſerere des Troubadours, die Kloſterſzene mit ihrem Terzett und Enſemble in all dem ſchwebenden Duft und der Süße dieſer ganz auf Rhythmik und Klangfarbe geſtellten Vokalmuſik des Italieners. Und etwa noch im Rigoletto-Quartett der Sopran der Dux in das Trio der Drei ſeine farbigen, zitternden Melodiebogen flechtend und herauslöſend.

Man ging in den Winterabend hinaus, die dunklen Linden entlang, ſah eine graue Soldatenkolonne im ſchweren, unfreien Takt ihrer drückenden Kriegsfron ſchemenhaft vorübergleiten und hatte doch eine wehmütige aber ſichere Ahnung von ſüdlicherer Welt voll Sonne, Klang und befreiender Gelöſtheit.

Es liegt im Weſen dieſer an Farbe und Volumen tiefgründigen, in der Höhe ſo glänzend-geſchmeidigen und ausgeglichenen Stimme begründet, daß ſie allem bel canto, wo er nur zu finden, zu dienen bereit iſt. Italieniſche Süße vermählt ſich mit deutſcher Innigkeit und Gefühlskeuſchheit, wenn das Organ der Dux inmitten der Muſik etwa eines Mozart, Weber oder R. Strauß aufblüht. Die Gräfin (Almaviva), die Pamina, die Agathe der Dux vergegenſtändlichen an dem aufſchlußreichſten Beiſpiel, der Geſangsſtimme, immer von neuem die nun ſchon hiſtoriſch gewordene Syntheſe deutſcher und italieniſcher Muſikſphäre. Und ein Organ, das neben ſeinem Verdi-Dienſt mit Vorliebe Puccini's nach-verdiſchen Geſangs-Eſprit in der „Butterfly" und „Bohème" zur Auslöſung bringt, darf gewiß mit Erfolg und größter Wirkung der Sophie des Strauß'ſchen „Roſenkavalier", dieſer faſt reſtloſen Vermählung von Mozart und Wagner, oder etwa der Laura des Korngold'ſchen Muſikluſtſpiels, dieſer hochwertigen Miſchung aus Klaſſik, Mozart und Verdi, ſtimmliches Leben verleihen. Kann ſich wie bei der Dux der Belcanto im Rahmen einer gepflegten Ausſprache, getragen von Temperament und im Singen mitſchwingender Muſikalität ausſpinnen, ſchenkt die zielvoll angeſtrebte Veredlung einer langjährigen erprobten Tonkultur leichte Ton-Anſätze, Piano-Kopftöne, mezza voces von der Samtigkeit und ausgeglichenen Schwebung wie die der Dux, ſo wird es verſtändlich, daß von dieſem

Organ — man denke es in Verdis Vokal-Opern sich in der Ursprache produzieren — häufig, ja meist auf den gesanglichen Höhepunkten ein Fluß ausgeht, der Bühne und Theater mit sich zu führen vermag.

* * *

Cläre Dux entstammt einer aus dem Osten gebürtigen deutschen Beamtenfamilie. Als Kind mit einer auffallenden Stimme begabt und schon sangesfroh, stand für sie und ihre Familie von vornherein ihr späterer Beruf als Sängerin fest. Das bürgerliche Eltern-Milieu hemmte ihre Künstlernatur und ihre Bestrebungen nicht. Mit zwölf Jahren singt die Schülerin bereits in einer Bromberger Schul-Vorstellung des Humperdinck'schen Musikmärchens „Hänsel und Gretel" die weibliche Hauptrolle. Die angehende Künstlerin geht zum Studium nach Berlin und erfährt dort bei Adolf Deppe, ihrem damaligen Hauptlehrer, ihre gesangliche Ausbildung, die sich einschließlich eines kürzeren Mailänder Studienaufenthaltes auf drei Jahre erstreckt.

Das erste Bühnen-Engagement ruft die neunzehnjährige Künstlerin 1906 nach Köln, wo sie unter der Direktion Martersteig-Lohse hinreichend Gelegenheit findet, sich die Bühnen-Routine anzueignen. 1911 tritt sie das bereits seit dem Kölner Engagement in sicherer Aussicht stehende Engagement — Hülsen hatte die Künstlerin am Kölner Stadttheater als Pamina in der Zauberflöte gehört — an der Berliner Hofoper an. Ihre hiesige Antrittsrolle ist die Agathe im „Freischütz", die die Künstlerin dann seither noch oft zur Darstellung brachte. Der Oktober 1912 bringt das Caruso-Gastspiel; die Dux als Mimi in „Bohème" und Partnerin des Stimmriesen hat neben ihm ihren besonderen Erfolg und eine nunmehr unbestrittene Position im deutschen und internationalen Musikleben. Alljährliche Gastspiele führten die Künstlerin vor dem Kriege zur großen Saison an die Londoner Covent-Garden-Oper, wo sie Mozart und Puccini singt. Erst kürzlich ist sie von einem Gastspiel in den skandinavischen Hauptstädten, das sie mit größtem Erfolge absolvierte, zurückgekehrt. U. a. plant die Oper in Christiania für den kommenden Herbst ein „Bohème"-Gastspiel Caruso-Dux, für das bereits ein Fonds von 100 000 Kronen aufgelegt worden ist. Ihr Berliner Repertoire ist die Darstellung der Hauptrollen in den Opern Mozarts, Verdis, Puccinis und der in das weitere Gebiet des Belcanto fallenden Bühnenwerke neuerer und neuester Zeit. Als besondere Vertreterin dieses Faches nimmt die Dux eine an der deutschen Musikbühne seltene aber gewiß nur zu sehr berechtigte Spezialisierung ihres Rollenfaches für sich in Anspruch. So lehnte sie die Darstellung der Elsa in Wagners „Lohengrin" als nicht dem Wesen ihres Organs liegend ab. Einmal allerdings hat sich Frau Dux auch in Berlin als Wagnersängerin betätigt. Sie sang die Eva in der einzigen Musikkomödie des Bayreuthers.

Die vertraglichen Verpflichtungen der Künstlerin laufen zwar noch zwei Jahr, jedoch beabsichtigt sie gegebenenfalls schon erheblich früher einem an sie ergangenen Ruf an die Metropolitan-Opera zu Newyork Folge zu leisten. Die während des Krieges erfolgte Ausschaltung der

neueren Italiener, die unerfreuliche und nur durch den hiesigen Mangel an genügend zahlreichem geeigneten Sängermaterial zu rechtfertigende Zurückdrängung Mozarts im Programme der Berliner Staatsoper spielen bei diesem für die Berliner Musikwelt nach Jadlowkers Abgang besonders bedeutsamen Entschlusse naturgemäß eine Rolle. Trotz ihrer umfangreichen Berliner und auswärtigen Konzerttätigkeit, die der Dux weitere Erfolge und Ehren bringen, fühlt sich die Sängerin im Rahmen des jetzigen Werk-Repertoires der Staatsoper durch ihre Tätigkeit nicht ausgefüllt. Die wirtschaftlichen Aussichten an den Staatsbühnen, die möglicherweise auf eine genossenschaftliche Grundlage im Sinne des gleichmachenden Sozialismus gestellt werden sollen, tun zum Entschlusse der Künstlerin ein Uebriges. Mit dem Fallen des Starsystems fällt — und muß naturgemäß fallen — das künstlerische Niveau der Bühne, zumal bei einem nicht zum Wenigsten auf Publikumsgunst und internationale Geltung eingestellten Kunst-Institut von dem bisherigen Range der Berliner Staatsoper. Die materielle Nivellierung muß die künstlerische zur Folge haben, d. h. das Mittelmaß.

Das für die Berliner Oper, für Berlin als noch führendes Musikzentrum Deutschlands zu vermeiden, muß dringliche Aufgabe der berufenen Staatsorgane sein. Soll den einstigen Berliner Caruso-Partnerinnen, der Destinn, Hempel, Farrar nach Jadlowker und möglicherweise Ausscheiden anderer auch die Dux folgen? Man gebe der Musikwelt, auch der deutschen, ihre Objektivität, ihre im Wesen aller Kunstwirkung wurzelnde Internationale wieder. Man mache fremdes hochwertiges Kunstgut wieder zum Bestandteil deutschen Kulturlebens: Man setze neben der gewiß kräftig zu stützenden Moderne die etwas ins Hintertreffen geratenen großen Meister der Klassik wieder in ihre heiligen Rechte auf der deutschen Musikbühne ein. Und man wende nicht blindlings und nur prinzipienhaft das allein materiell zu erfassende und nur aus wirtschaftlichen Menschheitsnöten erwachsene Prinzip des Sozialismus auf die feinen, unfaßlichen, aus dem Wesen ihres Objekts, des Kunstwerks, immateriell gezeugten Formen und Daseins-Aeußerungen des modernen, komplizierten Kunstlebens an. Stärkste Gefährdung aller errungenen Kunst-Kultur, etwa des Gluck-, Mozart-, Verdi- und Wagner-Stiles für die Musikkultur, würde die unausbleibliche Folge sein.

Theater.

Opernhaus: Don Juan (Neueinstudierung).

Weit mehr als ein Jahrzehnt ist verflossen, seit man den Don Juan zum letzten Male in Berlin hörte. Um so elementarer war das Erlebnis, das die Mozartsche Meisterpartitur mit ihrem hinreißenden Zauber, ihrer verblüffenden Charakteristik in den Hörern auslöste, die zum nicht geringen Teil einer Generation genußfreudiger Neulinge anzugehören schienen. Und diese Meisterharmonien wurden kongenial dirigiert von Meister **Richard Strauß**. Er schwelgte in völliger Mozarthingabe, nahm

die Tempi mit begeisterndem Schwunge, riß das herrliche Orchester, unter dessen Violinisten man nun auch vollberechtigte Damen sieht, mit sich fort und begleitete nicht nur die Secco-Recitative, sondern auch Octavios zweite große Arie sehr geistvoll am Klavier. Weniger einwandfrei war die gewählte Textunterlage in der Hermann Levi'schen Uebersetzung. Man sollte populär gewordene Texte wie den des Ständchens: „Hör auf den Klang der Zither" nicht durch eine schlechtere Fassung zu „verbessern" suchen. Die künstlerischen Einzelleistungen hielten sich auf einem sehr anständigem Niveau, wenn sie auch, wie zumeist in Don Juan-Aufführungen, ungleich waren. An der Spitze stand die entzückende Zerline der Artôt de Padilla, eine Leistung aus einem Guß sowohl an Gestaltungskraft wie an gesanglichem Reiz. Die Titelpartie war Karl Armster anvertraut. Er sang sie mit schöner, wohlausgeglichener Stimme. Aber er war nie und nimmer ein Don Juan; das Prickelnde, Flammensprühende, Faszinierende, das all sein Handeln verzeihlich macht, fehlte ihm völlig, auch wenn man nicht gerade den Maßstab anlegt, den ein d'Andrade, ein Forsell uns bei Beurteilung der Partie aufgenötigt haben. Eine erfreuliche Ueberraschung bot Herbert Stock mit seinem Leporello, gesanglich und darstellerisch eine meisterhafte Leistung. Die vielbewährte Barbara Kamp zeigte mit ihrer Donna Anna, daß sie auch die Mozartkantilene, den schwersten Prüfstein der Gesangskunst, zu bewältigen versteht. Weniger am Platze war Fräulein von Granfelt, deren etwas trockene und herbe Stimme der anspruchsvollen Partie der Elvira nicht ganz gewachsen schien. Robert Hutt erfüllte seine Aufgabe als Don Octavio gesanglich tadellos, in der großen B-dur Arie sogar hinreißend; wenn er nur schauspielerisch weniger steif und eckig wäre. Die Rolle des Masetto wurde von Eduard Habich mit sehr hübscher Stimme und munterer Beweglichkeit dargestellt. In der Erscheinungen Flucht blieb ein fester Pol: der Komtur Paul Knüpfers; wie vor Jahren sang er ihn auch jetzt mit ehernet Kraft und prachtvoller Stimme. Alles in allem eine bildsaubere Neueinstudierung des Don Juan, aber flügellahm durch die Temperamentlosigkeit des im Mittelpunkt stehenden Darstellers. Dr. Z.

Kleines Theater: Kümmelblättchen.

Hätte Robert Overweg noch ein paar Couplets geschrieben, ein sentimentales Liebespaar und eine Soubrette dazu getan, und das Ganze dann von Kollo in Musik setzen lassen — die Operette wäre fertig. Es ist wirklich ein harmloses Spielchen dieses Kümmelblättchen. Auf der Bühne wird gelacht und im Zuschauerraum wird gelacht. Wie vom Geheimpolizisten bis zum Polizeipräsidenten alles „im hohen Bogen" hereinfällt, erheiterte die Zuschauer ungemein und brachte besonders Georg Alexander großen Beifall.

Lessing-Theater: Dies irae von Anton Wildgans.

Man kann sich vorstellen, daß eine unglückliche Ehe auf das Gemüt des Kindes, welches der Ehe entsprossen, vergiftend wirkt. Wenn sich dann auch noch die Eltern in Gegenwart des Kindes erzählen, daß sie es „nicht gewollt" haben, so kann sich ein zartfühlender Sprößling das schon zu Herzen nehmen. Aber, wenn sich alle Kinder, die man nicht gewollt hat, das Leben nehmen würden, so würde ein erheblicher Teil unserer Nachkommen nicht allzu alt werden. Die Mehrzahl der Kinder verdankt ihr Dasein dem Rausche der Sinne. Und das ist gut so. Denn wenn man vorher erst lange und weise debattieren wollte, ob man auch eventuell ein Kind mit in den Kauf zu nehmen gewillt sei oder nicht, so erscheint mir der ganze Akt wirklich zu peinlich und öde.

Das Wildgans'sche Werk ist mehr eine Vorlesung über Sexualethik wie ein Drama. Der letzte Akt mit seinen Posaunen des jüngsten Gerichts ein Oratorium. Der zu einem Drama durchaus nötige und überzeugende Konflikt fehlt ganz. Lyrik, nichts als Lyrik. Die Sprache, wie stets bei Wildgans, ist schön und edel. Ein Werk, welches interessiert, aber nicht überzeugt. Und durch alle Akte spukt Strindberg.

Die Darstellung war in allen Teilen hervorragend.

Neue Bücher.

Gustav Meyrink: Des deutschen Spießers Wunderhorn. Verlag Albert Langen, München.

Ein Buch von geradezu köstlichem „Spießertum". Jedes Wort atmet Geist, Witz und Satire. Es ist voll von Originalitäten, von kecken Kapricen, von einer Lebendigkeit der Schilderung, das dieses Werk wirklich besitzenswert erscheinen läßt. Der beißende Spott des Dichters macht weder Halt vor der Gesellschaft, noch der Wissenschaft, noch der Mode. Am besten sind ihm zweifellos das „Wachsfigurenkabinett", „der heiße Soldat", und die „Chimäre" gelungen. Packend in ihrer Komik sind aber auch beispielsweise: „das Automobil", „Dr. Leberer" und andere.

Henny Zippert.

Nachdruck nur mit vollständiger Quellenangabe erlaubt.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Arthur Lehmann, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 40/41.

A
E G

Annahme für Vorwetten

Rennen zu

Berlin-Grunewald: 30. April
Berlin-Grunewald: 4. Mai
(Rennen des Union-Klub)
Magdeburg: 4. Mai
München-Riem: 4. Mai

Trabrennen zu

Hamburg-Farmsen: 4. 7. Mai

Annahme von Vorwetten für Berlin bei **persönlich** erteilten Aufträgen bis **3 Stunden** vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 7 Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9 (Eingang **Innsbrucker Str. 58**)
Oranienburger Straße 48-49 (an der Friedrichstraße)
Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)
an den Theaterkassen der Firma **A. Wertheim**

Leipziger Straße 132
(nur wochentags geöffnet)
Nollendorfplatz 7
Planufer 24
Tauentzienstraße 12a
Rathenower Straße 3
Königstraße 31/32.

Für **briefliche und telegraphische** Aufträge Annahme bis **3 Stunden** vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

DIE DEUTSCHE BÜHNE

Amtliches Blatt des Deutschen Bühnenvereins

Im Januar begann der XI. Jahrgang

Aus dem Inhalt der bisher erschienenen Nummern nennen wir:

Dr. P. Hoffmann: Wie weit ist die Kunst des Schauspielers wirkliche Kunst?
Richard Dehmel: Deutsche Einheit.
Frank Wedekind: Glossen.
G. Hell: Otto Borngräber / Fritz v. Unruh Eine Parallele.
Dr. Karl Zeiß: Die neue Zeit und das Theater.
Max Krüger: Entwurf zu einer Stilbühne.
Leopold v. Wiese: Ueber Strindberg.
Wilh. v. Scholz: Das szenische Problem von „Troilus und Cressida".
H. Höffding: Shakespeares Humor
Richard Elchinger: Der befreite Mime.
Die Umwandlung der Hoftheater usw.
Aus dem Geistbuch von Ernst Lissauer.
Momentaufnahme aus meinem Zeithirn von Walter v. Molo.
Künstlerischer Wille und Diktatur von Erich Oesterheld.
Paul Lindau von Artur Wolff.
Theatererinnerungen von Graf Seebach.

Außerdem in jeder Nummer ein umfangreicher „praktischer Teil", der über das gesamte deutsche und ausländische Theaterwesen, Uraufführungen, Regiepläne, neue Theater und Direktionen, neue Werke, Dramaturgisches, Abschlüsse, Wochenspielpläne der deutschen Theater usw. berichtet.

„Die Deutsche Bühne" ist jetzt das moderne Theaterfachblatt; ihr Interessentenkreis beschränkt sich nicht nur auf Direktoren, Schauspieler und andere Theatermitglieder, sondern hat besonderen Wert für alle Bühnenschriftsteller und jeden an der Entwicklung des Theaters Interessierten. — Probenummern liefern wir gegen Berechnung. Bei Aufgabe eines Abonnements wird dieser Betrag besonders gutgeschrieben.

„Die Deutsche Bühne" erscheint wöchentlich und kostet jährlich 22 M, halbjährlich 12 M, vierteljährlich 6 M, Einzelheft 60 Pf. ord.

OESTERHELD & CO., VERLAG, BERLIN W 15.

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II. Berlin NW. 87, Reuchlinstraße. Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Gasanstalten
für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.
Sämtliche Ausrüstungsteile für Oefen
mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.
Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.
Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.
Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.
Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.
Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.
Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.
Geräte und Werkzeuge.
Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.
Triebwerke.
Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.
Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten
von Wasserwerken und Kanalisationen,
Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Arthur Lehmann, Berlin SW. 11, Königgrätzer Straße 40/41.

Nummer 10 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Der Moralbankrott . . . . . von J. Frank
Das Endergebnis der Hungerblockade . von Oberarzt Dr. Wiese
Juristendämmerung? . . . . . von Rechtsanw. Georg Moses
Felix von Weingartner
Lucy Kieselhausen
Das Reichstheatergesetz . . . . . von Karl Fischer
Fort mit der Sonntagsruhe! . . . . von Dr. Max Hirschfeld

Erscheint jede Woche * Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co
BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Mampes Gute Stube
am Kurfürstendamm
Kurfürstendamm 14/15

Feine Liköre ▫ Edelbranntweine ▫ Seltene Weine
Schaumweine ▫ Champagner Eisgetränke

Donnerstag, den 8. Mai, nachmittags 3 Uhr:
7 Rennen u. a.: **Jubiläums-Jagdrennen.**

Rennen zu Karlshorst

Fahrplan der Vorortzüge über Stadtbahn siehe Anschlagsäulen. Außerdem **Stadtbahnverbindung** von **Charlottenburg-Friedrichstraße** nach **Niederschöneweide** sowie v. **Görlitzer Bhf.** nach **Niederschöneweide,** von hier in 15 Minuten ca. zu Fuß zur Rennbahn Karlshorst. — **Straßenbahnverbindungen:** 1. v. **Schlesischen Bahnhof** über Stralau—Treptow nach **Oberschöneweide;** 2. von **Bahnhof Niederschöneweide** nach Rennb. Karlshorst; vom **Alexanderplatz** nach **Friedrichsfelde;** 4. von **Friedrichsfelde** nach Rennbahn Karlshorst.

Rennen zu Berlin-Grunewald
(Rennen des Union-Klub)

2. Tag: Sonntag, den 11. Mai, nachmittags 2½ Uhr,
8 Rennen im Werte von **M. 128600.—,** u. a.:

Henckel-Rennen 27000 M.

Verkehrsverbindungen:
Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Strassenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstrasse etc.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 10. Mai. Nummer 10.

Der Moral-Bankrott.

Von J. Frank.

Vor ein paar Wochen erschien — im Zusammenhang mit dem Tode Liebknechts — ein amtlicher Erlaß der Reichsregierung, der von der sittlichen Verrohung des deutschen Volkes sprach. Das war das erste Mal — soweit wir uns erinnern können —, daß eine deutsche Regierung gegen den sittlichen Niedergang predigte. Das war die erste amtliche Moralpredigt. Wann wäre eine solche auch notwendiger gewesen als heute, wo wir am Ende eines verlorenen Krieges stehen und kaum recht ermessen können, was größer ist, das moralische Defizit oder das materielle. Man hat den Krieg schon von Anfang an, manchmal mit einem leisen Tadel — denn damals durfte aller Tadel nur leise sein — sehr oft aber mit erhebender Schwellung der patriotischen Brust — die konnte nie schwellend genug sein — den großen Umwerter aller Werte genannt, ohne überhaupt zu ahnen, zu welch furchtbarer Entwertung diese Umwertung schließlich führen mußte. Wir lebten uns fast blind — das ist keine Entschuldigung, ja nur eine desto schrecklichere Anklage — in unsere Unsittlichkeit hinein. Früher galten wir — wo die polizeilich überwachte Moral ihre höchsten Triumphe feierte, wo das christliche Sittengesetz unter der peinlichen Aufsicht der Pickelhaube stand — als ein sittliches, ordentliches Volk und bildeten uns ein gut Teil ein auf unsere relativ bürgerliche Wohlanständigkeit.

Heute tun wir das nicht mehr, haben allerdings auch keinen Anlaß dazu. Wir sind schamlos geworden und erröten höchstens nur noch aus Freude über unsere Laster, aber nicht aus instinktiver Züchtigkeit.

„Das hat der Krieg so mit sich gebracht," so lautet unsere träge Ausrede, mit der wir unsere Schlaffheit und Widerstandslosigkeit während des Krieges und unsere jetzige leichtsinnige Reuelosigkeit allzu gerne und allzu sorglos entschuldigen möchten. Wir haben uns in unsere Unsittlichkeit mit zynischer Behaglichkeit hinein gelebt. Wir haben nicht einmal, wie andere leichtsinnige Zeitalter, die Nemesis herausgefordert mit dem satanischen Ruf: „Après nous le déluge!" Wir wußten uns sicher vor jeder göttlichen Sintflut. Ja, ist es möglich, daß da der Staat nicht einschritt? mag ein Naiver fragen. Der Staat? Ja, wißt ihr noch nicht, wie unmoralisch die Moral des Staates ist? Seine Moral ist Opportunitätsmoral. Er erbaut heute der Göttin der Keuschheit einen Altar und morgen setzt er, wenn es ihm zweckmäßig erscheint, eine ausgeschämte

Hure darauf. Der Staat hat keine Moral, er macht sie sich von Fall zu Fall. Und wenn man ihm sein Gebahren vorwirft, so entschuldigt er es mit der Not der Zeit, die er selbst geschaffen hat. Der größte Krieg war auch die größte Not und darum auch die größte sittliche Umwälzung. Ein Volk zu erziehen zu einem gewissen ausgleichenden Niveau ethischen Fühlens und Denkens ist nicht die Sache von Jahren, kaum von Jahrzehnten. Dazu bedarf es einer gleichen, allseitigen geistigen Durchdringung aller Volksschichten durch lange Generationen, damit der den Altvordern gelehrte Grundsatz dem Urenkel unveräußerlicher seelischer Besitz sei. Von da an hat jede Erziehung etwas Mechanisches, etwas Routiniertes. Die Grundlage ist den nachgeborenen Geschlechtern schon in die Seele gelegt. Auf ihr wird die individuelle Erziehung sozusagen nur noch aufmontiert. Drum lebt in allen Volksgenossen eine gewisse Gemeinsamkeit des sittlichen Empfindens, eine gewisse Einheitlichkeit ethischen Denkens und Handelns, die als Volkscharakter in den Bereich des Sichtbaren, Unterscheidbaren tritt.

Unser Volkscharakter von gestern existiert nicht mehr. Unsere ehemalige Solidität ist durch den moralischen Bankrott vernichtet. Die Regierung unseres alten Staates, die von Gottes Gnaden das Recht bezog, unsere Führerin zu sein, ist unsere Verführerin geworden. Auf ihrem Gewissen — wenn sie ein Gewissen gehabt hätte — lastet unser moralischer Zusammenbruch.

Mehr als vier Jahre Krieg haben uns verzogen und verdorben, haben uns korrumpiert. Selbst wenn dieser Krieg materiell günstiger für uns geendigt hätte, er hätte unsere Sünden nicht ausgelöscht. Auch das strahlende Siegerkleid hätte nicht der Seele Schmutz zu verdecken vermocht. Aus den zerrissenen Bettlerlumpen aber sieht der sittliche Unrat doppelt widerwärtig hervor.

Der Krieg hat die Ehe zerstört. Der Staat, der die Familie als den Grundstein aller Menschen- und Staatsordnung, als aller wahren Zucht und Sitte Fundament gefeiert, schmiß sie selbst vom Sockel herab. Er hat mutwillig selbst Hand angelegt an seines Baues Grundfeste. Die Not seiner Bedrängnis vorschützend, hat er die Gatten auseinander gerissen. Damit hat er der Familie das sittliche Oberhaupt geraubt und den moralischen Zusammenhalt, der in der Achtung und im Gehorsam wurzelt, zerstört: Man mag einwenden, daß das allgemeines Kriegslos ist. Jawohl, doch wird deshalb die Staatsmoral nicht besser. Es ist ja gerade ein Beweis für diese charakterlose Opportunitätsmoral, für diese sophistische Doppelzüngigkeit, die heute die Familie als Staatsstütze braucht und sie morgen auch zur Stütze und zum Schutz des Staates auseinandersprengt. So ward die Ehe geopfert.

Der Mann, der in die grausame Roheit des Kriegslebens hinauszog, sah sich aller Bande ledig. Fern von der Familie, in einer Umgebung, in der die wilden Naturtriebe hemmungslos sich entfalten mußten, in einem neuen Leben, das keine Verinnerlichung, das keine seelische Kultur mehr kannte, in einem Leben, das, auf das Primitivste eingestellt, nur

die nackten Bedürfnisse der Tierheit befriedigte, brach die Ehemoral zusammen. Die Weiber der eroberten Länder dünkten den Soldaten eine willkommene Beute ihrer Wollust. Und der Militarismus tat ein Uebriges dazu — man reichte unter tausend Ermunterungen Salben und Mixturen, natürlich in der guten Absicht, Geschlechtskrankheiten zu verhüten — und ermutigte dadurch zu flottestem Gebrauch. Man installierte — o allerchristlichster Staat! — Bordelle, in die man die eroberten Freudenweiber sperrte. Und in Scharen standen — erhabener Anblick! — alltäglich die braven verheirateten Krieger an vor diesen Tempeln der militarisierten Liebe.

Und die züchtige Gattin zu Hause? Sie konnte ihre Sehnsucht nicht vier Jahre in ihres Herzens Kämmerlein verschließen, sie suchte im glücklichen Zeitalter der Surrogate auch für die Ehelichkeit Ersatz oder trug aus Laune oder Not gar ihre Liebe auf die Straße. Damit war der sittliche Zusammenhang der Ehe zerrissen. Im Schoße der Familie thronte Heuchelei und Lüge. Das Band des Gehorsams löste sich. Die Kinder machten sich selbständig. Von des Vaters Herrschaft befreit, der mütterlichen Autorität spottend, warfen sie sich zu Tyrannen der Familie auf. Die kaum der Schule entlaufenen Bengels gürteten sich mit imponierender Männlichkeit. In der männerarmen Zeit allseitig stark begehrt, durch große, allzu große Einkünfte verzogen, dünkten sie sich die Herren der noch übriggebliebenen Welt. Ihre 14jährige Unmündigkeit gefiel sich in grotesker Nachäffung des Kavaliertums. In den Armen einer schulpflichtigen Geliebten rülpsten sie wie Grandseigneurs den kriegsfettgeschwängerten Odem aus. Eine solche Jugend, die überhaupt kaum etwas von Autorität wußte, der ohne Ahnung vom Leben nur Ausleben, so wie sie es eben verstand, höchstes Gesetz war, mußte notwendig in den Tagen der Revolution, wo alle Begriffe auch Gefestigteren und Reiferen sich verwirrten, ein loser Spielball politischer oder vielmehr höchst unpolitischer Leidenschaften werden. Die Freiheit, die sie meinten, war nichts als die Pubertät ungezügelter Flegelhaftigkeit. So sieht das Familienbild aus, das der Krieg uns hinterlassen hat. Düstere Ehetragödien, Tausende von Scheidungen, Niedergang der elterlichen Autorität sind das Resultat der Entwertung des Familiengedankens.

Dazu kommt noch die furchtbare Erkenntnis von der Zwecklosigkeit der Kindererzeugung und -erziehung. Der Staat hatte den Ehegatten als oberste eheliche Pflicht eingeschärft, ihm möglichst viele Soldaten zu liefern. Die Frau war also in den Augen des Staates nur von sekundärer Wichtigkeit. Ihr kam nur eine gewisse maschinelle Bedeutung als Gebärerin zu, der entsprechend auch die staatsbürgerlichen Rechte beschränkt waren. Auch die Herren der Kirche, die in dieser traurigen Diesseitigkeit eben mit besonderem Eifer das Lied dessen singen, wessen irdisches Brot mit Appetit zu essen sie sich augenblicklich gezwungen sehen, mahnten mit unermüdlicher christlicher Ausdauer zur staatserhaltenden Vermehrung. Und der Bürger, der gute, der blinde, war stolz und froh zugleich, mit der ehelichen Pflicht eine patriotische verbinden zu können. Da brach

mörderisch der Krieg ins Haus und riß die Söhne, kaum fertig an Körper und Geist, hinaus auf das Blutfeld und erwürgte sie, einen nach dem andern. Da fingen auch die braven Eltern, die nicht nach Malthus' Geboten lebten, sich zu fragen an: Haben wir hierzu unsere Kinder erzeugt? Ist es aller Zeugung und Erziehung höchstes Ziel, dem allfresserischen Moloch Staat das Teuerste in den Rachen zu werfen? Blieben sie da nicht besser ungeboren im Schoße der Nacht? — So zertrümmerte der Krieg auch die Erhabenheit des Gedankens der Zeugung.

Der Soldat, der siegend durch ein fremdes Land zog, fühlte sich als dessen absoluter Herr. Ihm durfte sich kein Hindernis in den Weg stellen, er schlug es nieder. Der fremde Tisch war sein Tisch, das fremde Bett war sein Bett. Was er brauchte, danach griff die gierige Hand. Seiner unbeschränkten Selbstherrlichkeit war der eigene Wunsch oberstes Gesetz. Das Recht auf Raub, auf Beute war ja von jeher der Soldateska uraltestes Recht. Mein und Dein waren aufgehobene Moralbegriffe. War es verwunderlich, daß das zurückkehrende Heer auch in die Heimat diese Diebsmoral mitbrachte? War es ein Wunder, wenn man selbst des deutschen Bauern Heuschober und Kartoffelhaufen nicht respektierte? War es ein Wunder, wenn man es als der neuerstandenen Freiheit Sinn ansah, daß das Eigentum des Staates, selbst des Bürgers frei, ja vogelfrei sei? Man proklamierte sogar den Grundsatz moralischer Vergeltung, wenn man Leuten etwas abnahm, die es vielleicht mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit erwuchert hatten; meist stahl man aber ohne Vergeltung. Das einst so anständige deutsche Volk, das nichts ohne Arbeit, ohne Verdienst besitzen wollte, war unter die Diebe und Räuber gegangen. Gewiß trieb oft die entsetzliche Not, der grausame Hunger der Städte zur verzweifelten Aneignung lange und schwer entbehrter Güter. Aber trotz alldem wäre eine so heillose Räuberei nicht eingerissen, wenn nicht unsere ganze Denkweise, unsere ganze Moral so bedenkliche Defekte erlitten hätte.

Der Krieg hatte aber nicht bloß die Mißachtung des Eigentums mit ausgeschämter Deutlichkeit gepredigt, er hatte auch die Mißachtung des Menschenlebens proklamiert. Jeder seelisch noch einigermaßen empfindende Mensch mußte sich im tiefsten Innern aufbäumen, wenn er stummgeduldig anhören mußte, mit welch kaltblütiger Planmäßigkeit ihm die militärischen Vorgesetzten den Massenmord ans Herz legten, einhämmerten, eintrichterten. Dem Soldaten, dem der einzelne, unbekannte Gegner drüben doch unmöglich ein Todfeind sein konnte, mußte durch diese methodische, konsequente, beharrliche Predigt des Massenmordes als der höchsten Pflicht der letzte Respekt vor dem Menschenleben an sich schwinden.

Der beständige, alltägliche Gebrauch der Waffe, die beständige, alltägliche Vernichtung machten ihn gleichgültig gegen Leiden und Tod eines anderen Menschen, raubten ihm jedes Mitgefühl, nahmen ihm jede Achtung vor dem Anspruch aufs Leben. Ohne eine solche grausame Kriegserziehung wäre sicher die bedenkenlose, rücksichtslose Menschenvernichtung, die die Nachrevolutionen überall gefordert haben, nicht in so schonungslose Roheit ausgeartet. Es ist eine der blutigsten Ironien der

Weltgeschichte, daß die heißesten Bekämpfer des Militarismus sich zur Durchsetzung ihrer Freiheitsideen gerade jener Waffen und Methoden bedienten, die sie vom alten Militarismus gelernt hatten. In der brutalen physischen Kampfart aufgezogen, dachten sie nicht, daß es auch einen Kampf des Geistes und der Gesinnung gebe und daß Weltanschauungen nicht durch Bajonette und Handgranaten niedergekämpft werden. Das Maschinengewehr scheint noch das einzige wirksame Mittel der Volksbeglückung zu sein. Die Entsittlichung durch den Weltkrieg feiert ihren höchsten Triumph in brudermörderischer Bestialität.

Die kapitalistisch-industrielle Epoche vor dem Kriege war immer als ein materielles Zeitalter angesehen worden. Nur deshalb, weil man den Materialismus der Kriegszeit noch nicht gekannt hatte. Im Kriege forderte der Staat draußen die höchste Aufopferung, die höchste Entsagung, drinnen förderte er die ungezügeltste Selbstsucht, die schrankenloseste Raffgier. Den opfermutig dargebotenen Besitz des Volkes verschleuderte er mit verschwenderischen Händen. Selbst anbietend und selbst überteuernd, machte er den Krieg zur wirtschaftlichen, ja unwirtschaftlichen Höchstkonjunktur, schuf er eine Epoche des absoluten Mammonismus. Es entstand der exzentrischste Veitstanz ums goldene Kalb. Der Weltkrieg, den man, geblendet und selbst blendend, als den großen Weltkampf zwischen Licht und Finsternis hinstellen wollte, ward eine himmelstürmende, himmelschreiende Hausse. Jeder wollte gewinnen, raffen, wuchern. Kein Mittel war zu gemein, keine List zu niederträchtig. Es galt ja fürs Vaterland und da war keine Schurkerei, keine Erbärmlichkeit zu groß. Die Größe der Vaterlandsliebe errechnete sich nach schwindelnden Dividenden. So hatte der Staat selbst eine perverse, geifernde Geldwut großgezüchtet, hatte jede kaufmännische Wohlanständigkeit, jede Solidität altgeachteten Geschäftsgebarens zertreten . Ein neuer Reichtum, ekelerregend in seiner Anmaßung, in seiner Gier, in seinem Luxus, wuchs über Nacht empor. Den Opfermut der Helden draußen beutete eine Horde von Schiebern und Schuften aus. Wer mit offenen Augen den Verzweiflungskampf draußen und den Orgientaumel der Genuß- und Geldsucht drinnen sah, der wußte, daß wir reif geworden waren für den Zusammenbruch. Noch immer hatte weltgeschichtliche Größe so geendet.

Diese spielerische, hasardmäßige Leichtigkeit der Millionengewinne, die Müheloſigkeit des Erraffens entwerteten die moralische Grundlage jedes Verdienstes, entwerteten die Arbeit. Gewinn war nicht mehr das Resultat von Mühen, das berechtigte Ergebnis von Leistungen, sondern der glänzende Lohn der Schurkerei. Die Höhe des Verdienstes richtete sich nicht nach der Energie der Arbeit, sondern nach der Größe schuftiger Gewissenlosigkeit. Die Heiligkeit der Arbeit war entweiht. Damit war dem deutschen Volke seine größte ethische Stärke verloren gegangen. Es hatte keinen Glauben mehr an den Segen des eigenen Schaffens. Der Soldat, der aus dem Felde heimkehrte, hatte draußen, wo er dahinvegetierte ohne Sorge um das Morgen, um die Zukunft, wo er nur zerstörte, aber nicht aufbaute, jeden Sinn für schaffende, produktive Arbeit ver-

loren. Er war seelisch gelähmt, herausgerissen aus dem Zusammenhang seines früheren normalen Lebens, das noch auf Arbeit und Verdienst eingestellt war. Er sah voll Neid und Haß auf jene, denen die häusliche Behaglichkeit mühelos Gewinne gelassen, Und er war müde, unsagbar müde. Der zur Herrschaft gekommene Sozialismus hat bis heute nicht zur Arbeit zu bekehren vermocht. War der Widerstand gegen die Arbeit bisher eine rein ethische Frage gewesen, durch die Erleichterung des Streikrechts ward er ein politisches Aktionsmittel. In manchen Gehirnen, in denen die Welt sich sonderbar wiederspiegelt, tauchte eine irrwahnsinnige Vorstellung vom Sozialismus auf, der nun die Welt auf den Kopf stellen müsse, in der nun der Arbeiter feiern werde und den früheren Herrn arbeiten ließe. So tief sind wir gesunken, daß das Wort Arbeit uns schon Ekel ist!

Wer unsere zusammengebrochene Moral betrachtet, darf auch an der Religion nicht vorübergehen. Die Kirche, die zwar nicht auf göttliche Eingebung, aber doch auf einen nicht minder respektierten Befehl, in betrügerischem Leichtsinn nur vom Durchhalten und Aushalten predigte, verschwieg hartnäckig in frivoler Verblendung die Schwächen und Sünden des eigenen Staates. An des Staates Futterkrippe fressend, fand sie nicht den Mund noch den Mut gegen ihn. Um das Volk opfermutig und reuzerknirscht zu stimmen, hat sie den Krieg als Gottes heiliges Strafgericht für unsere Sünden hingestellt. Das müßte doch ein komischer Herrgott sein, der alte Sünden damit straft, daß er neue begehen läßt! Vom Friedensfürst gegründet, hat sie nie ein freies erlösendes Wort für den Frieden gefunden, keine Savonarola-Geste gegen den Staat gewagt, der jede Moral untergrub, jede Gemeinheit proklamierte und förderte. Sie steht heute vor den Ruinen der Moral, den Ruinen der Gläubigkeit. Sie hat kein Recht, wenn sie nicht eine infame Heuchlerin sein will, die Hand zu erheben gegen das entsittlichte Volk. Vor der Welt und vor Gott trägt sie mit an der Schuld unserer Unmoral. Sie braucht sich nicht scheinheilig zu verwundern, wenn Tausende und Abertausende ihr heute gleichgültig und mißtrauisch den Rücken kehren. Sie, die sich die Stellvertreterin Gottes auf Erden nennt, hat auf jeden Fall ihres Gottes Sache erbärmlich schlecht vertreten.

Die politische Revolution war keine Revolution der Sittlichkeit. Sie, die unsere geblendeten Augen erst sehen machte, hat uns blank und schonungslos den moralischen Bankrott enthüllt. Sie konnte ihn nicht verhindern, nicht mehr hemmen. Ihre Ausartungen, ihre Ausschreitungen sind nicht zum geringsten Teil die furchtbaren Nachwehen unserer sittlichen Katastrophe. Das alte System haben wir abgeschüttelt, aber wir schleppen noch die alten Krankheiten, die alten Sünden weiter. Ein großer Teil unseres Volkes lebt noch im Wahnsinnstaumel. Im Narrenkleid tanzen wir über den berstenden Schlünden des Abgrunds. Wir müssen erst erkennen, wie tief wir gesunken sind, bevor wir uns wieder erheben können. Auf, deutsches Volk, erkenne dich! Bald ist es zu spät. Was uns not tut, so klang es neulich von der Tribüne der Nationalver-

sammlung, ist sittliche Erneuerung. Uns führt kein Gott empor zu neuen Höhen, wir müssen selbst emporsteigen auf dem mühsamen Weg. Wenn die alte Regierung unsere Verführerin geworden ist, so muß die neue unsere Führerin werden. Von ihr erwarten wir die sittliche Reife und den sittlichen Ernst, die den Führer, den Erzieher zieren müssen, zu ihr haben wir das Vertrauen, das der Führer braucht. Sie wird und muß uns emporführen. Rücksichtslose Selbsterkenntnis, strenge Selbstzucht, weise Selbstbeschränkung und Wiederkehr der Achtung vor der Arbeit, das sind die Stufen unserer sittlichen Erneuerung.

Das Endergebnis der englischen Hungerblockade.

Von Oberarzt Dr. Wiese.

Der Krieg ist für uns Deutsche auf allen Gebieten menschlicher Tätigkeit und Arbeit, auf fast allen Gebieten menschlichen Wissens ein großer Lehrmeister gewesen und hat das Leben eines jeden Einzelnen tief beeinflußt. Besonders fühlbar ist das wohl jedem u. a. auf dem Gebiet der Ernährungsfrage geworden. Das Einsetzen der englischen Blockade, das damit verbundene Zurückgehen und bald fast völlige Aufhören der Einfuhr von Nahrungsmitteln für Mensch und Vieh, das Ausbleiben der wichtigen Düngemittel wiesen Deutschland immer mehr auf seine eigene Produktion an. Die geniale Erfindung, Stickstoff aus der Luft zu gewinnen, die als „Rohstoff" in beliebiger Menge zur Verfügung stand, um damit dem Mangel an Düngemitteln aufzuhelfen, zweckmäßige Ackerwirtschaft, Ausnutzung von Oedland (Moor- und Sumpfland), die Heranzüchtung möglichst ertragreicher Pflanzenarten, das Abschlachten der Schweine, die zur Aufzucht an Nährwerten *mehr* brauchten als sie uns wiedergeben konnten, der Fortschritt der Technik, Farbstoffe, die von bestimmten Pflanzen hervorgebracht werden, im Laboratorium zu erzeugen unter Ausschluß der Pflanzenwelt und damit große Ländereien zum Anbau von Getreide freizumachen, alles dies half uns für eine relativ lange Zeit über die drohende Hungersnotgefahr hinweg, konnte das Gespenst aber nicht sicher verscheuchen. Als dann noch große angebaute Strecken des besetzten feindlichen Gebietes, die als äußerst wichtige Faktoren in die Rechnung unserer Volksernährung eingesetzt waren, ausfielen und sämtliche Reserven erschöpft waren, war ein Zusammenbruch unvermeidlich.

Das erste Kriegsjahr mit seinen für unsere jetzigen Begriffe geringfügigen Einschränkungen ergab bis Mitte 1916 sogar überraschenderweise einen günstigen Einfluß auf unsere Volksgesundheit. Wenn auch mancher dies und jenes ihm an kulinarischen Genüssen liebgewordene damals entbehren mußte, so ergab doch andererseits dies „Entbehrenmüssen" für manchen „Entbehrer" große Vorteile. Er wurde zwangsweise einer Kur

unterzogen, die sein Arzt größte Mühe gehabt haben würde, unter Friedensverhältnissen durchzuführen. Uebereinstimmend wurde in der medizinischen Fachliteratur festgestellt, daß die Gicht, die Fettleibigkeit und wider Erwarten auch die Zuckerkrankheit, der Diabetes, seltene Krankheiten wurden. Der „dicke Bauch", eine Krankheit vor dem Kriege, schwand zum Segen seiner Träger, trotz allen Gejammers über die „schlotternde Kleidung und die weite Weste". Zweifellos ist, daß hier die Kriegsernährung außerordentlich segensreich gewirkt hat, und die Betroffenen sollten daraus ihre Lehren für die Zukunft ziehen; denn vor dem Kriege starben unendlich viel mehr Menschen „am zu viel Essen" als „am zu wenig Essen". Eine ähnliche Erscheinung zeigte sich auch den Kinderärzten: die früher so häufig beobachteten Ueberernährungskrankheiten und Ueberfütterungskrankheiten der Säuglinge und kleinen Kinder wurden immer seltener und verschwanden schließlich ganz. Dann aber trat unter dem Einfluß der immer mehr zunehmenden Verschärfung der englischen Hungerblockade ein entscheidender Wendepunkt in unserer Kriegsernährung um die Mitte des Jahres 1916 ein; seitdem haben sich unsere Ernährungsbedingungen zunehmend verschlechtert.

Die bedrohlichen Folgen der Kriegsernährung — 1918 kam noch eine weitere Verkürzung der Fleischration und geringere Milchbelieferung für Stillende hinzu — äußerten sich nicht nur durch die ungenügende Menge der Nahrungsmittel, sondern fast ebenso stark durch die vollkommene Unmöglichkeit jeder individuellen Anpassung. Daher zeigten sich auch die schwersten Folgen dort, wo jede Möglichkeit, sich andere Lebensmittel zu beschaffen, fehlte, bei den Insassen geschlossener Anstalten. Hier und unter der Bevölkerung der Großstädte zeigte sich zuerst und zumeist das als spezifische Hungererkrankung aufgetretene „Hungerödem", dessen Sterblichkeitsziffer in den Anstalten bis 50 Prozent stieg! Bereits 1917 ergab eine Untersuchung, deren Resultate hinter verschlossenen Türen besprochen wurden, die ungünstige Wirkung der verschlechterten Volksernährung. Zwar war Ende 1916 das Aussehen und Gewicht der Kinder noch gut zu nennen, aber wohl „nur deshalb, weil die Mütter vielfach zu Gunsten der Kinder hungerten". (Czerny.) Durch die Unterernährung der Mütter verschlechterte sich die Qualität der Muttermilch, die Stillfähigkeit der Mütter sank, bei künstlich genährten Säuglingen erzeugte die minderwertige Qualität der Kuhmilch, die Schwierigkeit ihrer Beschaffung und das fast völlige Fehlen der Kindermehle als Ersatz eine erhöhte Mortalität. Die Sterblichkeit der Kinder im Alter von 1 bis 5 Jahren an Tuberkulose und Skrofulose nahm zu, desgleichen mehrten sich Rhachitis, Blutarmut und Verdauungsstörungen in erschreckendem Maße. Größere Kinder wurden durch die einseitige Kartoffelernährung geschädigt, die Tuberkulose nahm bei ihnen einen bösartigen Verlauf. Die Sterblichkeitsziffer der Kinder im Alter von 1—15 Jahren ist um das doppelte gestiegen! Bei dem schwer geschädigten Organismus der Kinder haben die Aufregungen der Kriegszeit und der Revolutionsvorgänge das Nervensystem äußerst ungünstig beeinflußt. Eine Mehrung der Neuro-

pathen wird die Folge sein. Das Wachstum wird gehemmt, da die heutige Nahrung nicht mehr die notwendigen Werte liefert.

„Während über die Schulkinder (6—15 Jahre) die Berichte 1917 noch relativ günstig lauteten, sind jetzt Gewicht und Längenwachstum deutlich zurückgegangen."

Bei den höheren Altersklassen betraf die erhöhte Sterblichkeit zuerst die Menschen über 50 Jahre; sie waren den diesem Alter eigentümlichen Erkrankungen der Atem- und Kreislauforgane nicht mehr in dem Umfange gewachsen wie früher. „Im Verhältnis zu 1913 zeigte das Jahr 1917 ein Steigen der Gesamtsterblichkeit um 32%, das Jahr 1918 sogar um 37%". Die Tuberkulosesterblichkeit nahm rapid zu, die Krankheitsfälle zeigten eine ausgesprochene Neigung zu schnellerem und bösartigerem Verlauf. Da der Organismus in seiner Widerstandskraft erheblich geschwächt war, muß mit der Möglichkeit einer erheblichen Steigerung der Ansteckungen gerechnet werden.

Das erste Halbjahr 1918 weist mehr Tuberkulosetodesfälle auf als das ganze Jahr 1913; damit wären wir in der Tuberkulosebekämpfung auf den Stand vor 25 Jahren zurückgeworfen!! „In Berlin starben 1917 an Tuberkulose 49% mehr Menschen als im Durchschnitt der Jahre 1913—1916. Die Gesamtsterblichkeit überschritt 1917 den Durchschnitt der Jahre 1913—1916 um 23%." (Weber.) Die Gesamtsterblichkeitsstatistik hat die erschreckende Tatsache ergeben, daß etwa 800 000 Opfer auf das Konto der englischen Hungerblockade zu setzen sind!! Diese Feststellung ist mit der größten Vorsicht gemacht und gibt eher noch eine zu niedrige als zu hohe Zahl an. Gezählt sind nur Angehörige der Zivilbevölkerung! Alle Opfer von Epidemien, wie der Ruhr und der Grippe, sowie auf besondere Ursachen zurückzuführende Sterbefälle sind in Abgang gebracht. Genaue Einzelzahlen sollen noch vom Reichsamt des Innern veröffentlicht werden, um aus dem benutzten Material zu beweisen, daß es sich nicht um falsche Propaganda, sondern um streng objektive Feststellungen handelt. Die indirekten Folgen der Hungerblockade, die sich erst im Laufe der nächsten Jahre zeigen werden, lassen sich noch nicht annähernd abschätzen. Betroffen waren vor allem schwache Frauen, alte Personen und Kinder. Alle diese Opfer sind eines elenden Todes gestorben; „ihre Leiden waren mit schwersten psychischen Leiden ihrer Angehörigen verknüpft, die ihnen nicht das geben konnten, was sie brauchten".

Eine weitere Reduktion der rationierten Nahrungsmittel, wie sie zum Teil schon wieder eingetreten ist, kann die schon stark geschwächte Bevölkerung Deutschlands nicht mehr aushalten. Nicht nur die körperliche, auch die geistige Leistungsfähigkeit und Energie ist stark herabgesetzt. Woher sollen da die Kräfte zum so bitter notwendigen „Wiederaufbau Deutschlands" kommen? Der Medizinalreferent Hamel im Reichsamt des Innern hat sich kürzlich dahin geäußert: „Durch eigene Kraft allein kann sich Deutschland nicht mehr helfen. Würde man z. B. die vorhandenen Fettmengen auf den Rest des Wirtschaftsjahres verteilen,

so müßte die ja schon jetzt lächerlich geringe Fettration noch um die Hälfte herabgesetzt werden. Desgleichen ist der Bestand an Schlachtvieh und sein Durchschnittsschlachtgewicht so stark gesunken, daß ohne Zufuhr aus dem Ausland die Ernährung des deutschen Volkes nicht mehr aufrecht zu erhalten ist". Der Verlust von Heeresvorräten, der Waggonmangel, die Lähmung der Industrie durch Kohlenknappheit haben die Schwierigkeit ins ungemessene gesteigert. „Wir hätten aber," wie sich seinerzeit der Staatssekretär des Reichsernährungsamtes Wurm äußerte, „das Jahr 1918 auch dann nicht ohne fremde Hilfe durchhalten können, wenn nichts verloren gegangen wäre und alle Vorräte hätten erfaßt und rationiert werden können. Es hat keinen Zweck, an das Mitleid unserer Feinde zu appellieren, vielleicht wird es mehr nützen, ihre Sorge um ihren Geldbeutel anzurufen. Denn ein so unterernährtes Volk, wie das deutsche, ist nicht imstande, den großen finanziellen Anforderungen des Friedensschlusses zu genügen. Für das laufende Wirtschaftsjahr brauchen wir im Auslande einen Nahrungsmittelkredit von 6 Milliarden Mark!" —

Eine weitere Einbuße an Nationalvermögen haben wir durch den Rückgang der gerade jetzt so notwendigen Geburten erlitten. Neben vielen anderen Gründen tragen aber auch hier Krieg und Blockade einen Teil der Schuld. Es sind dies die Fälle der sog. „Kriegsamenorrhoe", d. h. eine Beeinflussung des weiblichen Organismus durch Aufregungen, Unterernährung und damit verbundenes Fernbleiben der monatlichen Periode (Abstoßung eines geschlechtsreifen Eies). Auch dem stark ausgemahlenen und mangelhaft gereinigten Brotgetreide wurde ein Teil der Schuld zugesprochen insofern, als das darauf schmarotzende Mutterkorn so ins Mehl geriet und leichte Vergiftungen hervorrief, die unter dem Namen Ergotismus (Ergotin gleich wirksame Substanz des Mutterkorns) bekannt sind.

Für die Zufuhr hochwertiger Nahrungsmittel wie Fett, Fleisch, kondensierte Milch, Käse, aber auch von Anregungsmitteln wie Kaffee und Tee, ist es höchste Zeit. Die Sorge für unsere Kinder muß uns zunächst am Herzen liegen. Eine Milderung der grausamen Blockade ist noch nicht eingetreten, an eine grundlegende Aenderung unserer Ernährungsverhältnisse ist in absehbarer Zeit nicht zu denken, da hat das Reichsgesundsheitsamt auf die unbedingte Fortsetzung der Arbeiten des Vereins „Landaufenthalt für Stadtkinder" gedrungen, da gerade ein mehrwöchiger bis mehrmonatiger Landaufenthalt am besten geeignet ist, unsere Kinder, die Zukunft Deutschlands, zu kräftigen und widerstandsfähiger zu machen. 1917 waren es eine halbe Million, 1918 300 000 Kinder aus Großstädten und Industriebezirken, denen die Wohltat eines Landaufenthaltes zuteil ward. In dem Erlaß des Ministeriums des Innern vom 18. Januar d. J. heißt es u. a.: „Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß sich, angesichts der ernsten Lage, alle Kreise, die bisher zu dem Gelingen des Unternehmens (Landaufenthalt der Stadtkinder) tatkräftig beigetragen haben, auch in diesem Jahre wieder bereitwillig für

die vaterländische Sache einsetzen werden, denn wir müssen alles daran setzen, um einen gesunden und kräftigen Nachwuchs — die Zukunft Deutschlands — zu sichern."

Juristendämmerung?

Von Rechtsanwalt Georg Moses.

Drei Jahre Universitätsstudium, vier Jahre Tätigkeit als Referendar, zwei Examina sind notwendig, bis der Jurist, wenn er fleißig gewesen ist, angefüllt mit Theorie als Richter oder Anwalt in das praktische Rechtsleben eintreten kann. Auf der Universität, in die er einzieht mit frischem Wollen, lehrt man ihn Rechtsgeschichte, römisches Recht, römischen Zivilprozeß, Rechtsbegriffe — Theorie, nichts als Theorie. Die „Praktika" sind papierne Spielereien. Fertige Tatbestände sind Grundlagen und sollen die praktische Anschauung, die Schaffung des Tatbestandes, ersetzen. Der junge Student ertrinkt in der Theorie. Die jetzigen Rechtslehrer können das Lernbedürfnis ihrer Schüler nicht erfüllen, und die Trockenheit der Nur-Theorie schreckt ab, um erst kurz vor dem Examen die Examinanden zum Einpauken des Examenstoffes zu treiben. Das sind Tatsachen, die ausgesprochen werden müssen. Die Revolution wird — so hoffen wir — auch hier aufräumen mit einer falsch aufgefaßten Tradition. Die philologische Jurisprudenz-Scholastik ist längst reif zum Untergang; die Praxis, die Lebenserfahrung trete an die Stelle der Bücherweisheit. Grau, teurer Freund, ist alle Theorie. — An erste Stelle trete die Forschung der Rechtstatsachen und der Seelenkunde. „Die rechtswissenschaftliche Erneuerung muß fürchterliche Musterung halten sowohl unter der begrifflichen als unter der geschichtlichen toten Last. Die juristische Lehre muß eine Wissenschaft der Erscheinungen des wirklichen Rechtslebens werden." (Fuchs, jur. W. v. 2. 1. 19.) An Stelle des in Altertümern schürfenden Wissenschaftlers trete als Lehrer der im praktischen Leben stehende Kenner. Die Lehrer im alten Rom sind selbst Praktiker gewesen, und gerade weil ihre Erkenntnisse aus der Praxis geschöpft sind, haben sie den Wert gehabt, der sie unseren theoretisierenden Hochschulprofessoren so wert und wertvoll macht.

Als Rechtsgeschichte mag einführend gelesen werden, wie unser Recht und, vergleichend, wie die Rechte anderer Völker entstanden sind. Soweit reine Altertumsforschung noch notwendig ist, um Unterlagen dafür zu bieten, wird jenen, die für solche Wissenschaft veranlagt sind, Gelegenheit in besonderen Seminaren zu geben sein. Hinsichtlich der deutschen wie der römischen Rechtsgeschichte dürfte die Vergangenheit jedoch hinreichend das Notwendige und Wesentliche ausgeschöpft haben.

Eine Wissenschaft, die für das praktische Leben Anwendung findet, muß aus ihm geboren werden und in ständiger enger Verbindung mit ihm bleiben, sonst wird sie weltfremd und vor allem fremd im eigenen

Volke. „Der Bücherphilosoph", sagt Schopenhauer, „berichtet, was der gesagt und jener gemeint und was dann wieder ein anderer eingewendet hat usw., das vergleicht er, wägt es ab und sucht so hinter die Wahrheit der Dinge zu kommen. Und genau so macht es der Bücherjurist; unsere Rechtsprofessoren leben dabei in einem ähnlichen uneingestandenen Wahn wie die Philologen, die so tun, als wären Cäsar und Sophokles ihre Kollegen gewesen: sie tun dergleichen, als wären sie Kollegen der römischen Prätoren und als hätten diese auf einer Juristenfakultät Rechtsgeschichte und Begriffsjurisprudenz studiert." (Fuchs, a. a. O.) Was bei einem Arzt und was bei einem Lehrer der Medizin notwendig ist, ist mindestens ebenso notwendig bei einem Juristen und bei einem Lehrer der Jurisprudenz. Ebensowenig wie die ersteren aus Krankengeschichten oder Lehrbüchern lernen und lehren können, wie Kranke zu behandeln und zu heilen sind, können die letzteren aus papiernen Rechtsfällen und Lehrbüchern allein lernen und lehren, das Recht zu erfassen und anzuwenden. Weder die Chemiker noch die Architekten noch die Mediziner brauchen die genaue Kenntnis aller Dinge, die seither gewesen sind; das möge ein Gebiet reiner Forscher sein, die segensreich wirken, wenn sie aus den Erfahrungen Jahrtausender das kurz und verständlich zusammentragen, was auch heute noch wesentlich ist. Das gleiche gilt für die Juristen. Es ist hohe Zeit, daß aufgeräumt wird mit dem Vorurteil und dem Aberglauben, die Rechtswissenschaft sei eine reine Geisteswissenschaft. Die Umwälzung, wie sie das Mittelalter der Lehre der Naturwissenschaften brachte, ist auch der Lehre der Rechtswissenschaften nötig; sie ist unaufhaltsam auf dem Marsche. Was in vielen bisher unausgesprochen schlummerte, was bisher nur wenige mutige Vorkämpfer (Ehrlich, Ofner, Fuchs u. a.) klar forderten, drängt zutage und verlangt nach Verwirklichung. Der heutige Jurist braucht vor allem die Einführung in das wirkliche Leben, um das Recht und seine Anwendung den Verhältnissen und dem wirklichen Leben anzupassen.

„Häufiger als bisher sollen die Rechtslehrer aus bewährten Praktikern entnommen werden" (20. Anwaltstag in Würzburg); damals ein frommer Wunsch — jetzt eine Forderung, die nach Durchführung verlangt, und zwar nicht nur häufiger als bisher, sondern nur. Die unkontrollierbare Wahl der Dozenten in den Rechtsfakultäten muß aufhören; es geht nicht an, daß ein verhältnismäßig kleiner Kreis die Lehrer der geistigen Elite stellt und wählt, daß die Dozentenlaufbahn nur den vermögenden oder den Kreisen der Fakultätsgenossen Nahestehenden offen ist. Freie Bahn dem Tüchtigen und den zum Lehrer wirklich Berufenen. Am besten, scheint mir, würden dem Lehrberuf gerecht werden Männer aus der Rechtsanwaltschaft, die als Juristen mitten im pulsierenden Tagesleben stehen und Fühlung mit allen Kreisen in sozialer und gewerblicher Beziehung haben. Dort auch werden sich in genügender Zahl jene anfeuernden und belebenden Geister finden, die das Rechtsstudium hinausführen aus der ermüdenden Trockenheit der Theorie, und die imstande sein werden, die Hörsäle zu füllen mit jungen Menschen die aus

innerem Beruf und innerem Drange die Rechtswissenschaft als Erfahrungswissenschaft erlernen und betreiben wollen. Dann auch wird die Rechtswissenschaft wieder im Volke wurzeln und von ihm verstanden werden; es wird die Fremdheit die selbst in gebildeten Kreisen unserer Rechtslehre gegenüber besteht schwinden. Aus dem Leben wird das Recht immer neue Kraft herleiten und der Richter zum wahren Volksrichter werden.

Es würde nach abgeschlossenem Universitätsstudium ein praktisches Jahr wie beim Mediziner genügen und der Jurist im schaffenskräftigen Alter auf eigene Füße gestellt werden. „Die Praktiker verlangen mit dem legitimsten Recht, dem des Wissens und der Kraft, ihre Berufung auf die Lehrstühle, und ein neues Geschlecht wird dafür dankbarer sein als es das gegenwärtige seinen Lehrern sein kann" (Berndt, jur. W.). Das Alte stürzt — hoffen wir, daß zum Heile unseres Volkes ein neues Leben aus den Ruinen blühen wird.

Das Reichstheatergesetz.

Von Karl Fischer.

Seit zehn Jahren geht nun schon das neckische Frage- und Antwortspiel: Wird es kommen, das Reichstheatergesetz, oder wird es nicht verabschiedet werden? Wird es Bühnenkunst und Künstlern ein Schutz oder ein Schaden sein? Und jetzt beginnt man nach längerer Pause sich abermals mit diesem Gesetzentwurf zu beschäftigen; das Reichsarbeitsamt wird sich demnächst mit der Vorlage vertraut machen, und heute darf man hoffen, daß es ohne Verzettelungen und Verzögerungen zum glücklichen Ende gebracht werden wird.

Zehn Jahre warten die beteiligten Kreise auf das Gesetz, das heißt so lange währt es, wenn man nur die Zeit rechnet, während der offiziell, also von Reichstag und Reichsamt des Innern dem berechtigten Wunsche der Interessenten Rechnung zu tragen — versucht wird. Denn als der Reichstag in der Sitzung vom 13. Februar 1909 einstimmig die Vorlegung eines Gesetzentwurfs beschlossen, „in dem die Bühnenvertragsregeln einer zeitgemäßen Reform unterzogen werden sollen", hatten in Versammlungen und Konferenzen von Bühnenverein und Bühnengenossenschaft, in Besprechungen von allerlei Fachkorporationen diese Wünsche schon lange vorher energisch ihr Haupt erhoben. Indessen des ehemaligen, alten Preußen-Deutschlands verdammt bürokratische Mühlen mahlten enorm langsam, die Materie war ebenso groß, wie verwickelt, die Fachverbände ebenso zahlreich wie uneins untereinander, daß bis auf den heutigen Tag trotz aller Statistiken und Erhebungen, Sitzungen und Ausschußberatungen noch nichts daraus geworden ist. Erst die Revolution hat auch hier gehörig die Luft gereinigt, und dank dem zielbewußten Einschreiten der Bühnengenossenschaft, dem sich nolens volens auch der Bühnenverein anschließen mußte, einen Boden vorbereitet, auf

dem nun mit Erfolg gebaut werden kann. Die Männer, die heute am Ruder sind, werden aber unter keinen Umständen eine Verschleppung und eine Taktik des Verhinderns weiter gestatten. Wie man jedoch einstmals für Hinziehn und Hinzerren des Gesetzes war, davon dieses Beispiel.

Wie gesagt, im Februar 1909 hatte der Reichstag die Vorlegung eines Reichstheatergesetzes beschlossen, aber erst am 14. Dezember 1911 trat im Reichsamt des Innern eine Konferenz von Beamten und Fachleuten zusammen, die sich mit den Vorbereitungen eines — eventuell zu erlassenden Reichstheatergesetzes befassen sollte. Das war der allererste Anfang im langsamsten Schneckentempo, und die hohe Behörde rührte es absolut nicht und spornte sie nicht zu Tatkraft und Handeln an, daß ein Fräulein Anna Buchholz in Elberfeld 100 000 Mark anbot für den Fall des Inkrafttreten einer „Reichs- oder Staatsversicherung zum Schutz deutscher Bühnenangehörigen". Mein Gott, was scherte man sich damals viel um den Schutz von Schauspielern?! Man ging in das Theater und ließ sich etwas vortingeln, das war amüsant und interessant, aber die Frage, wie es dem Stand der Schauspieler ging, empfand man als durchaus lästig und langweilig. Hohe und höchste Herrschaften „schätzten" wohl die und jene Schauspielerin und voilà tout!

Also besagte Konferenz im Reichsamt des Innern tagte so ziemlich zwei Wochen, und das Resultat — nascetur ridiculus mus! Man einigte sich eigentlich nur über die Regelung des Engagementsvertrages. Gleichzeitig aber erkannte man auch, daß man vor eine außerordentlich schwierige Aufgabe gestellt war, bei der man sich höllisch leicht die Finger verbrennen konnte. Da man indessen auf der anderen Seite um Gotteswillen jeden Radikalismus vermeiden wollte und mußte, gab es gar nicht eine genügend lange Bank, auf die man die leidige Affäre schieben konnte. Endlich 1912 hatte man im Reichsamt des Innern einen Entwurf eines Reichstheatergesetzes aufgestellt, der mit seinen 28 Paragraphen auch im „Reichsanzeiger" veröffentlicht wurde, aber sich als ein überaus schwächliches Elaborat und erbärmliches Flickwerk präsentierte. Die Fragen der Zensur zum Beispiel waren gar nicht behandelt und berücksichtigt. Das sah man denn auch allmählig ein, namentlich auf Drängen der Bühnengenossenschaft, und 1913 begannen wieder Konferenzen im Reichsamt des Innern. Die neue Reichstheaterkommission tagte diesmal nur zwei Tage, natürlich hinter streng verschlossenen Türen, und man tätigte mit dem überraschenden Erfolg, daß man überhaupt nicht ein besonderes Reichstheatergesetz schaffen wollte, sondern nur eine Abänderung der Gewerbeordnung ins Auge faßte! Nun aber meldeten sich Lichtspielbühnen, Artisten, Schausteller und Musiker zum Wort, die man bei allen diesen Beratungen nicht gehört hatte, und abermals ging es an ein Paktieren und Konferieren. Im Jahre 1914 sollte endlich dem Bundesrat eine entsprechende Vorlage zugehen, indessen man nahm doch letzten Endes davon Abstand, weil man erst abwarten wollte, wie das von der österreichischen Regierung vorbereitete Reichstheatergesetz aussehen werde, um den Versuch zu machen, ob eine übereinstimmende Regelung der Materie

in beiden Ländern zu ermöglichen sei. Dann kam der Krieg, und man hatte andere Sorgen!

Und heute? Heute steht das Reichsarbeitsamt, wenn es demnächst an die gesetzliche Regelung der Materie herangeht, vor einer zum Teil vollendeten und klaren Tatsache, die dank dem zielbewußten Eingreifen von Bühnengenossenschaft und Bühnenverein geschaffen ist. Man braucht sich nur an diese Beschlüsse halten und kann getrost den ganzen Aktenkrempel über diese Angelegenheit, der sich im Reichsamt des Innern im Laufe der langen Jahre angesammelt hat und sicher mehrere Zimmer füllt, über Bord werfen. Die beiden genannten Korporationen haben vor Wochen erst dem sogenannten Normalvertrag zugestimmt, der u. a. bestimmt, Vorproben werden bezahlt, Kostüme und moderne Garderobe hat der Bühnenleiter zu liefern, das Mitglied muß angemessen künstlerisch beschäftigt werden und bei unverschuldetem Unglück, Krankheit und Schwangerschaft ist der Anspruch auf das Vertragseinkommen gewährleistet, und zwar für vier Wochen ganz, für weitere Wochen zur Hälfte. Dazu kommt die Annahme des Tarifvertrages, der Engagement, Kündigung und Agentenwesen und Unwesen regelt. Hierauf läßt sich nun leicht bauen und ein schönes Gebäude errichten, in dem Alle gut, zufrieden und sozial gesichert wohnen können.

Wenn nun aber, und das sei zum Schluß kurz erwähnt, von manchen Seiten die Besorgnis ausgesprochen worden ist, künstlerische Dinge lassen sich nicht durch starre, strenge Gesetze regeln, und ein Reichstheatergesetz werde die ganze Bühnenkunst hemmend und hindernd einschnüren, so muß diesen Angstmeiern immer wieder gesagt werden: die Elastizität, die stets Kennzeichen der Kunst war, wird auch durch den Stacheldraht der tariflichen Bestimmungen hindurchfinden und sich angenehm ausgleichend bemerkbar machen.

Künstler.

Felix von Weingartner.

Dieses stets freudestrahlende Antlitz verbreitet Festlichkeit. Weingartner ist der geborene Festdirigent. Er hat, neben seinem prachtvollen Elan, die Pose dazu. Und dieses Strahlende. Diese südliche Liebenswürdigkeit.

Weingartners Spezificum ist die Befolgung des Hans von Bülowschen Satzes „Im Anfang war der Rhythmus." Eine unerhörte rhythmische Intensität gibt seiner vielseitigen Dirigierkunst das einigende Gepräge. Nicht zu leugnen, daß er dabei — z. B. im Scherzo der „Neunten" oder im Finale der „Achten" oder im ersten Satze von Schuberts großer C-dur-Sinfonie — zu Uebertreibungen neigt, die den Rhythmus als eitel Selbstzweck erscheinen lassen. Aber das ist gerade das Festliche an Weingartner, diese rhythmische Straffheit und Belebtheit. Wenn er so die Rhythmen sich jagen läßt, lächelt er — breit und freudig. Im Chor der

„Neunten" singt er, überschäumend, oft mit — das ist ein echt weingartnerscher Zug. Und zwar in doppeltem Sinne: er charakterisiert sein Temperament und seine — Erziehungskunst.

Es muß gesagt sein: in diesem Geist steckt irgendwo ein kleiner Pedant. Der dociert dann plötzlich im herrlichsten Musikschwelgen, und er tut es so, daß es auch äußerlich merkbar wird: an abgemessenen, allzu gradlinigen Bewegungen der Hände, an einem jovialen Rucken des Kopfes. Dahin gehört auch das Mitsingen im Chor der „Neunten". Das ist so eine kleine pädagogische Nuance. Aber es zeugt zugleich von innerstem Dabeisein.

Auch Weingartner ist eine wahrhaft universelle Dirigentenerscheinung. Aber das Beste gibt er doch da, wo er wienerisch werden kann. So holt er aus der „Unvollendeten" von Schubert speziell wienerische Feinheiten heraus, die selbst Nikisch nicht so trifft. Sie klingt unter Weingartners Händen weicher, inniger, schmeichelnder, als man sie sonst in Berlin gewohnt ist. Nikisch betont wundervoll ihre romantischen Kontraste, Weingartner überbrückt sie in wienerischer Musizierseligkeit und gibt sie — noch schubertischer. Oder einfach: schubertisch. Und dann: Mozart. Etwa die Jupiter-Sinfonie, unerhört flott und leicht. Bei Strauß, der seinen Mozart gewiß kennt, erklingt sie eher doch hastig; bei Weingartner wahrhaft hinschwebend, selbst im tränenfeuchten Andante. Und weiter: Liszt, Berlioz. Da feiert sein Rhythmus wahre Orgien; z. B. in den „Préludes", die Weingartners festlicher Natur so ganz entsprechen. — Mahler faßt er leichter auf, als dem Meister wohl lieb wäre — könnte er's noch hören. Aber auch hier strahlt er auf in wienerischen Sätzen, wie sie Mahler so oft und so wundervoll wiegend seinen titanischen Sinfoniebauten einfügt.

Weingartner ist auch jener „heitere Licht- und Liebesgenius", — wie Wagner so innig Mozarts Wesen formuliert —; wo er hinkommt, da gibt es frohe Musikfeste. Aber freilich: ein tiefer Denker ist er nur selten dabei. Die Leichtigkeit, die sein kompositorisches Schaffen oft ausgezeichnet, wird ihm oft auch zum Verderb. Und so ist es manchmal auch in seinem Nachschaffen, dessen köstlich leichte Linien sich hier und da am wesentlichen Kern des dargestellten Werkes vorbeibewegen. Das kann man so recht deutlich fühlen, wenn man Beethoven bei Weingartner und dann bei Hausegger hört. Hier ganz Weingartner — dort ganz Beethoven.

Lucy Kieselhausen.

Das Klingelzeichen ertönt. Im dichtbesetzten Blüthnersaal herrscht die Spannung vor dem Ereignis. Gilt es doch, für die Saison von einem Stern Abschied zu nehmen, den die Berliner ganz besonders schätzen und lieben: Lucy Kieselhausen.

Und als die Scheinwerfer aufleuchten und Lucy Kieselhausen zu den leichten Walzerklängen sylphenhaft dahinschwebt, steht alles unter dem Zauber dieser bestrickenden Anmut. Gegenwartentrückt betrachtet man das entzückende Spiel der Schönheit, sieht, wie durch einen holden Frauenkörper Musik zu wirklichem Leben erwacht, und meint, einen unsagbar schönen Traum zu träumen, der, nimmer endend, in selige Gefilde führt... Erst der Jubel beglückter, begeisterter Menschen mahnt daran, daß man in einem Konzertsaal sitzt, zusammen mit vielen Hunderten, die auch von der holdesten Kunst bezwungen für Stunden den sorgenerfüllten Alltag vergessen und sich restlos dem Persönlichkeitszauber Lucy Kieselhausens hingeben. Und gar viele würden hier vom Augenblick sagen: „Verweile doch, du bist so schön" . . . .

Was ist es nun, das diese Künstlerin so über alle anderen Tänzerinnen erhebt und ihr die Macht verleiht, so auf Herz und Gemüt zu wirken? Warum kann sie einzig mit Anna Pawlowa verglichen werden? Weil sich bei ihr, wie auch bei der Pawlowa die nationale Wesensart, hier also das Wienertum, in jedem der Tänze in genialster Weise ausprägt und so im Verein mit Rhythmus und Geste jene selige Stimmung erzielt wird, die in den Zauberklängen eines Josef Lanner, eines Johann Strauß schlummert und durch ihre Interpretation zum jauchzenden Leben erweckt wird. Jene Heimatsklänge in solcher poesievollen Darstellung waren es, die der Künstlerin den Weg zu den Herzen der Berliner bahnten. Und mit Recht: denn sie vermag die lachende Lebensbejahung, die sonnige Lebensfreude, die aus jenen Tönen spricht, wahr zu verkörpern. Das ist ihre Individualität: das ist ihr „Wiener Walzer".

Neben den Walzerkönigen trifft man auf ihrem interessanten, von feinem künstlerischem Geschmack zeugenden Programm noch Schubert, Grieg, Chopin und Robert Schumann. Alle Erlebnisse eigenster Art: der innig-zarte, selige Walzer, der feurige Czardas und die „sterbende Rose".

Von einer zarten rosa Rose löst sich ein Blatt, danach ein zweites... Leise zittert sie: noch glüht sie in Schönheit, noch berauscht ihr Duft, und doch hat sie der Tod schon geküßt. Und wieder ein Blatt . . . kein Laut . . . verblüht. Griegs Musik mag in der Künstlerin jenes Blumendasein, die Stimmung stiller, sich aufopfernder und klaglos duldender Liebe ausgelöst und sie zu ihrem unvergleichlichen Seelengemälde „sterbende Rose" inspiriert haben.

Vermochte die Künstlerin bisher in ihren Schöpfungen die Seligkeit der Wiener Musik, das Sentimental-Romantische Robert Schumanns oder das Ernst-Melancholische Griegs unübertrefflich zum Ausdruck bringen, so wendet sie sich mit gleich großem Erfolge auch der lachenden Lebenslust

zu. In einem lustigen Tanz „Dimmy Dommy" zeigt sie, wie der Humor der Musik gerade in pantomimischer und plastischer Ausdeutung lebendig werden muß und sonnige Heiterkeit verbreitet.

Und nun Fazit: Tanz, wirklicher Tanz, der mit fortreißt, der heißes, pulsierendes Leben, ja alles Menschliche, in Harmonie und Schönheit auflöst. Eine Persönlichkeit, die uns immer aufs neue gefangen nimmt und Offenbarungen erleben läßt.

Fort mit der Sonntagsruhe!

Von Dr. Max Hirschfeld.

Die Sonntagsruhe wurde aus zwei Gründen eingeführt: aus einem religiösen, wegen der Heilighaltung des Feiertags, und aus einem humanen, um den Angestellten einen Ruhetag in der Woche zu verschaffen. Beide Gründe sind jetzt hinfällig geworden. Aus den Abstimmungen hat sich ergeben, daß fast zwei Drittel der Bevölkerung solchen Parteien angehören, die auf eine äußerliche Religionsfeier keinen besonderen Wert legen. In Berlin dürften sogar mindestens fünf Sechstel auf eine religiöse Sonntagsfeier verzichten. Wenn andere Städte oder Ortschaften größere Religionsparteien aufweisen, so soll es ihnen unbenommen bleiben, auf dem Wege der Provinzial- oder Gemeinde-Gesetzgebung Ausnahmebestimmungen zu erzielen.

Was die Lage der Angestellten betrifft, so hat diese sich nach der Umwälzung wesentlich geändert. Wir haben jetzt volle Versammlungs- und Streikfreiheit, so daß die Angestellten geradezu in der Lage sind, ihren Arbeitgebern die Arbeitsbedingungen zu diktieren. Wünschen die Angestellten den freien Sonntag wie bisher, dann werden sie ihn auch ohne Gesetz unbedingt erreichen. Aber wünschen denn alle Angestellten den freien Sonntag?

Ganz durchgeführt worden ist die Sonntagsruhe niemals und nirgends. Verkehrs-, Gasthofs-, Vergnügungsstätten-Personal feiern nicht nur nicht am Sonntag, sondern sie oder ihre Arbeitgeber betrachten gerade den Sonntag als ihren Haupteinnahmetag, und manche Existenz wäre ohne den Sonntag mit seinen hohen Verdienstmöglichkeiten gefährdet. Diese Verdienstmöglichkeiten würden nach Aufhebung der Sonntagsruhe aber auch den Angestellten vieler anderer Erwerbszweige zugute kommen, ohne daß sie deshalb die nötige Ruhe zu entbehren brauchen, denn sie würden eben an irgend einem Wochentage feiern.

Aber auch für die Gastwirte, Theater usw. bedeutete die Aufhebung der Sonntagsruhe eine Mehreinnahme. Denn wenn große Mengen von Angestellten an verschiedenen Wochentagen feierten, würden die Erholungsstätten an Wochentagen ebenso gut besucht sein, wie an Sonntagen, während gegenwärtig diese Stätten an den Sonntagen überfüllt sind und viele zurückweisen müssen, die keinen Platz mehr finden.

Wenn also die bisherigen Gründe für die Aufrechterhaltung der

Sonntagsruhe nicht mehr stichhaltig sind, so gibt es dagegen zahlreiche Gründe, welche die Aufhebung wünschenswert, ja notwendig machen. Wir haben eine Lebensmittel-, eine Kohlennot, Wohnungsnot, — seltsamerweise ist aber nie von einer Einkaufsnot gesprochen worden, obgleich sie unzweifelhaft vorhanden ist. Wenn ein Angestellter von morgens bis abends beschäftigt ist und die Läden schon um sieben, ja um sechs Uhr geschlossen werden, was nützt ihm dann die freie Zeit am Sonntag behufs Erledigung seiner Einkäufe, da am Sonntag die Läden gänzlich geschlossen sind? Er ist auf das Wirtshaus angewiesen, das mit seinen unerhörten Preisen auch die großartigsten Einkommen verschlingen kann. Fast noch schlimmer sind die Hausfrauen dran, selbst wenn ihnen Dienstboten zur Verfügung stehen. Man nehme nur den einen Fall, daß eine Hausfrau Sonntags um zehn Uhr das wohlvorbereitete Mittagessen kochen will und sie die Entdeckung macht, daß das Salz alle geworden ist. Oder dem Hausvater wird der Sonntag dadurch verleidet, daß er ihn ohne die gewohnte Tabakpfeife zubringen muß. Die Apotheken, die ja auch am Sonntag geöffnet sein dürfen, haben die Einrichtung getroffen, daß von vier vorhandenen Apotheken immer nur eine geöffnet ist, auf welche die Käufer hingewiesen werden. Das ließe sich auch bei anderen Geschäften ein- und durchführen, wenn schon die Sonntagsruhe für Kaufläden erhalten bleiben sollte. Aber fort auch mit allen halben Maßregeln! Zu den Freiheiten, die wir Gottseidank bisher erlangt haben, soll auch die hinzukommen, daß jeder seinen Laden schließen oder offen halten kann, wie er will. Vor allen Dingen aber, daß jeder jederzeit kaufen kann, was er braucht.

Nachdruck nur mit vollständiger Quellenangabe erlaubt.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Arthur Lehmann, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 40/41.

A
E G

Annahme für Vorwetten

Rennen zu

Berlin-Karlshorst: 8. Mai
Berlin-Grunewald: 11. Mai
(Rennen des Union-Klub)
Berlin-Grunewald: 13. Mai
München-Riem: 11. Mai
Dresden: 11. Mai

Trabrennen zu

Hamburg-Farmsen: 11., 14. Mai

Annahme von Vorwetten für Berlin bei **persönlich** erteilten Aufträgen bis **3 Stunden** vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 7 Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9 (Eingang **Innsbrucker Str. 58**)
Oranienburger Straße 48-49 (an der Friedrichstraße)
Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)
und an den Theaterkassen der Firma **A. Wertheim**

Leipziger Straße 132
(nur wochentags geöffnet)
Nollendorfplatz 7
Planufer 24

Tauentzienstraße 12a
Rathenower Straße 3
Königstraße 31/32.

Für **briefliche und telegraphische** Aufträge Annahme bis **3 Stunden** vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

DIE DEUTSCHE BÜHNE

Amtliches Blatt des Deutschen Bühnenvereins

Im Januar begann der XI. Jahrgang

Aus dem Inhalt der bisher erschienenen Nummern nennen wir:

Dr. P. Hoffmann: Wie weit ist die Kunst des Schauspielers wirkliche Kunst?
Richard Dehmel: Deutsche Einheit.
Frank Wedekind: Glossen.
G. Hell: Otto Borngräber / Fritz v. Unruh. Eine Parallele.
Dr. Karl Zeiß: Die neue Zeit und das Theater.
Max Krüger: Entwurf zu einer Stilbühne.
Leopold v. Wiese: Ueber Strindberg.
Wilh. v. Scholz: Das szenische Problem von „Troilus und Cressida".
H. Höffding: Shakespeares Humor
Richard Elchinger: Der befreite Mime.
Die Umwandlung der Hoftheater usw.
Aus dem Geistbuch von Ernst Lissauer.
Momentaufnahme aus meinem Zeithirn von Walter v. Molo.
Künstlerischer Wille und Diktatur von Erich Oesterheld.
Paul Lindau von Artur Wolff.
Theatererinnerungen von Graf Seebach.

Außerdem in jeder Nummer ein umfangreicher „praktischer Teil", der über das gesamte deutsche und ausländische Theaterwesen, Uraufführungen, Regiepläne, neue Theater und Direktionen, neue Werke, Dramaturgisches, Abschlüsse, Wochenspielpläne der deutschen Theater usw. berichtet.

„Die Deutsche Bühne" ist jetzt das moderne Theaterfachblatt; ihr Interessentenkreis beschränkt sich nicht nur auf Direktoren, Schauspieler und andere Theatermitglieder, sondern hat besonderen Wert für alle Bühnenschriftsteller und jeden an der Entwicklung des Theaters Interessierten. — Probenummern liefern wir gegen Berechnung. Bei Aufgabe eines Abonnements wird dieser Betrag besonders gutgeschrieben.

„Die Deutsche Bühne" erscheint wöchentlich und kostet jährlich 22 M, halbjährlich 12 M, vierteljährlich 6 M, Einzelheft 60 Pf. ord.

OESTERHELD & CO., VERLAG, BERLIN W 15.

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II. Berlin NW. 87, Reuchlinstraße. Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Gasanstalten
für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.
Sämtliche Ausrüstungsteile für Oefen
mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.
Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.
Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.
Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.
Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.
Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.
Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.
Geräte und Werkzeuge.
Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.
Triebwerke.
Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.
Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten
von Wasserwerken und Kanalisationen,
Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Arthur Lehmann, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 40/41.

Nummer 11 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Der Reichskommissar für die Ausfuhr . von Dr. Erwin Eisenstädt
Die Politisierung des kommunalen Lebens . . . von Dr. Rauh
Vorbestraft! . . . . . von Prof. Dr. Rudolf Schultz
Annullierung der Kriegsanleihen? . . von Geh. Reg.-Rat Hüfner
Gesundheitsministerium und Wohlfahrtsämter
von Medizinalrat Dr. Berger
Cornelius Bronsgeest
Meine Raucherbeichte . . . . . von Poldie Schmidl
Der Wirtschaftskritiker spricht . . von Hermes in der Kulisse

Erscheint jede Woche * Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co
BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Rampe-Stube 1918

Friedrichstr. 169 (frühere Volksstube)

Feine Liköre ▫ Edelbranntweine ▫ Seltene Weine
Schaumweine ▫ Champagner ▫ Eisgetränke

4. Tag, Sonntag, den 18. Mai, nachmittags 3 Uhr:
7 Rennen, u. a.: **Großes Berliner Hürdenrennen.**

Rennen zu Karlshorst

Fahrplan der Vorortzüge über Stadtbahn siehe Anschlagsäulen. Außerdem **Stadtbahnverbindung** von **Charlottenburg-Friedrichstraße** nach **Niederschöneweide,** von hier in 15 Minuten ca. zu Fuß zur Rennbahn Karlshorst. — **Straßenbahnverbindungen:** 1. v. **Schlesischen Bahnhof** über Stralau—Treptow nach **Oberschöneweide;** 2. von **Bahnhof Niederschöneweide** nach Rennbahn Karlshorst; 3. vom **Alexanderplatz** nach **Friedrichsfelde;** 4. von **Friedrichsfelde** nach Rennb. Karlshorst.

Rennen zu Berlin-Grunewald

3. Tag: Dienstag, den 20. Mai, nachmittags 2½ Uhr:
8 Rennen im Werte von **M. 119000.—,** u. a.:

Chamant-Rennen, 27000 M.

Verkehrsverbindungen:
Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Strassenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstrasse etc.

✤ Der Kritiker ✤

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 17. Mai. Nummer 11.

Der Reichskommissar für die Förderung der Ausfuhr.

Von Dr. Erwin Eisenstädt.

Obwohl Deutschland seinen Aufstieg zur Weltmacht allein der deutschen Industrie, dem deutschen Kaufmanne verdankt, so ist doch gerade dieser nicht bürokratisch veranlagte Kaufmann von der alten wie leider auch von der neuen Bürokratie bisher recht stiefmütterlich behandelt worden. Man hat während des Kriegs manchen Anlauf gemacht, um den Wirtschaftsnotwendigkeiten gerecht werden zu können. Wir haben den „Reichskommissar für die Uebergangswirtschaft" erlebt, wir haben das „Ministerium für wirtschaftliche Demobilmachung" genossen, das seine Aufgabe „gelöst" zu haben glaubte und sich infolgedessen schleunigst selbst demobilisierte, und wir haben den „Reichskommissar für Ein- und Ausfuhrbewilligungen". Alle diese schönen und an sich nützlichen Institutionen haben an praktischen Erfolgen herzlich wenig aufzuweisen, weil sie nur zu schnell der schematischen Bürokratisierung verfielen, statt sich mit lebendigem, tätigem Geist des deutschen Kaufmanns zu erfüllen. Jetzt droht unser Ernährungsproblem in eine Sackgasse zu geraten, und man hat sich daher entschlossen, uns den Reichskommissar zur Förderung des Außenhandels zu bescheren, damit er durch Export entbehrlicher und vorhandener Artikel die Gegenwerte zur Bezahlung der Lebensmittel schaffe, die wir, um leben zu können, vom Auslande kaufen müssen. Diese neue Wirtschaftsstelle kann fruchtbar wirken, wenn sie nur die Fehler ähnlicher Unternehmungen — Ausfuhr G. m. b. H. für die Ukraine! — vermeidet und vor allem nicht den Zusammenhang mit den „schaffenden Ständen" verliert. Der Reichskommissar für die Förderung des Außenhandels darf sich nicht als *vorgesetzte Behörde* der Exporteure fühlen, sondern er muß unter allen Umständen *selbst Exporteur* sein, seinen Mitarbeitern und Berufsgenossen, allen Privatexporteuren mit Rat und auch mit Tat zur Seite stehen, ihnen die Hindernisse aus dem Wege räumen, um einen praktischen Ausfuhrhandel recht schnell wieder zu schaffen. Wie ist das zu ermöglichen? Da muß sich der „Ausfuhrkommissar", um nicht in ein kostspieliges, zeitraubendes Experimentieren zu verfallen, zunächst ganz klar darüber sein: was kann exportiert werden, d. h. welche entbehrlichen Rohstoffe sind vorhanden, die wir sofort verarbeiten und exportieren können? Steht das fest, so hat er sich an die

betreffenden Fachgruppen zu wenden und das vorhandene Material mit deren Hilfe zur Verteilung zu bringen. Soweit eine Arbeitsteilung möglich und erforderlich ist, sind Vertreter der Handels- und Handwerkerkammern zuzuziehen, und mit ihnen gemeinsam hat eine schnelle Zuweisung der Aufträge an die einzelnen Firmen zu erfolgen. Doch auch hier darf nicht bürokratisch verfahren werden, die Vertreter der einzelnen Korporationen müssen in der Lage sein, ohne langwierige Beratungen abzuhalten, praktische Arbeit zu leisten. Aller nur entbehrliche Formelkram muß wegbleiben, die Formalitäten müssen auf ein Mindestmaß beschränkt werden! Der Kaufmann muß nicht zehn Formulare an zehn verschiedene amtliche Stellen versenden müssen, um zehn Zentner Material nach zehn Wochen zu erhalten. Um dies zu ermöglichen, muß eine praktische Propaganda mit der ganzen Aktion einherlaufen. In kurzen Merkblättern müssen den einzelnen Fachgruppen zur Verteilung an ihre Mitglieder die Angaben gemacht werden, woraus sie ersehen, wo sie die benötigten Rohstoffe erhalten, an wen sie sich zu wenden haben, um unverzüglich die Betriebskohlen zu bekommen, und wer die erforderlichen Transportmittel stellt. Mehr braucht dem Kaufmann nicht gesagt zu werden, alles andere versteht er besser, als „andere Leute". Man verschone ihn mit langen Aufrufen, Plakaten usw., das kostet viel Geld und kommt alles an die falsche Adresse. Will man anregend wirken, so lasse man neue Exportmöglichkeiten in Wirtschaftsblättern und Handelszeitungen besprechen, die von den Beteiligten auch gelesen werden. — Die ganze Aktion muß dezentralisiert aufgezogen werden! Jede Fachgruppe muß die Möglichkeit haben, eintretende Stockungen, eventuelle Schwierigkeiten per Telegramm innerhalb spätestens drei Tagen zu beseitigen. Fehlt dem Apparat die Möglichkeit dieses Durchgreifens, soll alles wieder im üblichen Wege der Eingaben und Beschwerden „versucht" werden zu erreichen, so lasse man lieber von allem die Finger und warte getrost, bis der Kaufmann in der Lage ist, die ganze Exportfrage ohne „behördliche Hilfe" in Angriff zu nehmen. Anscheinend wird der Reichskommissar für die Förderung der Ausfuhr mit Hilfe des ihm beigegebenen Gremiums, bestehend aus Reichsschatz-, Reichswirtschafts- und Reichsernährungsminister, in der Lage sein, durchzugreifen. Dann wird seine Kunst allein darin zu bestehen haben, den Kaufmann — Kaufmann sein zu lassen!

Die Gefahr der Politisierung des kommunalen Lebens!

Von Dr. Rasch.

Bereits die Vorbereitungen für die Wahl zu den Stadtverordnetenversammlungen und Gemeindevertretungen der Großberliner Gemeinden ließen vermuten, daß die allgemeine parteipolitische Konstellation auf die kommunalen Verhältnisse übertragen werden sollte.

Diese Vermutungen haben sich inzwischen bestätigt. Dies lassen die Beschlüsse mehrerer Gemeindevertretungen erkennen, welche auf Beseitigung der Kaiserbilder und auf Namensänderungen sowie auf die Etatsstreichung von Unterstützungsbeiträgen zu seelsorgerischer Pflege in städtischen Anstalten und von Zuschüssen zu privaten Wohlfahrtsanstalten, wie denen des Pfarrers Bodelschwing, abzielen. Wirtschaftlich weit bedeutsamer als diese Maßnahmen sind die politischen Schlagworten zuliebe vorhandenen Bestrebungen in manchen Gemeindevertretungen nach Verstadtlichung des Fleisch- und Milchhandels. Sie beweisen, daß ohne Rücksicht auf den mehr als zweifelhaften Erfolg die parteipolitische Zusammensetzung der großstädtischen Parlamente zur Verwirklichung allgemeiner politischer Ideen, deren Durchführung im Reichs- oder Staatsparlament nicht oder schwerer möglich ist, ausgenutzt werden soll. Hierin liegt die Gefahr, daß das kommunale Leben Parteikämpfen ausgesetzt und die ruhige Entwicklung der Kommunen parteipolitischen Experimenten geopfert wird. Solche Gefahren drohen auf dem Gebiet des Schulwesens und der Bebauungspolitik, wenn die an sich notwendige Entwickelung einer freien Ausgestaltung der Schulen und eines endlich zur Tat werdenden Siedelungswesens die Zusammenhänge mit dem Gewordenen und Bestehenden vergißt. Beispielsweise kann eine Radikalisierung der Bodenpolitik die Steuerkraft einer Gemeinde in ernste Mitleidenschaft ziehen.

Bisher hat der Kampf der großen politischen Parteien im allgemeinen in dem kommunalen Leben keine Stätte gefunden. Der Gegensatz der Fraktionen in den Kommunalvertretungen beruhte weniger auf der Verschiedenheit der politischen Ansichten, als auf dem Gegensatz wirtschaftlicher und beruflicher Interessen. Lediglich die sozialistischen Gemeindevertreter wurden durch ihre allgemeine Parteizugehörigkeit auch in den Kommunalvertretungen zusammengeführt. Einer der Gründe, der bisher den Zusammenschluß der anderen Gemeindevertreter entsprechend ihrer allgemeinen politischen Parteizugehörigkeit verhinderte, dürfte in dem inzwischen beseitigten Hausbesitzerprivileg zu suchen sein, da die gemeinsamen Interessen des Grundbesitzes, besonders hinsichtlich der steuerlichen Behandlung und der Verkehrsfragen, auf die Angehörigen der verschiedenen politischen Parteien in der Kommunalvertretung stark einigend wirkten. Die Aufgaben der Kommunen und ihre Durchführung sind im wesentlichen von den Fragen der allgemeinen Politik unabhängig. Die Verschiedenheit der politischen Anschauung hat in erster Reihe seinen Grund in dem Gegensatz der Meinungen über Wesen, Zweck und Bedeutung des Staates und der Kirche und beruht im letzten Grunde auf dem Gegensatz von Weltanschauungen. Für den Kampf dieser Anschauungen bietet das im Vergleich zu den Staatsaufgaben enge Feld des kommunalen Lebens keinen Raum. Die Bedürfnisse der Bürger eines Gemeinwesens sind nicht so sehr von den Fragen der großen Politik, als von den Fragen des täglichen Lebens abhängig, welche die Interessen der wirtschaftlich gleichgestellten Kreise und der Bewohner seines bestimmten Bezirks in gleicher

Weise berühren, auch wenn ihre politischen Anschauungen auseinandergehen. Die Gemeinsamkeit der Interessen liegt insbesondere neben den Fragen der Besteuerung in den gleich gerichteten Wünschen nach Verkehrsverbesserungen, nach Bessergestaltung der Wohnverhältnisse, nach dem Ausbau der gemeinnützigen Unternehmungen und auf ähnlichen Gebieten, welche die wirtschaftliche Lage des Einzelnen und seiner Familie, ja geradezu seine Bequemlichkeit berühren. Es ist zuzugeben, daß besonders wegen des wirtschaftlichen Zusammenhanges auch für die Kommunalpolitik die allgemeine politische Anschauung maßgebend sein kann; zumal ist dies bei den Anhängern des Sozialismus der Fall, dessen einseitig entscheidender Einfluß in den Großstädten nicht, wie es bei den Landesvertretungen der Fall ist, durch anders denkende Bevölkerungskreise ausgeglichen werden kann. Aber selbst der Gegensatz zwischen Sozialismus und Individualismus wird durch die Notwendigkeit, in den Kommunalvertretungen praktische Arbeit zu leisten, oft in erfreulichem Maße ausgeglichen. Vor allem wird die finanzielle Notlage der Gemeinden auch die sozialistischen Vertreter zwingen, die Steuerkraft der selbständigen werktätigen Bevölkerung nicht durch Maßnahmen, welche eine finanziell leistungsfähige Gemeinde voraussetzen, zu schwächen und andererseits die Steuerkraft der gutverdienenden Arbeiterkreise der Gemeinde dienstbar zu machen. Die Erfahrung wird sie die Grenzen des Erreichbaren und die Notwendigkeit lehren, daß nur bei einer so weit irgend möglich gleichen Berücksichtigung aller Bevölkerungskreise des Gemeinwesens dessen gesunde Entwicklung möglich ist. Aber auch die Vertreter anderer Parteien werden dies zu berücksichtigen haben und den Bedürfnissen der großstädtischen Arbeiterbevölkerung die Rücksicht angedeihen lassen, die, abgesehen von jeder politischen Anschauung, das enge Zusammenwohnen großer Bevölkerungsmassen erfordert. Es muß hier insbesondere von den finanziell stark beteiligten Grundinteressenten ein Nachgeben und Eingehen gegenüber der durchaus unpolitischen, aber um so brennenderen Wohnungsfrage verlangt werden.

Findet aber in Zukunft im Gegensatz zu den bisherigen Gepflogenheiten und im Widerspruch mit den tatsächlichen Bedürfnissen die Politik in das kommunale Leben Eingang, so besteht die Gefahr, daß die politischen Gegensätze das Zusammenarbeiten zur Befriedigung der gemeinsamen unmittelbaren Bedürfnisse beeinträchtigen. Es ist durchaus unerwünscht, wenn das gesamte Leben von politischen Gesichtspunkten beeinflußt und durchsetzt wird. Die Fragen der Politik sollen im wesentlichen auf die Tätigkeit der Parlamente im eigentlichen Sinne beschränkt bleiben und von den Vertretungen der Selbstverwaltungskörper ferngehalten werden. Selbst wenn diese es versuchen sollten, politischen Einfluß zu gewinnen, würden sie wahrscheinlich auf den Widerstand der Parlamente stoßen, da die Parlamente es als die ihnen allein zukommende Aufgabe betrachten werden, im Einverständnis mit ihren Wählern die politische Richtung zu bestimmen, und es den Vertretern der Selbstverwaltungskörper lediglich überlassen werden, im Rahmen der von ihnen

gewiesenen politischen Richtung die praktische Arbeit im unmittelbaren Verkehr mit der Bevölkerung zu leisten.

Es ist deshalb dringend zu wünschen, daß die Erkenntnis von der Notwendigkeit praktischen Zusammenarbeitens die entgegen den tatsächlichen Bedürfnissen von den großen politischen Parteien aufgestellten Stadtverordneten und Gemeindevertreter zusammenführt und sie ihre parteipolitischen Ansichten vergessen läßt. Für die Zukunft aber wird es notwendig sein, bei der Auswahl der Bewerber mehr, als es vielfach der Fall gewesen zu sein scheint, das Hauptgewicht auf Persönlichkeiten, die der praktischen Kommunalpolitik das erforderliche Verständnis entgegenbringen, zu legen. Vielleicht wäre es sogar zweckmäßig, der künftigen Fraktionsbildung ebenso, wie es bisher der Fall war, nicht die Parteien der Parlamente zu Grunde zu legen, sondern an die Bezeichnung der Fraktionen, wie sie in wohl den meisten Großberliner Gemeinden abweichend von den bisherigen Parteibezeichnungen üblich waren, anzuknüpfen und in Zukunft die Bewerber nach Gesichtspunkten, die auf eine solche Fraktionsbildung hinweisen, aufzustellen.

Die Freihaltung der Kommunalpolitik von den Fragen der großen Politik ist auch aus dem Grunde erforderlich, weil andernfalls bei der Wahl der besoldeten Magistratsmitglieder und Schöffen allzugroßer Wert auf die politische Parteirichtung der Bewerber gelegt wird, während bei diesen Persönlichkeiten die fachliche Eignung ausschlaggebend sein soll.

Vorbestraft!

Von Prof. Dr. Rudolf Schultz, Freiburg i. Br.

Es ereignet sich wohl hie und da, daß jemand, der sich des besten Rufes erfreut und in gut bezahlter Stellung tätig ist, das Mißgeschick hat, wegen einer geringen Verfehlung angeklagt zu werden, daß er dann zwar freigesprochen wird, dessen aber gleichwohl nicht froh werden kann, weil in der öffentlichen Hauptverhandlung sein Strafregisterauszug verlesen worden und so eine Strafe, die er sich früher, vielleicht schon vor langen Jahren, einmal zugezogen hat, bekannt geworden ist, was nun für ihn außer der Minderung seines Ansehens auch noch den Verlust seiner Stellung sowie erhebliche Schwierigkeiten, eine neue zu finden, zur Folge hat. Solche Fälle verursachen, wenn sie in weiteren Kreisen bekannt werden, meist eine begreifliche Erregung der öffentlichen Meinung, die um so stärker zu sein pflegt, je geringer die Erheblichkeit einer solchen Vorstrafenfeststellung für das fragliche Verfahren war. So kraß liegen ja nun die Fälle glücklicherweise nicht allzu häufig, immerhin ist aber jede ohne zwingende Veranlassung erfolgende Feststellung von Vorstrafen in öffentlicher Gerichtssitzung für den Betroffenen noch hart genug. Deshalb ist es andauernd Gegenstand der Erörterung in weiteren Kreisen, wie dies zu vermeiden ist. Allerdings kann richterliches Feingefühl hier viel mildern, aber von ihm allein nach dieser Richtung hin das Schicksal

des Angeklagten abhängen zu lassen, wird immer unbefriedigend bleiben Darum sind hier gesetzliche Bürgschaften unerläßlich, die jedem Angeklagten und Zeugen die Sicherheit geben, daß er vor den schädlichen Folgen eines unnötigen Bekanntwerdens seiner länger zurückliegenden Vorstrafen nach Möglichkeit geschützt ist.

Freilich darf der Gesetzgeber, wenn er an diese Regelung des Vorstrafenwesens herantritt, hierbei nicht übersehen, daß auch diese Frage ihre zwei Seiten hat. Denn abgesehen von den Gewohnheits- und Rückfallsdelikten, d. h. denjenigen Straftaten, bei denen die wegen desselben Delikts vom Täter erlittenen Vorstrafen strafschärfend wirken, bei denen sie, bezw. ihr Fehlen, also stets festgestellt werden müssen, kann die Heranziehung von eventuell selbst weit zurückliegenden Vorstrafen auch sonst noch im Strafverfahren erforderlich werden (z. B. wenn Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten auftauchen). Abgesehen hiervon wird aber auch die Unbestraftheit des Angeklagten fast immer für die Strafzumessung von Bedeutung sein, denn sie wird in der Regel strafmildernd wirken. Sie darf aber in diesem Sinne bei der Strafbemessung nach geltendem Recht (§ 263 StPO.) nur dann berücksichtigt werden, wenn sie in der Hauptverhandlung ausdrücklich festgestellt worden ist. Dieser Vorteil darf aber dem bisher unbestraften Angeklagten nicht genommen werden, und deshalb ist eine solche ausdrückliche Feststellung seiner Unbestraftheit unerläßlich, selbst auf die Gefahr hin, daß bei einem schon vorbestraften Angeklagten, bei dem die Feststellung des für die Entscheidung nicht erheblichen Inhaltes seiner Strafliste aus Rücksicht für ihn unterbleibt, hieraus ein Rückschluß auf das Vorhandensein von Vorstrafen von der Oeffentlichkeit gezogen werden könnte.

Aber noch ein weiterer Gesichtspunkt verlangt Beachtung: die Einrichtung des Strafregisters hat den Zweck, in allen erforderlichen Fällen den zuständigen Behörden eine schnelle und zuverlässige Uebersicht über die Vorstrafen einer bestimmten Person sowie die Heranziehung der einschlägigen Vorakten zu ermöglichen. Die Strafliste einer Person ist somit eine Art Photographie ihres „inneren Menschen". Nun ändert sich aber bei vielen der „innere Mensch" im Laufe der Jahre. So mancher, der in jugendlicher Uebereilung, in Not oder unter der Einwirkung sonstiger widriger Umstände eine strafbare Handlung begangen hat, macht dies durch eine tadellose Führung in der Folgezeit wett. Hieraus folgt, daß die Vorstrafen, die jemand erlitten, für die Allgemeinheit um so mehr an Erheblichkeit verlieren, je länger sie zurückliegen, vorausgesetzt nur, daß der Bestrafte sich seitdem gut geführt hat. Das würde also für eine völlige Tilgung der Vorstrafeneinträge im Strafregister nach Ablauf einer gewissen Bewährungsfrist sprechen. Denn nur eine solche gibt dem Vorbestraften die volle Gewähr, vor einer unvermuteten Wiederaufrührung seiner Vorstrafen und der damit verbundenen Bloßstellung und Behinderung in seinem weiteren Fortkommen geschützt zu sein. Anderseits spricht gegen eine solche Tilgung, daß es, wie schon erwähnt, im Interesse einer gesunden Strafrechtspflege liegt, daß ihr die Möglichkeit nicht abgeschnit-

ten wird, auch auf schon länger zurückliegende Vorstrafen im gegebenen Falle zurückgreifen zu können.

Diesem Gesichtspunkt hat der Vorentwurf zum künftigen Strafgesetzbuch dadurch Rechnung getragen, daß er dem Gericht die Befugnis verleiht, nach Ablauf einer (zwischen 2 und 10 Jahren schwankenden) Bewährungsfrist die Löschung der Strafe im Strafregister anzuordnen. Damit verschwindet freilich der fragliche Eintrag nicht völlig aus dem Register, sondern er wird nur gestrichen und mit dem Löschungsvermerk versehen. Diese Löschung hat also nur formalen Charakter. Ein völliges Verschwinden der gelöschten Strafe aus dem Strafregister bewirkt hingegen die sogen. materiellrechtliche Löschung, die, über den Vorentwurf hinausgehend, in der Strafrechtskommission vorgeschlagen worden ist. Sie hat zur Folge, daß die gelöschte Strafe als überhaupt nicht erfolgt zu gelten hat und infolgedessen alle sie betreffenden amtlichen Aufzeichnungen zu vernichten sind. Außer dem Strafgesetzbuchentwurf hat auch der Entwurf zur neuen Strafprozeßordnung der Vorstrafennot abzuhelfen gesucht. Er bestimmte nämlich im § 231, Abs. 5, daß gerichtliche Vorstrafen eines Angeklagten nur insoweit in der Hauptverhandlung festzustellen sind, als sie für die Entscheidung von Bedeutung sind, und ähnlich bestimmte § 55, Abs. 3, daß an einen Zeugen die Frage, ob er gerichtlich vorbestraft ist, nur bezüglich einer bestimmten Bestrafung (also nicht aufs Geratewohl hin) und nur dann gestellt werden darf, wenn dies nach Ansicht des Gerichts für die Beurteilung seine Glaubwürdigkeit unerläßlich ist.

Daß diese gesetzgeberischen Vorschläge im Falle ihrer Durchführung eine ganz erhebliche Milderung der Vorstrafennot bedeuten würden, ist klar. Aber vorläufig sind es eben nur erst Vorschläge, die noch keine bindende Kraft erlangt haben und von denen auch noch gar nicht abzusehen ist, wann dies der Fall sein wird. Und doch ist das Bedürfnis nach Abhilfe gegenüber der Vorstrafennot dringend. So ist es denn erklärlich, daß man hier inzwischen mit Sondermaßnahmen zu helfen sucht. Diesem Zwecke dienen verschiedene Bundesratsverordnungen, die die Löschung gewisser Vorstrafen im Strafregister sowie die Verminderung der Registereinträge betreffen, und Hand in Hand damit sind Verfügungen verschiedener (namentlich süddeutscher) Landesjustizverwaltungen ergangen, die einer unnötigen Bloßstellung vorbestrafter Personen durch eine für die Zwecke der Rechtspflege nicht unerläßliche Feststellung ihrer Vorstrafen entgegenzuwirken suchten (vgl. das Nähere hierüber bei R. Meyer, Jurist. Wochenschrift 1918, 788 ff.). Ihnen reiht sich nunmehr auch ein entsprechnder Erlaß des früheren preußischen Justizministers Dr. Rosenfeld an, nämlich dessen „Allgemeine Verfügung vom 27. 12. 18 betr. die Einschränkung der Feststellung früherer Bestrafungen von Angeklagten und Zeugen" (preuß. Just.-Min.-Bl. Nr. 531, S. 537 ff.).

1. Hier wird zunächst in Ziffer I angeordnet, daß Strafllisten, die von der Staatsanwaltschaft im Vorverfahren erhoben worden sind, deren Inhalt sich jedoch für die Hauptverhandlung als belanglos erweist, bei

Erhebung der Anklage nicht mit an das Gericht gelangen, sondern zu den staatsanwaltschaftlichen Handakten genommen werden sollen, um so zu verhüten, daß ihr Inhalt unnötig bekannt wird. Läßt sich jedoch ihre Beifügung zu den Gerichtsakten nicht umgehen, so sollen sie aus diesen nach Eintritt der Rechtskraft des Urteils wieder entfernt und von der Staatsanwaltschaft zu ihren Handakten genommen werden. Diese Maßnahmen bedeuten für den Angeklagten zweifellos eine sehr erwünschte Sicherung gegen ein ihn schädigendes Bekanntwerden seiner Vorstrafen. Freilich läßt sich ihnen gegenüber andererseits das Bedenken nicht ganz von der Hand weisen, daß sie einmal den staatsanwaltschaftlichen Handakten leicht einen Anstrich von Geheimakten geben könnten, was im Interesse einer gesunden Rechtspflege peinlichst vermieden werden muß, und daß sie zum andern eine Durchbrechung des Grundsatzes bedeuten, daß alles Material, das einmal Gegenstand der Hauptverhandlung und damit der Urteilsfällung geworden ist, bei den Gerichtsakten zu bleiben hat, um einmal jeder Prozeßverwirrung vorzubeugen und sodann auch die Vollständigkeit dieses Materials für diejenigen Fälle sicherzustellen, in denen sich später einmal ein Zurückgreifen darauf nötig machen sollte (z. B. im Falle einer Wiederaufnahme des Verfahrens).

2. Für die Feststellung der Vorstrafen des Angeklagten in der Hauptverhandlung selbst gibt der Erlaß zunächst die Direktive (Ziffer II, 1), daß eine solche nur erfolgen soll, wenn die Vorstrafen für die zutreffende Entscheidung von Bedeutung sind, und auch dann nur in dem erforderlichen Umfang. Das deckt sich also ungefähr mit der obenerwähnten Bestimmung im § 231, Abs. 5 des Entwurfs der StPO. Nur darf hierbei freilich nicht übersehen werden, daß für die Gestaltung der Beweisaufnahme und damit auch für die Frage, ob und in welchem Umfange eine Vorstrafenfeststellung erfolgen soll, nach geltendem Recht allein das freie Ermessen des Gerichts im Rahmen der Beweisantretung der Staatsanwaltschaft und des Angeklagten maßgebend ist, daß mithin die fragliche Vorschrift des Erlasses (wie dies übrigens auch schon ihr Wortlaut: „Bestrafungen . . . werden in der Hauptverhandlung . . . nur dann festzustellen sein usw. erkennen läßt) nur den Charakter einer Anregung haben kann, deren Beachtung den Gerichten nahegelegt wird, daß sie aber keinerlei bindende Kraft für diese beanspruchen kann, da das einen unzulässigen Eingriff in die richterliche Unabhängigkeit bedeuten würde.

Ferner regt der Erlaß (Ziffer II, 2) an, in denjenigen Fällen, in denen zwar eine Vorstrafenfeststellung geboten, in denen es aber nicht erforderlich ist, daß diese mündlich geschieht, „die Strafliste im Laufe der Hauptverhandlung dem Angeklagten ohne mündlichen Vorhalt in unauffälliger Form" zur Anerkennung vorzulegen und sodann an die sonstigen Prozeßbeteiligten zur Kenntnisnahme weiterzugeben. Das hat zweifellos viel für sich. Nur freilich könnte hier das Bedenken auftauchen, daß diese Form der Vorstrafenfeststellung gegen den Grundsatz der Mündlichkeit der Hauptverhandlung verstoßen würde.

Denn § 248 StPO. schreibt vor, daß als Beweismittel dienende Schriftstücke — und dazu gehören, wie § 248 ausdrücklich bemerkt, auch die Strafllisten — in der Hauptverhandlung verlesen werden müssen, d. h. ihr Inhalt darf nur dann bei der Urteilsfällung berücksichtigt werden, wenn diese Verlesung stattgefunden hat. Dem würde aber eine bloße Vorlegung der Strafliste an die Prozeßbeteiligten nicht genügen. Doch ist die Praxis des Reichsgerichts (das z. B. unter gewissen Voraussetzungen auch die sogen. „Konstatierung aus den Akten" für zulässig erklärt) hier zum Teil weniger streng, so daß sich über diese Bedenken allenfalls noch hinwegkommen ließe. Weit stärker sind jedoch die Bedenken, denen die weitere Bemerkung des Erlasses begegnen muß, es stehe auch einer Vorlegung der Strafliste an den Angeklagten zur Anerkennung ihres Inhaltes schon vor der Hauptverhandlung nichts im Wege, da sich dadurch die Vorstrafen möglicherweise ganz verbergen ließen. Denn ein Hauptgrundsatz ist, daß bei der Urteilsfällung nur dasjenige Material berücksichtigt werden darf, das Gegenstand der Hauptverhandlung gewesen ist (§ 263 StPO.). Hiernach dürfte also die Strafliste, wenn sie dem Angeklagten nur außerhalb der Hauptverhandlung zur Anerkennung vorgelegt worden ist, bei der Urteilsfällung nicht berücksichtigt werden (so auch Hachenburg, Deutsche Juristen-Zeitung 1919, 162). Will das Gericht dabei aber auf sie abheben, so muß es ihren Inhalt auch zum Gegenstand der Hauptverhandlung machen. Im einen wie im anderen Falle wäre dann aber die vorherige Vorlegung der Strafliste an den Angeklagten überflüssig. Ist vollends die Strafliste etwa gar in der Anklageschrift als „Beweismittel" angerufen, so würde einer solchen vorherigen Vorlegung auch noch § 244, Abs. 1, StPO. entgegenstehen. Denn dann gehört die Strafliste zu den „herbeigeschafften Beweismitteln" im Sinne dieses Paragraphen und muß infolgedessen zum Gegenstand der Beweisaufnahme in der Hauptverhandlung gemacht werden, und zwar durch Verlesen (§ 248 StPO.).

3. Endlich befaßt sich der Erlaß (Ziffer III) noch mit der Feststellung der Vorstrafen von Zeugen. Eine solche soll nach ihm nur dann erfolgen, „wenn die Untersuchung einen bestimmten und wichtigen Anlaß dazu biete." Auch soll einem Antrag des Beschuldigten auf Erhebung der Strafllisten bestimmter Belastungszeugen nur unter der gleichen Voraussetzung stattgegeben werden, zumal da es jenem ja unbenommen sei, hierüber in der Hauptverhandlung durch eine entsprechende Antragstellung eine Entscheidung des Gerichts herbeizuführen. Eine solche Ablehnung eines Antrags des Beschuldigten, schon im Vorverfahren die eventl. Vorstrafen eines Zeugen festzustellen, erscheint aber nicht ganz unbedenklich. Denn das könnte einmal in dem Beschuldigten den Eindruck erwecken, als sollten ihm seine Entlastungsbeweise abgeschnitten werden, vor allem aber könnte dadurch unter Umständen auch eine Vertagung der Hauptverhandlung zwecks Herbeischaffung der beantragten Strafliste nötig werden, was für den Angeklagten unter Umständen, namentlich wenn er sich in Haft befindet, einen erheblichen Nachteil bedeuten könnte.

Sieht man von den vorerwähnten Einzelbedenken ab, so stellt sich der Erlaß als ein begrüßenswerter Fortschritt dar. Zwar gibt er keine restlos befriedigende Lösung der schwierigen Vorstrafenfrage — dies kann eben nur der künftige Gesetzgeber —, allein er ist doch geeignet, zu einer wesentlichen Milderung der stärksten Härten des bestehenden Zustandes beizutragen.

Annullierung der Kriegsanleihen?

Vom Geheimen Regierungsrat Karl Hüfner.

Am 15. Februar d. Js. führte der damalige Reichsfinanzminister Schiffer in der Nationalversammlung zu Weimar aus, die Reichsregierung sei in keinem Falle gewillt, die Kriegsanleihen zu annullieren, die Bankguthaben zu beschlagnahmen und das Privatvermögen zu konfiszieren; er kennzeichnete dabei eine solche Staatsaktion nicht bloß als schnödeste Rechtsverletzung, sondern geradezu als eine den Untergang des Deutschen Reiches beschleunigende Maßnahme. Kurze Zeit darauf, als in Berlin das „Arbeiterparlament" tagte, wurde von unabhängigen Sozialisten, Spartakisten und Kommunisten dennoch die Annullierung der Kriegsanleihen energisch gefordert. Leider waren die rechtlichen und wirtschaftlichen Gründe dieser Staatsmänner aus den Berichten der Tagespresse nicht klar zu erkennen. Es wird deshalb vielleicht im Interesse weiter Volkskreise liegen, die Frage der Annullierung der Kriegsanleihen vom staatswissenschaftlichen Standpunkte aus in aller Kürze hier zu erörtern:

1.

Annullieren bedeutet für nichtig erklären, die Kriegsanleihen annullieren heißt also feststellen, daß diese öffentlichen Anleihen des Deutschen Reiches nicht zu Recht bestehen.

Die Aufnahme einer Anleihe ist immer, auch wenn der Schuldner der Staat ist, ein Rechtsgeschäft des Privatrechts. Denn die Anleihe kommt nicht durch einen einseitigen Willensakt des Staates, auch nicht durch ein Gesetz, sondern nur durch einen dem bürgerlichen Rechte angehörenden Vertrag des Fiskus mit dritten Personen zustande. Die Anleihe ist sonach keine Handlung staatlicher Souveränität, wie etwa eine Steuereinziehung, obgleich Artikel 73 der Deutschen Reichsverfassung sagte: „In Fällen eines außerordentlichen Bedürfnisses kann im Wege der Reichsgesetzgebung die Aufnahme einer Anleihe zu Lasten des Reichs erfolgen." Denn damit war nur festgesetzt, daß zum Abschlusse des im Zivilrechte wurzelnden Geschäfts der Anleihensaufnahme durch den Reichsfiskus die auf dem Wege der Gesetzgebung herbeizuführende Zustimmung des Bundesrats und Reichstags erforderlich war.

Da dieses Einverständnis der gesetzgebenden Faktoren — Artikel 5 der Reichs-Verfassungs-Urkunde — bei allen Kriegsanleihen ohne Zweifel vorlag und im übrigen auch das formelle Zustandekommen des Rechts-

geschäfts über jedes Bedenken erhaben ist, so kann, mag die Anleihensaufnahme nun die Rechtsnatur eines größeren Darlehens oder eines Verkaufs oder einer entgeltlichen Uebertragung einer Forderung gegen den Staat aufweisen, keinesfalls von einer „Nichtigkeit" der Kriegsanleihen die Rede sein. Diese Nichtigkeit kann auch nicht darauf gegründet werden, daß im Zeitpunkte der Aufnahme der Kriegsanleihen etwa das Reich Eigentümer aller eingezahlten Gelder gewesen sei. Denn die kommunistische Staats- und Gesellschaftsordnung hat im Zeitpunkte der Kriegsanleihen nicht bestanden. Sonach kann das Reich höchstens den Inhalt der Forderungsrechte der Kriegsanleihegläubiger zu deren Nachteile kraft seines Gesetzgebungsrechts und auf dem Wege eines förmlichen Gesetzes abändern, keinesfalls aber diese Forderungsrechte für nichtig erklären, zumal da die Verfassungen mancher ausländischer Staaten*) die öffentliche Schuld ausdrücklich unter die besondere Obhut und Fürsorge der Nation stellen. Statt die Kriegsanleihen anullieren zu wollen, würde es der ausgleichenden Gerechtigkeit entsprechen, alle diejenigen zu ermitteln, welche während des Krieges keine Kriegsanleihen gezeichnet haben, obgleich sie dazu sehr wohl in der Lage waren, und diese durch eine besonders hohe Vermögenssteuer nachträglich zur Tragung der Lasten des Krieges heranzuziehen.

2.

Die Nichtigerklärung der Kriegsanleihen würde nicht bloß die öffentliche Kundbarmachung des Staatsbankerotts bedeuten, sondern auch der Vernichtung des Deutschen Reichs gleichkommen. Denn dadurch, daß das Reich die Schuldbriefe zerreißen würde, würde es die Schuld selbst nicht zur Erlöschung bringen. Glauben etwa die kommunistischen Staatskünstler, das Deutsche Reich würde, wenn es eines Tages erklären würde, es zahle fortan nichts mehr, von diesem Augenblicke an auch nichts mehr schulden? Die Millionen deutscher Bauern, Arbeiter und Beamten, welche mit ihren Sparpfennigen auf Grund der Anpreisungen der früheren Reichsregierung Kriegsanleihen gezeichnet haben, würden das Reich samt seinen weisen Staatslenkern verfluchen, an seinem weiteren Bestand nur noch geringes Interesse haben und deshalb, wenn sie können, sobald als möglich den deutschen Staub von ihren Füßen schütteln. Das ganze Ausland aber würde das Deutsche Reich politisch und wirtschaftlich als erledigt und kreditunwürdig betrachten mit der Folge, daß keine ausländischen Lebensmittel mehr zu uns kämen. Es könnten die Kommunisten dann getrosten Mutes alles inländische Papiergeld auf dem Wege der Plünderung und Erpressung an sich reißen, mit dieser von keinen Erzeugnissen und Goldbeständen gedeckten absoluten „Währung" im Sinne des Herrn Silvio Gsell würden sie keine ausländischen Lebensmittel einkaufen können, sie müßten trotz ihrer geraubten Reichtümer verhungern, weil die Bauern für solche

*) Z. B. die spanische und niederländische.

Machthaber die erforderlichen Lebensmittel nicht länger erzeugen und liefern würden.

Alle diese Umstände in ihrem kausalen Zusammenwirken würden schon, wie Schiffer am 15. Februar d. Js. zu Weimar zutreffend dargelegt hat, den Untergang des Deutschen Reiches und Volkes in elementarer Weise herbeiführen.

Nicht die Nichtigerklärung aller Kriegsanleihen kann uns helfen, wie Kommunisten und Spartakisten in ihrer Geistesarmut und russischen Staatsweisheit vermeinen, auch nicht allein Steuern und Vermögensabgaben größten Stils, sondern nur die Rückkehr zur Rechtsordnung und zur Arbeitsliebe. Ungeheures Schaffen und Wirken, hervorgegangen aus solchen sittlichen Beweggründen, nichts anderes kann uns retten. Mögen darum dieselben Herren, die den Arbeitern dezennienlang den Himmel auf Erden versprochen und den Frontsoldaten verkündet haben, daß sie nach einem Umsturze nichts mehr zu arbeiten brauchten, weil das Arbeiten nur eine Sache von Dummköpfen sei, den Verführten endlich die volle Wahrheit sagen und zugleich dafür sorgen, daß die Rechtspflicht zur Arbeit erzwungen wird. Wirkliche Staatsmänner können nicht zugleich Vorgesetzte und Diener der Volksmenge sein. Sonst wird es ihnen und dem Staatswesen selbst ergehen, wie der Schlange in der Fabel. Bei dieser geriet eines Tages der Schwanz mit dem Kopfe in Streit. Der Schwanz verlangte nach dem Prinzip strengster Demokratie abwechselnd die Führung zu haben und nicht immer dem Kopfe folgen zu müssen. Der Schwanz erhielt wirklich die Leitung, kam aber, da er sich ohne Verstand bewegte, nicht bloß selber sehr schlecht dabei weg, sondern es wurde auch der Kopf geschunden, weil er gezwungen wurde, wider seine Natur einem blinden und tauben Körperteile zu folgen.

Jener Dichter, der da verkündet hat „Es gibt hienieden Brot genug für alle Menschenkinder" hat als selbstverständlich vorausgesetzt, daß die Erdensöhne arbeiten, weil wer nicht arbeitet, auch nicht essen soll.

Gesundheitsministerium und Wohlfahrtsämter.

Von **Medizinalrat Dr. Heinrich Berger.**

Griechische Lebensweisheit sah den Angelpunkt des Lebens darin, zu der Umwelt in Wechselwirkung zu treten, tätig zu sein gegenüber den umgebenden Dingen, nur der Pessimist ergibt sich dem Leid des Lebens in Passivität, wir Deutsche sind Optimisten und rufen die Arme der Götter herbei.

Der Zerstörung muß der Aufbau folgen, sonst führt der Weg ins Leere, und auf dem Wege dahin drohen Scylla und Charybdis.

Nicht schmachtend wollen wir die Blicke platonisch aus diesem Zeit-

bild erheben zu dem Gral ewiger Wahrheit, ewiger Gerechtigkeit und ewiger Schönheit, sondern mit Aristoteles in welterobernder Arbeit nach dem Krieg, dessen Ursachen heute noch durch den populären Hinweis auf nebensächliche Auslösungsmomente abgetan werden, der, wie Rathenau sagt, kommen mußte, um uns durch die Not der Gemeinschaft auf die Verantwortung und Solidarität der Gemeinschaft hinzuweisen.

Neue Ideale müssen erstehen, und manchem wird es ergehen, wie Heinrich Heine, dessen Zerrissenheit aus dem Niedergang der Romantik und dem Aufblühen des Realismus zu verstehen ist.

Träume werden zur Wahrheit werden, wenn die neuen Verhältnisse sich in die Menschen, die Menschen sich in sie hineingefunden haben. Wenn von einem Gebiete ein allgemein versöhnender Einfluß ausgehen kann, so ist es bei keinem mehr der Fall, als auf dem der allgemeinen Gesundheits- und Wohlfahrtspflege, da sind neue Werte zu schaffen, da ist ein weites Feld für segensreiche wahre demokratische Arbeit.

Es ist kein Zufall, daß Oesterreich schon im Kriege ein Ministerium für Volksgesundheit und ein Ministerium für soziale Fürsorge schuf, nach deren Vereinigung alsbald wegen der nicht klaren Kompetenzen verschiedentlich gerufen wurde. Und auch der tschecho-slowakische Staat hat sofort ein Ministerium für das Gesundheitswesen geschaffen. Ganz neuerdings hat auch der Minister für Volksgesundheit, Dr. Krulj, für das südslawische Reich den Entwurf eines Gesetzes betreffend Errichtung eines Ministeriums für Volksgesundheit eingebracht. Ein eigenes Ministerium für das Gesundheitswesen ist bei uns ein Bedürfnis, einmal wegen der Wertung des Gegenstandes und dann wegen seines Umfanges. Es wird kommen.

An zwei dünnen grauen Hälsen reckt die tausendköpfige Frau Sorge vor allem die hageren Köpfe Nahrung und Gesundheit heraus. Durch die Verschiebungen der Bevölkerung im Lande und durch die allgemeinen Verhältnisse ist die Gefahr, von Krankheit und Elend befallen zu werden, eine ungeheure.

Nach meinem ersten Vorschlag 1897 und den späteren eingehenderen, besonders 1910, sind an verschiedenen Orten Wohlfahrtsämter eingerichtet, und der immer mehr reifende Plan, die immer stärker werdende Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Wohlfahrtsämter für jeden Stadt- und Landkreis, in denen die Armenpflege restlos aufzugehen hat, darf vor allen Dingen jetzt nicht aus dem Auge verloren werden, jetzt nach diesem Kriege; nach einem gewonnenen Kriege würde wohl das Geld für diese Organisationen geschaffen, jetzt nach dem verlorenen besteht die Gefahr der Verelendung weiter Volksschichten und damit des tatsächlichen Untergangs Deutschlands, denn die Kriegsgewinnler sind nicht die, die eine

neue Kultur Deutschlands schaffen, die nach Gobineau's Rassentheorie die Kultur Europas geschaffen hat und die eine neue wieder schaffen kann.

Wer nur einigermaßen den Wert des einzelnen und damit den Wert der Gesundheit des einzelnen nach allen Richtungen richtig einschätzen kann, der wird mir zugeben, daß da, wenn nicht der, so doch einer der Angelpunkte liegt, von dem die Zukunft abhängt.

Wohlfahrtsämter auf breiter Grundlage, in inniger Zusammenarbeit mit den Krankenkassen, sind die Forderung des Tages, die frei ist von der Verwirrung durch der Parteien Gunst und Haß, die das will, was alle Parteien auf ihrer Fahne haben sollen, die suprema lex. das salus populi.

Irrungen, Wirrungen; aber klar leuchtet dieser Leitstern für alle Suchenden, an dem Strick ziehn wir alle.

Wohlfahrtsämter mit Fürsorgerinnen, ein Netz von Beratungsstellen und Untersuchungsämtern müssen kommen.

Mehr Prophylaxe, wie es auch Poch in einer in „Die neue Zeit" 1918, Nr. 19, besprochenen Schrift verlangt.

Welche Wege die Heilkunde im einzelnen geht, ficht uns hier nicht an, mag Molière's „eingebildeter Kranker" zum „Arzt wider Willen" gehen oder zum zünftigen Arzt; hier handelt es sich nicht um die Methode des einzelnen Lehrers, sondern um den großen Schulplan der Volksgesundheit und Volkswohlfahrt.

Unser Gesundheitswesen verlangt nach weiterem Ausbau. Die kommunale Gesundheitsfürsorge und Wohlfahrtspflege, zentralisiert in Wohlfahrtsämtern und sorgfältigst dezentralisiert in Fürsorgerinnen, verlangt Arbeit. Es muß ein Weg gefunden werden, der staatliche und kommunale Fürsorge vereinigt, nicht hie Kreisarzt, hie Kreiskommunalarzt darf es heißen, sondern einheitliches Wohlfahrtsamt. Und der Weg ist zu finden, leicht zu finden.

Sind wir auf dem festen Wege zu Volksgesundheit und Volkswohlfahrt, dann sursum corda! Empor die Herzen! Womit der Priester den Lobgesang beginnt, vielleicht den Lobgesang zu einer neuen Religion der Zukunft, die von dem neuen Deutschland den Ausgang nimmt, die sich nicht entsetzt, wenn der Pastor Möricke die Bibel unter den Junokopf schiebt, damit er nicht wackelt, die nicht an dem Nichts der Welt des Buddhismus vorbeigeht und auch nicht in das vor uns liegende Nichts Schopenhauers blickt, sondern das Wort Nietzsche's „Stirb zur rechten Zeit" in das Gegenteil verkehrt, gewürzt mit dem „Nichts im Uebermaß" des griechischen Weisen.

Künstler.

Cornelis Bronsgeest.

Dieser Holländer ist nun schon über 13 Jahre im Berliner Musikleben, auf dessen Opernbühne und Konzertpodium, heimisch. Geboren zu Leyden als Sohn einer Kaufmannsfamilie, stand der musikalische Knabe bereits von früher Jugend an der Kirchenmusik seiner Heimatstadt nahe. Als Chorsänger in der katholischen Kirche zu Leyden sang er in den Messen Palaestrinas und anderer Kirchenmusiker mit. Der Stimmwechsel ist mit vollendetem vierzehnten Lebensjahre bereits beendet, und der Knabe, der bisher im Kirchenchor Knabensopran gesungen hatte, war nun plötzlich — ein Entwicklungsphänomen — zum Inhaber eines veritablen Basses geworden. Erst allmählich korrigierte die Natur im Ausgleich der Zeit ihren Sprung, indem sie dem Sänger ein nun baritonal gefärbtes Stimmregister bescherte. In der Kirche hört den Siebzehnjährigen der Direktor der französischen Oper im Haag und befestigt in dem nach einem bürgerlichen Beruf Ausschauenden den Entschluß, Gesang zu studieren. Trotz des französischen Lokaleinschlags und des Einflusses des Haager Musik-Franzosen, begibt sich der angehende Gesangsstudent nicht in die französische Kultur- und Musiksphäre, sondern geht seiner ernsten Veranlagung und Vorliebe zur Innerlichkeit folgend nach Köln, wo er bei Schulze-Dornburg ein Jahr studiert. Der Kölner Zeit folgen als ausschlaggebend zwei Jahre Studiums bei Stockhausen in Frankfurt am Main.

Die erste Bühne betritt der deutscher Opernbühne ungewohnte, nun zirka zwanzig Jahre alte Sänger in Magdeburg unter der Direktion Cabisius. Er singt erstmalig den Prinzen-Jäger in Kreutzers „Nachtlager von Granada" sowie fernerhin im „Troubadour" und „Figaro". Seines Bleibens ist hier jedoch nur eine Saison; der Direktor des Hamburger Stadttheaters, Bachur, entführt den Künstler nach dort. Hier, in Hamburg, erzielt er als Don Juan, Holländer, Figaro („Barbier von Sevilla") seine Erfolge. Hülsen hört den Sänger als Don Juan und in der „Afrikanerin" (Nelusco), und veranlaßt sein im selben Jahre, 1905, erfolgendes Berliner Gastspiel. Sein hiesiges erstes Auftreten ist in „Aida" als Amonasro. Danach erfolgt des Künstlers Engagement an die Berliner Hofoper auf eine Vorstellung der „Zauberflöte" mit der Hempel als Partnerin.

Das Schwergewicht dieser Künstlerpersönlichkeit liegt neben der ausgedehnten Konzerttätigkeit in der Betätigung auf der deutschen Musikbühne. Verdi und die romanische Musik mit ihrem andersrassigen Wesen, heißerem Boden entstammenden Form und Gehalt liegen dem Organ des holländischen Künstlers weniger als etwa Mozart und Wagner. Eine alte Vorliebe für Mozart veranlaßt ihn, seine geschmackvolle und gepflegte Gesangskunst nach Möglichkeit in den Dienst dieses Altmeisters zu stellen. So hat der Künstler auch in der letzten Berliner Neu-Einstudierung des „Don Juan" neben Armster die Titelrolle inne. Doch

auch als Wagner-Interpret ist Bronsgeest in Berlin bekannt geworden. Die Berliner Moderne dankt ihm die häufige Verkörperung des Jochanaan („Salome") und u. a. die mehr episodische Rolle des Musikmeisters in der „Ariadne" (Neufassung). Da die vertragliche Bindung des Künstlers zum Herbst abläuft, verhandelt er zurzeit wegen etwaiger Vertragsverlängerung. Unter Umständen beabsichtigt er einem Rufe Beechams nach London Folge zu leisten.

Bronsgeest — eine weltmännisch-elegante, selbstbewußte Künstlerpersönlichkeit — ist Vertreter der Solisten im Künstlerrat der Staatsoper. Als solcher steht er den sich anbahnenden Reformbestrebungen an den Staatsbühnen wie überhaupt im Theaterwesen naturgemäß sehr interessiert gegenüber. Man weiß, daß die bisherige absolutistische Tendenz und Verwaltung des alten Regimes an den Staatsbühnen durch eine demokratische, dem Geiste der Zeit Rechnung tragende Neuorientierung abgelöst werden soll und muß. Auch Bronsgeest tritt für Heranbildung einer zweifellos besonders im Wirtschaftlichen notwendigen Solidarität und Einheitlichkeit der Künstlergesamtheit der Staatsbühnen nach außen hin ein, für Beseitigung des Bürokratischen und Unsozialen im Verwaltungsapparat und der Bühnenpraxis. Freilich, all dies unter voller Wahrung der Individualität und Selbständigkeit des künstlerischen Menschen. Und mit Recht: Das aristokratische Prinzip — nicht zu verwechseln mit dem rein politischen, nicht kulturellen Begriff des Absolutismus —, d. h. das Prinzip, demnach der Beste vorherrschen oder leiten soll, darf und braucht auch bei einer neuzeitlichen, selbst dem Rätesystem angenährten Künstlerdemokratie nicht abhanden zu kommen, wenn anders nicht das Gesamt-System all' ihrer Kunst bis in seine Grundvesten hin erschüttert werden soll.

Meine Raucherbeichte.

Von Poldi Schmidl.

Es ist nicht immer gut, wenn man auf irgend einem Wege zu einem gewissen Maß von Bildung gelangt. So wußte ich z. B. bisher nicht, obgleich ich von Beruf starker Zigarettenraucher bin, daß die vorhandenen und die zu erwartenden Tabakmengen von der Heeresverwaltung beschlagnahmt seien. Dieser schöne Brauch der Beschlagnahme, auf anderen Gebieten des täglichen Bedarfs bereits im Aussterben, ist also in Hinsicht auf den Tabak noch höchst im Schwung. Warum? Mir als privatem Zigarettenraucher ist eine Konkurrenz mit der Heeresverwaltung schon darum ganz unmöglich, weil ich nicht so viel Kredit genieße wie diese. Von Einhamstern war meinerseits deshalb keine Rede, weil ich zu den Unglücklichen gehörte, die ihren täglichen Bedarf mit Schnupfen, Grippe und noch teurer erstehen müssen. Seit kein Heer mehr zu verwalten ist und ein Patriotismus nach dieser Richtung hin zwecklos wäre, trachte ich natürlich hemmungslos nach Zigaretten und Tabak. Bisher war es

mir aber noch nicht vergönnt, das eine oder das andere auf ehrliche Weise zu erwerben. Ich bedauere das unendlich. Zigaretten kriegte ich schon gar nicht, weil ich seit der Revolution wieder das Friedensprinzip verfolge, keine Sache über ihren tatsächlichen Wert zu bezahlen und bekanntlich ist jedes Ding desto teurer, je beschlagnahmter es ist. Die zehntausend Stück Zigaretten, die ich seit einiger Zeit besitze, die habe ich mir aus 20 Pfund Tabak selbst hergestellt. Woher ich den Tabak habe? Weder hat man ihn mir zum Fenster hereingeworfen, noch ist er mir von der Heeresverwaltung zugewiesen worden. . . .

Neuerdings hat mir nun ein guter Freund geraten, recht vorsichtig zu sein, denn meine Zigaretten hätten keine Banderole. Das fehlte mir zu meiner Bildung ebenfalls, ich wußte nichts von dieser mangelnden Bekleidung. Vielleicht gibt es auch ein Gesetz, daß das Zigarettenpapier und die Asche ebenfalls Banderolen haben muß? Mein Gott, man kann ja nicht allwissend sein! Ich brachte mir das Papier aus Serbien mit, wo ich es, gelinde gesagt, käuflich erworben habe.

Um aber auf meine privaten Vorräte zurückzukommen. Mein Freund hat mich weiter darüber belehrt, daß die Kriegsgesellschaften die Einfuhr, Beschaffung und Verteilung der Rohstoffe und Rohtabake besorgen und daß diese Organisationen von Friedensschluß, von freiem Handel usw nichts wissen wollen. Da diese Lücke in meiner Bildung nunmehr gestopft ist, stopfe ich meine Zigaretten unentwegt weiter und ich kann es wahrhaftig. Denn meine Tabakquelle ist gottlob weder organisiert, noch sonstwie privilegiert oder sanktioniert. Daher funktioniert sie wohl auch so tadellos, was den Tabak allerdings ein wenig verteuert. Dafür erspare ich am Arzt und an der Apotheke, ich brauche mich nicht anzustellen. Eine Zigarette aus echtem, ungemischtem, feingeschnittenen, wohlriechenden, goldigen, lieblichen Tabak kommt mich immerhin auf 5 Pfennig zu stehen. Meine sämtlichen Bekannten erzählen mir, sie müßten für ihre Zigaretten erstens 25 Pfennig bezahlen und achtens kriegen sie gar keine. Das freut mich. Jetzt schmecken mir meine eigenen, billigen desto besser. Wenn nur diese Gewissensbisse nicht wären, wenn ich nur nicht immer daran denken müßte, daß ich die Detag oder wie diese Gesellschaften sonst heißen, schädige! Das raubt mir zuzeiten wahrlich den Mittagsschlaf. Nicht eher werde ich zur Ruhe kommen, als bis diese Gesellschaften sich aufgelöst haben. Die Tatsache, daß sie niemandem Nutzen bringen, muß natürlich zur Folge haben, daß sie leicht geschädigt werden, und zu diesen Schädlingen gehöre ich. Freilich, meine Tabakquellen werden rasch versiegen, sobald es wieder einen freien Handel geben wird. Macht nichts; inzwischen sind die Hüter dieser Quellen hoffentlich reiche Leute geworden und widmen den Einkaufs- und Verteilungsorganisationen ein schönes Dankschreiben. Ich aber, ich kaufe meinen Tabak auch lieber im Inlande, schon um wieder ruhig schlafen zu können, was mir unmöglich ist, seitdem ich von der Existenz und dem Wirken der Tabakorganisationen Kenntnis habe. Woraus wieder einmal zu ersehen ist, daß Bildung den Schlaf nicht gerade fördert.

Der Wirtschaftskritiker spricht:

Die Entente will offenbar die Vernichtung Deutschlands, sie will nicht nur das jetzige Deutschland in das politische und wirtschaftliche Joch einspannen, der uns vorgelegte Friedensvertrag würde auch alle Zukunftskeime deutscher Technik und Industrie zerstören. So unerhört auch die territorialen Forderungen vom politischen Gesichtspunkt sein mögen: das richtige Relief erhalten sie erst dann, wenn man den wirtschaftlichen Kern dieser Forderungen enthüllt. Dann erst erkennt man, wie sich Frankreichs weißglühender politischer Haß mit der kalten, berechnenden Feindschaft Englands gegen das deutsche Wirtschaftsleben vermählt hat.

Der Verlust des oberschlesischen Industriegebietes und des größten Teiles von Westpreußen sowie der Verzicht auf das Saargebiet würden Deutschland nach zwei Richtungen hin schädigen: sie würden uns der industriellen Rohstoffe berauben, so daß wir ausschließlich fremde Rohstoffe würden bearbeiten müssen, und sie würden uns mit die wichtigsten unserer landwirtschaftlichen Ueberschußgebiete, unserer Vorratskammern an Getreide, Kartoffeln und Zucker kosten. Durch die Abtrennung von Rußland würden wir ferner Agrarprodukte nur unter schweren Opfern einführen können. Durch den Verlust des Saargebietes und Oberschlesiens würden wir ein Drittel unserer Kohlenproduktion einbüßen. Die Einfuhrverpflichtungen sollen dafür sorgen, daß England und Frankreich die Bedingungen für die Lieferung von Rohstoffen so hoch schrauben können, als es ihnen beliebt. Und wir würden nicht einmal höhere Zolleinnahmen aus dieser fremden Einfuhr ziehen können. Deutschland würde völlig der industrielle Lohnsklave Englands und Frankreichs werden. Knüpft es aber neue wirtschaftliche Beziehungen zu anderen Völkern an, so fallen alle zoll- und handelspolitischen Vergünstigungen auch den Ententeländern in den Schoß. Der Neid Englands auf den deutschen Welthandel zeigt sich in den Bestimmungen über die Wegnahme der Handelsflotte und der Verpflichtung, die deutschen Werften während der nächsten fünf Jahre fast ausschließlich für die Entente arbeiten zu lassen. Dieser Handelsneid tritt aber besonders kraß in der Bestimmung zutage, wonach das Reich innerhalb eines Jahres alle öffentlichen Wirtschaftsinteressen deutscher Staatsangehöriger in Rußland, China, Oesterreich, Ungarn, Bulgarien und der Türkei erwerben muß, um sie dann der Entente auf dem Präsentierteller darzubringen. Dem Wunsche Englands, Deutschland den Wiederaufbau seines Welthandels unmöglich zu machen, soll auch die Beschlagnahme alles deutschen Eigentums und aller deutschen Interessen in den Ländern der Entente dienen.

Die Einräumung der Meistbegünstigung ohne Gegenseitigkeit würde bedeuten, daß Deutschland bei künftigen Handelsvertragsverhandlungen mit gebundenen Händen dasteht. Der Verzicht auf höhere Einfuhrzölle, als sie im Juli 1914 bestanden, verpflichtet uns für die nächsten 2½ Jahre, nichts gegen eine Ueberschwemmung mit ausländischen Waren zu unternehmen.

Eine zynische Vergewaltigung und Entrechtung schließen die finanziellen Bestimmungen in sich. Elsaß-Lothringen und ein Teil von Polen sollen davon befreit werden, einen Teil der deutschen Reichsschuld zu übernehmen. Frankreich würde also für Elsaß-Lothringen keinen Pfennig zu zahlen haben. Für Posen sollen aber die Beträge abgezogen werden, die für die Durchführung der Ostmarkenpolitik verwendet worden sind. Das Tollste aber ist, daß die abzutretenden Teile Oberschlesiens und Westpreußens nur einen Anteil auf die Reichsschuld nach dem Stande vor dem Kriege übernehmen sollen. Die Aufbringung der Kriegskosten würde sich dann für die so wesentlich verkleinerte Bevölkerung Deutschlands naturgemäß unendlich erschweren. Durch die Haftung des gesamten Besitzes Deutschlands für die Bezahlung der Kriegskostenrechnungen der Entente wird eine scharfe Finanzkontrolle über uns errichtet, wie sie bisher nur kleinen bankrotten Staaten gegenüber zur Anwendung gelangte. Die Ueberwachung des deutschen Schulden- und Goldzahlungsdienstes drängt auch die Frage auf, ob ausländische Firmen uns unter diesen Umständen Kredit gewähren werden. Den Gipfel des Zynismus bedeutet es aber, daß die Entente von einem wirtschaftlich und politisch verkrüppelten Deutschland, das auch jeder Aufbaumöglichkeit beraubt werden soll, vorläufig, wohlgemerkt vorläufig, die Zahlung von 60 Milliarden in Gold verlangt, ohne daß damit etwa unsere Verpflichtungen getilgt sein sollen. Diese 60 Milliarden sollen sich zusammensetzen aus 20 Milliarden in Gold oder Waren und aus 40 Milliarden einer Obligationsanleihe. Es ist klar, daß ein so behandeltes Deutschland wirtschaftlich zu Grunde ginge, daß gerade seine besten Arbeitskräfte auswandern würden. Und dabei sicherte uns einer der 14 Punkte Wilsons „wirtschaftliche Unabhängigkeit" zu. In Wirklichkeit würde uns ein solcher Friede eigentlich nur ein Recht gewähren: das Recht, zu Grunde zu gehen.

Hermes in der Kulisse.

Nachdruck nur mit vollständiger Quellenangabe erlaubt.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Arthur Lehmann, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 40/41.

A
E G

Annahme für Vorwetten.

Rennen zu

Berlin-Karlshorst: 18. Mai

Berlin-Grunewald: 20. Mai

Leipzig: 18. Mai

Trabrennen zu

Hamburg-Farmsen: 14., 18. Mai

München-Daglfing: 18. Mai

Annahme von Vorwetten für Berlin bei **persönlich** erteilten Aufträgen bis **3 Stunden** vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 7 Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,
Kurfürstendamm 234

Bayerischer Platz 9 (Eingang **Innsbrucker Str. 58**)
Oranienburger Straße 48-49 (an der Friedrichstraße)
Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)

und an den Theaterkassen der Firma **A. Wertheim**

Leipziger Straße 132
(nur wochentags geöffnet)
Nollendorfplatz 7
Planufer 24

Tauentzienstraße 12a
Rathenower Straße 3
Königstraße 31/32.

Für **briefliche und telegraphische** Aufträge Annahme bis **3 Stunden** vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

DIE DEUTSCHE BÜHNE

Amtliches Blatt des Deutschen Bühnenvereins

Im Januar begann der XI. Jahrgang

Aus dem Inhalt der bisher erschienenen Nummern nennen wir:

Dr. P. Hoffmann: Wie weit ist die Kunst des Schauspielers wirkliche Kunst?
Richard Dehmel: Deutsche Einheit.
Frank Wedekind: Glossen.
G. Hell: Otto Borngräber / Fritz v. Unruh. Eine Parallele.
Dr. Karl Zeiß: Die neue Zeit und das Theater.
Max Krüger: Entwurf zu einer Stilbühne.
Leopold v. Wiese: Ueber Strindberg.
Wilh. v. Scholz: Das szenische Problem von „Troilus und Cressida".
H. Höffding: Shakespeares Humor
Richard Elchinger: Der befreite Mime.
Die Umwandlung der Hoftheater usw.
Aus dem Geistbuch von Ernst Lissauer.
Momentaufnahme aus meinem Zeithirn von Walter v. Molo.
Künstlerischer Wille und Diktatur von Erich Oesterheld.
Paul Lindau von Artur Wolff.
Theatererinnerungen von Graf Seebach.

Außerdem in jeder Nummer ein umfangreicher „praktischer Teil", der über das gesamte deutsche und ausländische Theaterwesen, Uraufführungen, Regiepläne, neue Theater und Direktionen, neue Werke, Dramaturgisches, Abschlüsse, Wochenspielpläne der deutschen Theater usw. berichtet.

„Die Deutsche Bühne" ist jetzt das moderne Theaterfachblatt; ihr Interessentenkreis beschränkt sich nicht nur auf Direktoren, Schauspieler und andere Theatermitglieder, sondern hat besonderen Wert für alle Bühnenschriftsteller und jeden an der Entwicklung des Theaters Interessierten. — Probenummern liefern wir gegen Berechnung. Bei Aufgabe eines Abonnements wird dieser Betrag besonders gutgeschrieben.

„Die Deutsche Bühne" erscheint wöchentlich und kostet jährlich 22 M, halbjährlich 12 M, vierteljährlich 6 M, Einzelheft 60 Pf. ord.

OESTERHELD & CO., VERLAG, BERLIN W 15.

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II. Berlin NW. 87, Reuchlinstraße. Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Gasanstalten
für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.
Sämtliche Ausrüstungsteile für Oefen
mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.
Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.
Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.
Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.
Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.
Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.
Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen
Geräte und Werkzeuge.
Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.
Triebwerke.
Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.
Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten
von Wasserwerken und Kanalisationen,
Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Arthur Lehmann, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 40/41.

Nummer 12 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Demokratie und Rätesystem . . . . . von Dr. S.
Die Beamtenschaft in der Revolution . . . von Oswald Pander
Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten durch die Gesetzgebung . . . . . von Dr. jur. Eckstein
Vom Rhein und anderes . . . . . von Medicus
Leo Blech
Revolutionszeichen auf Berliner Bühnen . . . von Karl Fischer
Künstlerische Pflichten und Rechte . . von Carl Alex Raida
Vom Zufall . . . . . von Dr. Käte Friedemann
Neue Bücher

Erscheint jede Woche * Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co
BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Rampe-Stube 1918

Friedrichstr. 169 (frühere Volksstube)

Feine Liköre ▫ Edelbranntweine ▫ Seltene Weine
Schaumweine ▫ Champagner ▫ Eisgetränke

Rennen

zu Berlin-Grunewald

(Rennen des Union-Klub)

3. Tag: Sonntag, den 25. Mai, nachmittags 2½ Uhr,

8 Rennen im Werte von **M. 150600.—**, u. a.:

Jubiläums-Preis, 50000 M.

Verkehrsverbindungen:

Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Strassenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstrasse etc.

❖ Der Kritiker ❖

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 24. Mai. Nummer 12.

Demokratie und Rätesystem.

Der Gegensatz zwischen Demokratie und Sozialismus hat von jeher hauptsächlich auf wirtschaftlichem Gebiete gelegen. Während die bürgerliche Demokratie hier stets in individualistischen Gedankengängen wurzelte und neben der Forderung weitgehender wirtschaftlicher Freiheit des Einzelnen auch den Schutz des Privateigentums vertritt, stellt sich die Sozialdemokratie zur kapitalistischen Gesellschaftsordnung in bewußten Gegensatz und fordert die Vergesellschaftung, d. h. die Abschaffung des Privateigentums an den Produktionsmitteln. Dagegen haben auf politischem Gebiet die Programme beider Parteien von jeher so viel Verwandtes aufgewiesen, daß hierdurch ein weitgehendes Zusammenarbeiten ermöglicht war. Im Grunde ist ja das sozialdemokratische Programm auf politischem Gebiete völlig demokratisch, so insbesondere, wenn es im ersten Punkte des Erfurter Programms die nunmehr fast restlos durchgeführte Forderung des „allgemeinen, gleichen, direkten Wahl- und Stimmrechts mit geheimer Stimmabgabe aller über 20 Jahre alten Reichsangehörigen ohne Unterschied des Geschlechts für alle Wahlen und Abstimmungen" vertritt. Solange der Sozialismus an dieser kerndemokratischen Forderung festhielt, war auf rein politischem Gebiete ein allzu scharfer Gegensatz zur bürgerlichen Demokratie nicht zu befürchten.

Erst neuerdings droht ein allerdings unüberbrückbarer Gegensatz zwischen demokratischem und sozialistischem Denken auch auf rein politischem Gebiete aufzukommen, und zwar dadurch, daß der von Rußland importierte politische Rätegedanke unter den Sozialisten aller Schattierungen in steigendem Maße Anhänger gewinnt. Dieser politische Rätegedanke, im Gegensatz zu dem wirtschaftlichen, läuft letzten Endes darauf hinaus, einer einzigen Gesellschaftsklasse, und zwar der der Lohnarbeiter, dem sogenannten Proletariat, eine Diktatur über alle andern Staatsangehörigen einzuräumen. Durch die Ausschaltung aller übrigen Bevölkerungskreise von der Mitarbeit und die ausschlaggebende Stellung der in einem Zentralorgan gipfelnden lokalen Arbeiterräte wird dem demokratischen Gedanken der gleichmäßigen Mitwirkung aller Volksgenossen an der Regierung geradezu ins Gesicht geschlagen. Man kann zu dem Gedanken einer auf Grund beruflicher Gliederung gewählten Volksvertretung stehen, wie man will: Der durchgeführte Rätegedanke ist jedenfalls hiervon grundverschieden. Auch die Anhänger eines beruflichen Wahlrechts wollen ja nicht die

Vorherrschaft oder Alleinherrschaft einer bestimmten Berufsgruppe, sondern sind lediglich der Ansicht, daß durch solche Wahlen nach beruflichen Gesichtspunkten dem Interesse des Einzelnen wie der Gesamtheit in höherem Maße entsprochen werde als bei allgemeinen Wahlen. Dagegen läßt sich sehr viel einwenden, aber man wird immerhin zugestehen müssen, daß die Möglichkeit einer gerechten Vertretung und einer gleichmäßigen Mitarbeit aller Berufsgruppen auch bei einem solchen Wahlrecht nicht ausgeschlossen wäre. Aber der politische Rätegedanke ist etwas ganz anderes. Er will das Volk ausschalten und einer bestimmten Berufsgruppe, wenn auch allerdings der zahlenmäßig stärksten, die Alleinherrschaft einräumen. Deshalb ist der politische Rätegedanke in dieser Form auch als Ergänzung einer aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Kammer undenkbar. Man kann wohl neben ein aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenes Parlament eine berufsmäßig gewählte Kammer stellen, wenn diese in ihrer beruflichen Gliederung eine Vertretung des gesamten Volkes darstellt. Man kann aber unmöglich einer aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Volksvertretung eine einseitige Berufsvertretung einer einzigen Gesellschaftsklasse gleich- oder gar überordnen. Das würde zu ganz unlösbaren Widersprüchen und unvermeidlichen Konflikten führen. Eine solche einseitige Berufsvertretung würde tatsächlich, wie unlängst nicht unrichtig bemerkt wurde, nichts anderes sein, als ein umgekehrtes Herrenhaus. Was im preußischen Herrenhaus der Hochadel und der Großgrundbesitz waren, würde in diesem Berufsparlament die Arbeiterklasse sein. Ein gedeihliches Zusammenarbeiten dieses Berufsparlaments mit einer auf Grund des demokratischsten Wahlrechts der Welt gewählten Volksvertretung wäre ebenso unmöglich wie etwa ein Zusammenarbeiten des alten preußischen Herrenhauses mit der heutigen preußischen Landesversammlung.

Ganz etwas anderes als der politische Rätegedanke ist der wirtschaftliche, der auf die Bildung von Interessenvertretungen der arbeitenden Berufsgruppen zur Regelung und Ueberwachung der Arbeitsverhältnisse und -Bedingungen und zum Schutze der beruflichen und sozialen Interessen hinausläuft. Der wirtschaftliche Rätegedanke findet auch im Gegensatz zum politischen im Erfurter Programm der deutschen Sozialdemokratie seine Begründung, der unter Ziffer 2 der zum Schutze der Arbeiterklasse aufgestellten Forderungen die folgende vertritt: „Ueberwachung aller gewerblichen Betriebe, Erforschung und Regelung der Arbeiterverhältnisse in Stadt und Land durch ein Reichsarbeitsamt, Bezirksarbeitsämter und Arbeitskammern." Ob man diese in einem Reichsamt gipfelden örtlichen Interessenvertretungen der Arbeiterschaft als Arbeitsämter oder Arbeiterräte bezeichnet, ist letzten Endes gleichgültig; wesentlich ist dagegen der durchaus gesunde Gedanke einer Vertretung der beruflichen Interessen des Arbeiterstandes durch eigene Organe. Dieser Gedanke läßt sich auch durchaus mit dem einer politischen Demokratie in Einklang bringen und wird, sofern er vernünftig durchgeführt und nicht zu einer Beschränkung und Lahmlegung des Unternehmergeistes mißbraucht wird, sozial ausgleichend wirken.

Zusammenfassend läßt sich also bemerken, daß der politische Rätegedanke, der in Rußland seine Ausbildung gefunden hat und dem Programm und dem inneren Wesen der deutschen Sozialdemokratie auch heute noch durchaus fremd ist, als undemokratisch und unsozial aufs Schärfste zurückgewiesen werden muß, daß dagegen der Rätegedanke auf wirtschaftlichem Gebiete etwas durchaus Gesundes und Entwicklungsfähiges ist. Dr. S.

Die Beamtenschaft in der Revolution.

Von Oswald Bauer.

Revolution ist nicht bloß plötzliche Katastrophe, Zusammenbruch, Abbruch. Das alles ist nur der in die Augen springende, in die Ohren dröhnende Höhepunkt. Aber den jäh donnernden Zerfall des längst Abgestorbenen bereitet langsam, leise eben jenes Absterben untauglicher Lebensformen vor. Andererseits ist Abbruch gar nicht denkbar, im lebendigen Organismus: Volk ein Unding, ohne den allmählichen, stetigen, durch die Katastrophe nur eiliger und bemerkbarer werdenden Aufbau. Bei jedem Neuaufbau nun kann es sich um schnell vergängliche Provisorien oder um lebensfähige Neubildungen handeln. Erst in dem zweiten Falle berührt sich die nicht immer gut beleumdete „Revolution" unmittelbar mit der anerkannten, ja gepriesenen „Evolution".

Gerade in der Verwaltung, bei den Behörden und der Beamtenschaft wird man, im Hinblick auf die Stetigkeit, die unter jeder Regierung notwendige Fortdauer dieser Einrichtungen, Neubildungen daraufhin zu prüfen haben, wie weit sie dem Geiste der Evolution, das heißt einer gesunden, maßvollen, aber fortschrittlichen und durch die Vergangenheit, soweit sie ehrenvoll, durch die Zukunft, soweit sie erstrebenswert, gerechtfertigten Entwicklung entsprechen.

Sofort bei Ausbruch der politischen Revolution haben sich aller Orten im Reich, scheinbar spontan, Beamtenräte und Beamtenausschüsse gebildet. Aber diese Einrichtungen waren, zum Beispiel unter dem Namen von Beamtenkammern, jahrzehntelang gehegte Wünsche der Beamtenschaft. Ergraute Führer der Beamtenbewegung, häufig nur einige wenige entschlossene Männer, traten jetzt zusammen und gaben einander das Wort, in der allgemeinen Bewegung auch die Beamtenbewegung endlich durchzusetzen.

Die neue Regierung stand den Beamtenräten mit gemischten Gefühlen gegenüber. Einerseits billigte man und mußte billigen den Zusammenschluß und die Interessenvertretung, ebenso wie man sie der Arbeiterschaft zuerkennt, deren Einigkeit ja gerade die politischen Erfolge der Sozialdemokratie und damit das Aufkommen der jetzigen Regierung zu danken war. Aber das alte Wort: „Ja, Bauer, das ist ganz was anders!" trübte auch hier die scheinbar prästabilisierte Harmonie. Man war eher geneigt, materielle Wünsche der Beamten entgegenzunehmen und im Rahmen einer gewissen Gleichstellung mit den Arbeitern zu erfüllen,

als der Standesvertretung der Beamten politischen Einfluß einzuräumen, denn man konnte sich mit einem gewissen Recht auf die grundsätzliche Verschiedenheit der politischen Weltanschauung der Beamten- und der Arbeiterschaft berufen. Jene Anschauungen wurzelten in der Vergangenheit und Tradition, gründeten sich demgemäß auch auf die Sonderstellung des Beamten dem Staat gegenüber, nämlich die Lebenslänglichkeit der beiderseitigen Verpflichtung, die folgerichtig das Streikrecht, die wichtigste Waffe der organisierten Arbeiterschaft, bei der organisierten Beamtenschaft ausschließt. Demgegenüber ist Folgendes zu beachten:

Große Teile der Beamtenschaft, besonders zum Beispiel Volksschullehrer, Postunterbeamte, selbst Teile der Schutzmannschaft, waren bereits durch die Entwicklung mehr oder weniger sozialdemokratisch „orientiert". Zweitens aber ist die Hauptbedeutung der Gesamtbeamtenbewegung weder rein wirtschaftlich noch gar überwiegend politisch. Was vielmehr will, soweit sie heute durch die Revolution voll bewußt und weithin sichtbar geworden ist, die Beamtenbewegung als geistige Strömung? Sie will die Sozialisierung der Verwaltung, das heißt die Ablösung der unter dem alten Regime geübten Alleinherrschaft „von oben" durch das Mitbestimmungsrecht der Beamtenschaft. Und in dieser Forderung kämpft sie grundsätzlich Schulter an Schulter mit den sozialdemokratischen Interessengemeinschaften wie mit den bürgerlichen, die für sich dasselbe fordern, denkt sie rein demokratisch und im Sinne lang vorbereiteter Entwicklung. Die Frage, die zur Prüfung der Berechtigung dieser Bestrebungen dient, lautet klar: „Wie weit decken sich wohlverstandene Sonderinteressen mit den Interessen der Volksgemeinschaft (nicht immer durchaus der jeweils herrschenden Staatsautorität)? Und die Antwort ist noch weniger zweifelhaft als bei anderen Gruppen, die Arbeiterschaft, den Bankbeamten, die für das Mitbestimmungsrecht die zielsichere Waffe des Streiks in der Hand haben: ihr Sachverstand, ihre Befähigung und Erfahrung erheischen die Mitbestimmung der Beamten in allen Verwaltungsangelegenheiten. Nicht des bescheidensten Unterbeamten Mitwirkung im Rahmen seiner natürlichen und erworbenen Fähigkeiten kann dabei entbehrt werden. Und das Ziel ist in einem alten Programmpunkt aller Parteien gegeben: Verwaltungsreform. Zu verwirklichen weder von oben, noch von unten, sondern allein durch Betätigung aller freigewordenen Kräfte, durch Arbeitsgemeinschaft.

So unterstützte bald, oder regelte zum mindesten, wenn auch oft mit starken Einschränkungen, die neue Regierung durch Gesetze und Verordnungen die Tätigkeit der Beamtenräte, beförderte die Bildung von Beamtenausschüssen bei den einzelnen Behörden. Die Stellung dieser aus grundsätzlich direkten, geheimen und gleichen Wahlen jedes Beamtenkörpers hervorgegangenen Ausschüsse ist im wesentlichen der der Angestelltenausschüsse und Betriebsräte gleichzusetzen. Aber die schwierigen Fragen des Rätesystems, um das noch immer erbitterte Kämpfe gehen, vereinfachen sich durch die mehrerwähnte Sonderstellung des Beamten und durch sein Vertrauensverhältnis zum Staat. Dennoch sind bis heute das Tätigkeits-

gebiet, der Machtbereich der Beamtenausschüsse überaus verschiedenartig und strittig. Die Regierung ist zum Teil geneigt, ihnen nur beratende Stimme zu geben, zum Teil hat sie ihnen, wie in Sachsen, in Bayern, weitgehende Mitbestimmung eingeräumt. Vielerorts beeinträchtigen starke Konflikte zwischen Ausschuß und Behörde (die noch immer in denselben und auch innerlich nicht gewandelten Personen des alten Regimes besteht), die Tätigkeit der Ausschüsse.

Die Aufgabe der Beamtenschaft ist darum, geschlossen hinter ihren selbstgewählten Führern stehend, der überall im Gange befindlichen Verwaltungsreform im eigenen wie im Staatsinteresse ihre Mitwirkung zu sichern. Rechte zu betonen, darauf kommt es wenig an; es handelt sich vielmehr um Pflichten. Denn nicht Ruhe, sondern die aufopferndste Tätigkeit: Arbeit ist jetzt die erste Bürgerpflicht.

Reibungen zwischen Behörden und Ausschüssen sind auf die einfachste und sachdienlichste Weise aus der Welt zu schaffen, indem beide Teile nicht mehr, sei es feindlich, sei es versöhnlich, doch in jedem Falle als Zweiheit sich gegenüberstehen: sondern ineinander aufgehen. Wie die selbstgewählten Schulleiter und Rektoren den Gang der Schulreform aufs wohltätigste beeinflussen können, so wird die Verwaltungsreform nur gedeihen, wenn man den Sachverstand und die persönliche Willenskraft der Tüchtigen allgemein in der Verwaltung nicht, wie früher, ausschaltet, sondern energisch betätigt. Das heißt: in die kollegial verwaltete Behörde ist, möglichst paritätisch, der Zahl nach durch Gesetz bestimmt, den Personen nach aus Wahlen jedes Ausschusses hervorgehend, eine Anzahl Ausschußmitglieder zu entsenden. Diese Lösung macht auch die vielumstrittene Frage des Wirkungskreises der Ausschüsse fast belanglos. Sie entspricht dem Grundsatz: Freie Bahn dem Tüchtigen! und sichert dem Staate die unbestechliche, ungehemmte Mitarbeit seiner besten Beamten ohne Rücksicht auf Rang und Titel. „Vorgesetzte" werden damit durch Führer ersetzt, das alte System des autokratischen Druckes von oben und der geheimen Widerstände von unten wird endgültig gebrochen und ein Stück echte Sozialisierung geleistet auf einem Gebiet, das ihr mehr Erfolg verspricht als die zweischneidige Sozialisierung des Kapitals.

Die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten durch die Gesetzgebung.

Von Gerichtsassessor Dr. jur. Eckstein.

Die Reichsregierung hat in einschneidender Weise den Versuch gemacht, die Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten zu verhindern und hat einem dringenden Verlangen der Zeit Rechnung getragen. Durch diese Verordnung wird allerdings in recht bedenklicher Weise in die persönliche Freiheit des einzelnen eingegriffen. Aber auch das ist vielleicht ein Zeichen der Zeit; die Freiheit des einzelnen ist ein Rechtsgut, dessen Schutzbedürfnis zurücktreten muß hinter dem Wohle der Gesamtheit, und wo

der Schutz der Gesamtheit es verlangt, wird dieser Schutz gewährt auf Kosten des einzelnen.

Zwei wichtige neue Bestimmungen enthält das Gesetz, einmal den Heilungszwang und dann das Verbot des Geschlechtsverkehrs.

Ist der Gedanke der Zwangsheilung auch neu, so knüpft er doch an bereits bestehendes an. Es konnte nämlich schon nach bisherigem Recht jemand, der an einer gemeingefährlichen Krankheit, insbesondere Pest, Cholera, Blattern usw. litt, zwangsweise von seiner Umgebung abgesperrt werden. Damit hat der Eingriff aber auch seine Grenze; das Gesetz schützt die Allgemeinheit durch Absperrung. Das neue Gesetz geht weiter und unterwirft Personen, die geschlechtskrank sind und bei denen die Gefahr besteht, daß sie ihre Krankheit weiter verbreiten, zwangsweise einem Heilverfahren, das heißt, die Personen können nicht nur von der Umgebung abgeschlossen werden, sondern es können mit ihnen diejenigen Heilmaßnahmen vorgenommen werden, insbesondere Kuren, denen bisher niemand auf Grund der Freiheit der Persönlichkeit sich zu unterwerfen verpflichtet war. Das Gesetz sieht noch insbesondere eine Ueberführung in ein Krankenhaus vor.

Eine unbeschränkte Pflicht zur Duldung der Zwangsheilung würde jedoch gar zu weit in die Freiheit der Persönlichkeit eingreifen. Schon auf anderen Gebieten, insbesondere in der Rechtsstellung der Soldaten, hat sich der Grundsatz Bahn gebrochen, daß niemand einen ernsteren, ärztlichen Eingriff in seinen Körper dulden muß. Diesem Grundsatz, daß schließlich das Recht der Persönlichkeit jedem anderen Recht vorgehen muß, trägt auch das neue Gesetz Rechnung, indem es bestimmt: Aerztliche Eingriffe, die mit einer ernsteren Gefahr für Leben und Gesundheit verbunden sind, dürfen nur mit Einwilligung des Kranken vorgenommen werden.

Das Gesetz schließt damit keineswegs jeden ärztlichen Eingriff (Operation) aus, sondern nur den gefährlicheren. Das ist eine Einschränkung von schwerwiegendster Bedeutung; denn es folgt daraus, daß jede Person sich nicht gefährlichen Eingriffen unterwerfen muß und daß insbesondere die Frage der Schmerzhaftigkeit sowie der körperlichen Unversehrtheit und Entstellung, die bisher für das Recht der Persönlichkeit als genau so entscheidend angesehen wurden, wie die der Gefährlichkeit, hier völlig ausscheidet. Mag der ärztliche Eingriff auch noch so schmerzhaft sein, er kann zwangsweise vorgenommen werden, wenn es der Bekämpfung der Krankheit dient; es stünde also nichts im Wege, einem Kranken sämtliche Gliedmaßen abzunehmen, sofern dieser Eingriff nicht als lebensgefährlich anzusehen ist.

Wer den Beischlaf ausübt, obwohl er weiß oder den Umständen nach annehmen muß, daß er an einer mit Ansteckungsgefahr verbundenen Geschlechtskrankheit leidet, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft, sofern nicht nach anderen Bestimmungen eine härtere Strafe verwirkt ist. Die Verfolgung tritt, soweit es sich um Ehegatten und Verlobte handelt, nur auf Antrag ein.

Auch in dieser Bestimmung liegt eine Beschränkung der persönlichen Freiheit, wie sie nach bisheriger Rechtsauffassung als geradezu unerhört angesehen worden wäre, und die doch trotz ihrer Schärfe nur als gesund bezeichnet werden kann. Das Gesetz sagt nicht etwa, jeder Geschlechtskranke ist zu zwingen, die zur Verhütung der Ansteckung erforderlichen Maßnahmen zu treffen, oder eine unheilbar geschlechtskranke Person kann gezwungen werden, sich zeugungsunfähig zu machen — es wird schlechthin jeder Geschlechtsverkehr verboten, und unter Strafe gestellt, also gleichgültig, ob der Geschlechtsverkehr zu einer Ansteckung geführt hat oder nicht.

Das Gesetz geht dabei von einem sehr richtigen Grundgedanken aus. Auch bisher war schon die Ansteckung von Personen strafbar unter dem Gesetzpunkt der fahrlässigen Körperverletzung. Aber diese Strafbestimmung war so gut wie wertlos, wie ja auch tatsächlich Bestrafungen nur sehr selten vorgekommen sind; denn einmal war die Bestrafung abhängig von der Stellung eines Strafantrages, und dann mußte dem Täter bewiesen werden, daß er der Urheber der Ansteckung ist. Solange also nur die Möglichkeit bestand, daß der Angesteckte sich die Krankheit anderweitig geholt habe, solange war der Beweis der Täterschaft nicht geführt.

Wie außerordentlich scharf das Gesetz hier durchgreift, ergibt sich auch aus der Tatsache, daß der Geschlechtsverkehr nur mit Gefängnis bestraft wird, und daß sowohl Haft- wie Geldstrafen ausgeschlossen sind.

Wer eine Person, die an einer mit Ansteckungsgefahr verbundenen Geschlechtskrankheit leidet, ärztlich untersucht oder behandelt, soll sie über Art und Ansteckungsfähigkeit der Krankheit, sowie über die Strafbarkeit der Handlung belehren.

Durch diese Bestimmung wird in erster Linie der Arzt getroffen, aber nicht nur der Arzt, sondern jeder, auch der Nichtarzt, der Zahnarzt, der Kurpfuscher usw., der überhaupt nur eine Person ärztlich untersucht oder behandelt, ganz gleichgültig, ob wegen einer Geschlechtskrankheit oder aus einem anderen Grunde. Der Sinn der Bestimmung ist also der: Wer eine Person ärztlich untersucht oder behandelt und dabei eine mit Ansteckungsgefahr verbundene Geschlechtskrankheit feststellt, ist zur Belehrung verpflichtet.

Die Unterlassung der Belehrung zieht aber keine Folgen nach sich. Trotzdem ist diese Bestimmung von weittragendster Bedeutung. Der § 823 Abs. 2 BGB. bestimmt, daß derjenige, der gegen ein den Schutz eines anderen bezweckendes Gesetz verstößt, für jeden dadurch entstandenen Schaden verantwortlich ist. Man könnte vielleicht zweifeln, welcher Personenkreis durch das Gesetz geschützt werden soll, ob insbesondere der Kranke selbst, der etwa durch die Unterlassung der Belehrung die rechtzeitige Heilung verabsäumt und infolgedessen schwerer erkrankt. Jedenfalls soll aber die Allgemeinheit vor Ansteckung geschützt werden. Unterläßt also ein Arzt die Belehrung und steckt der Geschlechtskranke dritte Personen an, und ist anzunehmen, daß bei pflichtgemäßer Belehrung des

Erkrankten die Ansteckung nicht erfolgt wäre, so kann der Arzt für alle Heilungs- und sonstigen Kosten dieser angesteckten dritten Personen haftbar gemacht werden.

Vom Rhein und anderes.

Von Medicus.

Die Besetzung des linksrheinischen Gebietes ist für einen großen Teil der rechtsrheinischen Einwohner von schwerwiegendem Einfluß auch in gesundheitlicher Beziehung. Die feindlichen Drangsalierungen werden aufs unangenehmste empfunden. So ist z. B. Düsseldorf von seinen Milchquellen so wirksam abgeschnitten, daß ihm zurzeit nur noch 5% der vor dem Kriege verbrauchten Milchmenge zur Verfügung stehen. Daß neben der Ernährung und Pflege alter und kranker Personen auch gerade unsere Zukunftshoffnung, die Kinder zartesten Alters schwer darunter leiden, beleuchtet am besten die Tatsache, daß die Säuglingssterblichkeit im Dezember 1918 um 70% höher war als im Dezember 1917. Alle zur Abhilfe unternommenen Schritte der Stadtverwaltung, Anträge bei der Waffenstillstandskommission unter eingehender ärztlicher Begründung waren umsonst. Die Milchverhältnisse in Duisburg sind nicht weniger traurig. Als die „Kölnische Zeitung" den Versuch machte, eine objektive Schilderung des ernsteste Besorgnis hervorrufenden Säuglingselends zu geben, wurde ihr von der Zensur der Engländer mit Rücksicht auf das im Nachbarbezirk „wirkende" belgische Kommando die Veröffentlichung des Artikels verboten. Geradezu lächerlich wirkt unter diesen Verhältnissen die Pressemeldung, daß von amerikanischen Frauen eine Million Gummisauger für die deutschen Säuglinge gestiftet seien. Vom „Saugen am Gummi" können unsere Kinder aber keine Lebenskräfte schöpfen!!

Hier wäre für die Aerzte der Entente ein dankbares, humanes Arbeitsfeld; für die Aerzte der Entente, die an die deutschen Aerzte die Aufforderung richteten, „die angeblich vom deutschen Militär während des Krieges begangenen Missetaten öffentlich zu verurteilen."

Außerordentlich rücksichtslos erscheint auch eine Ablehnung Fochs, die dahin geht, daß die mit vorzüglichen Spezialstationen ausgestatteten Lazarette des Frankfurter Bezirks für die Angehörigen des XVIII. Korps nur dann in Frage kommen sollen, wenn alle noch in Deutschland befindlichen Elsaß-Lothringer in die Heimat entlassen sind. Dadurch muß eine große Zahl unglücklicher Kranker unverdient leiden, da es nicht in der Macht der deutschen Regierung liegt, die sich zum Teil noch in der Ukraine, in der Türkei und sonst im Osten befindlichen elsaß-lothringischen Soldaten zurückzubefördern. Geradezu unerhört ist auch die neueste Verletzung der Waffenstillstandsbedingungen seitens der Franzosen durch die Besetzung der Höchster Farbwerke. Was ihre Geister in jahrelangem Sinnen nicht herauszubringen vermochten, suchen sie jetzt durch schnöde Spionage sich in kürzester Frist auf bequemstem Wege anzueignen. Die Höchster Farbwerke waren der Vorort der deutschen Farbstoff- und Arznei-

mittelindustrie und als solche ein äußerst wichtiger wirtschaftlicher Faktor. Jetzt werden die Werke und deren Geheimnisse, die nicht einmal oder immer nur bruchstückweise die eigenen Angestellten kannten, von zwei französischen Chemikern „überwacht". Das heißt in die Wirklichkeit übersetzt, daß französische Fachleute unter Beschlagnahme der Bücher und Vorräte ungehindert Einblicke in die Geheimnisse eines chemischen Werkes tun, das auf seinem Arbeitsgebiet nicht seinesgleichen hat, daß alle Fabrikationsgeheimnisse ausspioniert werden und die Stellung Deutschlands auf diesem Gebiete schwerst gefährdet wird. Wie bereits gesagt, erhielten in Friedenszeiten „nicht einmal höhere Angestellte Einblick in die Verfahren, an denen sie arbeiteten. Jeder bearbeitete nur einen kleinen Teil der betreffenden Erfindung, dann ging die Arbeit nach festgesetztem Plane in andre Hände über usw.; nur wenige konnten alle Teile und das geistige Band, das sie zusammenhielt, erkennen."

Da haben's nun die beiden Herren Franzosen erheblich bequemer und bedeuten für die Farbwerke eine erheblich größere Gefahr als ein Bataillon Senegalschützen oder anderer französischer Kulturträger. Wenn man das ganze Vorgehen als geistigen Diebstahl bezeichnet, so ist das noch recht gelinde ausgedrückt.

Zwar hat sich die Nachricht von einem Ausfuhrverbot des Salvarsans nach dem nicht besetzten Gebiet nicht bestätigt, doch hat Frankreich für sich und seine Verbündeten sich einen großen Teil der Salvarsanproduktion gesichert. Ob nun der für uns verbleibende Rest für die Versorgung unserer Kranken genügt — der Bedarf ist während des Krieges erheblich gestiegen — bleibt fraglich. Aehnliches gilt vom Diphterieheilserum, zumal es den Anschein hat, als ob die Kurve der Erkrankungsziffer an Diphterie wieder im Steigen ist. Sind doch erst letzthin in Magdeburg 200 Fälle von W u n d diphterie insgesamt festgestellt, von einer Art des Auftretens der Diphterie, die seit Jahren bei uns so gut wie unbekannt geworden war.

Jammervoll ist's, daß uns gegen die geschilderten Willkürmaßnahmen nichts bleibt als ein „papierner Protest". Wo bleiben jetzt — auch das Fortbestehen der Hungerblockade und ihre traurigen Folgen zu obigem hinzugenommen — die Weherufe der Neutralen und der „Menschenfreunde" in den Ländern der Entente und Amerikas, die so laut und vernehmlich zu rufen wußten, als durch militärisch unbedingt notwendige, herausgeforderte und berechtigte Maßnahmen Kirchen und Schlösser — ich erinnere nur an die Kathedrale von Reims —, t o t e Gegenstände ein Opfer des K r i e g e s zu werden drohten?! Neuerdings hat sich der Kardinal v. Hartmann in Köln mit einem Bericht an den Papst gewandt, um ihn unter Hinweis darauf, daß infolge der elenden Ernährungsverhältnisse die Sterblichkeit in Köln 1918 um 50% höher gewesen sei als in Friedensjahren, und an die mit dem drohenden Hungergespenst immer höher schlagenden Wogen des Bolschewismus, an seine Pflicht als Oberhaupt eines großen Teiles der christlichen Welt und die Aufgaben der Nächstenliebe zu erinnern. Der einzige Neutrale, der sich

bis jetzt gerührt hat, ist Schweden. Die schwedische Aerztegesellschaft hat auf Grund eigener Informationen durch einen der ihrigen in Deutschland durch die amerikanische Gesandtschaft in Stockholm die Aufmerksamkeit Wilsons auf die geschilderten Zustände gelenkt; Zustände die Wilson allmählich nun auch zur Genüge bekannt sein dürften. Die „T. M. W." schreibt dazu: „Werden die norwegischen, dänischen, holländischen, schweizerischen Aerzte es nicht als ihre ärztliche und menschliche Pflicht ansehen, sich dem Vorgehen der schwedischen Kollegen anzuschließen? Und werden nicht endlich auch diejenigen amerikanischen, englischen und vielleicht sogar französischen Aerzte, die sich noch den Sinn und das Gefühl für die von Wilson, Lloyd George und Clemenceau so oft gepriesene, aber bisher durch keine Tat bewiesene Menschlichkeit bewahrt haben, ihre Stimmen erheben gegen die Fortsetzung des barbarischsten Kriegsmittels, das jemals gegen ein Kulturvolk angewandt worden ist?"

Revolutionszeichen auf Berliner Bühnen.

Von Karl Fischer.

Die Spielzeit 1918-19 nähert sich dem Ende — zum Schluß noch gewissermaßen schwarz umrändert auf den Wunsch der Regierung und unter dem Eindruck des schmachvollen Friedensvertrages — und was in den letzten Wochen noch an Novitäten eventuell geboren werden wird, kann weder aufregend noch irgendwie bedeutsam sein. Denn nach dem alten Rezept der Bühne stellt man an den Anfang und an den Schluß der Saison Stücke, denen die Direktoren nicht mit viel Zuversicht in das Gesicht sahen. Am Anfang dieser Spielzeit, die nun zur Neige geht, war die Revolution, die an allem riß, Perücken lockerte und Zöpfe abschnitt. Und auch die Theaterdirektoren riefen: Hosiannah!, denn siehe die Zensur war gefallen.

Wie war es doch gleich damals in den wild bewegten Novembertagen?! Die Bühnenleiter sagten Gott sei Dank, nun ist die Zensur, dieses Scheusal, in der Wolfsschlucht verschwunden, nun können wir und die Dichter aufatmen und uns tummeln, wie die Kunst und unser Tatendrang es uns befehlen. Es wird ein herrliches Leben werden; und in den Zeitungen verkündeten sie, welche Stücke in den letzten Jahren der Zensur grausam zum Opfer gefallen sind, die nun alle, alle wieder vom Tode auferstehen sollen zu ewigem Leben. Namentlich das Kleine Theater wartete mit einer wahren Leporelloliste verbotener Stücke auf, und dieses selbe Theater spielt nun seit langem schon „Kümmelblättchen", ein übles Sensationsmachwerk, spielte Rosenhayn, den „Meister" der Detektivnovellen und Filmtrickstücke. Doch halt, nein, das Kleine Theater spielte auch „Hans im Schnakenloch", jenes Stück, das zuerst auf die Bühne gebracht werden durfte, dann aber mit einmal die Zensur des Oberkommandos nicht passierte. Indessen, diese Reprise geschah wohl sicher nicht mit Rücksicht auf Rene Schickele und seinen lite-

rarischen Ruf, wurde vielmehr hervorgeholt, weil man weitere Kassenerfolge witterte, womit man sich allerdings schwer in die Nesseln setzte.

Wohin man aber auch sonst im Berliner Theaterleben blickt, von herrlichen Zeiten noch trotz der Abschaffung der Zensur kaum eine Spur; Revolutionszeichen sind auf Berliner Bühnen nur sehr wenige zu bemerken. Eine rühmliche Ausnahme machte nur die Schumannstraße, und Professor Reinhardt hat das Seinige nach Kräften getan. Er brachte machtvoll das verfehmt gewesene Werk „Ein Geschlecht" heraus, und die literarische Gesellschaft „das junge Deutschland" half wacker mit. Es sei hier nur an das Wagnis der Aufführung von Else Lasker Schülers „Die Wupper" erinnert. Gewiß ein Experiment, aber das ist es ja eben, daß die sehr geehrten Herren Direktoren im Interesse der Jungen und Jüngsten so absolut gar nicht den Mut haben, zu experimentieren, auch jetzt nicht, vom Zwang der Zensur glückhaft befreit. Das klassische Beispiel für diese Mutlosigkeit und Müdigkeit ist der junge Dietzenschmidt. Er hatte ein Stück verfaßt: „Die kleine Sklavin", Milieu à la Dülbergs „Korallenkettlin", Dirnen, Zuhälter, Bordelluft. Wer es las, der mußte unter dem alten Regime sagen: Unmöglich für die Bühne! Die neue Zeit kam, die Zensur fiel, und der Autor und sein Verleger pochten überall vergebens an. Die Direktoren hatten eben nur die große Geste, aber der Geist, aus Worten Taten werden zu lassen, war zum Teufel. Schließlich erbarmte sich die Vorstadt des Dichters, und das Rosetheater, auf halbem Wege nach Lichtenberg gelegen, hatte einen großen Abend mit der „ersten" Berliner Kritik und mit „richtigem" Premierenpublikum. Ich will dem Rosetheater und seinem Ensemble gewiß nicht wehe tun, aber dieses bleibt doch unbestreitbar: bei Reinhardt, bei Barnowsky, oder bei Meinhardt, mit dem für derartige Stücke ganz anders gearteten und geschulten Personal hätte die Vorstellung ein lebendigeres Gesicht bekommen. Denn einzig und allein die sehr begabte Ida Orloff als Gast konnte Stück und Aufführung weder halten noch heben.

Vorhin war von den Meinhardtschen Bühnen die Rede. Der gewissenhafte Chronist soll nicht zu erwähnen vergessen, daß auch diese Herrschaften mit den drei Theatern der Abschaffung der Zensur und der Revolution Rechnung getragen haben. Sie brachten Wedekinds „Musik", die man verboten hatte, und sie spielten „auf neu geplättet" den „Feldherrnhügel" mit allen Mätzchen und Witzen und Anspielungen, die einst verboten waren, als Dr. Zickel das Stück im Lustspielhaus agierte. Und damit hatten auch diese Direktoren genug getan für den Ruhm. Aber draußen vor den Toren, da warten die Autoren und verlangen ungeduldig Einlaß und preisen die Abschaffung der Zensur und predigen: Aufgetan! Nehmt uns! Führt uns auf! Jetzt brauchen wir nicht länger mißachtet abseits zu stehen! Jetzt soll nie wieder das todestraurige Lied ertönen von denen, die am Wege starben. Doch die Bühnenleiter sind taub. Nur Worte hatten sie bei Beginn der neuen Aera, laute, weithin tönende Worte, nur Worte, Worte . . .

Indessen diese Rubrik wäre, weiß Gott, nicht vollständig ausgefüllt,

wenn man zu erwähnen vergäße, daß es auch Direktoren gegeben, die sich die Abschaffung der Zensur so auf ganz eigene Art und Weise zunutze gemacht und Stücke aufgeführt haben, bei denen man tatsächlich wünschte, die Zensur bestände noch! Ich meine die famosen Einakter im Theater der Friedrichstadt, die dann als Nachfolger des bis zur Bewußtlosigkeit gespielten „Christus" in das Palasttheater übersiedelten, um hier nur so lange mit ihren Schamlosigkeiten zu schweigen, als es die anbefohlene Landestrauer wünschte.

Das sind die Revolutionszeichen auf Berliner Bühnen. Ein trauriger, ein bedenklicher Tiefstand. Und dieses soll noch gesagt werden, was, wenn auch nur indirekt, mit dem Thema zusammenhängt. Die dreizehn Berliner Bühnen, die sich mit Stolz literarische nennen und als solche gewertet sein wollen, gaben an 3200 Theaterabenden ganze — neunzehn Novitäten, und unter diesen Novitäten war nur Einer, sage und schreibe, nur Einer unserer Jüngsten und gewiß nicht Unbegabtesten vertreten. Walter Eidlitz, dessen „Hölderlin" das ehemalige königliche Schauspielhaus den Mut hatte, aufzuführen.

Ein Kommentar ist wahrlich überflüssig. Aber die Konsequenzen? Es wird gewiß niemandem einfallen, nun Steiniget! zu schreien und mit Emphase zu erklären: die Berliner Theater taugen den Teufel nichts. Gewiß nicht. Gesagt und betont aber muß noch ganz besonders werden, daß die Berliner Theater, alle Berliner Theater, während der Revolution namentlich, aber auch im Kriege so viel Geld verdient haben, wie noch nie, so lange sie überhaupt bestehen. Geld nun aber macht doch auch wankelmütige und sehr ängstliche Gemüter mutig, mutig dazu, Autoren vorzustellen und an Stücke alle Sorgfalt zu wenden, von denen man sich vielleicht sagen mußte: ein Geschäft, ein Kassenerfolg werden sie nicht werden. Die Revolution kam ihnen doch entgegen, nahm das Alpdrücken der Zensur von ihnen, und die Direktoren — schwiegen von den Dichtern, die einst gefährlich und geächtet waren.

Sollte allzu viel Freiheit die guten Direktoren am Ende geblendet haben, müssen sie erst hineinwachsen in das Ungewohnte, daß keine Obrigkeit ihnen in die Kunst hineinreden darf?! Die Berliner Theaterleiter sind zwar sonst nicht so scheu und schüchtern veranlagt; aber hoffen wir, daß sie in der nächsten Saison gesehen und gelernt haben, in der freien Republik kann sich auch die Kunst frei regen und bewegen. Hoffen wir, daß wir alermals nach einem Jahr neben übervollen Kassen nicht wieder ein so gewaltiges Defizit der Berliner Bühnen in der Spalte Kunst werden buchen müssen. Hoffen wir!

Künstler.

Leo Blech.

Der nun achtundvierzigjährige Generalmusikdirektor der ehemaligen Königlichen Oper in Berlin ist geborener Rheinländer. Man wird das nicht außer Acht lassen dürfen, wenn man die Einwirkungen der Heimat auf das Schaffen jedes Künstlers verfolgt. Beispiele wie Schubert, Brahms, Richard Strauß sprechen deutlich genug. So hat auch die rheinische Sonne, die natürliche Frohheit dieses Landes, dem Schaffen Blechs entschiedenes Gepräge verliehen.

Der Meister der entzückenden Genreoper „Versiegelt" war Schüler von Budorff, Waldemar Bargiel und Humperdinck, dem er wohl den wertvollsten Einfluß verdankt. Nach wohlgelungenen Versuchen auf dem Gebiete der symphonischen Dichtung schuf er das seinerzeit viel beachtete, zu Unrecht in Vergessenheit geratene, kleine musikalische Lustspiel „Das war ich" (1902), dem „Alpenkönig und Menschenfeind" (in der Neubearbeitung „Rappelkopf") und „Versiegelt" folgten. Neuerdings hat Blech eine Operette geschaffen; deren Erscheinen die musikalische Welt mit größter Spannung entgegensieht. Daneben gehen viele Lieder, die ihn zum Teil, wie beispielsweise die schönen „Kinderlieder", sehr populär gemacht haben.

Als Dirigent begann Blech, zweiundzwanzigjährig, in seiner Heimatstadt Aachen, von wo ihn Angelo Neumann ans Deutsche Landestheater nach Prag holte. Dort hat er als Vorkämpfer der neueren Opernliteratur sehr verdienstvoll gewirkt, bis Richard Strauß ihn für Berlin entdeckte. Hier ist Blech seit 1906 Kapellmeister, und seit mehreren Jahren trägt er den Generalmusikdirektortitel, der ihm bald nach Mucks Weggang verliehen wurde.

Seine Dirigentenkunst steht in einem gewissen Gegensatze zu seiner schöpferischen Arbeit. Waltet in dieser ein frisches, wenn auch begrenztes Naturburschentum, so ist der Dirigent Blech ein Meister des kleinsten Details. Im Opernhause hörte ich einmal das passende Wort, er sei „der sauberste Dirigent". So ist es nicht verwunderlich, daß er der fünften Symphonie von Beethoven nicht den gewaltigen Umriß gibt, wie etwa Hausegger das tut; aber eine Oper von Verdi oder Mozart unter Blechs Leitung zu hören, ist ein Genuß, der vor allem davon überzeugt, daß Blech eine ausgesprochene Opernbegabung ist. Es ist ziemlich gleichgültig, welcher Stil ihm unter die musikalischen Finger gerät. Er beherrscht sie alle: von Gluck bis Richard Strauß, und er feilt sie alle minutiös aus, so daß nicht selten der Eindruck des Schulmeisterlichen bei den Mitwirkenden entsteht. Aber wenn dann alles, was ja auf der Bühne immer das Schwierigste sein wird, „wie am Schnürchen" geht, wenn dann keine Nüance fehlt, kein Chorist nachhinkt, Orchester, Solisten, Chor und Szenerie wahrhaft eins sind — dann fordert das Talent dieses Mannes immer wieder uneingeschränkte Bewunderung.

So ist Leo Blech, in einem anderen Sinne noch als Weingartner, der

Dirigent der Massen. Wer Massenaufführungen im Zirkus Busch unter seiner Leitung gehört hat, wird das Geschick und Temperament des Mannes anerkannt haben, der, ungeheuer beweglich, dabei klein und schmächtig, diese Massen in strasser Disziplin hielt. So auch in der Oper. Es ist unbedingter Verlaß auf ihn — bei den Mitwirkenden, wie dem Publikum. In seinen Aufführungen gibt es keine Schwankungen, und seine Künstlerschaft verhindert es auch, daß trotz aller fabelhaften Detail arbeit in dem fertigen Werke irgend etwas nach Arbeit aussieht. So ist Leo Blech eine äußerst wertvolle Persönlichkeit als Ergänzung Richard Strauß', der meistens auch nicht Zeit genug hat, sich auf lange Vorarbeit einzulassen; während Blech alle Leiden dieser Vorarbeit auskostet, um schließlich in doppeltem Maße die Freuden des gelungenen Werkes zu genießen.

Künstlerische Pflichten und Rechte.

Von Carl Alex Raida.

Hin und wieder geben sowohl ausübende Künstler wie Bühnenleiter der Oeffentlichkeit gegenüber ihre Bereitwilligkeit zu erkennen, neuen Werken einheimischen Ursprungs den Weg ebnen zu wollen. Aber leider, so sagen sie, sei ihnen die Ausführung dieser löblichen Absicht sehr erschwert, da sie seitens des Publikums in ihrem Vorhaben nicht genügend unterstützt würden.

Nun muß ich gleich bemerken, daß sich diese gute Absicht in der Praxis doch häufig ganz anders zeigt, als in der Theorie; daß ihre Ausführung viel seltener auch nur versucht wird, als man nach dem Vorher gesagten glauben könnte.

Hielten zum Beispiel die angeblichen guten Absichten der Bühnenleiter gleichen Schritt mit der Tat, wie wäre es dann wohl möglich, daß volkstümliche Komponisten schon seit Jahren hier am Platze nicht so zu Worte kommen konnten wie sie es wohl verdienten und, wollten sie es dennoch erzwingen, genötigt waren, sich selbst ein Theater zu pachten, oder aber ihre Werke an weniger bedeutenden Sommerbühnen im Norden Berlins aufführen zu lassen? Daß wieder andere, denen dazu die Mittel nicht zur Hand waren, ihre Werke versauern lassen mußten, gänzlich bei Seite gedrängt wurden und als „abgetan" galten, obgleich sie früher zu den Lieblingen Berlins zählend, heute noch ihren Anhang haben und im Laufe der Zeit in ihrem Schaffen sicher nicht unfähiger, ja im Gegenteil, vielleicht nur noch geklärter geworden waren?

Am Publikum liegt es nicht und hat es nie gelegen. Das Publikum ist ein unparteiischer Richter, der ein Werk unmittelbar auf sich einwirken läßt, ohne danach zu fragen, von wem es geschaffen wurde. Wäre dies nicht der Fall, so könnten nicht — wie es häufig geschah — bis dahin gänzlich unbekannte Autoren, die durch glückliche Verbindungen zu Worte kamen, über Nacht populär geworden sein. (Franz Lehar, Leo Ascher.)

Zu den so unnahbaren und indifferenten Schuldigen zählen ganz allein diejenigen Bühnenleiter, die — sei es aus Voreingenommenheit gegen augenblicklich „nicht gehandelte" einheimische Produktion, sei es aus Bequemlichkeit — lediglich für „fertige aus Wien kommende Erfolge" Interesse haben. Diese Gleichgültigkeit und der auffallende Mangel an Lokalpatriotismus geht so weit, daß häufig auch nur selbst die Prüfung eines angebotenen einheimischen Werkes von ihnen abgelehnt wird, „weil sie angeblich auf Jahre hinaus besetzt" sein wollen, oder weil sie — der Ausspruch eines bekannten Direktors — „nicht Versuchskaninchen sein mögen" und das lieber den Kollegen im Reiche überlassen; diese sind aber wiederum mehr oder weniger abhängig von Berliner Erfolgen. So lehnen die maßgebenden Herren Werke ab, ohne sie auch nur zu kennen; sie vergessen dabei, daß sie sich mit diesem bedauerlichen Mangel an Gewissenhaftigkeit einer künstlerischen Pflicht entziehen der Allgemeinheit gegenüber, und dabei die Rechte der Autoren gröblich verletzen.

Früher in Berlin zurückgesetzte, dann in Wien gefeierte und darum heute jedem Berliner Theaterdirektor hochwillkommene Komponisten — Leo Fall und Oskar Strauß — sind prägnante Beispiele für meine Behauptung. Beide Musiker fanden hier nur ein kümmerliches Dasein, ohne sich durchsetzen zu können; erst von ihrer Uebersiedlung nach Wien ab, wo sie mit offenen Armen aufgenommen wurden, kamen sie auch hier zur Geltung. Daß sie aber drüben erst ihre Befähigung mit Löffeln eingesogen haben sollten, wird wohl niemand behaupten wollen. —

An wem liegt es also? Am Publikum keinesfalls, sondern nur an denjenigen, die die Auswahl treffen unter dem, was dem Publikum vorzusetzen sei. —

Ich meine, die in Frage kommenden Herren Bühnenleiter sollten sich zu etwas mehr Unparteilichkeit aufschwingen, sich ihrer künstlerischen Pflichten bewußter werden und ihrer Verantwortung, nicht nur den Schaffenden, sondern auch dem Publikum gegenüber, liebevoller erinnern. Damit wäre allen Beteiligten gedient; nicht zum wenigsten den Direktoren selbst, die durch eigene Initiative einer oft beschämenden Abhängigkeit entgehen.

Mag sein, daß auch diesmal meine Stimme ungehört verhallen wird wie die des Predigers in der Wüste; denn was erst einmal zur lieben Gewohnheit wurde, legt sich nicht von heute auf morgen ab; dann soll aber wenigstens das Publikum vor einem ungerechten Vorwurf bewahrt werden und diejenigen, die vielleicht nur aus Diplomatie mehr versprechen als sie zu halten gedenken, gezwungen sein, sich ehrlich zu ihren Unterlassungsgründen zu bekennen.

Vielleicht dürfte der neue Staat, der auf sein Banner den Wahlspruch „Gleiches Recht für alle" schreiben will, dazu berufen sein, auch hier Wandel zu schaffen und gebeugten Rechten auf Betätigung aufzuhelfen. Sicher würde auf diese Weise manches künstlerische Gemeingut nutzbar gemacht und manche Werte, die sonst samt ihren Schöpfern verkümmern müssen, für die Allgemeinheit gehoben werden. —

Vom Zufall.

Von Dr. Käte Friedemann.

Die Menschen sprechen fast täglich vom Zufall, und doch wissen die wenigsten, was er ist. Es gibt überhaupt keinen Zufall — sagen die einen, — alles in der Welt ist vorherbestimmt, usw. Es gibt nichts als Zufall — erklären die anderen, — wir sind dem blinden Ungefähr ausgeliefert, das den Guten trifft wie den Bösen, — ohne Wahl. — Und vielleicht meinen diejenigen, die keinen Zufall anerkennen, und diejenigen, die nichts kennen wollen als ihn, im Grunde genau dasselbe. Und der Streit dreht sich um ein mißverstandenes Wort. Was ist der Zufall?

Wenn der Soldat von einer Granate getroffen wird, ist das Zufall oder nicht? Gewiß handelt es sich um kein willkürliches Geschehen. Wird an einem bestimmten Ort eine Granate abgeschossen, so muß sie nach den Gesetzen der Mechanik an einer ganz genau vorherbestimmten Stelle einschlagen. Und wenn sich an dieser Stelle zufällig (?) ein Mensch befindet, so trifft sie ihn eben. — Aber auch der Mensch ist ja gar nicht „zufällig" an dieser Stelle. Er wurde aus bestimmten Gründen gerade hier und nirgend wo anders hingestellt. Gäbe es also nichts als Mechanismus in der Welt, so wäre die Frage nach dem Zufall sehr einfach zu lösen: Es kann keinen Zufall geben, denn alles geschieht nach unwandelbaren Naturgesetzen.

Nun aber kommt für uns ein neues Moment hinzu. Der Mensch, der an jener Stelle steht, wo die Granate einschlagen soll, ist der hoffnungsvolle Sohn liebender Eltern. Tausende von Kräften schlummern in ihm, die noch nicht zur Entfaltung gekommen. Aber die Granate rafft ihn dahin. Und dicht neben ihm steht vielleicht einer, der dem Zuchthaus entlaufen ist, der sein elendes Dasein wegwerfen möchte, und ihn trifft sie nicht.

Jeder kennt das Bild von Spangenberg, auf dem der Tod grinsend eine Schar hoffnungsvoller Menschen hinter sich herzieht und das alte Bettelweib, das flehend die Hände ihm entgegenstreckt, am Wege sitzen läßt. Auf diesem Bilde ist eine gewisse Absichtlichkeit ausgedrückt: Der Tod bevorzugt die Glücklichen und versagt sich den Leidenden. Aber so ist es gar nicht. Mit jener teuflischen Macht des Bösen, wie sie uns die Mythologie der Perser bringt, als das dem Guten entgegengesetzte selbständige Prinzip, das mit diesem um die Herrschaft ringt, könnten wir uns noch eher befreunden. Wir vermöchten in ihr wenigstens den Gegner zu achten, denjenigen, der das bekämpft, was uns wertvoll ist, aber dessen Existenz zum mindesten nichts Deprimierendes für uns hat, weil sie von einem gewissen Respekt vor der Macht zeugt, die sie bekämpft. Wir können es mit jedem Gegner aufnehmen, dem wir ein Dorn im Auge sind. Nur einer ist uns unerträglich, und das ist eben der, von dem hier die Rede ist, jener Gegner nämlich, dem wir völlig gleichgültig sind, der das Böse in uns genau so bekämpft wie das Gute, weil er beides überhaupt nicht

sieht. Jener Gegner, für den diese ganze Welt des Guten — im weitesten Sinne die ganze Welt der Werte — überhaupt nicht vorhanden ist. Und dieser Gegner ist eben das mechanisch-kausale Geschehen, das wir — mag es in sich selbst noch so geschlossen sein — in bezug auf uns eben als Zufall empfinden. Die alte Welt kämpfte mit dem „bösen Feind"; wir modernen Menschen kämpfen mit dem gleichgültigen. Und der ist für uns unüberwindlich. —

Es geht ein abgrundtiefer Dualismus durch das gesamte Sein, völlig gleichgültig, ob monistische Theoretiker alles Geschehen aus den gleichen Kräften sich abzuleiten bemühen. Selbst zugegeben, daß sie recht hätten, daß tatsächlich alle sich widersprechenden Dinge in der Welt auf einen gemeinsamen Generalnenner zurückzuführen wären, — was verschlägt uns das, wenn dieser Generalnenner jenseit jeder möglichen Erfahrung liegt, oder wenn er sich auf einem Gebiete (dem naturwissenschaftlichen) befindet, das mit den Dingen, die eben in Frage stehen, gar nichts zu tun hat! Zwei Welten klaffen für uns beziehungslos auseinander: die Welt unserer Werte und die Welt des kausalen Geschehens in Raum und Zeit. Und wenn die beiden an irgend einem Punkte zusammentreffen, dann sprechen wir vom „Zufall". — Gut und Böse verhalten sich wie zwei einander entgegengesetzte Pole; Gut und Mechanisch verhalten sich überhaupt nicht zueinander. Und doch kommen sie sich alle Augenblicke in den Weg und hindern — nicht einander, nein, das Mechanische hindert das Gute, und das Gute vermag dem Mechanischen gar nichts anzuhaben. —

Wollen wir uns mit diesem Zustand der Welt einfach abfinden?

Etwas auf dem Grunde unserer Seele widerspricht dem energisch. Wir wollen uns nicht einer Tatsache beugen, die uns als widersinnig erscheint. Wir wollen daran glauben, daß nicht die niederen Lebenskräfte, sondern die höheren Sieger in der Welt bleiben. Und dieser energische Wille ist ein Faktor, mit dem gerechnet werden muß, und der, wenn er den ihm gemäßen Weltzustand nicht vorfindet, ihn erschafft.

Der Monismus am Anfang — so sahen wir — bedeutete gar nichts angesichts der Tragik des realen Geschehens. Wie aber, wenn der Menschengeist einen Monismus zu schaffen vermöchte, der am Ende der Dinge stünde? Wenn er die Einheit zwischen sich und dem Mechanismus des Geschehens schüfe, — nicht indem er sich selbst zur Maschine machte, sondern indem er die Maschine in den Dienst des Geistes stellte? Ist es nicht eine sublime Rache an der Gleichgültigkeit seines Widersachers, wenn der Geist diesen zu zwingen vermöchte, ihm zu dienen? Eine Rache, so fein, daß sie denjenigen, dem sie gilt, in den Adelsstand erhebt, indem sie ihn einem höheren Prinzipe dienstbar macht? Und der Mechanismus läßt sich das ganz ruhig gefallen; denn er ist ja nicht der Böse, sondern nur der Gleichgültige. Er nimmt die Rolle an, die man ihm gibt, da er zu träge ist, sich selbst eine Rolle zu schaffen.

Wie, wenn der Dualismus überhaupt nur dazu in der Welt wäre, um immer von neuem überwunden zu werden, damit die Welt durch seine Ueberwindung steige? Wer gegen das Schicksal — wie wir auch das

mechanische Geschehen bezeichnen können — ohnmächtig wütet, der macht sich damit zu seinem Sklaven. Vischers „Auch Einer", der sogar schon auf den niedersten Stufen des Lebens den fruchtlosen „Kampf mit dem Objekt" führt, wird immer das klassische Beispiel für diese Menschen bleiben, die schon ein Schnupfen an der Ausübung ihrer höchsten Lebensfunktionen hindert. Wir überwinden die Macht der Dinge nicht, indem wir blind wütend auf sie losschlagen; denn sie haben einen festen Panzer und spotten unseres nutzlosen Tuns. Aber wir können die Macht der Dinge überwinden, indem wir sie zu Faktoren unserer Höherentwickelung machen, indem wir in ihnen die Hindernisse sehen, die der kühne Reiter bei seinem Wettlauf zum Ziele braucht, um seine Kraft zu erproben. Wenn wir bei jedem neuen und schweren Hindernis, das uns das Weltgeschehen in den Weg wirft, merken, wie uns das von gestern, das uns schwer bedrückte, heute schon leichter wird, dann fühlen wir, daß wir gewachsen sind, daß etwas in uns seine Schwingen entfacht hat. Dann fühlen wir uns mit Schiller eins in dem Bewußtsein, daß uns „das gewaltige Schicksal erhebt, wenn es uns zermalmt", oder vielmehr nicht, daß *es* uns erhebt, — denn wir kennen ja seine grenzenlose Gleichgültigkeit, — sondern, daß wir uns an ihm erheben, daß wir es zu einer Staffel des Aufstiegs benutzt haben.

Neue Bücher.

Richtlinien einer internationalen Wirtschaftspolitik.

Anzengruber Verlag Brüder Suschitzky, Wien-Leipzig 1918.

Das Buch des Ungarn *Parlagi* ist bereits im Oktober 1918 abgeschlossen worden und infolgedessen durch die Ereignisse überholt, einerseits durch den Zerfall der österreich-ungarischen Monarchie und durch die Revolution in den Ländern dieser Monarchie, andererseits jetzt durch die ungeheuerlichen Friedensbedingungen, die in keinem einzigen Punkte dem Wilsonschen Programm gleichkommen. Denn Parlagi ist ein Idealist und Optimist. Die Quintessenz seines Buches ist die Forderung eines wahren Völkerbundes, in dem alle Staaten gleichberechtigt sein sollen, und die Befolgung einer internationalen Wirtschaftspolitik, die von versöhnlichem Geiste getragen sein muß. Alles was dazu angetan ist, die Völker miteinander zu verfeinden und infolgedessen alle wirtschaftlichen Maßnahmen, die darauf hinauslaufen, den Neid und die Konkurrenz der Staaten untereinander zu erzeugen, sollen nach seiner Idee abgestellt werden und der internationale Bund dazu dienen, eine *Arbeitsteilung unter allen Völkern* einzuführen, die jedem Staat sein Spezialgebiet in der Wirtschaft zuweist. Aus diesem Grunde hat sich P. schon bei Abfassung seines Buches im Jahre 1918 gegen die Idee eines Mitteleuropa oder eines Zollbündnisses zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland ausgesprochen, weil er eben in dem Bündnis bereits den Keim zu neuen Verwickelungen sieht.

Seine ganz besondere Aufmerksamkeit widmet P. seinen Betrachtungen der Zollpolitik, die seiner Auffassung nach natürlich in den Rahmen der internationalen Wirtschaftspolitik hineinpassen muß; er verwirft infolgedessen die Zölle durchaus nicht, will sie aber im Sinne Friedrich Lists hauptsächlich nur als Erziehungszölle gelten lassen, deshalb fordert er mäßige Zölle für jene Industriezweige, die nicht stark geschützt zu werden brauchen, und für die landwirtschaftlichen Produkte Zollskalen mit der Tendenz der Sicherung eines mäßigen Preises für diese zum Lebensunterhalt unbedingt nötigen Erzeugnisse, aber hohe Zölle mit einer Erziehungstendenz für Produktionszweige, die entwickelungsfähig sind, und außerdem Finanzzölle für Luxuswaren. Im Freihandel erblickt er eine Utopie und sieht infolgedessen im Zoll ein notwendiges Uebel, aber wenn sich die Länder je nach ihrer Fähigkeit spezialisieren, werden sie seiner Meinung nach am ehesten dazu gelangen, die zukünftige Entwickelung der internationalen Wirtschaftspolitik zu fördern.

Sollten die Friedensbedingungen, die sowohl Deutschland wie auch Deutsch-Oesterreich überreicht worden sind, sich verwirklichen, dann dürfte von den kühnen Plänen Parlagis nichts übrig bleiben.

Dr. Kurt Zielenziger.

Nachdruck nur mit vollständiger Quellenangabe erlaubt.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Arthur Lehmann, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 40/41.

A
E G

Annahme für Vorwetten.

Rennen zu

Bln.-Grunewald: (Rennen des Union-Klub)	25. Mai
Dresden:	25. Mai
Leipzig:	24. Mai

Trabrennen zu

München-Daglfing:	25. Mai
Bln.-Westend:	26. Mai

Annahme von Vorwetten für Berlin bei **persönlich** erteilten Aufträgen bis **3 Stunden** vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 7 Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,
Kurfürstendamm 234
Bayrischer Platz 9 (Eingang **Innsbrucker Str. 58**)
Oranienburger Straße 48-49 (an der Friedrichstraße)
Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)

und an den Theaterkassen der Firma **A. Wertheim**

Leipziger Straße 132
(nur wochentags geöffnet)
Nollendorfplatz 7
Planufer 24
Tauentzienstraße 12a
Rathenower Straße 3
Königstraße 31/32.

Für **briefliche und telegraphische** Aufträge Annahme bis **3 Stunden** vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

Der letzte Brief

Eine Sammlung letzter Briefe bedeutender Menschen

HERAUSGEGEBEN UND EINGELEITET VON

ILSE LINDEN

Enthält letzte Briefe von:

Beethoven / Casanova / Dostojewski / Flaubert / Fontane / Goethe / Grabbe / Hebbel / Heine / Jean Paul / Keller / Kleist / Körner / Lenau / Lichtenberg / Luther / Menzel / Multatuli / Nietzsche / Novalis / Schiller / Schubert / Schumann / Storm / Stifter / Wagner u. v. a.

Vossische Zeitung: „In dem Büchlein steckt viel bedeutendere Lebensweisheit als in anderen nicht durch eine Idee geordneten Anthologia."

Hannov. Courier: „Eine Zusammenstellung von grösstem Reiz, oftmals von einer ergreifenden Wehmütigkeit."

Leipziger Tageblatt: „Niemand wird sich dem feierlichen Eindruck dieser letzten Dokumente entziehen können."

Hartungsche Zeitung: Eine originelle Idee, wirklich etwas ganz Neues."

In Friedensausstattung, br. 6,50 M., gebunden 8,50 M., Halbpergt. 10,— M.

Oesterheld & Co. / Verlag,

Berlin W. 15, Lietzenburger Straße 48.

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II. Berlin NW. 87, Reuchlinstraße. Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Gasanstalten
für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.
Sämtliche Ausrüstungsteile für Oefen
mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.
Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.
Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.
Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.
Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.
Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.
Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.
Geräte und Werkzeuge.
Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.
Triebwerke.
Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.
Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten
von Wasserwerken und Kanalisationen,
Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Arthur Lehmann, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 40/41.

Nummer 13 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Mehr Menschheitskultur . . . . . von Friedrich Wagner
Die Zukunft der privaten Versicherungsgesellschaften von Dr. Erwin Eisenstädt
Die Doppelehe bei Kriegerfrauen . . . . . von Dr. Kluckhohn
Ueberspannung der Staatsfürsorge . . von Dr. med. H. Fehlinger
Heinrich Schlusnus
Demokratisierung der Ernährungswirtschaft . . von Dr. Grünspan
Von der Wage zum Pflug . . . . . von Rechtsanw. Böttger
Offiziere . . . . . von Laroche

Erscheint jede Woche * Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co
BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Nampes Gute Stube
am Kurfürstendamm
Kurfürstendamm 14/15

Feine Liköre ▪ Edelbranntweine ▪ Seltene Weine
Schaumweine ▪ Champagner ▪ Eisgetränke

Rennen
zu Berlin-Grunewald
(Rennen des Union-Klub)

4. Tag: Sonntag, den 1. Juni, nachmittags 2½ Uhr,
8 Rennen im Werte von **M. 138600.—**, u. a.:

Union-Rennen, 50000 M.

Verkehrsverbindungen:
Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Strassenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstrasse etc.

Rennen
zu Berlin-Grunewald

4. Tag: Dienstag, den 3. Juni, nachm. 2½ Uhr,
8 Rennen im Werte von **M. 142000,** u. a.:

Hannibal-Rennen, 50000 M.

Verkehrsverbindungen:
Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Strassenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstrasse etc.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 31. Mai. Nummer 13.

Mehr Menschheitskultur.

Von Friedrich Wagner.

Eine der Hauptursachen, daß auch bei uns, wie in anderen Großstaaten und Volksgemeinschaften, alle politischen und kulturellen Fortschritte unter so starken Krankheits- und Hemmungserscheinungen zu leiden haben, ehe sie zur praktischen Wirksamkeit gelangen, ist, daß in allen zivilisierten Ländern alle Kulturerscheinungen, seien sie literarischer, künstlerischer, technischer oder politischer Natur, nur in wenigen gesellschaftlichen Oberschichten gepflegt werden. Damit will ich nicht sagen, daß unsere höheren Gesellschaftsklassen besondere Kulturträger sind. Trotzdem sie es infolge ihrer größeren materiellen Stärke und des gesellschaftlichen Vorrechts, das sie beanspruchen, sein müßten. Nein. Denn unsere gesamte Kulturbewegung ist Oberflächenkultur. Denn auch diese Oberschichten sind nur Kulturverehrer, Kulturtheoretiker, nicht Kulturpraktiker.

Kultur ist ein Schlagwort, das ebenso oft im Munde geführt wird wie Patriotismus, Vaterland und neuerdings Freiheit. Kultur ist in den Augen leichtlebiger seichter Bildungsmenschen ein Gemisch von Wissen aus allen Gebieten menschlicher Errungenschaften, Aesthetik und vielleicht noch Körperpflege. Eine Dosis moderne Gesinnung dazu, besonders in bezug auf Liebe und Ehe, weil sie die Quelle bilden für allerlei Pikanterien, und wir haben das Bild eines Kulturmenschen der Jetztzeit. Und dieses Bild ist ohne Zweifel von internationaler Bedeutung.

Es ist klar, daß diese Kultur nicht die wahre ist. Unserer Kultur fehlt, eben weil sie nur Oberflächenkultur ist, die tiefere Wirkung. Die tiefere Wirkung in individueller sowohl als auch gesellschaftlicher Beziehung: Kultur ist nicht allein das, was um uns ist, sondern all das wird erst zur Kultur in Verbindung mit dem, was in uns ist. Und dieser innere Kulturpol kann nicht in einer Portion Wissen beruhen, nicht im Auswendigkönnen unserer Klassiker der Literatur und Philosophie oder unserer Modernen.

Wir Deutschen sind ein stark national erzogenes Volk. Natürlich trifft das auch für andere Völker zu. Das ist noch kein Gegensatz zur Kultur. Aber nationaler Egoismus, nationale Selbstüberhebung können dadurch im Volkskörper genau so gut entstehen, wie im einzelnen Individuum. Sind sie schon hier eine widerwärtige Erscheinung, so ganz gewiß bei einem Volke ein Kulturhindernis. Ein Hindernis für die wahre Kultur

Diese ist ein weltumfassender Begriff. Ein Menschheitsbegriff. Sie macht nicht Halt an der Landesgrenze. Und sie ist auch nicht rein national, auch wenn sie, sagen wir mal, Made in Germany ist. Denn auch jenseits der Grenzen wohnen Menschen und auch diese haben Kultur. Es wäre beschränkt, zu sagen, das sei eine rein französische, oder holländische, oder russische oder italienische Kultur, die uns nichts angeht. Nein, denn diese „verschiedenen" Kulturen haben mit der unsrigen so viele Gemeinsamkeiten. Ich erinnere nur an die Meister der Wissenschaft, die trotz verschiedener Abstammung im Ziel ihres geistigen Schaffens einig waren: sie wollten bewußt für die gesamte Menschheit wirken. Wenn also wir Menschen nichts Verwandtes zu anderen Völkern anerkennen wollten, die wahre Kultur aller Länder fühlt sich eng verbunden miteinander.

Diese Erkenntnis ist nicht neu. Unbewußt schlummert sie in Millionen Deutschen und sicherlich auch in Millionen Angehörigen anderer Nationen, trotzdem ein jahrelanger Krieg die Menschheit vergiftete. Aber was diese Kultur nicht zur praktischen Wirkung kommen läßt, ist eben die vorhin geschilderte Pseudokultur. Sie ist es, die das Tieferdringen, die kulturelle Durchwirkung von der Oberschicht in die unteren Klassen unseres Volkskörpers hindert. Sie ist es, die unsere Beziehungen zu anderen Völkerfamilien kulturwidrig beeinflußt. Eine nationale Kultur, die also eine Kultur der oberen Schichten, also der Oberfläche ist, die es nicht versteht, ihre Geistesrichtung, ihre Gedankenarbeit zur inneren Wertschätzung und persönlichen Achtung der unteren Volksschichten zu erziehen, wie soll diese Kultur eine beschränkte nationale Erziehung überwinden?

Menschheitskultur ist es, die wir pflegen müssen, praktisch pflegen müssen! Menschheitskultur unseren eigenen Volksgenossen gegenüber!

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte, daß in keinem Lande des westlichen Europas die arbeitenden Schichten eine solche geistige und gesellschaftliche Mißachtung genießen wie bei uns. Diese Boykottierung der Arbeiterschaft ist ein kulturelles Unrecht. In theoretischen Beteuerungen hören wir täglich ihre Bedeutung rühmen. Praktisch erleben wir es gerade jetzt, wie wichtig ihre Arme für den Wiederaufbau Deutschlands sind und während des Krieges sangen wir unzählige Lieder auf die Heldentaten auch der einfachen Krieger.

Soziale Gegensätze zwischen den einzelnen Klassen innerhalb des Staates gibt es auch anderswo. Das ist selbstverständlich. Aber diese sozialen Gegensätze sind nirgends so ausgeprägt wie bei uns die Quelle für den Klassenhaß. Und nirgends sind sie so wie bei uns Veranlassung, daraus eine moralische und gesellschaftliche Verurteilung und Boykottierung herzuleiten.

Und noch weniger eine geistige Ueberhebung. Denn wenn auch die Kultur der Unteren verschieden ist von der der Oberen, äußerlich betrachtet, so haben doch die unteren Schichten, als Konsequenz der ihnen zuteil gewordenen sozialen und gesellschaftlichen Behandlung, sehr bald gelernt, den Begriff der menschlichen Solidarität als Ausdruck der höchsten Menschheitskultur zu betrachten und ihre geistige Erziehung danach ein-

zurichten. Und ihre geistigen Schöpfer dieser Kultur gingen von vornherein weit über nationale Schranken hinaus zum Internationalismus!

Es ist auch nicht zuviel behauptet, wenn ich sage, daß seit dem 9. November, seit dem Tage der Revolution, in den Kreisen der früher herrschenden Klassen eine starke Furcht herrscht, jene Furcht, die der vor einer feindlichen Invasion in Kriegszeiten bedeutend ähnelt. Diese Furcht vor der ökonomischen und politischen Herrschaft oder Mitherrschaft der arbeitenden Klassen war übertrieben, wie sich herausstellt; sie wäre auch meiner Meinung nach übertrieben gewesen, wenn sich diese politische Herrschaft in stärkerem Maße gezeigt hätte, als es tatsächlich der Fall ist. Aber schon die Tatsache der Furcht allein, gibt sie uns nicht zu denken? Zeigt dies nicht, wie fremd sie uns waren und vielleicht noch sind? Es will mir nicht einleuchten, daß dies so sein muß!

Es wäre töricht, wollte jemand glauben, der Kampf, der politische und soziale, zwischen den einzelnen Klassen wäre beendet. Wir sehen, daß er auch in republikanischen Staaten mit freiheitlicher Verfassung weiter geführt wird. Aber ein Kampf zwischen Gegnern, die sich trotz aller Gegnerschaft achten und ehren, hat ritterlichere Formen, als ein solcher zwischen Gegnern, von denen der eine Teil die Verachtung und Geringschätzung des anderen fühlt. Dieser Kampf nimmt Formen an, die wir in Rußland gesehen haben. Er wird ein Schrecken der Menschheit.

Deshalb ist es Aufgabe der Menschheitskultur, die ethischen und geistigen Beziehungen innerhalb unseres Volkskörpers zu bessern. Nach der Zeit der Wertminderung des Menschen wird die Wertschätzung desselben doppelt stark in Erscheinung treten. Sie wird diese Bestrebungen stärken helfen!

Die Zukunft der privaten Versicherungsgesellschaften.

Von Dr. Erwin Eisenstädt.

Wenn der Staat sich heute entschließt, die privaten Versicherungsgesellschaften zu sozialisieren, zu verstaatlichen, so dürfte für ihn wohl einzig und allein der Finanzbedarf des Reiches dafür ausschlaggebend sein. Einstweilen sind auch erst Erwägungen im Gange, ob der Staat zur Stärkung seiner Finanzmittel die Versicherungsgesellschaften verstaatlichen soll. Es ist daher von grundlegender Bedeutung, daß man sich die Frage vorlegt: Werden die privaten Versicherungsgesellschaften dem Staate einen nennenswerten Ertrag abwerfen, wenn er sie in eigene Regie nimmt? Man wird ohne weiteres zugeben müssen, daß durch die Konzentration und die Beseitigung der Konkurrenz eine Verminderung in den Unkosten für die Abschlußprovisionen erzielt werden dürfte. Es wird ferner erwähnt werden müssen, daß der Staat des ganzen Rückversiche-

rungsgeschäfts wird entraten können, und auch hierdurch Ersparnisse hereingebracht werden. Ob die einheitliche Verwaltung des Staates, die ja, durch die Art des Versicherungsgeschäfts bedingt, eine gewisse Dezentralisation wird beibehalten müssen, sich billiger gestalten wird, als die Verwaltungen der jetzt bestehenden zahlreichen Versicherungsgesellschaften, dürfte schon zweifelhaft sein. Man wird vielmehr erfahrungsgemäß sagen müssen, daß der Staat immer teurer wirtschaftet als der private Unternehmer. Man wird aber vor einer Verstaatlichung der Versicherungsgesellschaften warnen müssen, wenn man bedenkt, daß der Staat mancherlei Einbußen an den bisher erzielten Gewinnen zu verzeichnen haben wird. Das Auslandtransportgeschäft ist für das staatliche Versicherungsunternehmen verloren. Wie der Staat überhaupt nur im Inland die Funktionen des Versicherers ausüben kann. Läßt man diesen Minusposten für den Staat ganz außer acht, so wurden im Jahre 1914 von allen deutschen Versicherungsgesellschaften etwa 37 Millionen an die Aktionäre verteilt. Bedenkt man, daß der Staat erheblich höhere Verwaltungskosten haben dürfte, als die privaten Unternehmungen, das Versicherungsgeschäft durch das Fehlen jeglicher Konkurrenz, durch eine erheblich umgestaltete und bei weitem wirkungslosere Akquisitionstätigkeit stark zurückgehen wird, so ergibt sich, unter Berücksichtigung, daß der Staat an die privaten Versicherungsgesellschaften auch noch Entschädigungen wird zahlen müssen, daß der Ertrag für den Staat aus seinem Versicherungsgeschäft ein nennenswerter nicht sein wird. — Will aber der Staat trotzdem aus der Verstaatlichung des Versicherungswesens ins Gewicht fallende Erträge erzielen, so werden seine Pläne weitergesteckt werden müssen. Er wird selbst der Träger der Versicherungsanstalt werden müssen, er wird somit über alle die Milliarden, die in den privaten Versicherungsgesellschaften und ihren Anlagewerten angesammelt sind, zwar frei verfügen können, aber er wird auch alle Haftverbindlichkeiten unmittelbar auf sich nehmen müssen. Inwieweit dann allerdings noch eine Sicherheit für die Kapitalien im Versicherungswesen vorhanden ist, wird mit Rücksicht gerade auf die jüngsten politischen Ereignisse nur sehr schwer beantwortet werden können. — — Mit Rücksicht darauf, daß wir unser Wirtschaftsleben erst wieder aufbauen wollen, werden wir die vorhandenen Einnahmequellen nicht durch Experimente, deren Fehlschlagen man mit einer gewissen Bestimmtheit vorauszusehen vermag, gefährden dürfen! Und infolgedessen wird man vor einer Verstaatlichung des Versicherungswesens dringend warnen müssen.

Die Doppelehe der Kriegerfrauen.

Von Rechtsanwalt Dr. Kluckhohn.

Eine große Anzahl Kriegerfrauen hat sich während der langen Dauer des Krieges von neuem verheiratet. Steht der Tod des ersten Ehemanns bei Eingehung der neuen Ehe einwandsfrei fest, so bietet die Wiederverheiratung mitunter ein psychologisches, keinesfalls aber ein juristisches Interesse. Anders liegt es dann, wenn der erste Ehegatte lediglich verschollen ist, d. h. wenn er als Kriegsteilnehmer vermißt ist, wenn alle zuverlässigen Nachrichten über sein weiteres Leben fehlen. In solchen Fällen läßt sich sehr häufig eine zweifelsfreie Feststellung über Leben oder Tod des Mannes überhaupt nicht treffen. Greift das Recht hier nicht mit besonderen positiven Bestimmungen ein, so muß der Vermißte für die Rechtsordnung noch als lebend gelten, da auch von dieser die Kontinuität alles Geschehens grundsätzlich anerkannt wird, da die Fortdauer eines Zustandes (d. h. hier des Weiterlebens) und nicht der Eintritt eines neuen, den bisherigen Zustand beendenden Ereignisses (hier des Todes) vermutet wird. Es könnte dann insbesondere keine Vermögensverschiebung von Todes wegen, keine Beerbung eintreten; die Ehe des Vermißten bliebe nach wie vor bestehen und schlösse jede Wiederverheiratung des anderen Ehegatten aus. Auf die Dauer kann natürlich eine solche offenbare Nichtübereinstimmung der tatsächlichen Lage mit der Rechtslage nicht aufrecht erhalten werden.

Hier hilft nun nach den meisten Gesetzgebungen das Institut der sogenannten Todeserklärung Verschollener. Im Bürgerlichen Gesetzbuch ist dieses allgemein in den §§ 13 ff. geregelt; für die Todeserklärung Kriegsverschollener enthält die Bundesratsverordnung vom 9. 8. 1917 besondere den Kriegsverhältnissen angepaßte Bestimmungen, wie überhaupt die Todeserklärung erst während dieses Krieges in weiterem Umfange praktisch geworden ist. Dauert die Verschollenheit eine bestimmte Zeit, deren Länge nach der Größe der Lebensgefahr, in der sich der Vermißte zuletzt befunden hat, nach der Wahrscheinlichkeit seines Todes abgestuft ist, so kann in einem gerichtlichen Aufgebotverfahren die Todeserklärung erfolgen. Dieses Verfahren kann jeder beantragen, der an der Todeserklärung ein rechtliches Interesse hat, insbesondere also auch die Kriegerfrau, die sich wieder verheiraten will. Es ergeht dann durch das Amtsgericht in bestimmter Form eine öffentliche Aufforderung einmal an den Verschollenen, sich spätestens in einem vom Gericht anberaumten Aufgebotstermin zu melden, widrigenfalls seine Todeserklärung erfolgen werde, sowie eine Aufforderung an alle, welche Auskunft über Leben oder Tod des Verschollenen zu erteilen vermögen, dahin, spätestens in diesem Aufgebotstermin dem Gericht Anzeige zu machen. Aus dem Schweigen des Vermißten und dem Fehlen anderweitiger Nachrichten über sein Fortleben zieht das Gesetz dann den Schluß, daß der Vermißte gestorben ist, und zwar zu einem Zeitpunkt, den das Amtsgericht in einem sogenannten Aus-

schlußurteil im einzelnen Falle festsetzt. Der Vermißte gilt für die Rechtsordnung nun als tot, bis etwa das Gegenteil nachgewiesen wird, d. h. sein Tod wird vermutet, und die oben erwähnte Vermutung der Kontinuität fällt hiermit fort; die Uebereinstimmung zwischen den tatsächlichen Verhältnissen und der rechtlichen Beurteilung wird generell wieder hergestellt. Daß dieser gesetzlichen Vermutung die Wirklichkeit stets entspricht, muß natürlich bezweifelt werden; vor allem soweit es sich im letzten Kriege um den östlichen Kriegsschauplatz gehandelt hat. Aber diese Uebereinstimmung zwischen rechtlicher Annahme und tatsächlicher Lage ist nicht das allein Entscheidende; der Vorteil, den der Wegfall der anderenfalls in den seltensten Fällen zu beseitigenden allgemeinen Unsicherheit für das Rechtsleben mit sich bringt, wiegt bei weitem die Unrichtigkeit dieser Fiktion im einzelnen Falle auf, zumal da diese eben jederzeit widerlegt werden kann. Stellt es sich mit positiver Bestimmtheit heraus, daß der Verschollene den in dem Ausschlußurteil angenommenen Zeitpunkt seines Todes überlebt hat, so wird natürlich die durch die Todeserklärung aufgestellte Vermutung ohne weiteres hinfällig.

Im letzteren Falle müssen die Rechtsänderungen, die infolge des irrtümlich angenommenen Todes erfolgt sind, rückgängig gemacht werden. Bei den Verschiebungen auf dem Gebiete des Vermögensrechtes macht dies im allgemeinen nicht unüberwindliche Schwierigkeiten, und es besteht für die Rechtsordnung kaum ein Anlaß, hier mit besonderen Bestimmungen einzugreifen. Anders aber dann, wenn sich der Ehegatte des irrtümlich für tot Erklärten wieder verheiratet hat. Hiermit kommen wir auf die Doppelehe der Kriegerfrau zurück.

Das Problem, das sich hieraus für die Rechtsordnung ergibt, ist nicht ganz leicht zu lösen. Man könnte daran denken, die neue Ehe nunmehr ohne weiteres ungültig sein zu lassen, da die alte Ehe eben nicht, wie zunächst angenommen wurde, durch den Tod des einen Ehegatten aufgelöst war, mithin noch zu recht besteht und eine zwiefache Ehe von dem Staat, der auf dem Boden der Monogamie steht, auch in Ausnahmefällen nicht anerkannt werden kann, wie denn auch allgemein eine Ehe, die von einem Ehegatten beim Fortbestehen seiner alten Ehe mit einem Dritten wenn auch an sich formgültig abgeschlossen wird, von dem Gesetz ausdrücklich für nichtig erklärt wird. (Bürgerliches Gesetzbuch § 326.) Aber dieses Ergebnis befriedigt als grundsätzliches wenig; es trägt den Bedürfnissen des Lebens nicht in ausreichendem Maße Rechnung, die Härten, die sich vielfach aus dieser Regelung für die Ehegatten der neuen Ehe und die Kinder aus dieser Ehe ergeben, liegen auf der Hand.

Das Bürgerliche Gesetzbuch (§§ 13, 48 ff.) hat deshalb mit vollem Recht einen anderen Weg zur Lösung eingeschlagen. Es läßt die zweite Ehe, die von dem Ehegatten eines für tot Erklärten geschlossen wird, nicht um deswillen nichtig sein, weil der für tot Erklärte noch lebt, läßt vielmehr mit der Eingehung der neuen Ehe die frühere Ehe, deren Bestand durch die Todeserklärung noch nicht endgültig geregelt war, aufgelöst wer-

den. Das Gesetz entscheidet sich mithin für die Aufrechterhaltung der zweiten Ehe, diese soll dadurch, daß der verschollene Ehegatte zurückkehrt und damit an sich die Vermutung seines Todes widerlegt, nicht berührt werden. In der Tat wird auch nur so dem aus allgemein menschlichen und auch aus sozialpolitischen Erwägungen heraus aufzustellenden Verlangen genügt, dem überlebenden Ehegatten die Eingehung einer neuen Ehe zu ermöglichen. Wenn von dieser Regelung eine Ausnahme gemacht wird für den Fall, daß beide Ehegatten bei der Eingehung der neuen Ehe die Unrichtigkeit der Todeserklärung kennen, so ist dies ohne weiteres zu billigen. Die bewußte Bigamie kann keineswegs zugelassen werden. Wichtiger ist eine zweite Einschränkung. Ist die vorstehende Regelung lediglich im Interesse der Ehegatten der neuen Ehe getroffen unter Zurücksetzung der Interessen des Verschollenen, so sollen die ersteren auch die rechtliche Möglichkeit haben, auf diese Begünstigung im einzelnen Falle zu verzichten. Zu diesem Zwecke gibt ihnen das Gesetz, wenn der für tot erklärte Ehegatte noch lebt, die Befugnis, die neue Ehe in einem besonderen Verfahren anzufechten und damit zu beseitigen. Dem verschollenen Ehegatten ist dieses Anfechtungsrecht nicht gegeben. Der sich wiederverheiratende Ehegatte, sowie der dritte Ehegatte aber hat es in seiner Hand, ob er die Gültigkeit seiner neuen Ehe will oder nicht, nur daß er sich innerhalb sechs Monaten, nachdem er von dem Leben des irrtümlich für tot Erklärten sichere Kunde erlangt hat, zu der Anfechtung entschließen muß; sonst wird die neue Ehe unanfechtbar.

So hart im einzelnen Falle auch diese Regelung für den irrtümlich für tot erklärten Ehegatten sein kann, das Gesetz muß allgemeine Normen aufstellen, und es hat, wie zugestanden werden muß, grundsätzlich den Interessenkonflikt zutreffend entschieden.

Die Ueberspannung der „Staatsfürsorge"

Von Dr. med. H. Fehlinger.

Bis in die jüngste Zeit hat sich die staatliche Sozialpolitik damit begnügt, die wirtschaftlich unselbständige Bevölkerung durch Versicherungen verschiedener Art gegen die schlimmste Not infolge von Beeinträchtigung der Arbeitsfähigkeit zu schützen. In sozialer Beziehung war diese Politik vorteilhaft und in rassenhygienischer Beziehung war gegen sie nichts einzuwenden, denn sie war keine einseitige Begünstigung von Natur aus minderwertiger Personenkreise. Ohne die Krankenversicherung zum Beispiel wären zwar so manche natürliche Schwächlinge und mit Körpermängeln behaftete Personen leichter zu Grunde gegangen als unter dem Bestand der Versicherung, doch wären außerdem infolge mangelnder Arztbilfe wie infolge materieller Notlage viele Menschen gestorben, deren Krankheiten lediglich durch ungünstige äußere Einflüsse verursacht waren. Die Anschauung ist unrichtig, daß dort, wo Krankheiten viele Opfer fordern, die sanitäre Erbkonstitution besser sei als dort, wo Krankheiten

wirksam verhütet und geheilt werden. Die Bevölkerung Indiens und anderer asiatischer Länder wird von Krankheiten nicht wenig heimgesucht und doch ist in jenen Ländern mangelhafte Körperkonstitution, die verhältnismäßig geringfügigen widerwärtigen Einflüssen leicht erliegt, etwas Gewöhnliches. Es hat sich dort die Leistungsfähigkeit und sanitäre Widerstandskraft der Menschen nicht gehoben und die Bevölkerungszahl steht seit langer Zeit still.*)

Bedenklicher schon ist die Einführung von Versicherungen für gesunde und arbeitsfähige Menschen, wie etwa der Arbeitslosen-Versicherung und der jetzt vielfach empfohlenen Elternversicherung, die zur Vermehrung des Nachwuchses anspornen soll. Vor der Einführung einer Elternversicherung wie vor der Gewährung von Aufzuchtprämien ist zu warnen, denn sobald den Eltern die Sorge um die Aufzucht der Kinder ganz oder teilweise abgenommen würde, müßte auch noch die letzte Stütze der natürlichen Zuchtwahl fallen; gerade die Arbeitsscheuen, Trinker und Minderwertigen würden sich beeilen, aus der Kindererzeugung ein möglichst großes Einkommen zu ziehen und *davon* und nicht mehr von der Arbeit zu leben.

In gleicher Weise wird die Arbeitslosenunterstützung vorwiegend von den sozial und artmäßig Minderwertigen ausgenutzt werden, von jenen, die *gerne* der Arbeit aus dem Wege gehen und auf Kosten der Gemeinschaft leben. Nur in außergewöhnlichen Zeiten, wie während des Daniederliegens der Industrie infolge unserer Absperrung, ist die Gewährung staatlicher Arbeitslosen-Unterstützung gerechtfertigt. Sonst aber soll sich jeder selbst oder durch Organisationen der Selbsthilfe (Gewerkschaften und dergl.) gegen den Notfall vorsehen. Die Unterbindung des eigenen Strebens durch alle mögliche Fürsorge für erwachsene und arbeitsfähige Menschen ist weder der kulturellen noch der artmäßigen Entwicklung dienlich.

Neuestens tauchen Vorschläge auf, welche die Staatsfürsorge noch viel weiter ausdehnen wollen. So empfiehlt Karl Ballod („Der Zukunftsstaat", Stuttgart 1919) die Einführung eines fünf- oder sechsjährigen Arbeitszwanges und als Gegenleistung dafür die Gewährung einer „Lebens- oder Leibrente", deren jährlichen Betrag er für Männer mit 1000 Mark und für Frauen mit 840 M. berechnet. Für die Ausbildung der Persönlichkeit und der Selbständigkeit müßte der fünf- oder sechsjährige Zwangsdienst in einem „Arbeitsheer" verhängnisvoll werden. Auch die andere Seite des gutgemeinten Ballod'schen Planes, die lebenslängliche Rentengewährung an alle, würde sozial verderblich sein und überdies die Entwicklung der Volkskraft nicht fördern sondern beeinträchtigen.

Mann und Frau erhielten zusammen im Jahre 1840 M., überdies aber freie Wohnung und — wenn sie viele Kinder haben — noch eine

*) Vgl. meinen Aufsatz Rassenbiologische Ergebnisse der letzten Volkszählung in Britisch-Indien. Archiv für Rassen- und Gesellsch.-Biologie, Bd. 11 S. 215 u. flg.

besondere Unterstützung für diese. Zudem (meint Ballod) solle gestrebt werden, daß jede Familie durch Gartenbau, Hühner- und Ziegenhaltung, Zuschüsse zu ihren Lebensbedürfnissen gewinnt.

Die Folge eines solchen Systems wäre, daß gewiß recht viele, die zu Bescheidenheit, aber nicht zu großer Arbeitsfreudigkeit veranlagt sind, sich mit den staatlichen Renten, der freien Wohnung und den Kinderzuschüssen begnügen und nach der Ableistung ihres Dienstes im „Arbeitsheer" auf weitere nützliche Arbeit verzichten würden. Wegen Arbeitermangel müßte die Gütererzeugung stark eingeschränkt werden, es wären nur wenige Güter zum Verbrauch verfügbar und die Lebenshaltung des ganzen Volkes müßte sich äußerst anspruchlos gestalten. Man täusche sich nicht: Eine sehr große Zahl von Menschen arbeitet nur unter dem Zwang der Not. Sind diese eines Mindestmaßes von Verbrauchsgütern ohne Arbeit sicher, so werden sie die Arbeit meiden. Die Meinung, ein natürlicher Drang nach vorwärts und aufwärts beherrsche die Massen und werde verhüten, daß die Räder still stehen, ist psychologisch nicht begründet.

Die Ueberspannung der Staatsfürsorge, wie überhaupt das häufige und tiefe Eingreifen des Staates in das Leben der Bürger, das der Staatssozialismus mit sich bringt, fördert die Unselbständigkeit und bringt die Menschen dazu, dort stehen zu bleiben, wohin sie von der Autorität gestellt wurden. Das Selbstvertrauen wird ausgetilgt und ein Geschlecht herangezogen, das sich ohne die Staatskrücken nicht aufrechterhalten kann.

Der Staat, der alle Lebenswege seiner Bürger regelt, der für allzu vieles sorgt, hätte Anziehungskraft nur für die, welche von Natur aus unselbständig sind. Nur diese werden sich Regulierungen und Reglementierungen gerne fügen. Freie Geister, Persönlichkeiten, die es lieben, ihre eigenen Wege zu gehen, würden von einem solchen Staat abgestoßen und zu massenhafter Auswanderung veranlaßt; wieder nur durch den ertötenden Zwang, durch ein Auswanderungsverbot, könnte man sie an den Staat binden, den sie verabscheuen.

Stößt der Staat durch seine zu weit gehenden Eingriffe in die Daseinsbedingungen eine große Bevölkerungsmasse ab, so können wir sicher sein, daß die Abgestoßenen nicht zu den körperlich und geistig Untermittelmäßigen gehören; es werden vielmehr über den Durchschnitt hinausragende Menschen sein, die fortziehen und zur Stärkung fremder Volkskraft beitragen, während die Schwachen und Energielosen daheim bleiben.

Wenn eine Bevölkerung einen guten Teil ihrer besten Glieder durch Auswanderung verloren hat, so sinkt dadurch auch ihr sanitärer Zustand. Hauptsächlich hierauf zurückzuführen ist die Uebersterblichkeit der Männer der höheren Altersklassen, die in Deutschland jahrzehntelang herrschte und Anlaß des Frauenüberschusses in jenen Altersklassen war; denn bis zum fünften Lebensjahrzehnt hatten wir vor dem Kriege einen Männer-

überschuß. Unter den Ausgewanderten waren vorzugsweise gesunde und kräftige Männer, was zur Folge hatte, daß der Prozentsatz der Schwächlinge unter den zurückgebliebenen Männern größer ist als bei den Frauen, die an der Massenauswanderung im vorigen Jahrhundert nur in bescheidenem Umfang teilnahmen. Die erhöhte berufliche Lebensgefährdung der Männer kann die Ursache ihrer Uebersterblichkeit nicht sein, denn sie wird mehr als aufgewogen durch die sexuellen Schädigungen, welchen die weibliche Bevölkerung ausgesetzt ist. — Andererseits ist der staunenswerte Aufschwung Nordamerikas nur deshalb möglich gewesen, weil die dahin gekommenen Kolonisten eine Auslese überdurchschnittlich tüchtiger Menschen waren.

Der biologisch und kulturell wertvollere Teil der Staatsbürger schätzt die Fürsorge des Staates — die viele Leute nun auch auf die „Nährpflicht" ausgedehnt wissen wollen — weniger hoch als ihre Freiheit und Unabhängigkeit. Der durch Schaffenskraft und Selbstvertrauen ausgezeichnete Mensch lehnt sich gegen den Staat auf, der ihm auf dem Wege der Einschränkung persönlicher Freiheiten Wohltaten aufzwingen will. Der Staat läuft Gefahr, durch die Ueberspannung des Bereichs seiner „sozialen Aufgaben" nur die an sich zu fesseln, denen jene Eigenschaften mangeln, die gerade für den Aufstieg eines Gemeinwesens unentbehrlich sind.

Demokratisierung der Ernährungswirtschaft.

Von Dr. **Arthur Grünspan**, Stadtrat in Danzig.

Die Revolution hat die Demokratie zum Siege geführt, d. h. das Mitbestimmungsrecht der Beteiligten, und zwar sowohl auf politischem wie auf rein wirtschaftlichem Gebiet, das vorher nur in beschränktem Maße bestand. Die deutschen Stadtverwaltungen waren an die Mitwirkung der Beteiligten längst gewöhnt. Dies lag im Begriff der Selbstverwaltung, wenn auch hier je nach Charakter und Herkunft der leitenden Personen abgestufte Unterschiede zu finden waren. Daher waren es auch die Städte als Meistbeteiligte, die zuerst in der Ernährungswirtschaft auf ihre weiteste Mitbeteiligung drangen, ohne sie bis heute wahrhaft erreicht zu haben. Dies gilt insbesondere von der Verwaltung in den Provinzialstellen, die, von Berlin geschaffen, durch die Oberpräsidenten wohl hätten demokratisch aufgebaut werden können, wenn deren Geist nicht zumeist im Herkommen, Erziehung und Umgebung antidemokratisch verankert gewesen wäre.

In der ersten Zeit der Kriegsernährungswirtschaft ging alle Regelung von der einen Zentralstelle in Berlin aus. Der Wunsch, dem auf zu schwachem Unterbau stehenden Oberbau Stützen in Provinzialinstanzen zu geben, entstand gar bald bei den Städten, die die Hauptlast zu tragen

hatten. Auf allen ihren Gebieten durch die Selbstverwaltung erfolgreich gewesen, hüteten sie auch diese in der Ernährungswirtschaft wie ein kostbares Gut (wenn auch keineswegs immer mit Erfolg). Sie wagten daher in Preußen nicht, dem Wunsche nach Provinzialinstanzen die laute Forderung folgen zu lassen, wohl wissend, daß der Weg nur über die staatlichen Organe, die Oberpräsidenten ging, nicht aber über die provinziale Selbstverwaltung. Ein Gutachten, das ich seinerzeit einem Vorstandsmitgliede des Deutschen Städtetages über die Neugestaltung der Ernährungswirtschaft machte, und in dem ich für Provinzialinstanzen eintrat, wurde gerade wegen der eben genannten Bedenken nicht an die entscheidenden Instanzen gebracht. Mit dem Vorschreiten der öffentlichen Bewirtschaftung kamen dann die Provinzialinstanzen mit Verwaltungs- und Geschäftsabteilung von selbst als rein staatliche Einrichtungen und nicht selten mit dem Schutz agrarischer Interessen und dem Kampf gegen die Ansprüche der doch wenigstens annähernd demokratisch regierten Städte (ich habe hier vorwiegend preußische Verhältnisse im Auge, über die anderen habe ich keine Erfahrungen). Da, wo es gelang, Vertreter der Provinzialhauptstädte in den Vorstand oder sonst in die Leitung der Provinzialstellen hineinzubringen, entwickelten sich erträgliche Verhältnisse, sonst aber zumeist das Gegenteil. Wo schließlich den Provinzialstellen Beiräte beigegeben wurden, blieben diese zumeist rein dekorativ. So hat beispielsweise der Beirat der Provinzialzuckerstelle Westpreußens, in dem auch die Provinzialhauptstadt durch den Verfasser vertreten ist, ein einziges Mal getagt, und bei Eintritt in die Tagesordnung mußte der Beirat zunächst die Erklärung des Oberpräsidenten entgegennehmen, daß er sich wohl aussprechen dürfe, aber daß keine Beschlüsse gefaßt werden dürften, und daß alle Entscheidungen und Maßnahmen allein beim Oberpräsidenten lägen. Bis heute, trotz der Revolution und trotz des Sieges des demokratischen Gedankens, weiß kein Beiratsmitglied etwas über etwa angesammelte Zuckerreserven, über Unkosten, über Gewinne oder Verluste, über gezahlte Gehälter, abgeschlossene Verträge und dergl. Aehnlich liegen die Dinge bei den Viehhandelsverbänden, bei den provinzialen Fleischstellen, bei den provinzialen Fettstellen, und es ist kein Zufall, wenn die Arbeiterräte vieler Provinzen mit dem Ersuchen, ihnen einen Einblick in die ganze Geschäftsgebahrung dieser Stellen zu verschaffen, an diese selbst oder an das Reichsernährungsamt herangetreten sind.

In der Tat ist vollkommen offene Rechnungslegung gerade der Viehhandelsverbände, der Provinzial-Fettstellen usw. dringendes Erfordernis, zum mindesten müßte den Vertretern der großen Verbraucherzentren der erforderliche Einblick gegeben werden. Aber selbst dem preußischen Städtetag ist es bis heute trotz mehrfacher Anstrengung nicht geglückt, Einblick zu erlangen. Wo alles nach Abbau der Preise drängt, wird es weniger als je angehen, daß durch unzweckmäßige Verwaltung, oder durch das Bestreben, große Ueberschüsse herauszuwirtschaften, indirekte Verbrauchssteuern erhoben werden. Hier wird aber nur Wandel geschaffen werden, wenn auch die Provinzialstellen

demokratisch aufgebaut und die Beteiligten zur verantwortlichen Mitarbeit herangezogen werden. Die heute noch bestehenden Gegensätze werden um so eher verschwinden, je eher man beide Seiten verantwortlich in der Arbeit zusammenführt. Dem jetzigen Reichsernährungsministerium sind diese Wünsche, ja Notwendigkeiten, natürlich bekannt, aber, obwohl seit der Besiegung der alten Gewalten nun ein halbes Jahr verstrichen ist, ist von einer Besiegung des alten autokratischen und bürokratischen Geheimratsgeistes auf unserem Gebiet wenig zu spüren. Die alten Forderungen immer wieder zu erheben, ist keineswegs heute, da wir im Abbau begriffen sind, überflüssig, denn darin sind alle deutschen Städte, wie die jüngsten Verhandlungen des Vorstandes des Deutschen Städtetages wieder erwiesen haben, einig, daß eine Auflösung der Zwangswirtschaft bei den Grundpfeilern unserer Ernährung, nämlich den Kartoffeln, dem Brot und dem Fleisch sowie der Milch und dem Fett vorläufig nicht in Frage kommt. Eine Auflösung der öffentlichen Bewirtschaftung bei diesen Lebensmitteln würde sicherlich nur eine vorübergehende sein. Nichts aber ist schlimmer als eine Schaukelpolitik. Wir haben diese gerade auch in der Ernährungswirtschaft allzu oft gehabt, je nach der wechselnden Stärke der verschiedenen Einflüsse, die sich in Berlin geltend machten.

Bei früheren öffentlichen Gelegenheiten habe ich immer wieder folgende beiden Forderungen aufgestellt:

1. Weite Heranziehung der Bevölkerung zur Mitarbeit unter eigener Verantwortung (Selbstverwaltung), insbesondere auch bei den Provinzialstellen.
2. Ausbau und Pflege der Zusammenarbeit der Kommunalverbände mit den oberen Stellen, insbesondere den Provinzialstellen. Rechtzeitige Unterrichtung der Kommunalverbände über geplante Maßnahmen unter Angabe von Gründen und Zwecken. Nichts versprechen und nichts in Aussicht stellen, was nicht gehalten werden kann oder was sich nicht mit Sicherheit erfüllen läßt.

Bis heute sind diese Forderungen nicht erfüllt worden.

Noch Anfang dieses Jahres ist eine Erhöhung der Fleischration versprochen worden, obwohl schon von vornherein für den Einsichtigen feststand, daß das Versprechen unter keinen Umständen zu halten war. Wenn die Zwangswirtschaft bei den Hauptpfeilern unserer Ernährung trotz der unterwühlenden Kräfte des Schleichhandels gehalten werden soll, so kann dies ganz gewiß nur durch die Demokratisierung unserer Ernährungswirtschaft erreicht werden.

Warum geht der Reichsernährungsminister nicht den notwendigen Weg, auch die Ernährungswirtschaft zu demokratisieren und durch das Mittel der Selbstverwaltung sie fester im Volke zu verankern? Dies allein ist der Weg, auf dem die Zwangswirtschaft, deren zwangsweise Auflösung durch treibende Kräfte von unten her immer klarer zutage tritt, zu sichern,

und der einzige Weg, auf dem ihre Auswüchse, das sind einseitige Bevorzugung der Interessen einzelner Bevölkerungsgruppen, Selbstherrlichkeit einzelner Verwaltungsorgane, Ueberorganisation in den Kriegsgesellschaften,*) Herstellung und Lieferung geringster Qualitäten, wochenlanges Verschleppen der Erledigung von Anträgen und Eingaben usw. beseitigt werden können.

Von der Wage zum Pflug.

Ein Beitrag zum Problem der Berufsumschichtung.

Von Rechtsanwalt Ernst Böttger, Berlin.

Wieder sind jene grauenvollen Tage erwacht, wie sie einst die deutsche Industrie nach dem Zusammenbruch der Gründerperiode erlebte. Die Zechen liegen still, die Hochöfen sind ausgeblasen, keine Glutwolke flammt mehr aus den Fabrikschloten zum nächtlichen Himmel, hohlwangig schleichen die Kinder an der Hand der Mutter, deren abgemagertes Gesicht die Sprache des Hungers und des Elends redet. Und der Mann, der keine Arbeit findet, vertrinkt von der Not gepackt den Groschen der Erwerbslosenfürsorge in den Kneipen. Der Terrorismus hat seinem Mark die Kraft und den Willen zur Arbeit gleich einer Schlange entsaugt. Auch den Angestellten brachte der industrielle und kaufmännische Betrieb mit dem 1. April als Kündigungstermin schwere Sorgen. Wer als Angestellter nach dem 1. August 1914 ein Unterkommen fand, soll nach der Verordnung des Demobilmachungamtes, die am 10. April in Kraft trat, den Wirkungskreis verlassen und sich draußen im Reiche, das heute einem Chaos gleicht, Unterkunft suchen. Die Industrie im Banne der Sozialisierung und Proletarisierung hat ihren Unternehmungsgeist eingebüßt. Wie und wo bringen wir die Erwerbslosen unter? —

Es gibt nur eine Lösung, die leicht dahingesprochen ist, fast über menschliche Kräfte aber in ihren Dienst stellen muß, um wirklich zur rechten Zeit und mit Erfolg zur Frucht zu werden: Die Stellungslosen sind in andere Berufe überzuführen — — „umzuschichten".

Die Notwendigkeit, sich infolge Stellenmangels einem anderen Berufe zuzuwenden, trifft sowohl die Arbeiterschaft wie die kaufmännischen und technischen Angestellten und einen großen Teil der Angehörigen der geistigen Berufe. Wir wollen unsere Betrachtung auf die kaufmännischen Angestellten beschränken. Wir besitzen rund 1 000 000 kaufmännisch Angestellter. Wie viele in dieser Zeit des wirtschaftlichen Zusammenbruches aus ihrem Berufe notgedrungen ausscheiden müssen, um sich einem anderen

*) Es ist früher vorgekommen, daß von einer einzelnen Ware Abgabe und Provisionen an drei, vier und mehr Stellen zu entrichten waren, z. B. bei Gemüsekonserven.

Gewerbe zuzuwenden, läßt sich noch nicht sagen. Durch die am 10. April in Kraft getretene Verordnung des Demobilmachungsamtes wird die Entlastung gewisser Industriezentren, insbesondere Großberlins, angestrebt. Gewiß wird ein Teil der kaufmännischen Angestellten zunächst den Versuch machen, unter Ausnützung seiner Berufskenntnisse und persönlichen Fähigkeiten sich selbständig zu machen, indem er in kleinen Provinzstädten ein Geschäft begründet oder eine Vertretertätigkeit aufnimmt Ein gewisses Vermögen setzt aber die Begründung einer solchen Tätigkeit bereits voraus. Wer sich infolge Vermögenslosigkeit keinen Kredit sichern und auch keinen Kredit gewähren kann, ist gerade in den kleinen Städten nur selten in der Lage, ein Geschäft zur Entwicklung zu bringen. Von Vertretern wird Kaution verlangt, eine gute Vertretung setzt aber auch leistungsfähige Firmen voraus und eine Industrie, die nicht lahmgelegt ist durch Mangel an Rohstoffen, Kohlen und durch Arbeitsschwierigkeiten. Vom Vertreter wird verlangt, daß er den Auftrag rechtzeitig ausführt. Keine Fabrik kann sich aber heute an Lieferungsfristen binden. Schon aus diesem einen Beispiel ersehen wir, daß die wirtschaftlichen Aussichten der Angestellten, die eine Vertretung übernehmen, nicht günstig sind. So können wir daher einen Teil dieser Angestellten mit in die Klasse der kaufmännischen Berufsangehörigen stellen, die zur Umschichtung gezwungen werden. Zu jenen tritt aber der weitaus größere Teil der Entlassenen, welche infolge des Krieges schon in wirtschaftliche Notlage geraten waren, keine Entschuldungszulage erhielten und infolge der teueren Lebensmittelverhältnisse auch nicht in der Lage waren, sich etwas zu sparen.

Nach den Entlassungsgrundsätzen, die der Gewerkschaftsbund kaufmännischer Angestelltenverbände mit führenden Arbeitgeberverbänden des Großhandels und des Einzelhandels aufstellte, sollte die Entlassung wie folgt sich allmählich vollziehen. Es sind zu entlassen:

a) Kriegerfrauen, deren Männer zurückgekehrt sind und wieder Beschäftigung gefunden haben,

b) Angestellte, die erst während des Krieges in den Beruf eingetreten sind, es sei denn, daß sie Angehörige zu unterstützen haben,

c) Angestellte, die schon vor dem Kriege berufstätig gewesen sind.

Eine Sonderstellung nehmen die selbständigen Kaufleute und kaufmännischen Angestellten ein, die bis Kriegsausbruch im Auslande tätig waren, indem sie gegenüber den Ersatzkräften vorgezogen werden. Bei einer Berufsumstellung sind nach diesen kurz skizzierten Grundsätzen ins Auge zu fassen diejenigen Angestellten, die erst während des Krieges in den Beruf eingetreten sind. Dazu gehört der große Kreis der weiblichen Angestellten und der Ersatzkräfte für Kriegsteilnehmer. Es sind meist jüngere Angestellte, in denen noch die Kraft liegt, sich einem anderen Beruf zuzuwenden. Außerdem sind sie in der Mehrzahl durch Familie nicht gebunden, so daß der Ortswechsel für sie leichter ist.

Was sollen sie beginnen?

Die große Siedelungsbewegung, die im Anschluß an die Kriegsbe-

schädigtenfürsorge einsetzte, in Verbindung mit den städtischen Ernährungsschwierigkeiten führt ihren Blick ganz von selbst auf das Land. Sie werden versuchen, sich anzusiedeln, werden bittere Enttäuschungen erleben und der Scholle nur zu bald wieder den Rücken kehren, wenn sie außer dem Arbeitswillen nicht auch die für die Führung eines landwirtschaftlichen Kleinbetriebes nötigen technischen und wirtschaftlichen Kenntnisse mitbringen. Den Kriegsbeschädigten sind gegenüber diesen früheren Angestellten die Wege insoweit erleichtert, als sie auf Grund des Kapital-Abfindungsgesetzes die Möglichkeit haben, sich seßhaft zu machen. Sie dagegen können im allgemeinen nur als Pachtsiedler in Frage kommen. Aber auch als solche ist für sie trotz des geringen wirtschaftlichen Risikos ein Fortkommen nur dann möglich, wenn sie im Besitz wirtschaftlicher Vorbildung sind oder ständige Anleitung haben.

Die Wege, eine solche Vorbildung zu erlangen, sind für die weiblichen Angestellten andere, als für ihre männlichen Berufsgenossen. Die weiblichen Angestellten können, soweit sie eine kaufmännische Ausbildung genossen haben, auf Gütern ein Unterkommen finden, indem sie den Gutsherrn bei der Wirtschaftsbuchführung unterstützen. Sie erhalten dadurch auch einen Einblick in die Wirtschaftstechnik und können gleichzeitig ihr Leben fristen, indem sie diese Kenntnisse erwerben in Verbindung mit einer bezahlten Berufsstellung. Wie sie dieselben alsdann weiter verwerten können, sei dargelegt, nachdem wir die Berufsvorbereitung der männlichen Angestellten erörtert haben.

Letztere müssen mit Unterstützung der kaufmännischen Verbände zunächst eine Ausbildung erhalten in Ackerbauschulen oder sonstigen landwirtschaftlichen Lehranstalten. Die kaufmännischen Verbände selbst müssen erwägen, wie sie ihre Stellungslosen-Unterstützung einer Unterhaltsgewährung für die Dauer der theoretischen Ausbildung dienstbar machen können. Im Falle der Bedürftigkeit sind „Freitische, freie Unterkunft und Erstattung des Unterrichtshonorars zu bewilligen.

Nach Ablauf der Lehrzeit sind diese landwirtschaftlichen Lehrlinge durch Vermittelung einer Siedlungsgenossenschaft in Siedelungsbetrieben einzusetzen und zwar zunächst als Gemeinwirtschafter, indem sie unter Leitung eines von der Genossenschaft angestellten wissenschaftlich und praktisch ausgebildeten Landwirtes (z. B. eines Winterschullehrers) im Dienste der Genossenschaft arbeiten. In letzterer werden gleichzeitig nach obigen Richtlinien ausgebildete weibliche Angestellte eingestellt, um sich der Kleintierzucht zu widmen, die Hauswirtschaft zu betreiben und die Arbeiten des inneren Betriebes der Genossenschaft (Aufgabe von Bestellungen, Briefwechsel mit Firmen, Buchführung) auszuführen. Wollen die jungen Mädchen von der Genossenschaft Land übernehmen, so würde dieses Land mit Unterstützung der Gemeinwirtschafter zu bestellen sein. Von der Gemeinwirtschaft ist dann der Uebergang zur Pachtsiedelung und von der Pachtsiedelung zum Erwerb des eigenen Landes gegeben. Diese Arbeitsverbindung männlicher und weiblicher Angestellter in einem Siedelungsbetrieb wird auch zu ehelichen Verbindungen führen, die dank der beider-

seitigen landwirtschaftlichen Ausbildung einen gewissen Erfolg versprechen. Je nach Neigung wird ein Teil der Siedler sich der Fabrikation von Dörrgemüse, der Spiritusgewinnung, kurzum der Verarbeitung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse zuwenden, und der Siedelungsbetrieb wird sich kaufmännische Nebenbetriebe angliedern. Diejenigen Siedler, die als Gemeinwirtschafter sich nicht bewährt haben, können in diesen kaufmännischen Nebenbetrieben untergebracht werden und dort ihrer ursprünglichen Berufsausbildung wieder zugeführt werden. Nicht unerwähnt sei, daß auch eine solche Siedelung manche Gefahr birgt, weil sie nur wenige von Kind auf mit der Scholle verwachsene landwirtschaftliche Berufsangehörige besitzt. Es ist daher Pflicht jeder Siedelungsgemeinschaft, aus dem Kreis der Bauernsöhne, die nicht das väterliche Gut übernehmen können, Siedler zu gewinnen und unter besonders günstigen Bedingungen mit einzusetzen. Sie werden die Siedelungen vor wirtschaftlichen Rückschlägen bewahren, wie sie solche vor und während des Krieges zu verzeichnen hatten. Den weiblichen Angestellten, die nicht in ein Siedelungsunternehmen eintreten wollen oder nur auf eine Heimstätte ohne Land Gewicht legen, ist die Möglichkeit gegeben, eine besondere Ausbildung — am besten, nachdem sie in einer Gutswirtschaft waren — als Landpflegerinnen zu erhalten und in den Kriegsfürsorgeorganisationen mitzuwirken. Es kommen solche junge Mädchen in Frage, die schreib- und sprachgewandt sind und vor allem ein gewisses erzieherisches Talent besitzen.

Ein weites Feld zur sozialpolitischen Betätigung bietet sich auch den männlichen Angestellten, indem sie in den örtlichen Fürsorgeorganisationen sich betätigen. Bald werden sich aus den Siedelungsgenossenschaften Dorfgemeinschaften bilden, die bezahlte Stellungen in Gemeindeämtern schaffen, so daß mit der Arbeit der Hand auch die Neigung zu geistiger Betätigung sich harmonisch verbindet. Weite Teile des Deutschen Reiches sind nach dem Genossenschaftswesen zu erschließen und gerade bei genossenschaftlicher Tätigkeit ist eine kaufmännische Vorbildung von besonderem Werte. Viele Betätigungsmöglichkeiten liegen vor, nur eines muß unbedingt gefordert werden bei der Berufsumstellung: der Wille zur Arbeit!

Offiziere.

Von Laroche.

Bis 1914 war das Militär ein Stand. Im Deutschen Reich sogar der privilegierteste Stand. Im August 1914 war der Stand in Tätigkeit getreten und ist sofort ein Beruf geworden. Ein gefahrvoller Beruf — nicht gefährlicher zwar als der entrechtete Soldatendienst — aber ein lohnender. Und da die Nachfrage groß war, strömte die Jugend begeistert der neuen Laufbahn zu. Die Aussichten waren glänzend: keine Vorkenntnisse, hohes Gehalt, Aufnahme in die höchste Kaste.

Der Ausgang des Krieges und besonders die Revolution hatten die Konjunktur geändert. Im ersten Augenblick schien es, als würde — nach dem Worte: die Ersten werden die Letzten und die Letzten die Ersten — der ganze Stand, wie in Rußland, in Verachtung und Elend stürzen. Aber die Verhältnisse lagen anders. Das gesamte Militär mit der Obersten Heeresleitung an der Spitze war zu dem Provisorium übergegangen, und bereitwillig nahm es seine Dienste an. Damit ist aber der privilegierte Stand des Kaiserreiches endgültig und für alle Zeiten zum Beruf geworden. Je nach dem Bedarf werden die Offiziere eingestellt und beschäftigt, je nach dem Gebrauch hin oder her gestellt. Sie unterstehen zivilen Behörden, sie sind in die Staatsmaschine als ein Glied unter den anderen eingereiht.

Aber noch gründet sich der Dienst der Offiziere auf das Vertrauen zu ihnen, auf das Ehrenwort der Offiziere, auf ihren Eid. Ist das berechtigt? — Nachdem der Kaiser abgedankt hatte, hatten sie recht, ihre Pflicht ihm gegenüber als erloschen zu betrachten und zu der neuen Regierung überzugehen. Sie traute ihnen, als sie ihr schworen, und fragte nicht weiter nach ihren Ueberzeugungen. Wie es aber bekannt ist, gehören viele von ihnen der deutsch-nationalen Volkspartei an. Diese Partei stellt als ihren obersten Grundsatz die Wiederaufrichtung der Monarchie auf und fordert hartnäckig die Rückkehr des Kaisers. Ein Offizier, der dem freien Deutschland den Eid leistet und diese Forderungen unterschreibt, muß einmal gegen seine Ueberzeugungen gehandelt haben. Wie weit ist einem solchen Manne dann zu trauen?

Als Ebert in der Eröffnungsrede in der Nationalversammlung sagte, daß es mit allen Königen und Fürsten von Gottes Gnaden für immer vorbei ist, rief man ihm von rechts „abwarten!" zu. Wie die Volksabstimmung gezeigt hat, kann eine Wiederaufrichtung auf legalem Wege nicht stattfinden. Wird sie in der Form eines Komplotts versucht, so muß die Stellung des Militärs ausschlaggebend sein. Und da taucht die Frage auf: was werden die Offiziere tun? Werden sie die Soldaten auf die zurückkehrenden Fürsten wie auf Verräter schießen lassen? Werden sie ihren ersten oder ihren jetzigen Herren gehorchen? Jeder Offizier, der jetzt in den Dienst der provisorischen Regierung eingetreten ist, muß sich klar werden, daß er eine Wahl zwischen dem Eid oder seinen eventuellen Herzenswünschen zu treffen hat.

Die Offiziere verlangen die Wiedereinführung der straffsten Disziplin. Sie mögen recht haben, daß die Subordination im Augenblick vielleicht erforderlich ist. Wie wird sich aber die Sache im Falle eines Putsches von der Seite eines Fürsten verhalten? Die an blinden Gehorsam gewöhnten Soldaten werden sich wohl schwerlich zum Widerstand aufraffen können, wenn sie von ihrem Offizier den Befehl kriegen, auf die Seite des Fürsten überzutreten. Ein solcher Fall würde sie vor das Problem stellen, gegen die Disziplin zu verstoßen und den Vorgesetzten als einen Vaterlandsverräter und Meineidigen zu verhaften, oder selbst meineidig

zu werden. Im ersten Fall müßten sie wegen Verweigerung des Gehorsams vor das Disziplinargericht kommen, im zweiten Fall wegen des Vaterlandsverrats und Meineids erschossen werden.

Ist es ratsam, die ganze Armee solchen Eventualitäten auszusetzen, die durchaus im Bereiche der Möglichkeit liegen? Alle Revolutionen in der Geschichte der Menschheit äußerten sich in dem Wechsel der Kommandogewalt sowohl im Großen wie im Einzelnen, denn was nützt die Aenderung der Befehlsausgabe, wenn die Befehle von anderen Instanzen nicht befolgt werden! Es hat sich im Felde erwiesen, daß für gefährlichste und verantwortungsreichste Aufgaben Unteroffiziere und Feldwebel mindestens ebenso geeignet waren wie die Leutnants. Unter ihnen gibt es viele, die das volle Vertrauen der Mannschaft genießen. Sie sind befähigt genug, eine Disziplin zu errichten und aufrecht zu erhalten. Eine kleine Vorbildung, und sie können den Offiziersberuf vollauf ausfüllen . . . Oder gilt es vielleicht, die Offizierskaste als privilegierten Stand zu erhalten?!

Künstler.

Heinrich Schlusnus.

Heinrich Schlusnus ist geboren zu Braubach a. Rhein in der Nähe der Marksburg. Einer alten Beamtenfamilie entstammend ergreift der Vierzehnjährige, bereits — wie Großeltern, Eltern und Brüder — auf der Schule mit einer schönen Stimme begabt, die traditionelle Beamtenlaufbahn. Bis zum 24. Lebensjahr ist er im Postfach als Beamter tätig, zuerst in Koblenz, später in Frankfurt a. Main. Grund der Beantragung seiner Versetzung nach Frankfurt ist, daß der Vorwärtsstrebende die Möglichkeit haben will, neben seiner dienstlichen Tätigkeit auch der ernsten Neigung folgend Gesangsstudien treiben zu können. Er bedarf der Gewißheit, wieweit sein auffallendes Organ bildungsfähig ist. So studiert der Postbeamte vom Mai 1910 ab drei Jahre lang in Frankfurt a. M. bei Alexander Wellig, dem Schüler Stockhausens und Schrages des Bayreuther Baritons Theodor Bertram. Unter den 30 Partieen, die sich der Gesangstudierende im Nebenstudium damals aneignet, dominieren bereits die Hauptrollen der deutschen Spieloper, daneben Verdi-Rollen.

Der Krieg und die damit verknüpfte Loslösung vom bürgerlichen Beruf wird für die weitere Laufbahn des Künstlers ausschlaggebend. Als gedienter Militär sofortiger Teilnehmer am Feldzug wird Schlusnus bereits im August 1914 verwundet und danach entlassen. Einmal der bürgerlichen Sphäre ledig, geht der Künstler am 1. Februar 1915 an das Hamburger Stadttheater, engagiert von dessen damaligen Leiter Dr. Löwenfeld. Sein Debüt ist hier der Ottokar („Freischütz"), der Heerrufer („Lohengrin") und anderes. Nach nur viermonatiger Hamburger Tätigkeit gewinnt den auch in der Bühnenpraxis vorwärtsstrebenden Künstler

Aloys Pennarini für das von ihm geleitete Nürnberger Stadttheater. Die Zeit der Nürnberger Tätigkeit vom 1. 9. 1915 bis 1. 4. 1917 bringt neben den ersten größeren Erfolgen dem nun ungehemmten Sänger die Möglichkeit, den Umfang seines Wirkungskreises zu vergrößern. Neben den Bariton-Hauptrollen der deutschen Spieloper („Undine", „Waffenschmied", „Zar und Zimmermann"), neben seinem Verdi-Dienst (Graf Luna, Rigoletto) tritt der Künstler hier auch als Wagner-Sänger (Amfortas, Wolfram) mit Erfolg hervor. Nach einem im Jahre 1916 von Nürnberg aus an der Berliner Hofoper vorgenommenen Probegastspiel als Graf Luna im „Troubadour" gewinnt Hülsen den Sänger für Berlin.

Hier wirkt Schlusnus nun seit Anfang des Jahres 1918. Sein hiesiges Debüt erfolgte in der Erstaufführung der Liszt'schen „Legende von der heiligen Elisabeth" am 27. Januar 1918. Der Berliner Operngemeinde ist der Künstler danach u. a. noch bekannt und lieb geworden als Wagner-Sänger sowie in der romanischen Oper Bizets („Eskamillo") und Verdis (Renée, Graf Luna, Rigoletto). Seiner alten Vorliebe folgend bevorzugt der Künstler allerdings nach wie vor die deutsche Oper. So hat er in Berlin gerade in den Rollen des Spielmanns in dem Humperdinck'schen Meisterwerke „Königskinder" sowie in der des Alpenkönigs in Leo Blechs „Rappelkopf" nachhaltige Erfolge erzielen können. Zur Verdi-Oper, zu deren hohen Bariton-Rollen, führt den Sänger, dessen Stimmregister einen erstaunlichen Umfang aufweist, das auch in der Höhe leichte und ergiebige Organ; die besondere Vorliebe zur deutschen Oper beruht wohl auf der spezifisch deutschen Gesangs-Ausbildung des Künstlers sowie auf den ihm gegebenen voluminösen Material, das so recht in der deutschen Oper zur Wirkung gelangen darf.

Dem deutschen Liede — Moderne wie Klassik — dient der Sänger mit Vorliebe auch im Konzertsaal, wo er meist Schubert, Schumann, Brahms und R. Strauß erfolgreich interpretiert. Auch im Ausland deutscher Musik zu dienen, ist Schlusnus vergönnt. So absolviert der Sänger Ende Juni des Jahres ein mehrtägiges Gastspiel als Amfortas in den „Parsifal"-Fest-Vorstellungen des Amsterdamer Richard Wagner-Vereins. Da den nun erst dreißigjährigen Künstler ein bis zum Herbst 1922 laufender Kontrakt sowie ein recht dankbares Publikum an die Berliner Staats-Oper bindet, darf die Berliner Musikwelt von seiner Tätigkeit, zumal bei weiterer zielvoll angestrebter Vervollkommnung seiner Gesangskunst, noch recht bedeutsame Wirkungen für sich erhoffen.

Nachdruck nur mit vollständiger Quellenangabe erlaubt.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Arthur Lehmann, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 40-41.

A
E G

Annahme für Vorwetten.

Rennen zu

Leipzig:	29. Mai
Horst-Emscher:	29. Mai, 1. Juni
Bln.-Grunewald:	1. Juni
(Rennen des Union-Klub)	
Bln.-Grunewald:	3. Juni
München-Riem:	1. Juni

Trabrennen zu

München-Daglfing:	29. Mai, 1. Juni
Bln.-Westend:	29. Mai
Hamburg-Farmsen:	1., 4. Juni

Annahme von Vorwetten für Berlin bei **persönlich** erteilten Aufträgen bis **3 Stunden** vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 7 Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,
Kurfürstendamm 234
Bayrischer Platz 9 (Eingang **Innsbrucker Str. 58**)
Oranienburger Straße 48-49 (an der Friedrichstraße)
Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)

und an den Theaterkassen der Firma **A. Wertheim**

Leipziger Straße 132	**Tauentzienstraße 12a**
Nollendorfplatz 7	**Rathenower Straße 3**
Planufer 24	**Königstraße 31/32.**

Für **briefliche und telegraphische** Aufträge Annahme bis **3 Stunden** vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

Der letzte Brief

Eine Sammlung letzter Briefe bedeutender Menschen

HERAUSGEGEBEN UND EINGELEITET VON

ILSE LINDEN

Enthält letzte Briefe von:

Beethoven / Casanova / Dostojewski / Flaubert / Fontane / Goethe / Grabbe / Hebbel / Heine / Jean Paul / Keller / Kleist / Körner / Lenau / Lichtenberg / Luther / Menzel / Multatuli / Nietzsche / Novalis / Schiller / Schubert / Schumann / Storm / Stifter / Wagner u. v. a.

Vossische Zeitung: „In dem Büchlein steckt viel bedeutendere Lebensweisheit als in anderen nicht durch eine Idee geordneten Anthologie."

Hannov. Courier: „Eine Zusammenstellung von erlesenem Reiz, oftmals von einer ergreifenden Wehmütigkeit."

Leipziger Tageblatt: „Niemand wird sich dem feierlichen Eindruck dieser letzten Dokumente entziehen können."

Hartungsche Zeitung: Eine originelle Idee, wirklich etwas ganz Neues."

In Friedensausstattung, br. 6,50 M., gebunden 8,50 M., Halbpergt. 10,— M.

Oesterheld & Co. / Verlag,

Berlin W. 15, Lietzenburger Straße 48.

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II. Berlin NW. 87, Reuchlinstraße. Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Gasanstalten
für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.
Sämtliche Ausrüstungsteile für Oefen
mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.
Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.
Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.
Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.
Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.
Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.
Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen
Geräte und Werkzeuge.
Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.
Triebwerke.
Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.
Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten
von Wasserwerken und Kanalisationen,
Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Arthur Lehmann, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 40/41.

Nummer 14 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Vom Knechtsfrieden zum Rechtsfrieden . von Dr. Kurt Zielenziger
Der Abbau der Preise . . . . . von Georg Rothgiesser
Streik, Aussperrung, Boykott . . . . . von Dr. Rudolf Weyrich
Adelsvorrechte . . . . . von Rechtsanw. B. Loescher

Alexander Kirchner

Uebersetzungen . . . . . von Michael Charol
Kinogreuel . . . . . von Victor Neuenberg

Erscheint jede Woche * Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co
BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Mampes Gute Stube
am Kurfürstendamm
Kurfürstendamm 14/15

Feine Liköre ▫ Edelbranntweine ▫ Seltene Weine
Schaumweine ▫ Champagner ▫ Eisgetränke

Rennen
zu Berlin-Grunewald
(Rennen des Union-Klub)

5. Tag: Donnerstag, den 5. Juni, nachmittags 2½ Uhr,
8 Rennen im Werte von **M. 121600.—**, u. a.:

Preis der Diana, 27000 M.
Goldene Peitsche, 27000 M.

Verkehrsverbindungen:
Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Strassenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstrasse etc.

Rennen
zu Berlin-Grunewald

5. Tag: Pfingstmontag, den 9. Juni, nachm. 2½ Uhr,
8 Rennen im Werte von **M. 128600,** u. a.:

Silberner Schild, 27000 M.

Verkehrsverbindungen:
Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Strassenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstrasse etc.

✤ Der Kritiker ✤

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 7. Juni. Nummer 14.

Vom Knechtsfrieden zum Rechtsfrieden.

Von Dr. Kurt Zielenziger.

„Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt" (Karl Marx). Nach der materialistischen Geschichtsauffassung, die in diesem Satze ihren prägnantesten Ausdruck findet, ruht der Sozialismus bereits im Schoße des Kapitalismus: der ökonomische Prozeß befindet sich danach in einer stets aufsteigenden Linie. Mit Recht haben infolgedessen strenge Marxisten den allzu stürmischen Elementen entgegen gehalten, daß der Kapitalismus wie eine reife Frucht in kürzester Zeit vom Baume fallen müßte und das sozialistische Zeitalter herannahe.

Das umfangreiche Buch mit den 440 Artikeln, das am 7. Mai in Versailles den deutschen Delegierten übergeben wurde, tritt als schärfster Widersacher gerade den Anhängern dieser ökonomischen Geschichtsauffassung entgegen. Denn wenn die Bedingungen verwirklicht werden, wird Deutschland nicht aus dem Kapitalismus in den Sozialismus allmählich hinübergeführt, sondern sein ökonomischer Zustand wird um Jahrzehnte, ja fast um Jahrhunderte zurückgeschraubt. Das Land, in dem der Kapitalismus wie in kaum einem anderen Lande ausgeprägt war, soll nach dem Wunsche der Entente zu einer armseligen Kolonie herabgedrückt werden, die weniger Rechte besitzt als sie heute die Republik Liberia aufweist, deren Präsident mit Stolz sich auch zu den „assoziierten Mächten" zählt. Wenn die Bedingungen in der Form angenommen werden, in der sie von der Entente übermittelt wurden, würde das deutsche Volk in völlige Abhängigkeit und Sklaverei geraten und die Rolle des „freien" Arbeiters spielen, der im marxistischen Sinne nichts weiter besitzt als seine Ware „Arbeitskraft" und aller Produktionsmittel beraubt ist, und dessen Lage schlimmer ist als die eines Sklaven, weil für ihn sein Herr zu sorgen hat. Es scheint aber so, als ob die feindlichen Mächte sich den altrömischen Grundsatz zu eigen gemacht hätten, der gegen Karthago geprägt war und nun lautet: Germaniam esse delendam, geleitet von einer Idee, der vornehmlich die Merkantilisten huldigten, daß der Schaden des einen Landes den Vorteil des anderen bedeute, die einem Egoismus entspringt, der sich wenig mit dem Gedanken eines Völkerbundes verträgt, in dem es nur Gleichberechtigte geben kann.

Soll man glauben, daß die Gerechtigkeit dem geschichtlichen Werden immanent sei und annehmen, daß sich an Deutschland ein gerechtes Geschick erfüllt habe? Dann müßte man den Standpunkt vertreten, daß das deutsche Volk sich zu Unrecht sein stolzes Gebäude errichtet habe und nun mit Recht von seiner Höhe herabgestürzt worden sei. Gewiß ist es Deutschland niemals beschieden gewesen, seine Entwicklung in gerader Linie fortzusetzen, denn es hat immer wieder nach großen Erfolgen große Niederlagen erlitten, aber diejenigen, die an eine Mission des deutschen Volkes glauben, werden auch einen abermaligen Aufstieg nach diesem größten Unglück für möglich halten. Dazu berechtigt sie ein Blick auf all das, was Deutschland in der kurzen Zeit seit der Neugründung des Reiches geleistet hat.

Fast mit Wehmut betrachten wir heute die Zahlen der Statistik, die uns zeigen, welche Rolle Deutschland im Wirtschaftsleben der Welt gespielt hat. Deutschland stand im Gesamtaußenhandel mit einer Ein- und Ausfuhr von mehr als 22 Milliarden an zweiter Stelle und wurde nur von Großbritannien übertroffen. Die deutsche Roheisenerzeugung betrug 1892 fast 5 Millionen, 1912 dagegen fast 18 Millionen Tonnen und hatte sich damit verdreieinhalbfacht, so daß Deutschland an zweiter Stelle stand und nur von Amerika übertroffen wurde. In derselben Zeit von 20 Jahren hatte sich die englische Eisenproduktion um 30, die französische um nur 50 Prozent vermehrt. Deutschlands Anteil an der Kohlenförderung betrug 1912 ca. 256 Millionen Tonnen und kam damit fast der englischen Kohlenförderung von 264 Millionen Tonnen gleich, während sie 1892 knapp 40 Prozent der englischen Produktion betragen hatte. Diese wenigen Zahlen genügen, ein Bild von der weltwirtschaftlichen Größe Deutschlands zu geben und zu beweisen, daß die Bedingungen, die Clemenceau dem Grafen Brockdorff überreicht hat, einen Knechtsfrieden für Deutschland bedeuten.

Denn abgesehen von allen Maßnahmen, die die verbündeten feindlichen Mächte ausgeklügelt haben, um das geschlagene Land zu schwächen und den Riesen, den sie seiner Kraft beraubt glauben, für alle Zeiten zu fesseln, wollen sie Deutschland vor allem seiner Selbständigkeit berauben. Als höchster Souverän für das Deutsche Reich wird in Paris die „Commission des Reparations" eingesetzt, die das Recht hat, sich um alle Angelegenheiten in Deutschland zu kümmern. Dazu kommt, daß nach Artikel 248 „alle Vermögenswerte und Einnahmequellen Deutschlands und der deutschen Bundesstaaten an erster Stelle für die Bezahlung der Wiederherstellung und aller anderen Verpflichtungen haften".

Es ist unmöglich, an dieser Stelle alle einzelnen Bestimmungen des Friedensvertrages durchzugehen. Es soll deshalb nur auf einige Punkte hingewiesen werden, um zu beweisen, daß ihre Annahme das Aufblühen Deutschlands für absehbare Zeiten unmöglich machen würde. Daß die Erfüllung der 440 Artikel unmöglich ist, müßte den Staatsmännern der Entente eigentlich klar sein, und man bewundert neben dem Raffinement, das aus vielen der Artikel spricht, die ökonomische Naivität. Die Alliierten wollen zwar

den gefährlichen Konkurrenten für alle Zeiten unschädlich machen, aber andererseits soll er doch dazu dienen, um ihnen selbst zu einem gedeihlichen Leben zu verhelfen. Wie soll jedoch der Schuldner seine Gläubiger befriedigen, dem man alle Möglichkeiten nimmt, irgendwie wieder einmal Geschäfte zu machen?

Unter den wirtschaftlichen Bedingungen voran steht die Forderung der Ausgabe von 100 Milliarden Mark auf den Inhaber lautende und in Gold zahlbare Schuldverschreibungen, aber damit ist das Maß dieser Abgaben noch nicht erschöpft, denn die Kommission für Wiederherstellung soll das Recht besitzen, von Zeit zu Zeit neue derartige Emissionen vorzunehmen. Daß eine Aufbringung eines solchen Betrages in der kurzen Zeit unmöglich ist, braucht wohl nicht erst betont zu werden, besonders, da man Deutschland eines großen Teiles seiner Hilfsquellen berauben will. Denn die Abtretung Elsaß-Lothringens, Posens, Oberschlesiens, West- und Ostpreußens bedeutet auch einen enormen wirtschaftlichen Verlust.

Mit diesen Gebieten verliert Deutschland seine reichsten landwirtschaftlichen Gegenden, die in der Getreide- und Kartoffelerzeugung voranstehen, und die wie Elsaß-Lothringen mit einer Erntefläche von 26 836 Hektar im Jahre 1913 im Weinbau an erster und mit einer Erntefläche von 4185 Hektar im Hopfenbau 1913 an zweiter Stelle standen. Dazu kommt der Verlust des in diesen Gebieten befindlichen Viehes, trotzdem soll ja noch eine Ablieferung von 140 000 Milchkühen, 4000 Stieren, 40 000 jungen Rindern und 45 000 Pferden erfolgen. — Noch größeren Einfluß müßte aber die Abtretung dieser Provinzen auf die Industrie besitzen. Der Verlust Elsaß-Lothringens bedeutet die Durchbrechung des deutschen Kalimonopols, denn die spanischen Kalifunde können noch nicht mitsprechen. Mit Oberschlesien ginge uns der Hauptsitz der deutschen Zinkindustrie verloren, die im Jahre 1912 in ganz Deutschland 269 000 Tonnen erzeugte und damit in ganz Europa führend war und deren Produktion auch noch im Kriege erheblich gestiegen ist. Dazu käme der Verlust der ungeheuren Kohlenreviere in Oberschlesien, dem Saargebiet und Elsaß-Lothringen, deren Produktion auf ca. 80 Millionen Tonnen geschätzt wird, wobei noch zu beachten bleibt, daß die Gebiete des Rheinlandes besetzt sind und sich die Leistungsfähigkeit in der letzten Zeit außerordentliche vermindert hat. Durch das Ausscheiden des Elsaß erhält die deutsche Eisenindustrie einen empfindlichen Schlag und ebenso durch den Austritt Luxemburgs aus dem deutschen Zollverein.

Neben diesen Schäden, die der deutschen Volkswirtschaft durch die Gebietsverluste erwachsen, entstehen ihr große Nachteile durch viele andere Bedingungen. Deutschlands chemische Industrie, die in der ganzen Welt führend war, soll durch die Verpflichtung, 50 Prozent ihrer Produktion auf Jahre hinaus abzuliefern zu einem Preise, den die Kommission bestimmt, unschädlich gemacht werden. Aber auch weltwirtschaftlich will man Deutschland völlig beschneiden. Nach Artikel 264 soll es allen Alliierten die Meistbegünstigung ohne Gegenseitigkeit bei der Ein- und Ausfuhr

gewähren, dagegen will man ihm sämtliche Rechte in Siam, Marokko, Aegypten, China nehmen und es zwingen, alle wirtschaftlichen Beziehungen mit Rußland und den ehemaligen Verbündeten zu lösen. Daß die Kolonien und die Kabel sämtlich ausgeliefert werden müssen, ist ja bekannt.

Die deutsche Handelsflotte, deren Fahne vor dem Kriege auf allen Meeren wehte, soll ebenfalls so gut wie beseitigt werden. Denn wenn die Auslieferungsbedingungen sich verwirklichen, würde Deutschland hinter Schweden, Spanien und Rußland mit seiner Handelsflotte rangieren, und anstatt eines Schiffsparkes von ca. 6 Millionen Bruttoregistertons im Jahre 1913 nur einen solchen von ca. 725 000 übrig behalten. Aber auch die Binnenschiffahrt soll nicht einmal in Deutschland frei bleiben, da nach Artikel 331 alle großen deutschen Flüsse und jeder schiffbare Teil dieser Flußgebiete also z. B. auch die Spree und der Teltowkanal, internationalisiert werden sollen.

Die Aufzählung all dieser Bestimmungen, die sich natürlich noch vermehren ließe, beweist, daß ein ökonomischer Fortschritt für Deutschland — auch im sozialistischen Sinne —, falls es diese Bedingungen annehmen muß, unmöglich ist und ihm ein Knechtsfrieden durch sie bereitet werden soll. Am Tage, an dem diese Zeilen geschrieben werden, wurden die deutschen Friedensbedingungen in Versailles überreicht. Auch ihre Bestimmungen erscheinen uns außerordentlich hart und schwer, so daß wir noch nicht sehen, wie Deutschland sie tragen soll. Aber sie sind ein Stück des Weges zu dem ersehnten Rechtsfrieden!

Der Abbau der Preise.

Von Georg Rothgießer.

Der Wunsch, daß die Butter wieder 1½ Mark das Pfund kosten möge, ist in Deutschland allgemeiner als irgend ein anderer Wunsch. Der Weg aber, der zu diesem Ziele führt, ist voll von Stacheldrahtverhauen. Dennoch kann er gefunden, kann er gegangen werden, wenigstens bis zu dem vorläufigen Ziele, daß man, ebenso wie in den nicht von der Blockade betroffenen Ländern, für ein Goldstück fast ebensoviel Lebensmittel und fast ebensoviel sonstige Waren kaufen kann, als es vor dem Kriege möglich war.

Zwei Forderungen müssen, will man zu diesem Ziel gelangen, erfüllt werden, erstens: dem Sinken des Geldwertes muß Einhalt geboten werden, zweitens: das Vergleichsmaß für die Banknoten (Gold oder andere Dinge von möglichst gleichbleibendem Wert) muß wiederhergestellt werden.

Dem dauernden Sinken des Geldwerts Einhalt zu tun, ist unter den gegenwärtigen Umständen so gut wie unmöglich. Wir müssen mit gebundenen Händen zusehen, wie das Unheil weiter schreitet, hoffentlich nicht mehr allzulange, denn die allerwesentlichste Ursache für das Sinken des Geldwerts ist die Knappheit der Nahrungsmittel. Solange diese

anhält, gibt es fast keine Möglichkeit, das weitere Sinken des Geldwertes aufzuhalten. Da nun aber die Wahrscheinlichkeit, daß wir Frieden und damit Nahrungsmittel im Laufe der nächsten Wochen erhalten werden, nicht von der Hand gewiesen werden kann, wäre es töricht, diese Frist nicht abwarten zu wollen. Denn die gesetzlichen Mittel, die man anwenden müßte, um das Sinken des Geldwerts trotz einer Aufrechterhaltung der Blockade zu verhindern, wären außerordentlich kompliziert und in die Freiheit der Bürger tief einschneidend.

Wie es kommt, daß die Knappheit der Lebensmittel die Ursache des dauernden Sinkens des Geldwertes ist, mag die folgende Ueberlegung zeigen:

Unser Vorrat an Lebensmitteln wird von der Behörde dauernd beobachtet. Die Rationen werden so knapp bemessen, daß bis zur nächsten Ernte keine vollkommene Leere eintreten kann. Die Rationen reichen aber nicht so weit, daß sich jeder satt essen kann. — Etwa ein Drittel der Bevölkerung, nämlich die Landbevölkerung und die Reichen, haben aber die Möglichkeit, sich bei Nichtbeachtung der Vorschriften fast ebensoviel zu verschaffen, daß sie sich satt essen können; dadurch verringert sich der Teil, der für die übrigen bleibt, noch mehr, und die Folge sind Lohnkämpfe. Das Resultat sind Lohnerhöhungen in dem Maße, daß die betreffenden Arbeitnehmer sich für die nächste Zeit so viel Lebensmittel im Schleichhandel kaufen können, daß sie sich *auch* satt essen können. Dadurch wird aber natürlich der *Vorrat* der Lebensmittel nicht *größer*, sondern *kleiner*, d. h. das Angebot kleiner, die Nachfrage größer, also die Preise im offenen Handel, d. h. im Schleichhandel, höher. Die höheren Löhne sind also nur einige Zeit lang hoch genug; — nur diejenigen, *die zuletzt gestreikt haben*, essen sich eine Zeitlang satt, dann sind die Preise wieder hinaufgegangen, d. h. das Geld weiter entwertet, denn unser Geld hat ja keinen feststehenden Vergleichsmaß-Wert.

Um diese endlose Entwertung des Geldes zu verhindern, gibt es also nur ein Radikalmittel: Es dürfen keine Löhne bewilligt werden, die den Arbeitnehmern gestatten, sich satt zu essen, und die Reichen und die Landbevölkerung müssen durch irgend welche Mittel gezwungen werden, nicht mehr Nahrung zu sich zu nehmen, als bei gerechter Verteilung auf ihren Teil fällt. Man sieht, beides ist gegenwärtig so gut wie unmöglich, wir müssen also warten, bis wir Lebensmittel vom Auslande bekommen und damit die Ursache zu den Streiks fortfällt.

Hat das Sinken des Geldwerts aufgehört, so können wir daran gehen, anstatt der Papierwährung eine Währung wieder einzuführen, die Gold oder andere Dinge als Vergleichsmaß festsetzt. Aber man wird nicht etwa auf dem Standpunkt stehen dürfen, daß wir die *Papiermark* allmählich wieder auf ihren Wert vom 1. August 1914 hinaufbringen sollten. Das wäre das Dümmste, was wir tun könnten. Denn die Unstetigkeit des Geldes hat ja die Reibungen hervorgerufen, die sich als Benachteiligung der Einen und Bevorteilung der Andern bemerkbar ge-

macht haben, und dieselben Schäden, nur in dem umgekehrten Verhältnis, würden sich wieder zeigen, wenn allmählich der Geldwert der Papiermark wieder steigen sollte. Es ist klar, daß dieser Zustand der Unstetigkeit wieder Jahre dauern würde, und jahrelang würden wir also nicht die wirtschaftliche Ruhe bekommen können, die uns gerade in der nächsten Zukunft so bitter nötig ist.

Wenn heute im Auslande die Hundert-Mark-Note so viel wert ist, wie 30 Mark in Gold, wenn man heute im Inlande für eine Hundert-Mark-Note so viel Arbeitsleistung bekommt wie im Frieden für drei 10-Markstücke, wenn heute der Bau eines Hauses drei- bis viermal so viel Papiermark kostet, als er vor dem Krieg Goldmark kostete, so kann kein Vernünftiger darüber zweifelhaft sein, daß tatsächlich heute 5 Zwanzigmarkstücke ungefähr soviel wert sind wie 3 Hundertmarkscheine, und nur jemand, der eine Binde vor den Augen hat, kann auf den Gedanken kommen, daß es ratsam sei, dieses Verhältnis allmählich zu ändern.

Man muß den Tatsachen Rechnung tragen: Neben dem alten Geld, das auf „Mark", d. i.: „Papiermark" lautet, muß neues Geld geschaffen werden, das auf „Goldmark" lautet und doppelt oder dreimal so viel wert ist, und unsere Goldstücke müssen wieder in den Verkehr kommen. Die Aufrechterhaltung des Geldwerts muß dadurch erzielt werden, daß wir dem Laster, ungedeckte Banknoten auszugeben, ein für allemal entsagen, und dadurch, daß auch nicht durch andere Mittel (Staatswechsel usw.) der Staat bei der Reichsbank Kredit in Anspruch nimmt, der sich als „schwebende Schuld" im Reichsbankbericht bemerkbar zu machen pflegt.

Wenn man so die Papiermark in ein festes Verhältnis zur Goldmark bringt, wird man gleichzeitig als „angemessenen Preis" für alle Dinge und Leistungen die Preise von 1914 festsetzen müssen, nur mit der Maßgabe, daß Lebensmittel und einige andere auf dem Weltmarkt etwa sich als knapp erweisende Waren einen angemessenen Aufschlag erhalten. Dadurch wird schon in sehr erheblichem Maße Ordnung in unsere wirtschaftlichen Verhältnisse gebracht werden, deren Abbild eben die Unstetigkeit des Geldes ist.

Eine große Schwierigkeit wird sich dann aber bemerkbar machen: Wie soll der Schuldner zahlen, der während der Papiermarkwährung geliehen hat, und während der Goldmarkwährung zahlen muß, — wie sollen die Zinsen der Kriegsanleihen gezahlt werden? — in Papiermark oder in Goldmark? — Es kann nur eine Antwort auf diese Frage geben: Die Papiermark ist ein unstetes Vergleichsmaß gewesen, sie ist am 1. Januar 1918 etwa 60 Pf., am 1. Januar 1919 etwa 50 Pf., am 1. April 1919 etwa 10 Pf. wert gewesen usw. Diese Skala muß aufgestellt werden, und nach dieser Skala müssen die Papiermarkbeträge in Geldmarkbeträge „übersetzt" werden. Das wird besonders in den Bankgeschäften eine Heidenarbeit werden, aber es wird ganz unvermeidlich sein.

Der Weg zum Ziele ist eben durch einige Stacheldrahtverhaue gesperrt, die müssen überwunden werden.

Nur so ist aber der Abbau der Preise möglich!

Streik, Aussperrung und Boykott.

Von

Dr. Rudolf Weyrich.

Bei der heutigen Zeit der Lohnkämpfe dürfte eine Erörterung, wie die Lohnkampforganisationen und die von ihnen angewandten Lohnkampfmittel vom Standpunkt des Rechts zu beurteilen sind, nicht ohne Interesse sein.

Der gewaltige Aufschwung unserer Industrie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte zur Folge, daß sich die Arbeiter, um sich gegen das kapitalkräftige Unternehmertum zu schützen, zu Verbänden zusammentaten. Gegen diese Arbeiterverbände konnten sich aber andererseits die Arbeitgeber nur helfen, wenn sie sich ihrerseits wieder in Arbeitgeberverbänden zusammenschlossen.

Die Koalitionsfreiheit ist gesichert in § 152 Abs. 1 Gew.-O. Der Absatz 2 des § 152 Gew.-O. bestimmt, daß Ansprüche wegen Rücktritt aus der Koalition nicht geltend gemacht werden können. Demnach sind Vertragsstrafen für diesen Fall unzulässig, und ist die Verabredung, die besonders im Baugewerbe öfters getroffen wird, daß im Falle des Austritts vom Verbande ein Blankodepotwechsel ausgefüllt werden darf, ungültig (vgl. Reichsgericht in Zivilsachen Bd. 50 S. 28).

Der § 153 Gew.-O., der bestimmt, daß derjenige, der einen anderen durch körperlichen Zwang, Drohung, Ehrverletzung oder Verrufserklärung nötigt, an Verabredungen zur Erlangung besserer Lohn- und Arbeitsbedingungen teilzunehmen, mit Gefängnis bis zu 3 Monaten bestraft würde, ist namentlich auf Anregung der Arbeiterverbände durch Gesetz vom 29. Mai 1918 aufgehoben worden. Dagegen besteht noch der Abs. 2 des § 152 Gew.-O., dessen Aufhebung schon lange von den Arbeitgeberverbänden erstrebt wurde, und zwar wohl mit vollem Recht. Durch seine Aufhebung wäre der Einzelne der Willkür der übermächtigen Verbände vollkommen ausgeliefert.

Die Mittel, die diese Koalitionen im Kampfe gegeneinander anwenden, sind seitens der Arbeiter der Streik, seitens der Arbeitgeber die Aussperrung; das Kampfmittel gegen außenstehende Dritte ist der Boykott.

1. Der Streik ist die gleichzeitige gemeinsame Einstellung der Arbeit durch eine größere Anzahl von Arbeitern eines Unternehmers oder einer Branche, um dadurch Forderungen, die sich auf Arbeitslohn, Arbeitszeit oder sonstige Arbeitsbedingungen stützen, durchzusetzen. Er ist nicht strafbar, selbst dann nicht, wenn er unter Vertragsbruch erfolgt. Da diese gesamte Materie durch die Gewerbeordnung geregelt ist, sind auch Landesgesetze bzw. Polizeiverordnungen gegen Streikposten unzulässig, wie dies öfters in der Rechtsprechung zu Unrecht angenommen wird (vgl. Reichsgericht in Strafsachen Bd. 34 S. 121). Dies gilt um so mehr jetzt, wo die

Koalitionsfreiheit nochmals im Aufrufe des Rats der Volksbeauftragten vom 12. 11. 18 festgelegt worden ist.

Dagegen kann die Androhung, streiken zu wollen, falls den Anforderungen der Arbeitnehmer nicht Genüge geleistet wird, Erpressung i. S. des Strafgesetzbuches § 253 sein (vgl. Reichsgericht in Strafsachen Bd. 34 S. 121 ff.). Da der Streik selbst erlaubt ist, erscheint es jedoch offenbar unbillig, daß die bloße Drohung, streiken zu wollen, strafbar ist.

Diese Auslegung aber ergibt sich aus dem Wortlaut des Gesetzes. Eine Gesetzesänderung erscheint daher dringend geboten.

Was die zivilrechtlichen Wirkungen des Streiks betrifft, so können jedenfalls keine Ansprüche geltend gemacht werden, wenn er unter Einhaltung der vereinbarten oder gesetzlichen Kündigungsfrist erfolgt. Sonst hat der Arbeitgeber Entlassungsrecht und Schadensersatzanspruch. Dagegen bildet der Streik in der Regel kein Delikt i. S. des § 823 ff. BGB. Daher ist auch eine Gesamthaftung der Streikenden nach § 830-40 BGB., wie dies öfters von Kaufmanns- und Gewerbegerichten angenommen wird, ausgeschlossen.

Im Verhältnis zu Personen, mit denen der Arbeitgeber in Vertragsbeziehung steht, kann der Streik in der Regel nicht als höhere Gewalt oder Zufall angesehen werden, da der Arbeitgeber ihn meist dadurch beendigen kann, daß er die Forderungen der Arbeiter befriedigt. Daher empfiehlt es sich, in alle Verträge, bei denen Streiks eine Rolle spielen können, wie dies ja meist geschieht, die Streikklausel aufzunehmen.

2. Die Aussperrung ist die gleichzeitige Entlassung aller oder eines Teiles der Arbeiter eines Unternehmers in der Absicht, die Arbeiter dadurch zur Annahme der von dem Unternehmer gestellten Arbeitsbedingungen zu zwingen. Da für jeden der beiden Kampfgenossen gleiches Recht gelten muß, ist die Aussperrung ebenso wie der Streik erlaubt. Wie der Arbeiter sich im Lohnkampf aller Mittel bedienen darf, um seine Ansprüche durchzusetzen, so auch der Arbeitgeber. Daher sind auch schwarze Listen, Handzettel usw. zulässig. Doch müssen die Tatsachen, auf die sich die Aussperrung stützt, objektiv vorliegen. Es genügt nicht die subjektive Ansicht des Arbeitgebers, um die Sittenwidrigkeit eines solchen Vorgehens auszuschließen, wie dies von der Rechtsprechung vor dem Kriege angenommen wurde (vgl. Reichsgericht in Zivilsachen Bd. 71 S. 112).

Dies dürfte unseren heutigen Rechtsanschauungen, die den Arbeiter unbedingt gegen die Willkür seines Arbeitsherrn zu schützen bestrebt sind, nicht mehr entsprechen.

3. Der Boykott ist die Verrufserklärung gegen Unternehmer, so daß niemand bei ihnen Arbeit nehmen oder kaufen soll.

Ein Verstoß gegen § 823 Abs. 1 BGB.: „Verletzung von Eigentum, Freiheit usw." kommt hierbei wohl kaum in Frage, ebensowenig Verletzung eines Schutzgesetzes nach § 823 Abs. 2 BGB., und Kreditgefährdung nach § 824 BGB. Dagegen dürfte wohl in sehr vielen Fällen ein Verstoß gegen die guten Sitten nach § 826 BGB. vorliegen. Maßgebend für die Frage, was sittenwidrig ist, sind nicht die Anschauungen eines bestimmten Volks-

kreises, etwa der Arbeiter oder Arbeitgeber, sondern diejenigen aller Klassen. Nach den Grundsätzen des Reichsgerichts (Jurist. Wochenschrift 1908 S. 679) ist beim Boykott eine unsittliche Handlung nur dann anzunehmen, wenn entweder die zur Erreichung des zunächst erlaubten Zwecks angewandten Mittel an sich unsittlich sind oder wenn der als Druckmittel dem Gegner zugefügte Nachteil so erheblich ist, daß dadurch dessen wirtschaftlicher Ruin herbeigeführt wird oder wenn dieser Nachteil zum erstrebten Vorteil in keinem erheblichen Verhältnis steht oder wenn nach Lage der Sache der Erfolg als ein berechtigtes Ziel nicht mehr erscheint. Zu Unrecht nimmt aber wohl die Rechtsprechung das Letztere an, wenn durch den Boykott schwerwiegende Fragen der Wirtschaftspolitik zum Schaden anderer Volksteile nach dem Willen einzelner Gruppen ausgetragen werden (vgl. Reichsgericht i. Jur. Wochenschrift 1912 S. 810: Boykott der Gewerkschaft der Schneider in Berlin gegen die Heimarbeit im Bekleidungsgewerbe). Diese Anschauung dürfte wohl heute nach dem etwas ruhigeren Rechtsempfinden, wie es der Weltkrieg und die Revolution mit ihren zahllosen Vernichtungen von Menschenleben und Existenzen geschaffen hat, revidiert werden müssen.

Eine wirksame Durchführung des Lohnkampfes, der ja an sich erlaubt ist, ist oft nur durch Vernichtung von Existenzen möglich, wie ja auch viele Parteigrundsätze, die heutzutage bekanntlich meist hinter diesen Streiks stehen, nur auf diese Weise durchgesetzt werden können.

Aber auch hier ist die Frage, ob eine unsittliche Handlung in Betracht kommt, vom objektiven Standpunkt aus zu prüfen. Die gegenteilige Ansicht würde gerade hier, wo es sich nicht um Kampfgenossen im Lohnkampf, sondern um außenstehende Dritte handelt, zu ganz unhaltbaren Ergebnissen gelangen.

Adelsvorrechte.

Von Rechtsanwalt B. Loescher.

Die grundstürzenden Aenderungen, die die Revolution in unseren staatlichen und gesellschaftlichen Lebensverhältnissen bewirkt hat, werden, soweit nicht schon durch die Tatsache der Revolution allein oder durch Verordnungen des derzeitigen Trägers der Regierungsgewalt Wandel geschaffen ist, ziemlich weitgehende Aenderungen unseres geltenden Rechts zur Folge haben müssen.

Eines der Gebiete, an denen unsere zukünftige Gesetzgebung nicht wird vorübergehen können, umfaßt die im wesentlichen auf öffentlichrechtlichen Grundsätzen beruhenden Standesvorrechte des Adels.

Die auf Standesgleichheit gerichteten Bestrebungen des 19. Jahrhunderts haben zwar den größten Teil der bis dahin zwischen Adel und Bürgerstand geltenden Unterschiede bereits beseitigt. Als ein abgesonderter Geburtsstand im Rechtssinne hat sich nur der sogenannte „hohe Adel" über diese Zeit hinaus behauptet. Zu ihm gehören alle die Adelsfamilien,

die im alten 1806 der Auflösung verfallenen Deutschen Reiche Sitz und Stimme auf dem Reichstage hatten, nämlich die sogen. „landesherrlichen" Familien (im wesentlichen die Familien der bis zur Revolution regierenden, aber auch die der 1866 durch Preußen depossedierten Fürsten), und die sogenannten „Mediatisierten", die in den bewegten Jahren 1803 bis 1815 ihre Souveränität verloren hatten und Untertanen ihrer bisherigen Standesgenossen geworden waren.

Staatsverfassung und Hausverfassungen geben den Mitgliedern der landesherrlichen Familien eine ziemlich weitgehende Sonderstellung gegenüber dem gemeingültigen Rechte. Nicht so groß sind die rechtlichen Bevorzugungen der Mediatisierten. Immerhin teilen sie mit den landesherrlichen Familien neben dem Rechte der Autonomie, d. h. der Berechtigung über ihre Güter und Familienverhältnisse vom gemeingültigen Rechte abweichende Bestimmungen treffen zu dürfen, auch das der Ebenbürtigkeit. Dieses äußert seine Wirksamkeit auf dem Gebiete des Familien- und Erbrechts: Grundsätzlich galt und gilt nur die zwischen zwei Hochadligen geschlossene Ehe als vollgültig, in dem Sinne daß die Ehefrau und die der Ehe entstammenden Kinder den vollen Genuß aller Familien- und Vermögensrechte erwerben. Die Ehe eines Hochadligen mit einer Nichthochadligen (sogen. mesalliance) dagegen gewährt der Ehefrau und den Kindern nicht die von der Ebenbürtigkeit abhängigen Standes- und Vermögensrechte.

Unser geltendes Recht hat grundsätzlich diese Sonderstellung des hohen Adels aufrechterhalten. So bestimmt der Artikel 57 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuche:

> An Ansehung der Landesherren und der Mitglieder der landesherrlichen Familien sowie der Mitglieder der Fürstlichen Familie Hohenzollern finden die Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuches nur insoweit Anwendung, als nicht besondere Vorschriften der Hausverfassungen oder der Landesgesetze abweichende Bestimmungen enthalten.
>
> Das Gleiche gilt in Ansehung der Mitglieder des vormaligen Hannoverschen Königshauses, des vormaligen Kurhessischen und des vormaligen Herzoglich Nassauischen Fürstenhauses.

Entsprechend lautet der Artikel des genannten Gesetzes:

> In Ansehung der Familienverhältnisse und der Güter derjenigen Häuser, welche vormals reichsländische gewesen und seit 1806 mittelbar geworden sind oder welche diesen Häusern bezw. der Familienverhältnisse und der Güter durch Beschluß der vormaligen Deutschen Bundesversammlung oder vor dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches durch Landgesetz gleichgestellt worden sind, bleiben die Vorschriften der Landesgesetze und nach Maßgabe der Landesgesetze die Vorschriften der Hausverfassung unberührt.
>
> Das Gleiche gilt zugunsten des vormaligen Reichsadels und derjenigen Familien des landsässigen Adels, welche vor dem In-

krafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches dem vormaligen Reichsadel durch Landesgesetz gleichgestellt worden sind.

Fast gleichlautende Vorschriften geben für das Gerichtsverfahren unsere Reichsjustizgesetze, nämlich § 5 des Einführungsgesetzes zum Gerichtsverfassungsgesetze, § 5 des Einführungsgesetzes zur Zivilprozeßordnung, § 7 des Einf.-Gesetzes zur Konkursordnung und § 4 des Einf.-Gesetzes zur Strafprozeßordnung.

Zu den gemäß § 5 des Einf.-Gesetzes zum Gerichtsverfassungsgesetze aufrecht erhaltenen landesrechtlichen Sondervorschriften gehört auch das Preuß. Gesetz vom 26. April 1851. Danach sind zivile Klagen gegen Mitglieder der Kgl. Preuß. Familie bei dem aus Mitgliedern des Kammergerichts in Berlin gebildeten Geheimen Justizrat anhängig zu machen, der darüber in erster und zweiter Instanz entscheidet.

Der § 7 des Einf.-Gesetzes zum Gerichtsverfassungsgesetze erhält weiter das landesgesetzlich den Standesherrn, d. h. den Häuptern der mediatisierten Adelsfamilien, gewährte Recht auf Austräge, eine Art Schiedsverfahren, ausdrücklich aufrecht. Dies Recht beschränkt sich freilich gemäß Verordnung vom 30. 5. 1882 auf Strafprozesse. Die Oberlandesgerichte führen hier in Preußen die Voruntersuchung gegen Standesherren. Aus zehn vom Justizminister vorgeschlagenen ebenbürtigen Standesgenossen wählt darauf der Angeklagte fünf aus, die als Austrägalgericht über ihn urteilen.

Aber auch gegenüber den ordentlichen Gerichten wird den Angehörigen des hohen Adels, soweit sie den landesherrlichen Familien angehören, eine besondere Behandlung zuteil:

Der § 219 der Ziv.-Proz.-Ordn. entbindet die Mitglieder der landesherrlichen Familien von der Pflicht persönlich vor Gericht zu erscheinen. Sind sie im Prozeß als Zeuge benannt, so sind sie laut § 53 ZPO. in ihrer Wohnung zu vernehmen. Der Eid im gerichtlichen Verfahren ist ihnen nach § 479 ZPO. gleichfalls in ihrer Wohnung abzunehmen, und zwar leisten sie den Eid nicht durch Nachsprechen, sondern gemäß § 482 ZPO, durch Unterschreiben der Eidesformel. Entsprechendes bestimmt § 71 der StPO. für den Strafprozeß.

Gegenüber diesen ziemlich weitgehenden Besonderheiten spielen die zugunsten des niederen Adels noch bestehenden Sondervorschriften nur eine geringe Rolle.

Immerhin sind durch Artikel 55 des Einf.-Gesetzes, Artikel 89 des Ausführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuche als dem öffentlichen Rechte angehörend noch einige Gesetzesbestimmungen aufrechterhalten geblieben, die dem Geiste der Zeit gewiß nicht mehr entsprechen.

So erlangen in Preußen nach Bestimmung des Allgem. Landrechts uneheliche Kinder nicht den der Mutter etwa zustehenden Adel. Das Kind des Fräuleins v. Müller heißt also schlecht bürgerlich „Müller".

Ferner kann ein von einem Adligen adoptierter Bürgerlicher „die Vorrechte und Unterscheidungen des Adels nur mittels besonderer landes-

herrlicher Begnadigung erhalten". Umgekehrt muß dagegen ein von einem Bürgerlichen adoptierter Adliger außer dem Namen des Annehmenden zugleich auch seinen adligen Familiennamen fortführen.

Strafrechtlich besteht endlich eine Besonderheit, insofern als nach § 360, 8 des Strafgesetzbuches die unbefugte Annahme eines Adelsprädikats stets, die unbefugte Führung eines bürgerlichen Namens dagegen nur dann strafbar ist, wenn sie einem zuständigen Beamten gegenüber erfolgt.

Mit all diesen Besonderheiten wird, soweit sie nicht schon durch die Macht der Tatsachen aus der Welt geschafft sind, unsere kommende Gesetzgebung aufräumen müssen.

Ob es angebracht ist, den Adel ganz zu beseitigen, in dem Sinne, daß Adelsprädikate nicht mehr geführt werden, ist eine offene Frage. Eine derartige Bestimmung würde jedenfalls heute nur auf das öffentliche Leben Bezug haben dürfen. Wollte man die Weiterführung des Adelsprädikates im Privatleben gleichfalls verbieten, so würde man damit wenigstens nach heutiger Anschauung wohl in unzulässiger Weise in das jedem Staatsbürger zustehende Recht der persönlichen Freiheit eingreifen.

Indessen hat die Lösung dieser Frage praktisch nur geringe Bedeutung. Wesentlich ist nur die Beseitigung der unserem modernen Rechtsempfinden widerstreitenden gesetzlichen Bevorzugung und damit Hand in Hand gehend die innere Befreiung des Durchschnittsdeutschen von der mit dem Adelsprädikat vielfach verknüpften Vorstellung einer höheren Menschenklasse, die von grauer Vorzeit her noch an uns haften geblieben ist.

Uebersetzungen.

Von **Michael Charol.**

Der Beginn des Krieges verbunden mit dem wahnsinnigen Aufloderir des Chauvinismus hat das geistige Band, das die Nationen bis dahin verknüpft hatte, mit einem Ruck zerrissen. Alles, was bis jetzt als international galt — von der Arbeiter-Internationale bis zur Kunst und Wissenschaft — wurde zur künstlichen Züchtung des Hasses zwischen den Völkern benutzt. Persönliche oder kulturelle Werte bildeten nicht mehr den Maßstab. Ausschlaggebend wurde die Staatsangehörigkeit. Der Nationalismus, die Ausrottung alles Fremden kannten keine Grenzen. Sie zerstörten alles, was irgendwie zum Verständnis der Psychologie des Gegners, zum Näherbringen der fremden Volksseele dienen konnte.

Eine solche Brücke zu dem Geist der anderen Rassen waren die Uebersetzungen der ausländischen Dichter. Der Krieg setzte ihnen einen Damm. Jahre vergingen, bis die wahren Intellektuellen zaghaft versuchen durften, die ersten Maschen mit den fremdsprachigen Gesinnungsgenossen zusammenzuknüpfen. Sie fühlten, wie der erneute, so stark entbehrte Verkehr ihnen tausendfache Anregungen gab. Sie wandten sich wieder an ihr Volk,

und allmählich, ganz allmählich begannen in den Verlagsverzeichniſſen unſerer erſten Verlage ausländiſche Namen aufzutauchen. Sie mehrten ſich, und jetzt können wir bei einem halben Dutzend der Verlage ganze Serien von Ueberſetzungen der Werke der modernen ausländiſchen Autoren finden.

Aber ſchon wieder regt es ſich an vielen Stellen und ſammelt ſich zu einem Proteſt gegen dieſe „Ausländerei". Mit welchem Recht? — Da jetzt ſinnlos wäre, noch weiter Haß und Wut gegen alles Fremde zu geifern, da es nicht mehr angeht, ſich ſtolz mit eigener, eingebildeten Ueberlegenheit zu brüſten, ſo greift man zu anderen Mitteln. Erſtens bemäkelt man die Ueberſetzungen ſelbſt. „Eine Ueberſetzung gibt niemals den Wert des Originals wieder. Sie verdirbt es bloß. Sie gibt dem Leſer ein falſches Bild von dem Werk. Sie vermittelt ihm nicht die Kenntnis des fremden Autors, ſie verzerrt die Schöpfung." Zweitens klagt man über die Vernachläſſigung der heimatlichen Kunſt. „Wenn man die fremden Dichter bevorzugt, geraten die eigenen in Nachteil. Man kümmert ſich nicht um ſie. Man kauft ihre Werke nicht. Sie müſſen darben. Ihre Kräfte verſiegen, da ſie nicht gepflegt werden."

Mit dem erſten Vorwurf haben die „Kritiker" beſtimmt recht. Die Ueberſetzungen erreichen faſt niemals den Wert des Originals. Iſt das aber ein Grund nicht zu überſetzen? Wenn wir ſo weit wären, daß jeder bei einer vierſtündigen Arbeitszeit, ſeine überreiche Muße zum Erlernen fremder Sprachen verwenden könnte. Wenn jeder Bildungshungrige Doſtojewski in ruſſiſcher, Dante in italieniſcher, Servantes in ſpaniſcher und Konfutſe in chineſiſcher Sprache leſen könnte, wäre das Ueberſetzen ein Verbrechen an den Dichtern und ihren Schöpfungen. Aber das ſind unerreichbare Zuſtände. Die Kunſt iſt für uns und wird noch für unzählige Geſchlechter Feiertag bleiben. Und da das Erlernen auch nur der wichtigſten Kulturſprachen der Menſchen eine Lebensarbeit bildet, hieße es, alle Wiſſensdurſtige, alle Emporſtrebende in die engen Schranken der Nationalität ſperren. Es hieße ſie von der ganzen übrigen Welt abſchneiden, vor ihrem Horizont eine chineſiſche Mauer aufrichten, ſie in einen, durch die Ignoranz geborenen verderblichen Dünkel ſtürzen, wollte man nicht zu Ueberſetzungen greifen. Umgekehrt immer mehr überſetzen und immer beſſer überſetzen, das iſt das Ziel. Das Unmögliche möglich machen und den Wert des Originals erreichen oder nahezu erreichen. Der große Fehler liegt nicht darin, daß überſetzt wird, ſondern wie überſetzt wird. Nicht irgend ein halbwegs gebildeter Sprachlehrer oder anderer „Zünftler", der zehn Jahre im Ausland geweſen iſt und dort „diplomiert" wurde, darf dieſe Aufgabe übernehmen, ſondern zwei Dichter müſſen ſich zuſammentun, die von verſchiedener Mutterſprache, beide Sprachen vollkommen beherrſchen. Der Eine muß den ganzen Schmelz, die tiefſten Feinheiten des Originals dem Andern übermitteln können, der, ein Meiſter in der Sprachenbehandlung, ſie, in der Ueberſetzungsſprache mit ihren Mitteln auf ihre Art wiedergeben muß.

Der zweite Vorwurf wegen des Nachteils der eigenen Dichter iſt von vornherein ungerecht. Seit Rouſſeaus Zeiten leben wir in der Epoche der

Weltliteratur. Schon Goethe hat gefühlt, wie sie sich bildete. Jede Nation, die nicht auf den zweiten Platz treten will, die in der Kulturgemeinschaft der Nationen an der führenden Stelle zu beharren gedenkt, muß diesem Umstand Rechnung tragen. Ihre Künstler und Dichter müssen alle Schöpfungen der Weltliteratur kennen. Sie müssen sich an ihnen heranbilden, aus ihnen schöpfen, wollen sie einmal Gleichwertiges schaffen. Erinnern wir uns nur an die unheimliche Belesenheit unserer Klassiker, an das ungeheure Wissen unserer ersten Dichter und Denker, dann wird uns die Bedeutung des Wissens klar. Nicht Benachteiligung der Heimatdichter ist die Uebersetzung, sondern ihre Förderung. Erschließung neuer gewaltiger Quellen, die ihre volle Entwicklung erst ganz ermöglichen.

Die Uebersetzungen bilden Brücken für Nationen, bereichern die Völker durch neue sittliche und kulturelle Werte, befruchten das eigene Schaffen und vergrößern das Wissen. In Zukunft haben sie aber noch eine andere, noch größere Aufgabe zu erfüllen. Trotzdem wir eine Weltliteratur besitzen, haben wir noch keine Weltschriftsteller. Die Werke unserer größten Dichter interessieren als Repräsentanten der nationalen Literatur. Wir haben aber noch kein einziges Werk, das typisch, nicht nur für die Menschheit überhaupt, sondern nicht einmal für Europa ist. Bis jetzt ist alles nur noch typisch-national. Werden aber die Uebersetzungen einmal allen so in Fleisch und Blut übergehen, daß man keinen Unterschied mehr zwischen den Originalen, die in der Heimat entstanden und den fremden importierten Gewächsen machen wird, dann werden neue Werke geschaffen werden. Neue Werke vom allgemein europäischen, ja zuletzt vom allgemein menschlichen Typus. Und dann wird auch das große Ideal der echten, wahren Weltliteratur und der Weltbürger endlich verwirklicht werden.

Künstler.

Alexander Kirchner.

Zwischen der pastos quellenden Stimme Manns und der lyrischen Weichheit des Huttschen Registers steht in der durch Jadlowkers Abgang geschaffenen Tenor-Oligarchie der Berliner Staatsoper das fruchtbare und universale Organ von Alexander Kirchner; steht und wirkt als ihre — trotz der eigenen und der der Stimmkollegen Universalität — notwendige Ergänzung, aber auch in rivalloser Selbstübung.

* * *

Alexander Kirchner entstammt gleich Josef Mann Deutsch-Oesterreich. Durch Geburt Glied einer Wiener Beamtenfamilie, studiert der bereits auf der Schule mit einem auffallend schönen, hohen Sopran begabte und in Schul-Aufführungen als Solist tätige Gymnasiast nach Absolvierung der Anstalt gleich Mann die Rechte. Er legt die Facheramina ab und widmet sich dem Militärgerichtsdienst. In Linz und Salzburg ist er als Oberleutnant-Auditor tätig und gehört schließlich als Hauptmann-Auditor dem k. k. Justiz-Departement in Wien an. Während der Zeit dieser Berufs-

tätigkeit geht der Militärjurist, der bereits als zehnjähriger Gymnasiast Reichmann und Ritter in ihren Glanzrollen bewundert hatte, nach Möglichkeit auch praktisch seinem stark anwachsenden Interesse für die Gesangskunst nach. Bei privaten Anlässen tritt er als Solist auf, und zwar mit solchem Erfolge, daß in ihm der Entschluß reift, seinem Organ nun endlich eine fachgemäße Ausbildung zuteil werden zu lassen. Mit 26 Jahren unterzieht Kirchner sich vom Jahre 1907 ab einem vierzehnmonatigen Studium bei Professor Robinson in Wien, dem Vertreter der italienischen Schule, Schüler Lampertis und Lehrer eines Berger Slezak, Josef Schwarz. Der Gesangsstudierende widmete sich damals besonders dem rein lyrischen Fach. Nach beendetem Studium — der Amtsdienst wurde natürlich aufgegeben — betritt Kirchner am 28. April 1909 zum ersten Male in einem Probegastspiel als Desgrieux in Massenets „Manon" die Bühne, und zwar, da Felix v. Weingartner dem Organe des angehenden Bühnensängers Interesse entgegenbrachte, sogleich die der von Weingartner geleiteten Wiener Hofoper.

Der Erfolg des Debütanten in dieser vordem von van Dyk, Naval und Slezak kreierten Rolle war der, daß dem Sänger seitens der Hofopernverwaltung zu weiteren Ausbildungszwecken ein monatliches Stipendium gewährt wurde, zugleich wurde er ab 1. April 1909 durch einen sechs Jahre laufenden Vertrag der Wiener Hofoper verpflichtet. Hier betätigte sich der Künstler trotz der äußeren Verhältnisse für einen aufstrebenden Sänger — er war damals neben elf anderen Tenören, darunter Schmedes, Slezak, Piccaver, an der Hofoper tätig — mit Erfolg im lyrischen Fach als Desgrieux, Tamino, Rudolphe, José, Romeo („Romeo et Juliette"). In der Wiener Premiere von Leo Blechs „Versiegelt" singt er den Bertel. Gleichwohl befriedigt den nach weiterer Betätigung strebenden Sänger die bei der großen Anzahl von Tenor-Kollegen naturgemäß nur unregelmäßige Beschäftigung auf die Dauer nicht. Und so nahm er 1910 ein ihm durch Madame Cahier, der Altistin der Hofoper, vermitteltes Angebot des damals mit König Gustav von Schweden in Wien weilenden Intendanten der Stockholmer Oper, des Grafen Städing, der ihn als Tamino in der „Zauberflöte" gehört hatte, gern an. Noch im gleichen Jahre trat er sein dreijähriges Engagement an der Stockholmer Oper an. Seine dortige erfolgreiche Tätigkeit dauerte jedoch nur zwei Jahre. Direktor Hartmann gewann den Künstler auf Grund eines Gastspiels in Essen für das von ihm zu begründende Deutsche Opernhaus in Charlottenburg und löste die weitere vertragliche Bindung des Sängers durch eine Abfindung. So konnte sich Kirchner in der Eröffnungsvorstellung des Deutschen Opernhauses „Fidelio" mit der Darstellung des Florestan einen besonderen Erfolg holen. Bereits während seiner dreijährigen Vertragszeit am Deutschen Opernhause (1912—15) gastierte der Künstler als Lohengrin, José und Rhadames an der Berliner Hofoper (Dezember 1913, Januar 1914). Daraufhin bindet Hülsen ihn durch einen fünfjährigen Vertrag ab Herbst 1915 an seine Hofbühne.

Der Sommer 1914 bringt Kirchner mit Mitgliedern der Berliner Hofoper ein Gastspiel an der Londoner Drury Lane-Oper. Nicht nur von kulturellem, auch von politischem Interesse sind die damaligen Erfolge der deutschen Künstlerschar im sommerlichen London von 1914. Ihr Gastspiel, Mozarts „Zauberflöte", Strauß' „Rosenkavalier" in deutscher Besetzung hat derartigen Erfolg, daß die bereits wieder den Kontinent betretenden Künstler nochmals nach London zu weiterer Gastspieltätigkeit zurückgebeten werden. Bedenkt man noch, daß zu gleicher Zeit, Juni 1914, Paris erstmals die „Meistersinger" Richard Wagners in deutscher Besetzung erlebte, so muß man objektiverweise als durch diese Daten des internationalen Kunstlebens belegt erachten, daß unsere Gegner zumindest nicht zum damaligen Zeitpunkt mit dem Ausbruch eines Weltkrieges gerechnet haben. Noch ist es dem Sänger möglich, den Bayreuther Festspielen von 1914 als Erik im Verein mit der Kemp als Senta und Bohnen als Daland eine abgerundete „Holländer"-Vorstellung zu schenken, danach ruft der Kriegsausbruch ihn als österreichischen Offizier sofort nach Wien. Bis September 1915 nimmt Kirchner in Galizien als Mitglied eines Feldgerichts am Feldzuge teil. Durch Hülsen für die Berliner Oper reklamiert, nimmt Kirchner sodann Anfang Oktober 1915 seine vertragliche Tätigkeit an der hiesigen Hofoper auf. In der Erstaufführung der Schillingschen „Mona Lisa" verhilft er als Träger der Tenor-Hauptrolle dem Werke mit zu seinem Erfolge.

* * *

Gleich Josef Mann universal in dem Umfange seiner Bühnentätigkeit, steht Kirchner der italienischen Oper wenig ferner als etwa der deutschen Musikbühne. Sein Wagner-Dienst, der unter den besonderen Berliner Verhältnissen zurücktritt, als Darsteller des Erik, Lohengrin, Stolzing, Parsifal hindert ihn nicht, sich in der romanischen Musiksphäre etwa als Jos („Carmen"), Rhadames („Aida"), Herzog von Mantua („Rigoletto") und Hoffmann („Hoffmanns Erzählungen") berechtigte Erfolge zu sichern. Der neueren deutschen Musikbühne dient der Künstler u. a. als Phöbus („Notre Dame") und Habakuk („Rappelkopf"). Die Berliner Moderne hat dem Sänger besonderen Dank zu sagen. Ist Kirchner doch der weitaus häufigste Träger der Bacchus-Rolle, die inmitten des schweren Kunst-Systems der Straußschen „Ariadne" besondere Schwierigkeiten gesanglicher und darstellerischer Art für sich in Ansatz bringen darf.

Unerwähnt darf nicht bleiben, daß Kirchner im sozialen Sturm und Drang der Hofoper eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Als Vertrauensmann der Solisten der Oper ist der Sänger genötigt, seine aus der früheren Tätigkeit als Jurist geschulte organisatorische Kraft nach Möglichkeit der Interessenwahrung der Staatsbühne nach außen hin zu widmen. Besonders auch dieser Tätigkeit Kirchners ist es zu danken, daß in der Berliner Opern-Republik der berechtigte Drang nach Schaffung einer wirtschaftlichen und künstlerischen Solidarität der Künstler-Gesamtheit nicht mehr unterdrückt, vielmehr zu planmäßiger und zeitgemäßer Neu-

Reform genutzt wird. So darf sich die Berliner Staatsoper von dem weiteren Wirken des nun 37jährigen Künstlers, der übrigens im April dieses Jahres sein zehnjähriges Bühnenjubiläum feiern durfte, und dessen Vertrag bis zum Herbst 1920 läuft, nicht nur in künstlerischer, sondern auch in sozialpolitischer Hinsicht Nutzen und Förderung versprechen.

Kinogreuel.

Von Victor Neuenberg.

Es bleibt nichts anderes übrig: Man muß (wenn es nicht bald besser wird) die erst kürzlich abgeschaffte Zensur zu Hilfe rufen. Denn was in der zeitgenössischen deutschen Filmfabrikation an Unästhetik und die niederen Instinkte des Publikums aufreizenden Geschmacklosigkeiten geleistet wird, läßt sich nicht mehr beschreiben. Welches Mittel gibt es eigentlich gegen diese Unmenge von „Aufklärungs"-Films, die seit einiger Zeit den Markt überschwemmen?! Auf die Selbstwehr der Zuschauer scheint man sich nicht mehr verlassen zu können. Denn der allergrößte Teil dieser Zuschauer ist kritiklos und nimmt für sein teures Geld willig allen Blödsinn hin. Da sind zum Beispiel die „Kultur"-Films des Herrn Richard Oswald. Wer ist dieser Herr Oswald, der sich unterfängt, uns sein triftes Gemache vorzusetzen? Der Mann ist nicht einmal ein Regiekünstler von der Art eines Lubitsch („Carmen") oder eines Joe May („Veritas vincit") — die, alles in allem, für den deutschen Film mehr getan haben, als in den letzten sechs Jahren dafür getan ist. (Da gab es noch einen verheißungsvollen Film: „Der Student von Prag". Warum kommt heute Derartiges nicht mehr zum Vorschein?!) Herr Oswald täte besser, sich mit dem Riesengeld, das er dem Publikum mit seinem Humbug aus der Nase gezogen hat, ins Privatleben zurückzuziehen und uns in Ruhe zu lassen. Was hat dieser Mann nicht auf dem Gewissen! Erst kamen die Films gegen die Syphilis, dann diejenigen gegen die Prostitution in zwanzigfacher Variante . . . Die Prostitution ist für Herrn Oswald ein lukratives Geschäft. Man gehe einmal ins Marmorhaus, wo sich der Kurfürstendammpöbel Rendezvous gibt, stundenlang Polonäsen stehend, bloß um hinein zu kommen, murrend, wenn er infolge ausverkauften Hauses mal nicht hineinkommt! Das Marmorhaus (das, nebenbei bemerkt, seit Jahr und Tag das ungefähr idiotischeste Programm von Berlin hat) macht den ganzen Schwindel natürlich willig mit — aber wer sollte es der Direktion dieses Filmtheaters verdenken, wenn sie die Sache nur vom geschäftlichen Standpunkt aus betrachtet? — Nun ist gar ein „Aufklärungs"-Film gegen die Gonnorhoe geplant . . . Was wird man da nicht alles zu sehen bekommen! Die intimsten Intimitäten aus dem privatesten Leben eines Tripperkranken. Die Spritze wird dabei vermutlich die Hauptrolle spielen . . . Pfui Teufel! Das also heißt: Kultur, heißt Wissenschaft! Das heißt „deutscher Film"! Es wimmelt erst die Leinwand von Dirnen, dann ist sie voll von Geschlechtskranken! . . . Ja, fällt euch deutschen Film-

Autoren gar nichts Besseres mehr ein? Und ist das Publikum von 1919 derart kretinisiert, daß es all diese Schweinereien widerstandslos, ja sogar noch mit Amusement hinnimmt!? . . .

Nein: Ich glaube bestimmt, das Publikum würde ebenso gern auch Besseres sehen — wenn man ihm Besseres zeigte. Man beobachte einmal die Vorführungen in den Uniontheatern oder im Tauentzien-Palast. Dieses Theater gibt sich (von einigen Ausnahmen abgesehen) seit längerer Zeit Mühe, sein Publikum durch ernstere, gehaltvolle Vorführungen zu zerstreuen. Und macht dabei kaum schlechtere Geschäfte als das Marmorhaus und seine Nachäffer in Groß-Berlin.

Gegen die Kinogreuel kann nicht energisch genug protestiert werden. Der Aufklärungsfilm hat zu viele Auswüchse gezeitigt. Die Feinfühlenden werden diesen Protest gewiß ohne weiteres unterschreiben. Denn sie müssen von der öden Filmmache unserer Zeit angewidert sein. Die Einsichtigen werden sich um die Hebung der Filmfabrikation verdient machen, **wenn sie eine Art passiver Resistenz gegen diesen Aufklärungsschwindel leisten.** Die Kassen der Filmtheater werden diese Resistenz bald merken und eines Tages (hoffentlich recht bald!) den üblen Kitsch zurückweisen. Es ist höchste Zeit, diesen unbeschränkten Möglichkeiten der Filmproduktion Grenzen zu setzen. Wir sind bereits genügend aufgeklärt und von Kultur und Moral beleckt. Schließlich sind wir doch nicht nur ein Volk von Idioten, Dirnen und Schiebern, die sich an Dergleichen ergötzen.

Es gibt noch andere, ebenso interessante Filmthemen: **Warum kann** man zum Beispiel den historischen Film nicht aus? Welch ungeahnte Reichtümer für Verfasser, Regisseur, Darsteller und Photographen würde er nicht bieten! Ich erinnere mich, vor neun Jahren in Paris eine Serie von Filmen aus der französischen Geschichte (Gaumont, Pathé Frères u. a. m.) gesehen zu haben. Da war einer interessanter als der andere. Das war Genuß und Unterricht zugleich . . . Oder wo bleibt der landschaftliche Film? . . .

Gegen die „Aufklärungs"-Filme hilft scheinbar nur die Zensur, die richtig angewandte Zensur.

Wo ist der Zensor?

Nachdruck nur mit vollständiger Quellenangabe erlaubt.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Arthur Lehmann, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 40/41.

Bekanntmachung.

Die **Zwischenscheine** der **IX. Kriegsanleihe**
für die **4½% Schatzanweisungen** können vom **4. Juni ab,**
für die **5% Schuldverschreibungen** vom **23. Juni d. Js. ab**
in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung **bis zum 5. Dezember 1919** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Von den Zwischenscheinen **der früheren Kriegsanleihen** ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im Juni 1919.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

12

A
E G

Annahme für Vorwetten.

Rennen zu

Bln.-Grunewald: 5. Juni
(Rennen des Union-Klub)
Bln.-Grunewald: 9. Juni
München-Riem: 8. Juni
Magdeburg: 8. Juni
Dresden: 9. Juni

Trabrennen zu

Hamburg-Farmsen: 4., 8., 9. Juni
Bln.-Mariendorf: 8. Juni

Annahme von Vorwetten für Berlin bei **persönlich** erteilten Aufträgen bis **3 Stunden** vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 7 Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,
Kurfürstendamm 234
Bayrischer Platz 9 (Eingang **Innsbrucker Str. 58**)
Oranienburger Straße 48-49 (an der Friedrichstraße)
Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)
und an den Theaterkassen der Firma **A. Wertheim**

Leipziger Straße 132	**Tauentzienstraße 12a**
Nollendorfplatz 7	**Rathenower Straße 3**
Planufer 24	**Königstraße 31/32.**

Für **briefliche und telegraphische** Aufträge Annahme bis **3 Stunden** vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

Der letzte Brief

Eine Sammlung letzter Briefe bedeutender Menschen

HERAUSGEGEBEN UND EINGELEITET VON

ILSE LINDEN

Enthält letzte Briefe von:

Beethoven / Casanova / Dostojewski / Flaubert / Fontane / Goethe / Grabbe / Hebbel / Heine / Jean Paul / Kelter / Kleist / Körner / Lenau / Lichtenberg / Luther / Menzel / Multatuli / Nietzsche / Novalis / Schiller / Schubert / Schumann / Storm / Stifter / Wagner u. v. a.

Vossische Zeitung: „In dem Büchlein steckt viel bedeutendere Lebensweisheit als in anderen nicht dürre, eine Idee geordneten Anthologia."

Hannov. Courier: „Eine Zusammenstellung von grösstem Reiz, oftmals von einer ergreifenden Wehmütigkeit."

Leipziger Tageblatt: „Niemand wird sich dem feierlichen Eindruck dieser letzten Dokumente entziehen können."

Hartungsche Zeitung: „Eine originelle Idee, wirklich etwas ganz Neues."

In Friedensausstattung, br. 6,50 M., gebunden 8,50 M., Halbpergt. 10,— M.

Oesterheld & Co. / Verlag,

Berlin W. 15, Lietzenburger Straße 48.

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II. Berlin NW. 87, Reuchlinstraße. Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Gasanstalten
für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.
Sämtliche Ausrüstungsteile für Oefen
mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.
Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.
Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.
Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.
Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.
Gasbehälter. Hochbehälter. Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.
Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen
Geräte und Werkzeuge.
Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.
Triebwerke.
Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.
Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten
von Wasserwerken und Kanalisationen,
Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Arthur Lehmann, Berlin SW 11, Königgrätzer Straße 40/41.

Nummer 15 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Offener Brief an den Reichswirtschaftsminister von Georg Rothgießer

Das Berufsgesetz — eine Forderung des Tages! von Hans Bock

Die politischen Verbrechen im neuen Strafrecht von Gerichtsassessor Dr. Rudolf Fränkel

Psychoanalyse und Universität von Dr. med. Hans Liebermann

Birgit Engell

Kirche, Krieg und Revolution von J. Frank

Erscheint jede Woche * Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co.
BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Rampe-Stube 1918

Friedrichstr. 169 (frühere Volksstube)

Feine Liköre * Edelbranntweine * Seltene Weine
Schaumweine * Champagner * Eisgetränke

5. Tag: Donnerstag, den 12. Juni, nachm. 3 Uhr:

7 Rennen u. a.: Germania.

Rennen zu Karlshorst.

Fahrplan der Vorortzüge über Stadtbahn siehe Anschlagsäulen. Außerdem **Stadtbahnverbindung** von **Charlottenburg-Friedrichstraße** nach **Niederschöneweide,** sowie vom **Görlitzer Bahnhof** nach **Niederschöneweide,** von hier in 15 Minuten ca. zu Fuß zur Rennbahn Karlshorst. — **Straßenbahnverbindungen:** 1. vom **Schlesischen Bahnhof** über Stralau-Treptow nach **Oberschöneweide;** 2. von **Bahnhof Niederschöneweide** nach Rennbahn Karlshorst; 3. vom **Alexanderplatz** nach **Friedrichsfelde;** 4. von **Friedrichsfelde** nach Rennbahn Karlshorst.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 14. Juni. Nummer 15.

Offener Brief an den Reichswirtschaftsminister.

Herr Minister.

Sie haben am 22. Mai in einem Ausschuß der Nationalversammlung die Frage der Außenhandelsform erörtert, und sich auf den Standpunkt gestellt,

daß bei der gegenwärtigen Wirtschaftslage die Außenhandelsbeziehungen auf einem so wichtigen Gebiete wie dem der Lederwirtschaft dem freien Ermessen der Interessenten nicht überlassen werden können.

Die Gründe, welche Sie, Herr Minister, für Ihren Standpunkt gegen die freie Wirtschaft angeben, sind ohne Frage höchst vernünftig, aber trotzdem komme ich zu einem anderen Ergebnis als Sie, zu dem Ergebnis, daß der freie Handel, nicht allein in Leder, sondern auch in allen anderen Waren, sobald als es irgend möglich ist, wieder eingeführt werden muß, und daß er, ohne mit den Gründen zu ihrem Standpunkt in Konflikt zu geraten, mit einigem Wohlwollen bei der Prüfung vernünftiger Vorschläge, in spätestens drei Monaten wieder eingeführt werden kann.

Das Allgemeininteresse läßt aber mich ebenso wie den weitaus größten Teil der Bevölkerung höchste Besorgnis bei dem Ausblick empfinden, daß immer noch nicht eine der schwersten Krankheiten, die der Krieg über uns gebracht hat, aus der Welt geschafft werden soll, nämlich der Schleichhandel. Er ist eine Krankheit, ärger als die Pest, denn diese ergreift nur die Körper, tötet nur einen Teil der Bevölkerung, aber dem Schleichhandel kann sich niemand entziehen und er tötet das Beste in uns, das Ehrgefühl, die Achtung vor dem Staat und seinen Gesetzen. Er verdirbt die Moral, er macht aus guten Menschen schlechte. Er verleitet zu Bestechung, er führt uns in Versuchung, er macht tüchtige Beamte bestechlich. Er verdirbt die ganze gegenwärtig aufwachsende Generation in solchem Maße, daß mit höchster Wahrscheinlichkeit zu befürchten ist, daß das zukünftige Deutschland nicht wie ehemals ein Land der anständigen Leute, sondern ein Land der Gauner, Diebe, Betrüger und Räuber werden wird!

Heute noch können wir unseren Kindern sagen, es ist der Krieg mit seiner allgemeinen Unordnung, der uns veranlaßt zu tun, was das Gesetz verbietet, aber in dem Augenblick, wo der Friedenszustand wirklich wieder hergestellt ist; müssen wir unsern Kindern das Beispiel geben, das ihnen ihr Leben lang als Richtschnur vor Augen stehen soll: Ehrlichkeit gegenüber dem Gesetz! —

Zwingt uns der Reichswirtschaftsminister, nun immer weiter das Gesetz zu verletzen, so wird die deutsche Bevölkerung nicht allein arm sein, sondern auch ehrlos. Und diese Ehrlosigkeit wird in die neue Generation eingepflanzt werden. Ich kann mir nicht denken, daß Sie nicht mit mir einig sein werden in dem Gedanken, daß es für eine solche Aussicht: nicht allein arm, sondern auch ehrlos, nur einen einzigen Ausdruck der Volksstimmung geben kann: Verzweiflung! —

Ich nehme wohl mit Recht an, daß Sie nur deshalb die Gesetze, die den Schleichhandel verursachen, aufrecht erhalten wollen, weil Sie kein anderes Mittel kennen, um die Schwierigkeiten, die Sie unwiderlegbar richtig schildern, zu beseitigen.

Ich will Ihnen zeigen, daß es ein Mittel gibt, diese Schwierigkeiten zu beseitigen und trotzdem den freien Handel wieder einzuführen, und damit den Schleichhandel aus der Welt zu schaffen.

Sie stehen offenbar auf dem Standpunkt, der Wert eines Paar Stiefel sei heute nicht höher oder nicht wesentlich höher als 1914, der Arbeiter habe deshalb, und weil er die Stiefel nicht entbehren könne, Anspruch darauf, die Stiefel zu annähernd demselben Preise (die Frage: nach Papiermark oder nach Goldmark? wollen wir einmal außer Betracht lassen), zu kaufen, wie 1914. Nun gut, ich akzeptiere diese Definition des Begriffs „Wert", aber Sie gestatten, daß ich einen anderen Begriff „Marktwert" daneben stelle, das ist der Preis, den das Paar Stiefel hat, wenn Angebot und Nachfrage im freien Handel diesen „Marktwert" feststellen. Folgen Sie diesem Gedankengang, so ergibt sich, daß bei dem von Ihnen konstatierten „Warenhunger in Deutschland" der „Marktwert" (des freien Handels) erheblich höher ist als der „Wert". —

Der Warenhunger in Deutschland ist zum Teil eine Folge der Blockade. Im nicht blockierten Auslande ist der Warenhunger nicht annähernd so groß wie bei uns, der Marktwert z. B. von Leder ist infolgedessen im Auslande viel niedriger als in Deutschland. Daraus ergibt sich für den Handel die Möglichkeit eines Gewinns von „tausend Prozent". — Nun rate ich Ihnen: Retten Sie diesen Gewinn für den Staat! Verschaffen Sie sich einen Einfluß auf die Zollgesetzgebung, und setzen Sie die Einfuhrzölle so hoch fest, daß der Unterschied zwischen dem Marktwert im Auslande und dem Marktwert im Inlande durch den Zoll ausgeglichen wird. Wie hoch der Zoll sein muß, ergibt die freie Börse (die viel mehr gute Eigenschaften hat, als die große Masse ahnt) von selbst. Denn wenn Sie den Zoll zu hoch festsetzen, wird die Nachfrage hinter dem Angebot zurückbleiben, das Börsenergebnis, das Sie wird die Nachfrage hinter dem Angebot zurückbleiben, das Börsenergebnis, das Sie jeden Tag beobachten können, wird lauten: „Angebotene Waren blieben unverkauft". Dann werden Sie den Zoll herabsetzen, und zwar so weit, daß Angebot und Nachfrage sich ungefähr ausgleichen. — Allmählich wird der Warenhunger in Deutschland abnehmen, damit wird der Marktpreis in Deutschland fallen, infolgedessen die Nachfrage abnehmen und Sie werden im selben Maße den Zoll herabsetzen, sodaß das Gleichgewicht zwischen Nachfrage und Angebot wiederhergestellt wird. Dieses Sinken des deutschen Marktwerts wird solange dauern, bis daß der Marktwert in Deutschland dem Marktwert im Auslande entspricht, und damit der erhöhte Zoll überflüssig wird. Dann wird auch in Deutschland zwischen „Marktwert" und „Wert" kein Unterschied mehr sein.

Inzwischen werden Sie dafür sorgen müssen, daß der Arbeiter im Binnenlande sein Paar Stiefel zum „Werte" kaufen kann. Dazu wird die bei uns bestehende Organisation der „Bezugsscheine" ohne weiteres ausgenutzt werden können.

Der Schuhhändler wird die Stiefel zum „Marktwert" verkaufen. Der Wettbewerb der Konkurrenten sorgt dafür, daß der Gewinn des Handels nicht übermäßig hoch wird. Denn es werden, wie im Frieden, die „Marktwert"-Preise in den Schaufenstern stehen, ja, Sie werden vorschreiben, daß die Preise an den Waren offen angebracht werden. Dagegen werden Sie dekretieren, daß nur diejenigen, welche Stiefel unumgänglich benötigen, Bezugsscheine ausgestellt werden. Diese Vorschrift wird der Tatsache entsprechen, daß wir ein armes Volk geworden sind, und uns demgemäß in unserem Verbrauch so weit wie irgend möglich einschränken müssen. Unter diesem Gesichtspunkte werden Sie auch den „Wert" der Stiefel etwas höher festsetzen, als er im Frieden gewesen ist und dieser Wert des Paar Stiefel wird auf dem Bezugsschein vermerkt werden. Der Käufer wird nun auf dem Bezugsschein bescheinigen, daß er für ein Paar Stiefel, das den „Marktwert" von, sagen wir, 120 Mk. hat, nur den „Wert", sagen wir 30 Mk., bezahlt hat und die Differenz von 90 Mk. wird der Händler, gegen Rückgabe des Bezugsscheins, von dem Reichswirtschaftsamt verlangen können.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß das Amt bei dieser Ordnung der Dinge erheblich mehr Einnahmen als Ausgaben haben wird, denn alle diejenigen, die Stiefel ohne Bezugsschein zu dem hohen „Marktwert"-Preise kaufen, zahlen in diesem Preise den hohen Zoll mit, den das Amt an der Landesgrenze eingezogen hat, die Differenz (von 90 Mark) wird aber ungefähr durch den Zoll gedeckt.

Diese Ordnung der Dinge wird etwas Arbeit und Überwindung von Schwierigkeiten verursachen. Es werden Versuche zu Durchstechereien gemacht werden, aber

die Gelegenheit zu solchen Durchstechereien wird nicht im entferntesten so groß sein, wie unter der gegenwärtigen Ordnung, denn jedermann wird wissen, daß alle Bezugsscheine nachträglich nachgeprüft werden können.

Der Vorschlag zeigt, daß es noch andere Mittel gibt, als die Beschlagnahme, um die Schäden zu vermeiden, die der freie Handel ohne jede Zügelung Ihrer richtigen Erkenntnis nach mit sich bringen muß. Der Vorschlag bezieht sich einstweilen nur auf den freien Handel aus dem Auslande. Bei denjenigen Waren, die, wie das Leder, nicht allein aus dem Auslande, sondern auch aus inländischen Produktionsquellen fließen, müßte natürlich auch der inländischen Produktion, anstelle der Beschlagnahme, die Belastung durch eine dem Zoll gleichwertige Steuer auferlegt werden. Und auch für die Wiedereinführung des freien Handels in Lebensmitteln wird man, wenn man nur gründlich sucht, die Lösung finden können.

Dann würde die große Landes-Epidemie des Schleichhandels ausgerottet werden, die Deutschen werden a r m aber nicht mehr e h r l o s sein, und das Gespenst der Verzweiflung wird schwinden!

Georg Rothgießer.

Das Berufsgesetz — eine Forderung des Tages!

Von **Hans Bock.**

„Sie sehen im übrigen Reich eine ungeheure Gärung und Unruhe, weil keine große Idee die Massen begeistert und kein Ziel voranleuchtet. G e b e n S i e d e m V o l k e e i n Z i e l! — —"

(Eisner an seinem letzten Lebenstage, 21. 2. 1919.)

Ein Wort war dies, für das ihm jeder Deutsche, gleich welcher Partei, danken muß. Es erfaßt treffend die klaffende Wunde im heutigen politischen Getriebe. Ein Ziel — ein klares Ziel fehlt, das dem Volke, jedem Deutschen, voranleuchtet durch all' das Dunkle und Traurige unserer Zeit. Die Revolution sollte die Kapitalsherrschaft beseitigen, aber was wird uns dafür gegeben? Wird der erbitterte Klassenkampf beseitigt? Wird eine Wirtschaftsordnung zu allgemeiner Zufriedenheit geschaffen? Nein! — höchstens die Herrscherrollen werden vertauscht, der Klassenkampf aber immer mehr verschärft. Glaubt irgend jemand, daß mit den kleinen Zugeständnissen der Andrang der Oppositionsmassen aufzuhalten ist? Nur ein Neubau kann helfen, nicht das ewige Flickwerk. So wie kein Bau mit dem Dache begonnen werden kann, so kann auch nicht allein mit der Sozialisierung begonnen werden. Das Übel muß an der Wurzel gepackt werden.

Zwei tiefe Klüfte spalten das Volk. Einmal die Gegensätze zwischen Erzeuger und Verbraucher, Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Im Erwerbsleben herrscht die Ausbeutesucht in ihrer scheußlichsten Form. Auch der überzeugte Sozialdemokrat oder Kommunist wird dieser Tage für eine Wagenfahrt in der Stadt 20—30 Mk. verlangt und dabei seine Überzeugung doch nicht geändert haben. Die zweite Kluft gähnt zwischen diesem egoistisch-materiellen Getriebe und dem religiös-sittlichen Leben. Wie soll der Mensch des 20. Jahrhunderts die Forderungen der Bergpredigt mit seinem täglichen Daseinskampfe vereinen?

Parteipolitik kann diese Abgründe nicht überbrücken; es muß ein Staat geschaffen werden, der über den Parteien steht, ein wahrer Rechtsstaat, wie ihn uns die Propheten unserer Zeit, wie ihn ein Planck, Potthoff, Rathenau, ausmalen. Die Parteien, auch die Sozialdemokratie, können nur besiegt werden durch den Gedanken des Rechts, der größer ist als sie selbst, und nach dem letzten Endes ihre Sehnsucht geht. Dieses Recht darf nirgends den sittlichen Forderungen widersprechen, es darf die Ausbeutung des Schwachen durch den Starken nicht gestatten. Es muß das natürliche Dasein des Menschen sichern und zugleich die Vorbedingungen des sittlichen Lebens schaffen. Unser heutiges Recht erklärt den Sachenwucher für strafbar, den Personenwucher aber nicht. Das neue Recht muß mit den unerbittlichen Tatsachen des täglichen Lebens rechnen, aber es muß auch den geistigen und sittlichen Gesetzen Richtlinien entnehmen. Es kann also nur ein Recht sein, das von der Sittlichkeit bestimmt wird.

Wir brauchen eine Ordnung des Besitzes und eine Ordnung der Arbeit, dadurch ist unsere Daseinsmöglichkeit bestimmt. Auf dem Grund und Boden beruht jede Daseinsmöglichkeit, er darf nicht willkürlich ausgenutzt werden oder gar brach liegen zum Schaden der Mitmenschen. Er kann also nur anvertrautes Gut sein. Das ist ein heute bereits fast allseitig anerkannter Grundsatz. Aber wird dadurch die Ausbeutesucht beseitigt? Nein; dieser Ordnung des Daseins muß zur Seite gehen die Ordnung der Arbeit. Die Anbetung des Geldes muß bekämpft werden. Dies ist nur möglich, wenn jede Arbeit ihren gerechten Lohn findet. Zurück zur alten, guten Zunftverfassung, das ist die Forderung des Tages!

Alle Berufe, nicht nur die Arbeiter, müssen sich zu Berufsgenossenschaften zusammenschließen, die gesicherten Erwerb, gute Ware und gerechte Arbeitsverteilung gewährleisten und dem Staate verantwortlich sind. Nur so kann die Kluft zwischen Erzeuger und Verbraucher überbrückt werden. Die volkswirtschaftlich unnütze Arbeit muß verschwinden, nur nützliche und wertvolle Arbeit darf geleistet werden; dann erscheinen Arbeit und Leistung im richtigen Verhältnis und die Anbetung des Geldes wird mehr und mehr geringer. Die Ausbeutesucht erstirbt, der Klassenkampf ist zu Ende!

Ein Berufsgesetz ist die einzige Rettung des Bürgertums vor der Vergewaltigung durch die Massen, sonst gerät der Mittelstand in die Knechtschaft des Proletariats!

Der Einwand der Bevormundung des Einzelnen wird hinfällig, denn Pflicht und Zwang zu einer gewissen Ordnung trifft nur diejenigen, deren wilde Profitgier das Bild des heutigen Lebens so häßlich entstellt; die tüchtigen Leute werden dankbar sein für die Sicherung ihrer ehrlichen Arbeit.

Neben das Grundeigentumsrecht muß das Berufsgesetz als Grundpfeiler der neuen Wirtschaftsordnung treten. Auf diesen beiden kann sich dann der festgefügte Bau des Berufsstandes erheben. Er kann aber nicht im Wege des Umsturzes geschaffen werden, sondern Arbeit und Erziehung vieler Generationen müssen ihn zimmern. In ihm wird das sittliche Leben erstarken, es wird ein Reich des Geistes und der persönlichen Sittlichkeit sein.

Die heutigen Verhältnisse sind so verwirrt, daß wir uns nach klaren, bestimmten Entwicklungslinien sehnen. Die kann keine Partei uns geben; das Berufsgesetz ist allen Parteien fremd, trotzdem es allein jede Einzelbegabung verpflichtet und schützt. Die Sozialdemokratie erstrebt Freiheit und Recht, aber sie erkennt nur die äußeren Einflüsse als bestimmend an und übergeht das geistige Wesen. Der Ausgleich zwischen Individualismus und Sozialismus ist jedoch nur möglich auf Grund der sittlichen Gebundenheit des Menschen, einem Begriff, von dem freilich die Sozialdemokratie unendlich weit entfernt ist. Nur der Rechtsstaat, in dem neben den sozialistischen Betrieben die Berufsgenossenschaften stehen, kann den Ausgleich schaffen.

Das Berufsgesetz ist die Forderung des Tages, sonst wird der Individualismus erdrosselt!

Strafrechtlich besteht endlich eine Besonderheit, insofern als nach § 360, 8 des Strafgesetzbuches die unbefugte Annahme eines Adelsprädikates stets, die unbefugte Führung eines bürgerlichen Namens dagegen nur dann strafbar ist, wenn sie einem zuständigen Beamten gegenüber erfolgt.

Mit all diesen Besonderheiten wird, soweit sie nicht schon durch die Macht der Tatsachen aus der Welt geschafft sind, unsere kommende Gesetzgebung aufräumen müssen.

Ob es angebracht ist, den Adel ganz zu beseitigen, in dem Sinne, daß Adelsprädikate nicht mehr geführt werden, ist eine offene Frage. Eine derartige Bestimmung würde jedenfalls heute nur auf das öffentliche Leben Bezug haben dürfen. Wollte man die Weiterführung des Adelsprädikates im Privatleben gleichfalls verbieten, so würde man damit wenigstens nach heutiger Anschauung wohl in unzulässiger Weise in das jedem Staatsbürger zustehende Recht der persönlichen Freiheit eingreifen.

Indessen hat die Lösung dieser Frage praktisch nur geringe Bedeutung. Wesentlich ist nur die Beseitigung der unserem modernen Rechtsempfinden widerstreitenden gesetzlichen Bevorzugung und damit Hand in Hand gehend die innere Befreiung des Durchschnittsdeutschen von der mit dem Adelsprädikat vielfach verknüpften Vorstellung einer höheren Menschenklasse, die von grauer Vorzeit her noch an uns haften geblieben ist.

Die politischen Verbrechen im neuen Strafrecht.

Von **Gerichtsassessor Dr. Rudolf Fränkel.**

Schon vor dem Kriege war die Reform unseres veralteten Strafrechts eine dringende Notwendigkeit. Die seelische Wandlung, die der Krieg und Revolution in unserem Volke hervorgerufen haben, hat das Verlangen danach mächtig gesteigert. Ganz besonders gilt dies naturgemäß für die politischen Verbrechen, die früher nur selten vorkamen, heute aber alltägliche Erscheinungen sind. Manche Handlungen haben infolge der allgemeinen Umwälzung den Charakter des Strafbaren verloren, während andere, uns früher unbekannte Betätigungen neuerdings eine Abwehr durch die öffentliche Gewalt erheischen.

Im bisherigen Strafgesetzbuch stand an der Spitze der politischen Verbrechen der Hochverrat. Angriffe auf das Leben des Kaisers und der Bundesfürsten wurden am strengsten geahndet. Die Gesetze der demokratischen Republik werden das Leben des höchststehenden Bürgers nicht anders bewerten dürfen als das des geringsten. Sie werden ihm auch keinen stärkeren Schutz gegen Beleidigungen gewähren.

Die zweite Art des Hochverrats bildete das Unternehmen, die Verfassung des deutschen Reiches oder eines Bundesstaates gewaltsam zu ändern, also gerade diejenige Tat, der die heutige Staatsordnung ihr Dasein verdankt. Will sich die neue Ordnung behaupten und festigen, so kann sie starker Sicherungen gegen bolschewistische und reaktionäre Umtriebe nicht entraten; jedes Erschlaffen der Staatsgewalt auf diesem Gebiete führt notwendig zur Verewigung des Bürgerkrieges.

Der Hochverrat konnte drittens in dem Unternehmen bestehen, ein Gebiet des Reiches oder eines Einzelstaates vom Ganzen loszureißen oder einem fremden Staate gewaltsam einzuverleiben, Bestrebungen, von denen wir gegenwärtig leider jeden Tag hören müssen. Auch hier ist ohne Strafandrohung nicht auszukommen, soll das Deutsche Reich vor vollkommener Zersetzung bewahrt bleiben. Wenngleich der Wunsch, Preußen in mehrere selbständige Staaten aufzulösen oder einzelne seiner Teile mit anderen Staaten zu vereinigen, heute keineswegs als verabscheuungswürdig anzusehen ist, so muß doch dafür gesorgt werden, daß sich solche Veränderungen in den verfassungsmäßigen Bahnen echter Demokratie vollziehen und nicht nach der Willkür einzelner machthungriger Politiker.

Daß auch in Zukunft das Reich gegen Landesverrat zu schützen ist, bedarf keiner Begründung. Dagegen dürften die Spionageprozesse voraussichtlich verschwinden. Denn unsere Feinde werden sich im Friedensvertrage die Auskundschaftung alles bei uns Wissenswerten als ihr geheiligtes Recht verbriefen lassen; und wenn es später einmal zu einem ehrlichen Völkerbunde mit allgemeiner Abrüstung kommen sollte, wird das Interesse an den militärischen Einrichtungen anderer Länder von allein fortfallen. Erinnert man sich, in welchem Maße vor dem Kriege die Beziehungen der Völker durch die Spionage und ihre Verfolgung vergiftet worden sind, so wird man fordern müssen, daß der künftige Völkerbund allen ihm angehörenden Staaten jedwede Spionage verbietet, — ebenso wie die Anzettelung politischer Verschwörungen gegen fremde Regierungen. — Dem Landesverrate nahe steht schließlich die widerrechtliche Mitteilung von Schriftstücken und Anweisungen durch Beamte im Dienste des auswärtigen Amtes, eine Handlung, die durch den sogenannten Arnim-Paragraphen unter Strafe gestellt ist. Es ist anzunehmen, daß dieses schlechte Gelegenheitsgesetz, für das kein wirkliches Bedürfnis vorhanden ist, beseitigt wird.

Als „feindliche Handlung gegen befreundete Staaten" wird die Beleidigung fremder Majestäten in Zukunft schwerlich mehr besonders mit Strafe bedroht werden. Dagegen wäre es sehr erwünscht, wenn in allen Ländern die Verleumdung anderer Völker bekämpft werden würde, wie es bereits in den deutschen Vorschlägen zum Völkerbundsentwurfe vorgesehen ist.

Gewalttätigkeiten gegen gesetzgebende Körperschaften, wie wir sie in München erlebt haben, sind auf das strengste zu bestrafen. Darüber hinaus wird ernstlich zu prüfen sein, ob nicht auch Streiks, Aussperrungen und andere Mittel des wirtschaftlichen Kampfes strafrechtlich zu verfolgen seien, wenn sie dazu mißbraucht werden, um auf Gesetzgebung oder Regierungsbildung einzuwirken. Gerade in einem demo-

kratischen Staatswesen muß der Wille der Volksmehrheit gegen jede Vergewaltigung durch eine Minderheit geschützt werden.

Die Vorschrift, welche die Gefährdung des öffentlichen Friedens durch Aufreizung verschiedener Bevölkerungsklassen zu Gewalttätigkeiten gegeneinander mit Strafe bedroht, verdient es, der Vergessenheit entrissen zu werden. Dagegen wird auf den sogenannten Kanzel-Paragraphen zu verzichten sein, der die politische Tätigkeit der „Hetzkapläne" treffen sollte. Die Sozialdemokratie, die ja die Religion für eine Privatsache erklärt, kann die Tätigkeit der Geistlichen unmöglich unter Ausnahmegesetze stellen, und dem Zentrum war dieser Paragraph stets ein Dorn im Auge.

Zum Schluß sei noch das persönliche Geltungsgebiet der Strafgesetze berührt. Straffreiheit werden auch künftig fremde Staatsoberhäupter und ausländische Gesandte zu genießen haben. Ob sie auch dem deutschen Reichspräsidenten — wie ehemals dem Kaiser und dem Bundesfürsten — eingeräumt werden soll, ist bei der Beratung der Verfassung lebhaft umstritten und noch nicht endgültig entschieden worden. Auch den Mitgliedern gesetzgebender Versammlungen ist die Immunität mindestens in dem bisherigen Umfange zu belassen. Sie auf die Mitglieder der Arbeiterräte oder doch des Rätekongresses auszudehnen, kann hingegen nicht als wünschenswert bezeichnet werden.

Psychoanalyse und Universität.

Von Dr. med. **Hans Liebermann,** Spezialarzt für Psychotherapie.

Der innerpolitische Umschwung, der sich zurzeit in Deutschland vollzieht, wird sich in seinen Folgen bald auch auf dem Gebiet des Unterrichts bemerkbar machen. Es erscheint also berechtigt, Forderungen, die an eine Reform des Unterrichts zu stellen sind, jetzt anzumelden, damit die Vorschläge nicht zu spät kommen. Die von mir heute vertretene Forderung bezieht sich nicht, wie die meisten, die jetzt in der Öffentlichkeit erörtert werden, auf die Unterrichtsmethode, sondern auf die Notwendigkeit, ein neues Fach in den Unterricht an der Universität einzuführen, und zwar zugleich in zwei Fakultäten, in die philosophische und in die medizinische, das Fach der Psychoanalyse.

Einer Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, warum diese neue Lehre bisher an den Universitäten Deutschlands nicht vorgetragen wurde, bedarf es kaum. Es möge ein Hinweis darauf genügen, mit welchen Schwierigkeiten und Gegenströmungen alle neuen Erkenntnisse zu kämpfen hatten, und daß der Kastengeist in unsern Gelehrtenkreisen Neues nicht gern aufkommen ließ. Ein besonderer Grund liegt im übrigen in der Lehre selbst, die mit vielen Illusionen und lieb gewordenen Vorurteilen aufräumt und somit den oberflächlichen Denker vor den Kopf stößt. Es soll aber ausdrücklich erwähnt werden, daß in Wien, von wo die Lehre ausgeht, und in Zürich, sie schon jahrelang vor dem Kriege an der Universität vertreten ist, daß sie in Amerika und in Holland an mehreren Universitäten gelehrt wird, daß die Budapester Studenten die Einführung des psychoanalytischen Unterrichts in der Revolution gefordert und durchgesetzt haben. — Nach dem Gesagten allein mag meine Forderung berechtigt erscheinen. Bedenkt man aber, wie sehr sich unser Leben jetzt ändern wird, wie sehr wir auf Geistestätigkeit angewiesen sein werden, so begreift man, daß kein Förderungsmittel auf diesem Wege, besonders kein so wichtiges, weiter vernachlässigt werden darf.

Warum ich die Psychoanalyse für so wichtig halte, sollen die folgenden Zeilen begründen. Die Kürze des zur Verfügung stehenden Raumes gestattet mir allerdings nur eine ganz oberflächliche Darstellung.

Psychoanalyse ist ein zweifaches, sie ist eine Methode und sie ist die aus Erkenntnissen aufgebaute Lehre, die mittels dieser Methode gewonnen wurden. Die Methode wurde von dem Nervenarzt Prof. Dr. Siegm. Freud in Wien ausgebildet und sollte ihm zunächst dazu dienen, den Geistesinhalt Hysterischer zu verstehen. Mit der hypnotischen Behandlung dieser Kranken beschäftigt, hatte Freud (zunächst in gemeinsamer Arbeit mit Breuer, aber bald allein) gefunden, daß hinter dem hysterischen Symptom ein Sinn steckt, den man in gewissen Fällen in der Hypnose aufklären und dem Kranken selbst begreiflich machen konnte, wodurch Besserung oder Heilung eingeleitet wurden. Da der hypnotischen Behandlung zahlreiche störende Mängel anhafteten, suchte und fand Freud in langjähriger mühevoller Arbeit die jetzt als

Psychoanalyse bezeichnete Methode, mit der es nicht nur gelingt, das krankhafte Symptom des Hysterikers aufzuklären, sondern die ungeahnte Einblicke in das Geistesleben des Gesunden vermittelt hat und dadurch zu völlig neuen Anschauungen in der Psychologie, zu neuen Forschungsmethoden und Erkenntnissen in zahllosen anderen Geisteswissenschaften geführt hat. Die Psychoanalyse scheint geradezu die Revolution auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften zu bedeuten. —

Wäre es Freud nicht gelungen von der Methode zur Behandlung kranker Psychen her einen Anschluß zunächst an die Psychologie der Gesunden und damit zu den übrigen Wissenschaften herzustellen, so wäre die Frage der Einführung des psychoanalytischen Unterrichts eine interne Angelegenheit der medizinischen Fakultät. Darüber ist aber die Psychoanalyse bereits hinausgewachsen. Innerhalb der Medizin haben die Methode und ihre Ergebnisse zu einer Umwälzung der Anschauungen über Psychoneurosen geführt, die sich trotz aller Bekämpfung siegreich durchzusetzen beginnt. Und wie es so geht, werden jetzt dieses oder jenes Stück Freud'scher Theorien bald hier, bald dort häufig als längst bekannt, oft auch als eigene Entdeckung anerkannt, natürlich ohne Nennung Freuds, der im Gegenteil immer weiter bekämpft wird. Wir können uns ja mit diesem mittelbaren Siegeszuge der Theorien einverstanden erklären, wenn sie nur nicht durch dieses Verfahren unendlich verwässert würden. Innerhalb der Medizin ist es Freud nun geglückt, als Erster eine wirklich brauchbare Theorie des Aufbaues der Neurosen aufzustellen, die, von ihm und seinen Schülern ständig weiter ausgebaut, uns ein immer größeres Verständnis für dieses interessante und wichtige Gebiet ärztlicher Tätigkeit vermittelt. Mit ihrer Hilfe gelingt es in zahllosen Fällen, Nervöse, die jahrzehnte hindurch sich jeder bisherigen Behandlung vergeblich unterzogen, zu bessern oder zu heilen, ein Ergebnis, das vom volkswirtschaftlichen Standpunkt um so höher eingeschätzt werden muß, als Nervöse meist ethisch und geistig hochwertige Individuen sind, die durch ihre Krankheit zu sozialer Untätigkeit verdammt sind. —

Für die Psychologie des Gesunden — und diese Ergebnisse interessiren die Allgemeinheit selbstverständlich mehr als die medizinischen — hat sich nun ergeben, daß wir bisher eine völlig verkehrte Auffassung von unserer Geistestätigkeit hatten. Einzelne große Philosophen — z. B. Schopenhauer — haben Wesentliches bereits mehr oder weniger klar erkannt und angedeutet. Den Kernpunkt der Frage treffe ich, wenn ich die bisherige Auffassung des freien Willens als verkehrt bezeichne. Einen freien Willen in dem bisherigen Sinne gibt es nicht. Unsere Entschlußfassung ist viel mehr als wir bisher ahnten, von Triebkräften abhängig, die in der Psyche wirksam, dem Besitzer dieser Psyche aber völlig unbekannt sind. Sie gehören also einem Teil der Psyche an, der nicht gekannt wird, nicht bewußt ist, und der daher als das Unbewußte bezeichnet wird. Dieses Unbewußte ist der ausschlaggebende Faktor bei unserer Einstellung zur Außenwelt.

Alle psychologischen Systeme, die Psyche gleich Bewußtsein setzen, stehen also im Widerspruch zu diesen Erkenntnissen. Mit Hilfe der psychoanalytischen Methode gelingt es nun, jenen unbewußten Teil der Psyche zu erkennen, dem Analysierten klarzulegen und damit auch die unbewußten Regungen einer Kritik und einem Willen zu unterwerfen, denen sie bisher entzogen waren. Wie dieses Verfahren beim Kranken Heilung, so bedeutet es beim Gesunden Steigerung seiner Leistungsfähigkeit, denn die vom Unbewußten ausgehenden Gegenströmungen und Hemmungen können nun erkannt und ausgeschaltet, oft auch umgeleitet und damit nützlich angewendet werden.

Die psychoanalytische Methode hat uns verschiedene Wege kennen gelehrt, die zur Aufdeckung des Unbewußten dienen. Durch die Erfahrung aufmerksam gemacht, gelang es Äußerungen des Unbewußten nicht nur in den Symptomen der Psychoneurosen, (Hysterien, Zwangsneurose, Angstzustände, Phobien etc.) zu erkennen, sondern ebenso in den Fehlhandlungen des Gesunden, in den Träumen, in Tagesphantasien usw. Alle wichtigen Entscheidungen des Lebens, soweit sie nicht vom absoluten Zwange der Wirklichkeit gefällt sind, stehen unter dem Einfluß des Unbewußten; Berufs- und Gattenwahl mögen hier als zu den wichtigeren gehörig genannt sein. Die alltäglichen Fehlhandlungen des Verlesens, Versprechens, Verschreibens usw. stellen sich gleichsam als Ventile dar, die die unbewußten Forderungen ausströmen lassen. In ähnlicher Weise ist der Traum ein Gebilde des Unbewußten, dessen Absichten sich an ihm klar ergeben, wenn man es versteht mit Hilfe

der von Freud angegebenen Traumdeutung die Symbolsprache des Traumes in unsere Sprache zu übersetzen. — Im wesentlichen enthält das Unbewußte jene angeborenen Triebe, die durch Erziehung und sozialen Zwang unterdrückt werden müssen. Die Unterdrückung wird soweit getrieben, wir nennen diesen Vorgang Verdrängung, daß von den verdrängten Wünschen im Bewußtsein nichts zurückbleibt. —

Die Ergebnisse, die zunächst am Kranken, daneben aber auch am Gesunden gesammelt worden sind, könnten, wenn sie durch nichts weiter gestützt wären, noch als Ergebnis einer Methode bezweifelt werden, die man vielleicht als einseitig oder falsch bekämpfen möchte. Zur unwiderlegbaren Wahrheit aber sind sie geworden, als sie eine volle Bestätigung von den verschiedensten Seiten erfuhren. So offenbaren zahllose ältere und moderne Werke der Literatur ein Verständnis für das unbewußte Seelenleben in unserem Sinne. Auch der analytische Inhalt der Mythen und der Märchen beweist, daß die Kräfte, die sich in der Psyche des Einzelnen, ob gesund oder krank, abspielen, die gleichen sind, wie jene, die sich in der Mythen- und Märchenbildung entfalteten; unsere Erfahrungen auf die Ethnologie angewandt ergaben eine höchst überraschende Übereinstimmung im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker, Völkerpsychologie und Geschichte werden verständlicher, Rätsel der Religionsgeschichte und Religionswissenschaft werden geklärt, die Linguistik wird Objekt und Mittel weiteren Eindringens, Ästhetik und Kunst, Philosophie, Ethik und Recht, Pädagogik und Charakterologie werden neu durchleuchtet, gewinnen ein neues Ansehen und verlieren viel ihrer unverständlichen Widersprüche und Rätsel. Kurz das ganze Gebiet der Geisteswissenschaften wird von den Erkenntnissen der Psychoanalyse befruchtet und durchsetzt. Sie wird aber nicht nur dazu dienen Vergangenes und Gegenwärtiges aufzuhellen, sie tut auch Aufgaben für die Zukunft. Ihre tiefen psychologischen Errungenschaften müssen in den Dienst der Aufklärung gestellt werden, in den Dienst des Wiederaufbaues eines ethischen Systems, nachdem das bisherige unter der Wucht des Krieges versagt zu haben scheint. Die Psychoanalyse ist noch jung, und doch hat sie bereits auf zahlreichen Gebieten neben dem der Medizin, von dem sie ausging, die größten Erfolge erzielt. Bisher aber war sie nur einem ganz kleinen Kreis von Glücklichen zugänglich, die durch Zufall mit ihr in Berührung gekommen sind. Damit sie imstande ist weiter ihre Aufgaben auf allen Gebieten der Geisteswissenschaften zu erfüllen, muß sie einem größeren Kreise erreichbar werden. Sie muß als Unterrichtsfach an der Universität eingeführt werden, in der medizinischen und in der philosophischen Fakultät.

Künstler.

Birgit Engell.

Birgit Engell — ein Reigen graziösester Bühneneindrücke wird lebendig. Die Engell und die Artôt in den bedeutsamen Liebchen-, Zofen- und Pagenrollen der Opera buffa etwa Rossinis, etwa Mozarts. Bedeutsam für den Geist dieser Musikwelt. Beruht doch der bezaubernde (der moderne mehr oder weniger abhanden gekommene) Charme dieser unvergänglichen Werke nicht zum wenigsten auf der schauspielerischen und musikalischen Delikatesse dieser entzückend-anmutigen Rokoko-Figuren, die meist in bewußtem Echo und Gegenspiel zur ernsteren Hauptfabel in deren Sphäre lebendigstes Weibchentum mit all seiner zwitschernden Plauscherei und Liebelei graziös-wirbelnd hineintragen. Man denkt etwa an die Susanne, den Cherubin im „Figaro", etwa an die Rosine im „Barbier". Selbstverständlich, daß die Engell sich lieber Spezies, soweit vorhanden, auch in der neueren und modernsten Musik mit Erfolg angenommenen hat. Man kennt und weiß zu würdigen ihre anmutige Darstellung des Lieschen im „Rappelkopf", im „Ring des Polykrates".

Mitunter auch tritt im Repertoire der Engell an die Stelle zierlicher Koketterie die Anmut jungfräulicher Herrin; so etwa, wenn die Künstlerin als Eurydike Glucks klassisch-abgeklärte Melodik, als als Gilda Verdis glühenden Ziergesang entfalten oder etwa als Sophie im Straußchen „Rosenkavalier" sich mit dem Schmelz des Artôtschen Organs zu hinreißendem Liebesjubel verbinden darf. Mitunter auch an deren Stelle die innige Keuschheit des Märchens, die gemütvolle Schlichtheit des Volkes, so etwa, wenn die Engell Humperdincks Märchenfiguren (Gretel, Gänsemagd), oder als Annchen („Freischütz"), als Gretchen („Wildschütz") die weiblichen Haupt-

rollen der deutschen Spieloper mit vornehm-innerlicher Musikalität zur Verkörperung bringt.

* * *

Birgitt Engell dankt ihren nordischen Rufnamen der dänischen Mutter, die deutsche Erziehung dem deutschen Vater. Die Künstlerin ist aus der besten modernen Schule hervorgegangen. Etelka Gerster-Gardini bildet das schon früh auffallende Organ der Künstlerin aus; mit dem Erfolge, daß die Sängerin nach vierjährigem Studium — besonders im Ziergesang — anläßlich einer internen Instituts-Aufführung vom Herbst 1907 ab auf fünf Jahre an das vom Intendanten von Mutzenbecher geleitete Wiesbadener Hoftheater verpflichtet wird. Ihr dortiges Debüt ist die Gretel im Humperdinckschen Musikmärchen. Auch singt die Künstlerin hier schon u. a. die Rosine („Barbier von Sevilla"), Marie („Regimentstochter"), Zerline („Fra Diavolo"), Gilda („Rigoletto"). Auch im Konzertfach ist sie neben der Bühne schon tätig; so z. B. nimmt sie bereits als Solistin an dem Niederrheinischen Musikfest in Aachen teil. 1910 ist sie an der Wiesbadener Bühne mit eigenem Erfolge Partnerin Carusos als Gilda. Schon im zweiten Jahr ihrer Wiesbadener Tätigkeit verpflichtet Hülsen die Sängerin, nachdem sie als Annchen („Freischütz") und Gänsemagd („Königskinder") an der Berliner Hofoper erfolgreich gastiert hatte, vom Herbst 1912 ab nach Berlin.

Hier erfolgt ihr erstes Auftreten im Engagement in der Rolle der Sophie im Straußschen „Rosenkavalier". Seitdem hat sich die Künstlerin neben der Artôt mit wachsender Beliebtheit ihr besonderes einschlägiges Repertoire an der Berliner Oper geschaffen. Den Werken eines Gluck, Rossini, Mozart, Weber, Lortzing und Humperdinck, aber auch Verdi und Strauß dient die Sängerin in geschmackvoll-gepflegter Kunstübung, gestützt auf eine selbstverständliche Musikalität des Wesens und den Reiz eines schönen, biegsamen Organs. Der Künstlerin Vorliebe, die ja schon in ihrer Wiesbadener Zeit früh zu konzertieren begonnen hatte, neigt trotz Rossini, Mozart und R. Strauß zur Konzerttätigkeit. Dem deutschen Liede hat sie auch im Auslande stete Geltung und Wirkung errungen. So z. B. hat die Liedersängerin Engell erst noch im Frühjahr dieses Jahres auf ihren Gastspielen in Holland und Skandinavien mit Brahms, Hugo Wolf und R. Strauß bedeutsame Erfolge erzielen können. Im Berliner Tonkünstlerfest dieser Tage brachte sie die letzten Strauß-Lieder zum ersten öffentlichen Vortrag.

Aus dieser Vorliebe für das Lied ist es erklärlich, daß die Künstlerin trotz aller dortigen Erfolge ihrer Bühnenverpflichtungen ledig zu werden wünscht, um sich ganz der Konzerttätigkeit widmen zu können. So hat die Engell zum Herbst 1919 ihre vertragliche Bindung an die hiesige Staatsoper gelöst, und wird die Berliner Operngemeinde die Künstlerin danach lediglich in der Sopran-Rolle des Pfitznerschen „Palaestrina", die sie auf Wunsch des Komponisten inne hat, sich von der Bühne verabschieden hören. Wenn auch die Sängerin dem Berliner Musikleben im Konzertsaal nun ungehemmter dienen darf und wird, bleibt es doch bedauerlich genug, daß die Berliner Staatsoper in der Engell wiederum eines ihrer hervorragendsten Mitglieder verliert.

Kirche, Krieg und Revolution.

Von J. Frank.

Im Kriege hat die Kirche mit zynischer Offenheit verraten, wie sehr ihr Reich von dieser Welt ist. Früher hatte sie ihre Erdenhaftigkeit nicht gelten lassen wollen und und den Klarsehenden verdammt, der sich erkühnte, sie ihr vorzuwerfen. Früher hatte sie sich große Stücke eingebildet auf ihre himmliche Herkunft, auf ihre weltumspannende Universalität, auf ihr allmenschliches Brudertum. Und viele ihrer blinden oder geblendeten Anhänger hatten felsenfest an diese Himmelhaftigkeit, an dieses Brudertum geglaubt, weil sie reinen Sinnes und naiven Glaubens waren. Und dieser Glaube war den Herren der Kirche recht, denn Herren brauchen, um überhaupt Herren zu sein, den Glauben eines naiven Volkes. Das gläubig-naive Volk hielt das Wort der Kirchenherren für göttliche Offenbarung, ihr Gebot für ein ehernes Gesetz des höchsten Gottes. Es hat noch nicht erkennen gelernt die schlau-

verwirrende Phraseologie des kirchlichen Pathos. Der gläubige Mensch hatte an diese Bruderschaft aller Erdenmenschen geglaubt, war stolz gewesen, das Glied eines Ganzen zu sein, das die Parole edler Menschlichkeit, allumfassender Erdenbrüderlichkeit nach des Meisters Lehre auf seine Fahnen geschrieben. Er kam sich himmelhoch erhaben vor gegenüber vergangenen, düsteren Zeitaltern der Völkerfeindschaft und des Rassenhasses. Er war Christ und das hieß Mensch sein, wohlwollender, wohltuender Mensch. Galt ihm doch als des Christentums letzte und tiefste Erkenntnis, Bruder zu sein allen Menschen der Erde. Und selbst für jene, denen die christliche Kirche nur noch ein pompöses Gebäude der Macht war, aus dem des Stifters Geist der Liebe längst entwichen, blieb der urchristliche Gedanke der Allbrüderlichkeit ein heiliges Kleinod, das sie in ihrem dem äußeren Scheinkult entfremdeten Herzen behutsam bargen.

Da kam der Krieg mit seiner unflätigen Flut von Haß und Gift und Geifer und riß die brüderhaft geeinte Menschheit auseinander in Staaten und Rassen. Da wäre es Sache der Kirche gewesen, aufzustehen im Namen des Meisters und ihr Menschenbrudertum zu verfechten gegen die Habgier und das niederträchtige Rivalentum der Staaten. Da hätte sie den Menschen aufrufen müssen gegen den geknebelten Staatsbürger, den Bruder gegen den gezwungenen Soldaten. Sie hat nichts verfochten, niemand aufgerufen. Sie hat nicht einmal, über der Welt Bosheit und Schlechtigkeit entsetzt, geschwiegen. Ganz im Gegenteil, sie bot in feiler Bereitwilligkeit ihre Dienste dem Staate. Sie, die Weltumfassende, Universelle, zerklüftete sich in Staatskirchen und -kirchlein. Und jedes Kirchlein erhob den Anspruch, den wahren christlichen Geist zu hüten, den wahren christlichen Gott zu besitzen, allein noch christlich zu sein. Über die inneren Spaltungen hinweg reichte sich die Klerisei jeden Landes aus Gründen der Opportunität und der Konjunktur die christliche Bruderhand zum nationalen Bunde. Man gab nur noch dem Kaiser, was er zu geben befahl, und hatte vergessen, was man Gott schuldig war. Ja, der Herrgott wurde ohne weitere Umstände nationalisiert und durch fromme Gebete aufgefordert, die göttliche Neutralität aufzugeben. Es gab keinen Weltengott mehr, sondern einen deutschen, einen englischen. Man log ihm in nationalistischem Pathos vor, allein seine Sache zu verfechten, allein christliche Gerechtigkeit und Tugend zu schirmen. Man erhob den Weltkrieg, den diplomatisches Hochstaplertum und kommerzieller Egoismus hervorgerufen, zum heiligen Kreuzzug für Sitte und Recht. Man spaltete die an sich nicht allzu lichte Welt in zwei große Reiche, als wenn man nicht mit der Bibel in der Hand gekämpft, sondern mit dem Zandavesta, in die Reiche Ohrmasds und Ahrimans, in die Reiche des Lichts und der Finsternis. Es war selbstverständlich, daß man selbst nur eitel Licht ausstrahlte. Und ein Kaiser, der sich zum Prediger des Lichtes aufgeworfen, desertierte jämmerlich, als sein Lichtreich sich verfinsterte. Man schickte das daheim gebliebene Volk, das für die Sache der Gerechtigkeit nicht kämpfen konnte, in die Kirche, Sieg und Triumph vom nationalen Gott herabzuflehen. Nationale Götter des Krieges und Sieges waren wieder erstanden. Mit der Kampflust war heidnisches Heroentum und heidnische Vielgötterei erwacht. Wie hätte der wahre Gott, der über aller Menschheit in erhabener, unantastbarer Gerechtigkeit thront, für den Sieg einer Partei sich entscheiden sollen, die ebenso wie andere mit Tugend und Recht lügenhaft prahlte?

Die Kirche hatte damit, daß sie sich zum nationalen Staatskirchlein herabwürdigte, selbst ihr Schicksal besiegelt. Sie war nicht mehr eine Dienerin des Herrn, sie war eine feile Magd des Staates. An des Staates Futterkrippe fressend, mußte sie — Hunger entschuldigt oft, doch nicht immer — sein Lied singen, das Lied, das er ihr vorsang, das Lied vom braven Mann, das, mit eindrucksvollem Pathos deklamiert, die christlich-nationale Seele unbedingt erbauen mußte. Der christliche Staat degradierte die christliche Kirche zu einem politischen Propaganda-Institut, Gebet und Predigt zu marktschreierischer Reklame. Er nützte ihren religiösen Einfluß auf die Untertanenseele aus zur Stärkung seiner politischen Macht. Er wußte, daß, um den Körper ganz zu haben, man die Seele besitzen muß, und zu diesem Seelenfang war ihm die Kirche gut genug. Er schrieb ihr den Gehalt und Ton ihrer Predigten vor, er legte ihr die Losung vom Durchhalten in den christlichen Mund, und sie, futterfrom, predigte nach seinem Wunsch, predigte ohne Unterlaß. Sie verherrlichte seine Siege als sichtbare Wunderzeichen des nationalen Gottes und forderte, durch diese nationalchristliche Wundreserie kouragiert, immer neue Opfer, neue Geduld, neue Selbstverleugnung.

Und das gläubige Volk, schon halb verzweifelt an dem Nutzen der Opfer, opferte sich immer aufs neue, tötete sich immer wieder ab bis zum gänzlichen Tode. Aber der Kirche, die sich nun einmal dem Staat mit Leib und Seele verschworen, blieb keine Wahl mehr als im Bösen zu beharren, weiterzufahren in der Lügenpredigt von Opfer, Recht und Tugend. Sie schloß beide Augen vor den widerwärtigen Auswüchsen des macchialistischen Staates, beide Augen vor des eigenen Volkes mitverschuldeter zusammenbrechender Sittlichkeit. Sie predigte scharlatanisch weiter in frivoler Verblendung und bezahltem Rhetorentum und merkte nicht, wie das eigene Volk, verdrossen und angewidert vom ewigen Gleichklang leeren Pathos', sich ihr entfremdete, ihr mißtrauisch und haßerfüllt den Rücken kehrte. Heute steht sie, die christliche Kirche, vor den Ruinen der Moral, vor den Ruinen der Gläubigkeit. Sie hat kein Recht, die anklagende Hand zu erheben gegen das entsittlichte, ungläubige Volk, wenn sie sich nicht sogar in ihrer Verzweiflung noch als Scharlatan, als ausgeschämte Heuchlerin aufspielen will.

Doch sie hat ihr Spiel noch nicht vollends aufgegeben, sie will auch heute noch Einfluß ausüben, Macht demonstrieren. Sie war von jeher, seit sie sich aus der seelenhaften Zartheit urchristlicher Gemeinde zur robusten Weltmacht emporgeschwungen, immer auf Macht und äußere Größe versessen gewesen. Sie wollte ein Reich auf dieser Welt, drum lag sie einst mit den Fürsten dieser Welt im Kampf, und als diese doch obsiegten, stellte sie sich, geschäftstüchtig und verschlagen, hinter sie. Einst war sie über den Staat gestellt, nun ordnete sie sich in den Staat ein. Ging es nicht mehr im Kampf gegen der Erde Herren, Macht zu erringen, so ging es doch im Bund mit ihnen. Im neuen Staat, der, aus der Revolution geboren, jedem Bekenntnis Bürgerrecht, doch kein Herrscherrecht verleiht, blieb für ihre Machtgelüste kein Raum mehr. Sie steht heute allein, noch immer ein stattlicher Tempel, aber ein Tempel ohne gläubiges Volk. Doch sie will der Macht nicht entsagen, sie will auch mitherrschen im neuen Staat. Sie krampft sich habgierig an ihr noch verbliebenes äußeres Besitztum. Das Wort von der Trennung von Kirche und Staat schallt ihr entgegen wie ein Ruf aus den Schlünden der Hölle. Sie glaubt nur in einem Reich von dieser Welt leben zu können, da ja ihr Geist und ihre Gesinnung von dieser Welt sind. Die Pflege der Seele scheint ihr nur zu gedeihen auf einem wohlgedüngten, irdischen Mistbeet. Sie gibt ihre irdische Sache noch nicht verloren und posaunt in alle Welt hinaus, die Religion bräche zusammen, wenn ihre äußere Macht dahinginge. Sie hat nie, bald zu ihrem Vorteil, bald zu ihrem Verhängnis, Religion von Macht zu trennen gewußt, sie kennt ja ihren Meister nicht, den großen, heiligen, der nur über den Geist, nicht über die Materie herrschen wollte. Sie führt einen hartnäckigen, erbitterten Kampf dagegen, daß man sie auf ihr ureigenstes Gebiet, auf das Reich der Seelen zurückverweisen will.

Wenn es ihr wirklich ernst wäre, mit ihrem Christentum, mit jener feierlichen Innerlichkeit der Seele, mit jener erhabenen Menschlichkeit ihres Meisters, dann würde sie nicht diesen äußeren Kampf um Macht und Vorteil führen, dann würde sie die Seele zu gewinnen suchen, nur die Seele, mit himmlischem Trosteswort die Leiden dieser Erde mildern, nicht Staatsbürger beeinflussen, nicht Wahlpolemik führen, sondern Menschen erziehen, Brüder, Christen. Dann könnte sie das gut machen, was sie Jahrhunderte hindurch gesündigt. Sie würde selbst nicht schlecht dabei fahren. Es gibt mehr als einen katholischen Kleriker, der eingestanden, daß das Papsttum an geistigem Einfluß gewonnen, seit es den Kirchenstaat verlor. Wenn diese Erkenntnis sich durchringen würde, dann wäre endlich der Tag gekommen, auf der Erde jenes Reich zu errichten, von dem der Meister sagte, daß es nicht von dieser Erde sei.

Nachdruck nur mit vollständiger Quellenangabe erlaubt.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin.
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

A
E G

Annahme für Vorwetten.

Rennen zu

Bln.-Karlshorst	12. Juni
München-Riem	15. Juni
Hamburg-Großborstel	15.17. Juni
Leipzig	15. Juni

Trabrennen zu

Bln.-Mariendorf	15. Juni
Heide i./Holstein	15. Juni

Annahme von Vorwetten für Berlin bei **persönlich** erteilten Aufträgen bis **3 Stunden** vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 7 Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,

Kurfürstendamm 234

Bayerischer Platz 9 (Eingang Innsbrucker Str. 58)

Oranienburger Str. 48/49 a. d. Friedrichstraße

Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)

und an den Theaterkassen der Firma A. **Wertheim**

Leipziger Str. 132	**Tauentzienstr. 12a**
Nollendorfplatz 7	**Rathenower Str. 3**
Planufer 24	**Königstraße 31/32**

Für **briefliche** und **telegraphische** Aufträge Annahme bis **3 Stunden** vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

Der letzte Brief

Eine Sammlung letzter Briefe bedeutender Menschen

HERAUSGEGEBEN UND EINGELEITET VON

JLSE LINDEN

Enthält letzte Briefe von:

Beethoven / Casanova / Dostojewski / Flaubert / Fontane / Goethe / Grabbe / Hebbel / Heine / Jean Paul / Keller / Kleist / Körner / Lenau / Lichtenberg / Luther / Menzel / Multatuli / Nietzsche / Novalis / Schiller / Schubert / Schumann / Storm / Stifter / Wagner u. v. a.

Vossische Zeitung: „In dem Büchlein steckt viel bedeutendere Lebensweisheit als in anderen nicht durch eine Idee geordneten Anthologia."
Hannov. Courier: „Eine Zusammenstellung von grösstem Reiz, oftmals von einer ergreifenden Wehmütigkeit."
Leipziger Tageblatt: „Niemand wird sich dem feierlichen Eindruck dieser letzten Dokumente entziehen können."
Hartungsche Zeitung: „Eine originelle Idee, wirklich etwas ganz Neues."

In Friedensausstattung, br. 6,50 M, gebunden 8,50 M, Halbpergt. 10,— M

Oesterheld & Co. / Verlag,
Berlin W 15, Lietzenburger Straße 48.

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II - Berlin NW. 87, Reuchlinstraße - Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten, und Erweiterungsbauten von Gasanstalten für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.

Sämtliche Ausrüstungsteile für Öfen mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.

Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.

Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.

Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.

Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.

Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.

Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.

Geräte und Werkzeuge.

Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.

Triebwerke.

Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Wasserwerken und Kanalisationen,

Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin SW 68, Kronenstr. 37.

Nummer 16 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft
Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

14 Fragen an Wilson von Hans Natonek
Das Verbrechen der Einführung der Papierwährung von Georg Rothgießer
Johanna Hofer
Zur Verbesserung unserer Jugendfürsorge von Dr. Hans Lieske
Das sterbende Berlin von Laroche
Die neue Akademie der Künste von Karl Fischer
Neue Bücher

Erscheint jede Woche * Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co
BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Rampe-Stube 1918

Friedrichstr. 169 (frühere Volksstube)

Feine Liköre * Edelbranntweine * Seltene Weine
Schaumweine * Champagner * Eisgetränke

Erscheint tägl. Mittags
Geschäftsstelle: Berlin
SW 48, Friedrichstr. 239

Anzeigen kosten für die 5 gespaltene Kleinschriftzeile M. 1.20 ohne jeden weiteren Aufschlag

Die Weltstimme

ist eine täglich erscheinende Zeitschrift für rein sachliche, völlig unparteiische, kürzeste Zusammenfassung der wichtigsten Berichte und Abhandlungen aus der

gesamten Welt-Tagespresse

sowie aus allen tonangebende

Fachzeitschriften des In- u. Auslandes

über Politik und Volkswirtschaft, über Handel und Börse, über Industrie und Gewerbe, über Technik und Handwerk, über Baukunst und Maschinenwesen, über Kunst und Wissenschaft.

Die Weltstimme ist eine, jedem Gebildeten unentbehrliche Ergänzung seiner Tageszeitung.

Bezugspreis durch die Post monatl. M. 3,25, vierteljährl. M. 9,75

Untenstehender Zettel wird am einfachsten dem Briefträger ausgehändigt.

An das Postamt Hier

Erbitte die „Weltstimme", Berlin.

(Lesbare Unterschrift und Wohnungsangabe)

.....

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1918. Berlin, den 21. Juni. Nummer 16.

14 Fragen an Wilson.

Von **Hans Natonek.**

Ist Ihnen bekannt, Herr Präsident, daß Ihr Name in den Seelen von Millionen Menschen als ein Erlöserglaube lebte? Auch Ihr Eintritt in den Krieg konnte unzählige Deutsche in ihrer Zuversicht nicht irre machen.. Denn wiederholt haben Sie verkündet, daß Sie nicht der Feind des deutschen Volkes sind. Für Sie war der Krieg ein Kreuzzug gegen die imperialistische Macht des deutschen Weltreichgedankens. Wie stehen Sie, nebenbei, zum englischen Weltimperialismus?

Ist Ihnen bekannt, Herr Präsident, daß ein Teil des deutschen Volkes, und wahrlich nicht sein schlechtester, Ihren großen Ideen vertrauend, in der Niederlage des preußisch-deutschen Imperialismus einen Weg zur Verwirklichung Ihrer Grundsätze erblickte? Sollen die Unrecht behalten, die während der nationalistischen Hochflut des Weltkrieges für ihren Glauben viel gelitten haben, und jene Recht behalten, die, kleingläubig und verblendet, in Ihnen nie etwas anderes als einen Betrüger und Heuchler sahen?

In keinem anderen Lande fanden Sie als Verkünder eines neuen politischen Geistes mehr Glauben und Verehrung als in Deutschland. Wissen Sie nicht, Herr Präsident, daß man in der Entente Ihre „schönen Ideen" als Draufgabe zur Macht Amerikas notgedrungen mitnahm, mitnehmen mußte, weil Sie und Ihre Idee unzertrennlich schienen? Der Entente war Ihr Völkerbund ein unwillkommenes Anhängsel der Kanonen, die Amerika mitbrachte, — Deutschlands Idealisten sehen nur Ihre Idee, trotz der Kanonen, und die Welt begrüßte es, daß sich endlich einmal die Macht selbstlos dem Geist verbündete, um ihm zum Siege zu verhelfen.

Ihre Erklärungen stehen für alle Zeiten fest: Sie wollten nichts für sich, nichts für den Sieger — Sie wollten nur den Sieg der Gerechtigkeit.

Ist Ihnen bekannt, Herr Präsident, daß einem Individuum, dessen Glaube in Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit niederbricht, ein verheerendes Gift in die Seele geträufelt wird? Ebenso zerrüttend sind für ein ganzes Volk, ja für die Menschheit die Folgen eines zerstörten Glaubens. So rasch die Völker zu einem neuen Ideal emporschauen lernen, so schnell schmähen und verraten sie es auch, wenn sie in ihrem Glauben enttäuscht werden. Der Gegenstand ihrer Hoffnung und ihres Vertrauens zerfällt in den aus ihrer Höhe gestürzten Herzen und geht in einen giftigen Zersetzungsprozeß über. Ist Ihnen bekannt, Herr Präsident, daß sich Ihre großen Gedanken: Völkerbund, Schiedsgericht, Gerechtigkeit, Selbstbestimmungsrecht dank des ungeheuerlichen Frevels, der mit ihnen getrieben wird, in der Seele der Menschheit in gärender Auflösung befinden? Die Völker haben auf Erfüllung gewartet und Enttäuschung gefunden. Diese Enttäuschung wird sich nicht gegen jene richten, die die Erfüllung der Ideen verhindert haben, sondern gegen die Idee selbst — und ihren Urheber. Man wird höhnen, wo man einst geglaubt hat. Die besten Gedanken, Herr Präsident, die schönste Gesinnung, die die Welt beglücken könnten, sind in höchster Gefahr, weil sie sich in der entscheidenden Stunde nicht bewährt haben. Ihr Lebenswerk ist in Gefahr, Herr Präsident; und dies ist das unfaßbar Tragische, daß dieses Werk groß und erhaben ist, trotz allem, aber Sie, Herr Präsident, der Sie es schufen, — warum haben sie es im Stich gelassen?

Deutschland soll, so bestimmt der Gewaltfriedensvertrag, vorläufig vom Völkerbund ausgeschlossen sein; seine Aufnahme hängt von der Erfüllung gewisser Be-

dingungen und von seiner „guten Führung" ab. Ist Ihnen bekannt, Herr Präsident, daß auch in einem besiegten Volke ein gewisses Ehrgefühl lebt? Ist Ihnen bekannt, daß man mit der Zertretung dieses Ehrgefühls eine Nation zu einem Paria-Volk erniedrigt? Ihre Verbündeten sind drauf und dran, ein Paria-Volk im Herzen Europas zu schaffen. Sind Sie Sozialist, Herr Präsident? Sie sind es nicht. Sonst würden Sie es verhindern; sonst wüßten Sie, was das bedeutet: ein Sklavenvolk inmitten Europa! Das bedeutet, daß ein ganzes Volk nur die verderbliche Seite der imperialistischen Ordnung erkennen lernt und in unaufhörlichem Aufbäumen seine Fesseln zu zerreißen sucht. Sie sind ein bürgerlicher Demokrat, Herr Präsident, und dulden es, daß ein ganzes Volk in einen Haß gegen jene Ordnung hineingetrieben wird, der Sie angehören! Fürchten Sie nicht, daß die proletarischen Schichten der anderen Nationen sich mit der entrechteten und versklavten Klasse eines ganzen Volkes solidarisch fühlen werden?

Sie wollen den Militarismus und jede Gewalt abschaffen. Sie fordern die Abrüstung. Ist Ihnen bekannt, Herr Präsident, daß, wenn der Gewaltfriede diktiert wird, in Kürze mitten in Europa eine militaristisch-nationalistische und eine bolschewistische Irredenta ihr Haupt erheben wird? Und das deutsche Volk, von zwei Seiten aufgestachelt, wird so zum verhängnisbringenden Seuchenherd Europas.

Man hat Ihnen, Herr Präsident, früher des öfteren einen lehrhaften Doktrinarismus und eine professorale Geste nachgesagt. Man hat sie wohl auch, teils ironisch, teils wohlmeinend, einen praeceptor mundi genannt. Nein, ein Erzieher der Völker sind Sie nicht! Das deutsche Volk erziehen Sie, willentlich oder nicht, zum Unglauben an die besten Ideale, zur Verzweiflung, zu heimlichen Umtrieben; und die verbündeten Völker — an denen wurde Ihr Erziehungswerk zu Schanden; die parieren Ihnen nicht und wachsen über den, der ihr Meister sein sollte.

Sie sind der Schöpfer eines Völkerbundsentwurfs, der die Nationen auf paritätischer Grundlage zusammenführen soll. Und dennoch dulden Sie, daß die Entente gleichsam mit politischen Vorzugsrechten als Urzelle des Völkerbundes verewigt werde? Kann ein politisches Interessenbündnis weiterbestehen, wenn es eine Gesellschaft gleichberechtigter Nationen zu schaffen gilt? Wäre es nicht die erste Tat des zu bildenden Völkerbundes, die Verträge der Entente zu annullieren? Soll der Völkerbund eine Fortsetzung der alten Politik unter einer neuen Firma, oder soll er nicht vielmehr ein Bruch mit dem Alten, ein ehrlicher neuer Anfang der wieder zu sich gekommenen Menschheit sein?

Es wird und muß eines Tages der Welt der ganze Umfang Ihrer Niederlage bekannt werden. Man erzählt, Herr Präsident, Sie hätten sich in Paris anfänglich mit Erfolg gegen die Ententepolitiker zur Wehr gesetzt, da aber seien Ihnen die Kapitalisten und Imperialisten Ihres eigenen Landes in den Rücken gefallen. Ist dem so, dann erwartet die Welt ein offenes Bekenntnis Ihrer Niederlage. Sie, Herr Präsident, mögen gefallen sein, die Idee darf es nicht. Die Idee, die weiterleben muß, verlangt, daß Sie sich erklären und bekennen; daß Sie bekennen, wie dieser ungeheuerliche, unsägliche Sturz geschah, mit dem eine Welt der Hoffnung und Erneuerung zusammenbrach. Sie haben etwas Unerhörtes, Großes verheißen: den Sieg ohne Demütigung für den Besiegten, ohne äußeren Vorteil für den Sieger. Sie haben damit den letzten Krieg verkündet. Sind Ihre Verheißungen wahr geworden? Wenn Sie Ideen nur postulieren, aber nicht verwirklichen können — zwingt Sie, Herr Präsident, innere Wahrhaftigkeit nicht zur Abdankung? Das Ziel, für das Sie in den Krieg eingetreten sind, ist **nicht** erreicht. Sie würden durch ein öffentliches Bekenntnis dieses Sachverhalts der Welt einen großen — vielleicht Ihren letzten — Dienst erweisen. Sie würden durch Ihre Resignation und Ihren Rücktritt wenigstens die Idee retten. Bleiben Sie aber in Ihrem Amte, Herr Präsident, — nie gab es ein gleiches in der Welt — dann haben Sie die heilige Pflicht, Ihre hohen Gedanken dem Sumpf zu entreißen, in den Sie zu versinken drohen. — Als Sie, Herr Präsident, Ihre Lehrtätigkeit als Professor aufgaben, um in das öffentliche Leben des Politikers einzutreten, sagten Sie zu Ihren Schülern: „Ich habe meine Schüler so lange gelehrt, wie es gemacht werden könnte, daß es Zeit wird, Ihnen zu zeigen, daß es gemacht werden kann." Ihre Schüler warten. Sie haben es nicht gezeigt. Wenn Sie es nicht zeigen können, dann war Ihre Präsidentschaft eine Täuschung, Herr Professor!

Das Verbrechen der Einführung der Papierwährung.

Von Georg Rothgießer.

Was hätten wir am 1. August 1914 tun müssen? — Die vom Rathause kommen, sind klüger als die, die hineingingen. Diesem Sprichwort nach sollten wir jetzt, nach dem Zusammenbruch, wissen, was wir hätten tun müssen, um den Zusammenbruch zu vermeiden; allein das zeigt so recht die Verworrenheit der europäischen Lage am besten, daß wir dieses heute noch nicht wissen! Schon am Ende des ersten Kriegsjahres zeigte das Knapperwerden der Lebensmittelvorräte, die Teuerung der Lebensmittel, die daraus folgende Erhöhung der Arbeitslöhne, die weitere Folge der Entwertung des Geldes, daß die Grundlage des stetigen Geldwertes, als des Vergleichsmittels für alle eintauschbaren Dinge und Arbeitsleistungen, nicht vorhanden war.

Was hätten am 1. Juli 1914 unsere Staatslenker dekretieren müssen, um zu bewirken, daß unser allgemeiner Wertmesser, unser Geld, stetig blieb?

Das Problem der besten Währung ist schon sehr alt. Die Gelehrten haben sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts cum ira et studio, mit Zorn und Eifer, die Köpfe über dieses Problem zerbrochen, und sind zu keinem Ergebnis gelangt. Nur soviel wußte man, daß die Goldwährung einigermaßen brauchbar war. Aber das stand offenbar bei allen Verantwortlichen der deutschen Regierung fest, daß mit dem Moment des Eintritts des Krieges die Goldwährung aufgegeben werden mußte, denn sonst wäre das nicht am 1. August geschehen. Die Aufhebung der Goldwährung gehörte offenbar zur Mobilmachung, sie war für den ersten Mobilmachungstag vorgesehen.

Von der Tadellosigkeit unseres Mobilmachungsplans war jedermann im In- und Auslande überzeugt, und seine Güte hat sich wohl auch in jeder anderen Beziehung bewährt. Weshalb nur in dieser einen Beziehung nicht? — Hat man niemanden um Rat gefragt? Das scheint kaum wahrscheinlich. Man hat sicherlich den Rat der Autoritäten eingeholt, und diese Autoritäten waren ohne Zweifel die Hochschullehrer der Nationalökonomie. — Haben diese in unbegreiflichem Mangel an Selbsterkenntnis Gutachten abgegeben, die den Militärbehörden eine trügerische Sicherheit der Dispositionsgrundlage vortäuschten? Oder haben sie gar wissend ein sicher anmutendes Gutachten abgegeben, obgleich sie in Wirklichkeit zweifelhaft waren, nur um zu verhindern, daß der Anschein ihrer Unfehlbarkeit einen Sprung bekam? — Auf der Suche nach dem Schuldigen an unserem Zusammenbruch wird man an diesem Aktenbündel nicht vorübergehen dürfen!

In dem 1908 erschienenen Buche des Verfassers „Grundzüge der Kapitalwissenschaft" sind u. a. die Fragen der Währung beleuchtet und es ist darin ausgeführt, daß eine Währung, die nicht Gold, sondern Waren verschiedener Art als Deckung für Banknoten benutzt, selbst der Goldwährung vorzuziehen sei. Der Gedanke, daß jemals, auch bei Kriegsausbruch, die Goldwährung aufgehoben und, wie es tatsächlich geschehen, nichts an deren Stelle gesetzt werden könnte, ist damals als ganz unmöglich angesehen und demgemäß gar nicht erwogen worden. Wenn diejenigen, die während des Friedens die Vorbereitungen für einen Weltkrieg zu treffen hatten, richtig beraten gewesen wären, so wäre vielleicht ein Preisausschreiben erfolgt, welches Vorschläge für eine Währung zu sammeln hatte, die denjenigen Verhältnissen entsprach, die bei einer Blockade Deutschlands eintreten mußten. Es wären dann sicher Antworten eingelaufen, die das Problem der Lösung nähergebracht hätten.

Die zu suchende Währung hätte erstens gleichbleibende Arbeitslöhne, zweitens gleichbleibende Lebensmittelpreise bewirken müssen, und gleichzeitig dafür sorgen müssen, daß eine Bevorzugung der Reichen bei dem Verbrauch der Lebensmittel, deren Knappheit ja sicher zu erwarten war, in möglichst engen Grenzen blieb, und daß auch die Selbstproduzenten veranlaßt wurden, ihren Verbrauch an Lebensmitteln einzuschränken und für Menschen geeignete Lebensmittel nicht an Tiere zu verfüttern.

Der Verfasser dieses würde vielleicht (im Anschluß an die oben erwähnten Vorschläge von 1908) eine Lösung folgender Art vorgeschlagen haben:

Das Ziel kann erreicht werden durch das Prinzip, nicht Gold allein als Deckung für Banknoten zu benutzen, sondern auch andere Dinge von annähernd gleichbleibendem Wert und auch Lebensmittel, die eine genügende Haltbarkeit haben. Die

Deckung geschah beim Gold dadurch, daß die Bank das Gold ankaufte und nun höchstens den dreifachen Wert ihres Goldschatzes in Banknoten ausgeben durfte. Da die Bank auch auf Verlangen das Gold gegen Banknoten wieder herausgeben mußte, stellt sich dieser Tausch und Rücktausch von Gold gegen Papiergeld dar als eine zinslose Beleihung von Gold seitens der Bank, während das eigentliche Geld, das Tauschmittel, die Banknote war. Wenn nun neben das Gold andere Dinge traten, so konnte man volle Deckung an Stelle der Drittelbeckung gewähren, das Papiergeld war dann also noch erheblich sicherer als unter der Goldwährung. Vorräte von brachliegenden geeigneten Dingen, Kohle, Eisen in allen Handelsformen, Metalle, Baumaterial usw., ferner Vorräte von Korn, Mehl, Kartoffeln und anderen Lebensmitteln hätten dann von der Bank zinslos beliehen werden müssen, so daß der Bestand an gedeckten Banknoten stets ein genaues Bild der Vorräte von diesen Dingen, die beliehen waren, geben mußte. Schon diese wöchentliche Statistik, welche der Bericht der Bank über die Vorräte geben würde, wäre ein höchst willkommenes Bild der Lage gewesen. Jede Verringerung der Vorräte würde sich als ein Mangel an Geld und infolgedessen als eine Erhöhung des Zinssatzes bemerkbar machen, und die Folge dieser Zinserhöhung würde eine Bremsung des Verbrauchs hervorgerufen haben, die Einrichtung hätte also in weitem Maße selbstregulierend gewirkt. Die Preise der einzelnen Materialien gegeneinander würden durch Angebot und Nachfrage wie stets reguliert werden, so daß die seltenere Ware teurer und die weniger seltene billiger wird. Ein erhebliches Teuererwerden dieser beliehenen Waren würde aber unmöglich eintreten können, da das Vergleichsmaß, die Hundertmarknote, ja selbst ein Abbild der beliehenen Vorräte ist. Wenn z. B. 10 Milliarden Mark Banknoten für beliehene Waren im Verkehr sind, so ist eine Hundertmarknote das Abbild eines Hundertmillionstel aller beliehenen Waren. Die Hundertmarknote trägt ihren Wert dann in sich selbst, und es würde keine Schwierigkeit bereiten, für jede Hundertmarknote den richtigen Gegenwert in Form von Waren der beliehenen Arten zu erhalten, denn täglich wird ja die Bank Noten für eingelöste Pfänder zurückerhalten und andere Noten gegen neue Pfänder ausgeben. Es würde umgekehrt bestätigen, daß das heutige Steigen der Preise in direktem Zusammenhange mit der maßlos vermehrten Papiergeldausgabe steht.

Natürlich würde es unmöglich sein, daß der Staat auf Grund von durch die Volksvertretung bewilligten Krediten ohne weiteres Waren, Kriegsgerät und anderes kaufen konnte. In unserer Kriegswirtschaft hat sich das (schematisch dargestellt) wie folgt abgespielt: Der Reichstag bewilligt 10 Milliarden Kredit. Die Reichsbank druckt dann 10 Milliarden Noten und leiht diese dem Staat. Wenn die deckungslose Papiergeldausgabe ungesetzlich ist, sondern Noten nur gegen Warendeckung ausgegeben werden können, ist das nicht möglich, sondern die Bank kann dann dem Staat nur höchstens so viel Geld leihen, wie sie selbst im Vermögen hat, und der Staat ist also gezwungen, das, was er braucht, von denjenigen zu leihen, die etwas besitzen, mit einem Worte: Der Staat kann nicht mehr Geld ausgeben, als er durch die Ausgabe der Kriegsanleihen erhält. Die Kriegsanleihen haben niemals so viel gebracht, wie der Staat ausgegeben hat, und die Differenzen zusammen bilden die heutige „schwebende Schuld", in der Hauptsache dem Betrag der ungedeckten Banknoten entsprechend. Der Staat wäre also darauf angewiesen gewesen, einen erhöhten Zinsfuß zu bieten, damit er das benötigte Geld erhalten hätte. Da aber den Besitzern von Warenvorräten durch die zinslose Beleihung viele Milliarden zugeflossen wären, würden wahrscheinlich die Zeichnungen viel höher ausgefallen sein. Wenn auch bei stark erhöhtem Zinsfuß die Kriegsanleihen nicht die erforderlichen Höhen erreicht hätten, so hätten Vermögensabgaben bewilligt und eingezogen werden müssen. Alle diese Folgen würden von selbst eingetreten sein, wenn die Ausgabe von ungedecktem Papiergeld unstatthaft gewesen wäre, aber dagegen wäre die sehr wünschenswerte Tatsache eingetreten, daß die Waren, die der Staat kaufen mußte, nicht im Preise gestiegen wären, die Gesamtausgaben des Staates würden also nominell niedriger geblieben sein.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Zur Verbesserung unserer Jugendfürsorge.

Von Dr. Hans Lieske.

Die großen Menschenverluste und die Notwendigkeit, nach dem Kriege mit noch verstärkter Macht unter dem Wettbewerb der Nationen aufzutreten, erhöhen das Interesse an den Maßnahmen zur Erhaltung und Verbesserung unseres Nachwuchses. Ohne Zweifel muß alles eingesetzt werden, um jedes junge Leben zu möglichst hoher Entwicklung nach allen Richtungen zu bringen. Wer aber hat den Haupterziehungsanteil zu tragen? Für wen wird das Kind schließlich erzogen? Für die Allgemeinheit, für die Gesellschaft. Das Erziehungsziel geht dahin, aus dem Kinde ein nützliches Gesellschaftsglied zu schaffen. Mit dieser Erkenntnis muß der Streit darüber verstummen, wann die erzieherischen Einflüsse der Gesellschaft beginnen sollen: bereits mit dem ersten Schritt aus der Stube. Hier schon muß die organisierte Erziehungsarbeit einsetzen. Krippen und Kindergärten nehmen den jungen Weltbürger auf und legen die ersten Grundlagen. So geht es weiter durch Schule und Lehren hindurch bis zur völligen Reife; so bleibt das Kind immer den bewußten Erziehungsströmen der Gesellschaft ausgesetzt, die in gleicher Richtung laufen mit den erzieherischen Einflüssen der Familie.

Wollte man alle die Arten der fürsorgebedürftigen Kinder aufzählen, dann ergäbe das eine lange Reihe. Sie sind zu versorgen als Säuglinge, Ziehkinder, Pflegekinder, Mündel, Armenkinder, öffentliche Waisen, Fürsorge- und Zwangszöglinge. Andererseits gilt die Sorge kranken Kindern: Krüppeln, Siechen, Idioten, Epileptikern.

Wie erstaunlich wenig wissen wir eigentlich von dieser ungeheuren Zahl von Kindern! In unzähligen Organisationen zersplittert sich die Fürsorgetätigkeit für sie unter ebenso vielfältigen und oft widerstreitenden Gesichtspunkten. Immerhin ragen unter den Fürsorgeeinrichtungen einige durch die gewaltige Zahl ihrer Schützlinge hervor. Vor allem zu nennen sind da die Fürsorgeerziehung, die Berufsvormundschaft und die Armenpflege. Sieht man bei der großen Masse der Kinder von der Art ihrer Fürsorgebedürftigkeit ab und betrachtet lediglich ihre Abstammung, so fällt unter allen Gruppen die große Zahl der Unehelichen auf. Die Unehelichkeit ist eine Hauptursache des öffentlichen Fürsorgebedürfnisses. Hier fehlt die natürliche Fürsorgeorganisation, die Familie. Das Interesse der Eltern an der Erhaltung des Kindes äußert sich hier nur einseitig, nur durch die Mutter; eine ganze Hälfte des natürlichen Schutzes geht diesem Kinde von vornherein verloren und wird ihm nicht ersetzt. Bei diesen nur halb betrauten Kindern, die zudem meist in den ersten Lebenstagen in fremde Hände, in Kostpflege, kommen, treten weit zahlreichere und schwerere Mängel ein, die den berufenen öffentlichen Fürsorgeorganen meistens viel zu spät bekannt werden. Der Schaden ist dann schon so groß, daß entweder das Leben dieser Kinder bereits verwirkt ist oder minderwertig bleibt. Jährlich werden in Deutschland über 180 000 uneheliche Kinder geboren und über eine Million dieser Kinder lebt in der Bevölkerung; ihre Sterblichkeit ist im ersten Lebensalter gerade doppelt so groß wie die der ehelichen, ihre Fürsorgebedürftigkeit aus Krankheits- und Armutsgründen, ihre Verwahrlosung, ihre Kriminalität ist um ein vielfaches größer! Nur wenn das Kind direkt mit oder nach der Geburt in öffentlichen Schutz gelangt, wenn vor allem die materielle Versorgung des Kindes geregelt ist, kann es gedeihen.

Die wirksamste Schutzorganisation für diese Kinder ist nun die Berufsvormundschaft, die vor allem die Rechte des Kindes besonders seinem Vater gegenüber wahrt, seine Versorgung beaufsichtigt und seine Erziehung leitet. Über 250 000 Kinder sind ihr in Deutschland unterstellt, und die Zahl der Schützlinge dieser noch jungen Organisation, die einmal berufen sein wird, den Kristallisationspunkt der Kinderfürsorge zu bilden, gewinnt zusehends an Ausbreitung.

Den Hauptblock in der Kinderfürsorge stellt die Armenpflege dar. Armenpflege und Kinderfürsorge sind seit altersher aufs innigste miteinander verknüpft. War doch früher die Armenpflege in erster Linie Fürsorge für die Kinder der Armen; die Wohltaten kamen vor allem ihrer besseren Erziehung zugute, die verhindern wollte, daß die Kinder als Erwachsene der Armut verfallen. Erziehung, Schule, Unterweisung in der Arbeit bilden die Hauptmittel der Armenpflege. Aus ihr heraus hat sich die Volksschule entwickelt. Und noch heute übt sie ihre Rolle als Erzieherin im umfangreichsten Maße; über 300 000 Kinder, die keinerlei Rückhalt an einer eigenen Familie finden können, werden von ihr vollständig erhalten und erzogen. Die Bedeutung

dieser Tatsache ist lange nicht genügend bekannt und gewürdigt. Als der Krieg eine Vermehrung der Waisen brachte, regte sich für sie allenthalben eine lebhafte Hilfsbereitschaft. Hierbei aber erwies sich vor allem die große Unkenntnis von den seitherigen Leistungen der Armenpflege. Deshalb verlohnt sich ein kurzes Verweilen bei den Verhältnissen auf diesem Gebiete. Als Armenkinder bezeichnet man die Kinder, die aus irgend einem Grunde aus ihrem Familienverbande losgelöst und von den Armenverbänden erhalten und erzogen werden. Der Gesellschaft fällt mit der Erziehung und Erhaltung dieser Kinder eine Aufgabe zu, deren Größe sie sich nicht immer und nicht überall bewußt ist. Erst allmählich bricht sich die Erkenntnis Bahn, welch hoher Wert auch dem Leben dieser Kinder für unsere Nation innewohnt und wie dringend gerade ihnen ein erhöhter Schutz nottut.

Durch die Armenbehörden sind die beiden Erziehungs-Systeme: Familien- und Anstaltserziehung, in jahrhundertelanger Übung zur Entwicklung gelangt. Alle Versorgungs- und Erziehungsgrade kommen in ihr zur Anwendung: von der kärglichsten, armseligsten Daseinsfristung durch Vergebung an den Mindestfordernden oder durch Reihum-Essen bis zur ausgiebigsten Verpflegung, je nach der Leistungsfähigkeit oder dem guten Willen des betreffenden Armenverbandes. Leider sind diese letzten Eigenschaften nicht überall vertreten. Wie vielen von den Kindern es gut geht, wissen wir nicht; aber wir wissen, daß es vielen von ihnen herzlich schlecht geht, daß sie nicht das werden, was die Gesellschaft aus ihnen zu machen verpflichtet ist: ordentliche, vollwertige Glieder der Gesellschaft. Viele Armenverbände sind wirklich zu klein, zu arm, um auch nur einem einzigen Kind die Versorgung zu bescheren, auf die es als Mensch Anspruch hätte. Nur größere Verbände, denen beruflich tätige erzieherische Kräfte und tüchtige freiwillige Helfer zur Seite stehen, können ihrer Aufgabe gerecht werden.

Man erkennt daraus, woran die größte Erziehungsbehörde, die Armenpflege, krankt, nämlich an ihrer Zersplitterung in häufig nicht leistungsfähige winzige Verbände, die sie hindert, ihrer Aufgabe voll nachzukommen. Es fehlt ihr dort, wo der gute Wille vorhanden ist, die finanzielle Kraft, und wo es mit den Finanzen gut steht, häufig der gute Wille; oftmals aber beides. Und wie es auf dem Gebiete der Kinderfürsorge durch die Armenpflege bestellt ist, so sieht es auch auf den anderen Fürsorgegebieten aus: in der Säuglings- und in der Jugendpflege. Auf der einen Seite viel guter Wille, viel Arbeits- und oftmals viel Geldaufwand, jedoch kein Zusammenfassen der Kräfte und deshalb Ohnmacht gegenüber den riesigen Aufgaben; auf der anderen Seite Interesselosigkeit und falsche Sparsamkeit, hartnäckiges Verschließen gegen die nationale Forderung der Erhaltung und Verbesserung unseres fürsorgebedürftigen Nachwuchses. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in dem Mangel an gesetzlichem Zwange zur Durchführung der Fürsorge im Säuglings-, Kindes- und Jugendalter. Die soziale Gesetzgebung von heute schützt vor allem die Kräfte unseres Volkes, die bereits produktiv tätig sind, jedoch nicht oder nur ungenügend diejenigen, die in Zukunft produktiv werden sollen. So viele Einzelleistungen auf dem Gebiete der Kinderfürsorge auch bestehen, es bleiben eben nur Einzelleistungen, die Masse der Bedürftigen wird nicht genügend erfaßt. Nicht nur dort, wo guter Wille und die Mittel vorhanden sind, sondern überall, wo es not tut, muß die Fürsorge einsetzen. Es fehlt der Zwang zur umfassenden allgemeinen Organisation der Kinderfürsorge auf Grund reichsgesetzlicher Verpflichtung. Den Bundesstaaten muß durch das Reich in einem Rahmengesetz die Pflicht auferlegt werden, eine Behörde für Kinderfürsorge — von noch nicht Geborenen bis zur völligen beruflichen Ausbildung — einzusetzen: außer der Überwachung jenes Teils der Erziehung, der der Gesellschaft ohnedies zufällt, hat die Fürsorge überall dort ergänzend und helfend einzugreifen, wo die Familie ganz oder teilweise versagt. Die Kosten müssen auf breiteste Schultern, auf große leistungsfähige Verbände übernommen werden. Nur auf dieser Grundlage ist eine Gewähr gegeben für die Durchführung aller Fürsorgemaßnahmen, vom Mutterschutz angefangen bis zur Fürsorge für die schulentlassene Jugend. Nur so können wir den großen Zukunftsaufgaben gerecht werden. Es darf kein Streit mehr darüber herrschen, wer diese oder jene Aufgabe zu erfüllen hat, wann die Fürsorge einsetzen muß. Macht sich ein Mangel bemerkbar, dann muß er sofort abgestellt werden, — und zwar von gesetzeswegen. Dieses anzustrebende Rahmengesetz würde den Bundesstaaten und deren Organen natürlich größtmöglichen Spielraum geben und Gelegenheit zur Anpassung an die schon bestehenden bewährten Organisationen, die ihrerseits ein starkes Rückgrat für ihre Arbeit finden würden. Für den Erlaß eines solchen Reichsgesetzes bedarf es möglichst rascher eingehender Vorarbeiten. Der Deutsche Verein für Armenpflege und Wohl-

tätigkeit hat gemeinsam mit dem Archiv Deutscher Berufsvormünder bereits eine Kommission eingesetzt zur Prüfung der Fragen der öffentlichen Kinder- und Jugendfürsorge im Deutschen Reiche.

Der Krieg hat manches Werk schnell seiner Vollendung entgegengetrieben. Sicherlich wird, wie nach den großen Kämpfen vor 100 Jahren, auch diesmal die Kinderfürsorge einen starken Anstoß zur Vorwärtsbewegung erhalten. Die Gesellschaft wird sich ihrer Pflicht unserem Nachwuchse gegenüber bewußt werden, der die Zukunft unserer Nation bedeutet.

Die neue Akademie der Künste.

Von **Karl Fischer.**

Wenn man das Wort Akademie hört, dann denkt man unwillkürlich an die Akademie der Wissenschaften und an die Akademie der Künste — man kommt nicht sogleich, wenn man nicht Musiker ist, auf die Akademie der Musik — man sieht leibhaftig vor sich Perrücken, auf denen Staub liegt seit langen Jahrhunderten, man erblickt im Geiste lange Zöpfe, die geradezu nach der Scheere schreien. Diese Kritik ist zwar ein wenig keck und auch ein bißchen ungerecht, denn es darf nicht verkannt werden, daß die Akademie der Wissenschaften so manche wertvolle Arbeit geleistet hat. Und doch! Auf der anderen Seite kann nicht verschwiegen werden, daß diese Institute so unendlich lebensfremd, ja lebensfeindlich sind, daß sie verstaubt in irgend einer von der Allgemeinheit kaum beachteten Ecke stehen. Denn wenn die Akademie der Wissenschaften in der philosophischen oder in der historisch-philosophischen Klasse erknobelt hat, daß bei Horaz in irgend einer seiner Oden ein Komma an der verkehrten Stelle steht, oder, daß die alten Phönizier auf manchen ihrer Tontafeln die Überschrift unten links angebracht haben, so sind das wahrlich Sorgen, die der Menschheit in der Gesamtheit verdammt wenig Segen gebracht haben, und die, wenn je, so heute, aus dem Hause gejagt werden müssen.

Noch schlimmer eigentlich steht es mit und bei der Akademie der Künste. Hier kam noch zu Alterskrankheit und Weltfremdheit eine für die Kunst höchst verderbliche Protektionswirtschaft hinzu, ein Schielen nach dem Thron und ein Katzbuckeln vor dem Kaiser. Man verteilte die großen und die kleinen goldenen Medaillen, aber nicht nach der Kunst, sondern nach Gunst. Man gab sie nicht dem Künstler schlechthin, sondern dem Mann, der, wenn auch nicht ein Meister, so doch ein Maler nach Willen und Wunsch des Kaisers war. Alles Neue und gewaltig sich hoch Ringende war diesem Herrn bekanntlich ein Greuel in der Kunst. Sezessionisten und wie die neuen Richtungen noch immer sich genannt haben mochten, waren daher auch der Akademie der Künste fremd und galten als feindlich. Anton von Werner mit seinen famosen „Neuruppiner Bilderbogen" war der Wegweiser zu Gunst und Gnade des Landesherrn, der über Neuaufnahmen in die Akademie der Künste zu bestimmen hatte und den Präsidenten bestätigen mußte.

Aber noch weiter ging die Kunstschädlichkeit dieses Instituts. Auf den Vorschlag der Senatoren der Akademie der Künste wurden die Mitglieder der sogenannten Landeskunstkommission gewählt. Diese Herren aber machten die Vorschläge, welche Kunstwerke, Gemälde und Skulpturen für die staatlichen Museen angekauft werden sollten. Wie lieblich diese Liste aussah, wie einseitig und engherzig, das ist ja leicht vorzustellen. Der verflossene Direktor der Berliner Nationalgalerie, der überaus verdienstvolle von Tschudi, den man endlich, weil seine Aufrichtigkeit nicht zu beugen und seine aufrechte Gesinnung nicht zu brechen war, nach München fortekelte, konnte ein Lied davon singen. Und dieses Lied hatte ach so viele Strophen!

Jetzt aber, unter der neuen Regierung und der Richtung Haenisch im Kultusministerium, der, seitdem er vom Sausewind Hoffmann befreit ist, schon manche gute Tat getan hat, ist auch hier Wandel geschaffen worden. Man hat zunächst mal gründlich gelüftet, und ist auch noch nicht aller Staub aus allen Ecken und Winkeln gewischt — mein Gott, was sich in langen Jahrzehnten gesammelt und gesetzt, kann man nicht in Monaten aus der Welt schaffen — sind auch noch nicht alle Zöpfe radikal abgerissen — Radikalismus ist ja leider nicht das Signum der neuen Herren in der Wilhelmstraße! — der Anfang ist gemacht. Vivat sequens! Zunächst einmal sind ein paar „ganz gefährliche" moderne Meister in die Akademie gewählt. Und dann vor allem, horribile dictu, auch eine Frau, die famose Kaethe Kollwitz, deren Griffel so einzig und unvergänglich von allem Leiden derer zu sagen vermag, die mühselig und beladen sind, und solange nur vor der Tür der Prasser und die Arbeiter Erpressenden standen. Wie mögen den armen alten Herren der Akademie ihre —

Perrücken zu Berge gestanden haben, als man unter sie eine Frau setzte, und dazu noch diese Frau mit dem phänomenalen Talent, auf die so recht das Goethesche Wort paßt: Ihr gab ein Gott zu sagen, was sie leidet! Nun, diese Schmerzen und Ängste der alten, uralten Akademiker sollen uns verdammt wenig scheeren. Wir wissen und freuen uns dieser unserer Wissenschaft, die neuen Mitglieder werden sich nach aller besten Kräften betätigen und ihr möglichstes dazu tun, daß auch noch der letzte Staub aus dem letzten Winkel fortgeblasen wird.

Aber der Kultusminister Haenisch ist vor einiger Zeit in seinem Reformwerk noch einen Schritt weiter gegangen und hat die Akademie der Künste in dankenswerter Weise ausgebaut. Demnächst sollen ihr auch Schriftsteller angehören, so etwa nach dem Muster der Pariser Académie des beaux arts. In allen den vielen Fragen, die der Schriftsteller und damit deutsches Schrifttum und deutsche Sprache betreffen, soll ihr Rat geholt und gehört werden. Vorerst ist Gerhart Hauptmann berufen worden. Da er sich seit Wochen auf Reisen befindet, mit häufig wechselndem Domizil konnte er noch nicht gefragt werden, wie er seine neue Aufgabe aufzufassen gedenkt und nach welcher Richtung er ganz besonders seine Wirksamkeit auszudehnen wünscht. Neben ihm sind weitere fünf Schriftsteller in Aussicht genommen, und es braucht wohl nicht befürchtet zu werden, daß Fulda und Presber darunter sind, Unruh und Hasenclever aber vergessen werden. Nur an eines sei in diesem Zusammenhange gedacht und kurz skizziert. Besonders fleißigen und begabten Schülern wurden seither als Prämien von der Schule Bücher verliehen. Die Schriftsteller der Akademie der Künste werden dafür zu sorgen haben, daß in Zukunft nicht weiter so verlogene und widerlich sentimentale Schmachtfetzen verteilt werden, wie bisher. Sie werden auf diese Weise zu ihrem Teil dazu mit beitragen können, daß in die Herzen der Jugend ein wahrhaft vornehmer literarischer Geschmack gelegt wird.

Zum Schluß noch ein Vorschlag, wie nach einer weiteren Richtung Wandel im Wesen der Akademie der Künste geschaffen werden könnte. Bislang ist immer nur Präsident ein Maler, ein Bildhauer oder ein Architekt geworden, niemals aber ein Musiker, die doch auch Mitglieder der Akademie sind. Abgesehen von der Ungerechtigkeit, soll man das nicht als unwesentlich und nur äußerlich betrachten. Herr Minister Haenisch, die Musiker bitten um ihren Beistand!

Das sterbende Berlin.

Von **Laroche.**

Die Städte scheinen wie lebendige Wesen organischen Prozessen unterworfen zu sein. Sie haben ihre Kindheit, die Zeit ihres Wachstums, ihre Blüte, ihr Alter verbunden mit Krankheiten, Siechtum, Schwäche aller Art und ihren Tod. Jede Stadt hat ihre eigenen Lebensgesetze, je nach der Fülle der in ihr steckenden Energie, je nach ihrer Gesundheit, nach ihrem Charakter. Es gibt phlegmatische, melancholische, sanguinische und materialistische Städte.

Berlin als die Hauptstadt des deutschen Reiches gehörte zu der letzten Art. Es strotzte vor Kraft, vor positivem Lebensdrang. Das Leben, das in seinen Adern pulsierte, hatte nicht das geringste mit dem heißen Blut der südländischen Städte gemein. Es war nur auf Gewinn, auf Ausbreitung, auf Vergrößerung gerichtet. Und dieser Drang war so stark, daß die Entwicklung Berlins zur Weltstadt beispiellos in ganz Europa steht.

Auf den Gipfel der merkantilen und politischen Entwicklung gelangt, mußte Berlin ganz von selbst auch das Zentrum jedes anderen Lebensantriebes der Nation werden. Kunst und Wissenschaft mußten aus ihren Verstecken in allen Ecken des Reiches heraus. Wie ein riesiger Magnet die Eisenstückchen zog die mächtige Weltstadt sie an sich. Die entwickelste Presse, die besten Theater, die ersten Schauspieler, die größten Museen . . . alles was „werden" wollte, mußte hierher. Universität und Hochschule, wissenschaftliche Vereinigungen, mit ungeheuren Mitteln ausgestattete Werke, die gewaltigste Materialansammlung zum Studium jeglicher Art, diesen Argumenten konnte kein Eigenbrödlertum widerstehen. Die Rufe nach der Heimatkunst waren nicht trotziges Auflehnen gegen diese Macht, sondern Selbsterhaltungstrieb schwächlicher Naturen, die das Großstadttempo nicht aushalten konnten, oder Angst hatten, in der Versammlung der Größeren klanglos unterzugehen. Ein Beweis dafür ist der verschwindend geringe Ertrag aller Heimatkunstbewegung. Trotz allem Widerstreben muß man gestehen, daß in dem ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts Berlin zur Zentrale des gesamten Lebens der deutschen Nation wurde und gerade vor dem Kriege sich anschickte, die einzige Zentrale zu werden.

Als dann 1914 das Morden begonnen hatte und Stadt und Land sich entvölkerten, merkte Berlin nichts davon. Seine Einwohnerzahl stieg sogar. Nur daß der Geist ein anderer wurde. Das Arbeitstempo wurde beibehalten, manchmal sogar gesteigert, aber die Arbeitslust, die Arbeitsfreude verschwanden. An Stelle des immer tätigen Geistes trat eine Hetze, die von einer rasenden Gewinnsucht, von dem Wunsche „um jeden Preis reich zu werden", verursacht wurde. Und je mehr solche Elemente, denen der Zweck die Mittel des Reichwerdens heiligte, die Hauptstadt füllten, desto schlimmer wurde die Gesinnung. Auf der Oberfläche sah es aus, als ob Berlin immer noch seine Blütezeit erlebte. Arbeit, Vergnügen, Geschäft, alles florierte. Der Tieferblickende sah aber nur zu deutlich, daß diese Blüte ein Geschwür auf einem durch und durch verseuchten Körper war.

Berlin war niemals vornehm, Berlin war nie elegant, hat nie Traditionen gehabt. Sein Geschmack war immer protzig, sein Stil — Kaserne. Aber Berlin hatte Kraft. — Jetzt war diese Kraft in Fäulnis übergegangen. Ganz Berlin stellte sich auf den Kriegsgewinnler ein. Alles, Kunst, Literatur, Gewerbe, alles wurde der Lieferant Seiner Majestät des Schiebers. Werte der Kultur, Werte der Gesinnung, freier Geist, persönlicher Stolz waren wie weggeblasen. Die Banknote trat ihre ausschließliche Regierung an, und alles fügte sich ihr. — Das war Berlins Ruin. Die Leitung entglitt ihm auf allen Gebieten. Es blieb noch scheinbar das militärische Zentrum, aber da es jede Fühlung mit der Nation verloren hatte, war es in Wirklichkeit nur noch der Sitz einer dünkelhaften Kaste, die sich einredete, Regierung zu sein. Der Monat November 1918 zerriß diesen Wahn, und wie es nicht anders sein konnte, kam die Initiative der revolutionären Bewegung aus der Provinz.

Damit geriet Berlin öffentlich in das Hintertreffen, und das Reich setzte es von seinem Führerposten ab. Jedes Land, jeder Stamm begann die Freiheitsbewegung für sich, und sogar die Vertretung der Tradition, die Nationalversammlung suchte sich eine andere Zufluchtsstätte. Man traute Berlin nicht mehr. Der alte Sitz der Bureaukratie mit seinen unzähligen Vorstellungen und Auswüchsen auf der einen Seite, das Millionenheer der Arbeiter, verbittert und aufgeregt durch die jahrelange Knebelung und Unterdrückung auf der anderen Seite. Wahnsinniger Luxus und empörende Geldverschwendung dicht neben Hunger und Elend. Eine Armee von Arbeitslosen und immer schlechter werdende Ernährung — daneben sämtliche Delikatessen der Welt für märchenhafte Preise. Das mußte auf die Dauer die gesündesten Zustände zerrütten.

Alles geistige und kulturelle Leben floh aus Berlin. Die letzte Macht, die noch aufrichten konnte, die Presse, wurde in den fünf Jahren seit dem Kriegsanfang ein Abgrund von Lüge. Korrumpiert und zu allen Schandtaten bereit, verlor sie jegliches Vertrauen des Volkes und statt zu retten, zieht sie die Hauptstadt noch tiefer in den Abgrund.

Auf diesem Punkt stehen wir jetzt. Mit jedem Tage geht es tiefer und tiefer. Berlin war der Repräsentant des alten Deutschland; es ist untergegangen und Berlin folgt ihm. Wir sehen, daß die Nation sich erneuern will. In dem ganzen Land regen sich frische Kultur- und geistige Kräfte, in Berlin merkt man nichts davon. Es ist immer noch auf das alte Kapital eingeschworen. Im ganzen Reich sprießen neue Zeitungen und Zeitschriften auf: überall, in München, Dresden, Breslau haben sie Kunstwert — in Berlin ist ein Dutzend Skandal- und Hetzblättchen erstanden. Überall erneuern sich die Universitäten und Hochschulen, die Berliner Universität ist im ganzen Reich als der Hort der Reaktion und Unduldsamkeit verschrien. Die Theater errichten überall Versuchsbühnen für junge Talente, forschen nach dem neuen Geist — Berlin arbeitet mit altem abgedroschenem Material. Die Verlage stellen sich neu ein — Berlin verharrt in dem alten Flickenwesen. Geist, Wissenschaft, Kultur, Politik, Kunst haben Berlin verlassen, es ist nur noch ein Handels- und Verkehrszentrum. Wie lange noch? Der Ort, an dem alles, was der Mensch zum höheren Leben braucht, fehlt, kann sich nicht behaupten. Mit rasender Geschwindigkeit, mit der seine stille Kindheit und seine Wachstumszeit vorübergeflogen sind, scheint auch seine Blütezeit in die Vergangenheit gestürzt zu sein. Die Zukunft ist entweder Siechtum und Tod — oder vielleicht . . . vielleicht noch eine Überwindung dieser Krankheitsperiode. Dann aber ist es höchste Zeit an die Heilung zu denken, soll nicht der Bazillus die Lebensorgane gänzlich vernichten. Angefressen hat er sie schon.

Künstler.

Johanna Hofer.

Es ist noch nicht viele Jahre her, da sah ich in Reinhardts Deutschem Theater eine der zahllosen Aufführungen von „Faust", der Tragödie ersten Teil. Als das Grethchen-Drama anhub, stieg gesenkten Hauptes in grauem Kleid ein Bürgermädchen die schweren Steinstufen der alten Gasse am Brunnen hernieder. Im Dome dann kniete vorn dieses Kind — ihre klaren Augen waren in seligem Leid nach oben gerichtet, und das Zischeln des bösen Geistes drang nicht in ihre Brust. Um sie herum lachte und schwatzte ein Chor von Statistinnen. Dieses Bild der keuschen Margarethe aber blieb unendlich still und bewegend in uns zurück. Und doch war diese einzelne Figurantin nicht das publizierte Grethchen der „Faust"-Aufführung — auf dem Theaterzettel hieß es: Drittes Bürgermädchen . . . Johanna Hofer. — Während des Krieges schwand dann dieser Name aus Berlin. Sein Klang aber, der in Schönheit schlichte Erinnerung trug, drang aus einer anderen Stadt zu uns hinüber. Und wir hörten, was wir gewußt hatten: daß dieser Frauenkopf in den Rahmen unserer klassischen Dramen an neuer Stätte (in Frankfurt am Main) hell erglänzte. Dann wieder (zu Beginn des letzten Spieljahres) kam die Schauspielerin Johanna Hofer, von einer Fülle rühmender Nachrichten umschwärmt, nach Berlin an Friedrich Kayßlers neue Volksbühne. Was sie hier gewesen ist, scheint vielleicht nicht viel und ruht doch für unser Leben leuchtend in uns.

Noch sehen wir ein inniges, elfisches Geschöpf über die goldenen Zelte des Artus-Lagers in Immermanns „Merlin" wie einen lockenden Engel schreiten. Noch fühlen wir die tiefe, makellose Güte einer Mädchenseele Ibsens erstarrte „Komödie der Liebe" hingegeben durchströmen. Noch tragen wir, vielleicht ohne es zu wissen, Augenblicke in uns, in denen künstlerisch erhöhtes Frauentum wortlos zu uns sprach. Und erst kurze Zeit ist es her: da erlebten wir zuinnerst ergriffen in Kleists die Welt in Brand setzender „Penthesilea" die stille Liebestragödie der mütterlichen Schwesterseele Prothoe. —

Man denkt keiner äußeren, schauspielerischen Mittel, wenn man die Bühnengestalten Johanna Hofers spürt. Wir fühlen (und noch leiser fast als bei Lucie Höflich, Helene Thimig), fühlen: eine Frau steht auf der Szene, die dadurch, daß sie dort oben ist, Rollen spielt, Dichtungsgestalten in sich und aus sich heraus schafft. Und dann wissen wir, welches die „Mittel" dieser Frau, die Schauspielerin ist, sind.

Alle Kunst Johanna Hofers lebt ruhend schon in ihrer Stimme, diesem edelsten Instrument, das man je von einer Bühne herab hat tönen hören. Warm, wie flüssiges Gold, flutet es hoch, und Jammer und Seligkeit dringt aus einem Strom. In diesem orgelklaren Organ singt Geben und Versprechen, Sehnen und Erfülltsein, Güte und Gnade, und die es gehört haben, sind irdgendwie besser geworden.

Doch als diese Schauspielerin noch nicht sprach, wirkte sie ja schon reine Kunst in uns. Sie ist ein Bild, doch ein lebendes, in künstlerischer Beseelung. Wenige, zaghaft klarlinige Gesten sprechen ihre Seele aus. Wenn diese Frau in einer kurzen Szene im „Tell" hoch dasteht, ist sie (Bertha von Bruneck) ein Edelfräulein aus dem freien, alten Bauernlande Schweiz, und wenn ihre Hände geneigt über die Locken des heißen, jungen Ritters fahren, ist es, als nähme eine Mutter, deren Güte ohne Grund ist, uns alle in den Schoß. Die Schauspielerin Johanna Hofer ist sehr jung, und doch ist sie Künderin von welttiefem, reifem Trost. Sie spielt auf der Bühne alles, was rein und heilig ist in Frauen.

Johanna Hofer, aus Berlin-Charlottenburg gebürtig, ist von der dramatischen Lehrerin Hedwig Mattheus, der Schülerin und späteren Mitarbeiterin Strakoschs, ausgebildet worden. Nachdem sie zunächst einige Zeit am Deutschen Theater in Berlin, von einem weiteren Publikum unbemerkt, gewirkt hatte, wurde sie 1915 auf Grund eines Gastspiels als Emilia Galotti und als Julia in „Romeo und Julia" dem Schauspielhaus in Frankfurt am Main verpflichtet. Im Herbst 1918 ging sie an die von Friedrich Kayßler übernommene Berliner Volksbühne und trat ihr Engagement als Niniana in der Eröffnungsvorstellung, Immermanns „Merlin", an.

Johanna Hofer entstammt einer kunstdurchdrungenen Familie. Sie ist eine Nichte von Käte Kollwitz, und ihre Schwester ist die Tänzerin Katta Sterna.

Die Künstlerin hat sich — und das ist in unseren Tagen der Betonung wert — noch nicht dazu hergegeben, ihre Gestaltungen warenmäßig vervielfältigen zu lassen: weder auf dem Künstlerpostkarten- noch auf dem Filmmarkt ist sie bislang erschienen.

Neue Bücher.

Wilhelm Doms: Raum für alle hat die Erde. Kommissionsverlag Georg Müller, München.

Die Völker haben, wie alles Lebendige, das Bestreben, sich auszubreiten. Denn: Leben ist Wachsen durch Stoffwechsel. Oder: der Selbsterhaltungstrieb ist gleich dem Expansionstrieb; Stillstand ist Rückschritt. Kein Zweifel auch, daß dieser Expansionstrieb die letzte, tiefste und doch so offensichtliche Ursache der Kriege ist. Schon im Frieden bereitet er sich vor. Schon im Frieden ist die Expansion, der Trieb Raum zu gewinnen, auf Kosten der anderen natürlich, die dasselbe versuchen, die Ursache des Kampfes aller gegen alle innerhalb der Nationen. Steh auf, damit ich mich setze! Und Kultur ist nur Milderung, Verschleierung oder bestimmte Form dieses grausamen Kampfes. Keine neuen Gedankengänge. Aber Doms naht ihnen von einer neuen Seite: gefühlsmäßig. Er, der Künstler, Maler, empfand die „Vermassung" der Welt, das Wachsen des Menschengewimmels, die Ueberschwemmung der schönen Erde mit qualitätslosem Menschenfleisch als ekelerregend, unästhetisch. Diese Angstempfindungen wurden so stark, daß sie ihn zwangen, das Problem zu Ende zu durchdenken. Das Ergebnis ist ein gellender Warnruf an die Menschheit: schränkt die sinn- und uferlose Menschenproduktion bewußt und planvoll ein, denn sie führt zu ihrem schrecklichen Gegenteil, zum Menschenmord, zum Massenmord, zu immerwährenden Weltkriegen. Eine Prophezeiung aus dem Jahre 1912! Heute veröffentlicht. Die Entwicklung habe ihm auf entsetzliche Weise recht gegeben. Doms führt im einzelnen aus, wie er sich die bewußt gestaltete Zukunft einer die planlose Vermehrung vermeidenden Menschheit denkt. Keine Utopie, sagt er, sondern bittere Notwendigkeit. Menschheit! sieh ein, daß du auf einen wahnwitzigen Irrwege bist. Aber die Apostrophe an „die Menschheit" ist eben so sinnlos, wie nach der Meinung dieses Propheten das Tun und Treiben der Menschheit. Die lebenskräftigen Rassen werden sich nicht kastrieren lassen. Wenn Doms meint, seine Gedanken seien im Sinne des Weltgeistes gedacht, so steht er, vielleicht, dem Weltgeist näher als die naiv dahinlebenden Völker. Aber gerade deshalb wird es ihm nicht gelingen, sie zu belehren. Doms ist leider zum Fanatiker seines Gedankens geworden. So viele feine, namentlich ästhetisch durchaus einleuchtende und anregende Gedanken das Buch enthält, so einseitig, ohne Selbstkritik ist es als Ganzes. Die Probe darauf ist gerade von der ästhetischen Seite aus zu machen. In dem früher erschienenen Werk Die Odyssee der Seele, zeigte Doms sich als feiner Stilist; jetzt haut er seine Sätze im Rohbau hin, schief im Ausdruck, höchst mangelhaft in der Begründung. Und ausgesprochene religiöse und Größenwahnideen, unsinnige Analogien zwischen seinen persönlichen Erlebnissen und dem Weltgeschehen machen auch gegen das Uebrige mißtrauisch. Im ganzen: ein reicher, originaler Geist, der auf einen psychologisch interessanten, aber ziellosen Irrweg geraten ist.

Oswald Pander.

Nachdruck nur mit vollständiger Quellenangabe erlaubt.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin.
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

A
E
G

Annahme für Vorwetten.

Rennen zu

Hamburg-Großborstel 19.21. Juni
Hamburg-Horn 22.25. Juni
Horst-Emscher 19.22. Juni

Trabrennen zu

Bln.-Mariendorf 22. Juni
Regensburg 19.22.23. Juni

Annahme von Vorwetten für Berlin bei persönlich erteilten Aufträgen bis 3 Stunden vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 7 Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9 (Eingang Innsbrucker Str. 58)
Oranienbürger Str. 48/49 a. d. Friedrichstraße
Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)
Neukölln, Bergstraße 43

und an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim

Leipziger Str. 132
Nollendorfplatz 7
Planufer 24
Tauentzienstr, 12 a
Rathenower Str. 3
Königstraße 31/32
Unter den Linden 14
Moritzplatz
Rosenthaler Straße

Für briefliche und telegraphische Aufträge Annahme bis 3 Stunden vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

Der letzte Brief

Eine Sammlung letzter Briefe bedeutender Menschen

HERAUSGEGEBEN UND EINGELEITET VON

JLSE LINDEN

Enthält letzte Briefe von:

Beethoven / Casanova / Dostojewski / Flaubert / Fontane / Goethe / Grabbe / Hebbel / Heine / Jean Paul / Keller / Kleist / Körner / Lenau / Lichtenberg / Luther / Menzel / Multatuli / Nietzsche / Novalis / Schiller / Schubert / Schumann / Storm / Stifter / Wagner u. v. a.

Vossische Zeitung: „In dem Büchlein steckt viel bedeutendere Lebensweisheit als in anderen nicht durch eine Idee geordneten Anthologia."
Hannov. Courier: „Eine Zusammenstellung von grösstem Reiz, oftmals von einer ergreifenden Wehmütigkeit."
Leipziger Tageblatt: „Niemand wird sich dem feierlichen Eindruck dieser letzten Dokumente entziehen können."
Hartungsche Zeitung: „Eine originelle Idee, wirklich etwas ganz Neues."

In Friedensausstattung, br. 6,50 M, gebunden 8,50 M, Halbpergt. 10,— M

Oesterheld & Co. / Verlag,
Berlin W 15, Lietzenburger Straße 48.

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II - Berlin NW. 87, Reuchlinstraße - Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten, und Erweiterungsbauten von Gasanstalten für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.

Sämtliche Ausrüstungsteile für Ofen mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.

Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.

Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.

Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.

Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.

Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.

Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.

Geräte und Werkzeuge.

Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.

Triebwerke.

Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Wasserwerken und Kanalisationen,

Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin SW 68, Kronenstr. 37.

Nummer 17 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Los vom Völkerbund von J. Frank

Die Krisis in der deutschen Sozialdemokratie von Dr. Kurt Zielenziger

Siegmund von Hausegger

Randbemerkungen von Hans Natonek

Nahrungsmittel als Währungsgrundlage von Georg Rothgießer

Vom Persönlichkeitsrecht des Untersuchungsgefangenen von Gerichtsassessor Dr. Ernst Eckstein

Das Theater der Dreitausend von Karl Fischer

Erscheint jede Woche • Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co

BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Mampes Gute Stube
am Kurfürstendamm

Kurfürstendamm 14/15

Feine Liköre * Edelbranntweine * Seltene Weine
Schaumweine * Champagner * Eisgetränke

Erscheint tägl. Mittags
Geschäftsstelle: Berlin
SW 48, Friedrichstr. 239

Anzeigen kosten für die 5 gespaltene Kleinschriftzeile M. 1.20 ohne jeden weiteren Aufschlag

Die Weltstimme

ist eine täglich erscheinende Zeitschrift für rein sachliche, völlig unparteiische, kürzeste Zusammenfassung der wichtigsten Berichte und Abhandlungen aus der

gesamten Welt-Tagespresse

sowie aus allen tonangebende

Fachzeitschriften des In- u. Auslandes

über Politik und Volkswirtschaft, über Handel und Börse, über Industrie und Gewerbe, über Technik und Handwerk, über Baukunst und Maschinenwesen, über Kunst und Wissenschaft.

Die Weltstimme ist eine, jedem Gebildeten unentbehrliche Ergänzung seiner Tageszeitung.

Bezugspreis durch die Post monatl. M. 3,25, vierteljährl. M. 9,75

Untenstehender Zettel wird am einfachsten dem Briefträger ausgehändigt.

An das Postamt Hier

Erbitte die „Weltstimme", Berlin.

(Lesbare Unterschrift und Wohnungsangabe)

_____

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 28. Juni. Nummer 17.

Los vom Völkerbund!

Von J. Frank.

Der Völkerbund war der Stern der Verheißung, der den Völkern aufleuchtete, in der greulichen Nacht des Krieges. Zu ihm blickte hoffnungstrunken die gepeinigte Menschheit auf, daß er sie einführen werde in ein neues Zeitalter des Glückes, in einen heiteren Frühling der Völkerversöhnung und Menschenliebe. Tausend Theorien versuchten es, das Problem des Weltfriedens zu meistern, malten die Utopie der Völkerbeglückung in leuchtender Farbenpracht aus. Es mußte ein wundersames Paradies werden, in dem die Völker sich ergehen sollten, in brüderlicher Umarmung und glückseligem Lächeln. Das goldene Zeitalter, in dem einst die Menschen den Göttern gleich gewesen waren, schien wieder auf die Erde herabzusteigen. Der Hader sollte vergessen sein, verdammt, vergraben. Alle Menschen sollten sich wieder des gemeinsamen Ursprungs besinnen. Ein großer Bund von Brüdern würde die ganze Erde. Ein starkes Band der Liebe hielte alle zusammen. Die alte Zeit des Neides, der Mißgunst, der Rache wäre vorüber, die wie ein böser Alp auf der Menschheit gelastet, wie eine düstere Umnachtung des Menschengeistes, wie der Menschheit blutigste Selbstzerfleischung.

So war die Theorie, die Utopie, das Ideal. Aber im Menschenleben verblaßt jedes Ideal zu Schemenhaftigkeit, wenn es wirkliche Gestalt angenommen. Der Utopie vom Völkerbund erging es noch schlimmer, sie wurde nur zur Fratze, zum höhnenden Zerrbildnis des schönen Traumes. Die Grundbedingung für den Bruderbund der Erde wäre ein großmütiges Vergeben, ein liebevolles Vergessen gewesen. Ein Vergeben, wo alle einander eingestanden: Es war das Verhängnis unseres Hasses, unserer Gier. Wir alle sind schuldig. Wir waren einander nur Feinde und hätten so leicht Brüder sein können. Nicht du allein bist schuld, nicht ich allein. Wir alle sind Sünder, wir alle müssen uns bußfertig an die Brust schlagen und sagen: Vergib, Bruder, wie auch ich dir vergebe. Es wäre ein großer Tag der Verzeihung, die größte Stunde der Menschheit geworden. Nur eine aufrichtige Reue über die früheren Sünden, nur ein entschiedener Bruch mit der Vergangenheit hätte ein neues Völkerleben einleiten können. Aber wenn der mitschuldige Sieger herausfordernd auf sein Schwert schlägt und grimmig prahlt: „Ich bin wie Gott! Wer wagt es, einen Stein wider mich zu heben?“ und nur der Geschlagene, den ohnehin alle Welt mit billiger Moralempörung in Grund und Boden verdammt, sich reumütig als Sünder bekennt, wie soll da eine neue Ära der Völkergemeinschaft heraufsteigen?

Der Weltkrieg hat mit einer Farce geendigt, mit einer Farce beginnt auch der sogenannte Weltfriede. Auf der alten Lüge baut sich auch das neue Leben auf. Der Weltfriede gründet sich wie der Weltkrieg wieder auf die Moral des Erfolges. Erfolg ist der einzige sittliche Maßstab, Erfolg das einzige Recht. Und um diesen neuen Machtfrieden hat man die schöne Dekoration der Menschenbrüderschaft gehangen. Der Sieger diktiert, er wird nichts diktieren, was ihm nachteilig sein könnte. Der Sieger proklamiert den Völkerbund, der aussieht wie eine ihm höchst profitable Handelsgesellschaft.

Ein Völkerbund, der die Völkerverbrüderung beabsichtigt, dürfte keine Bevorzugung, keine Benachteiligung kennen. Er dürfte nicht zwischen Großen und Kleinen unterscheiden, nicht zwischen Voll- und Minderwertigen. Er dürfte nicht imperialistisch, sondern müßte demokratisch sein. Gleichberechtigung aller müßte seine Losung sein.

Der Völkerbund, den das Welttribunal von Paris ausgerufen hat, ist weiter nichts als ein Zweckverband der fünf Großmächte, die heute im Weltkonzert den Ton angeben. Eine neue größere Entente mit gewachsenen Zielen, mit Welteroberergesten. Eine neuere größere Koalition, die, ebenso gefährlich wie die berüchtigten alten, nur den alten Zweck hat, neue Komplikationen hervorzurufen. Der Völkerbund ist ja auch nur das lockende Reklameschild für den neuen Bund der fünf Entente-Großmächte. Diese fünf Mächte, die Vereinigten Staaten, das britische Reich, Frankreich, Italien und Japan bilden nämlich zusammen den sogenannten Exekutiv-Ausschuß, der als oberstes Organ des Bundes die Geschäfte führt und über die Anwendung der Zwangsmittel entscheidet. Damit die Menschheit, die noch immer mit sehnender Seele nach völkerverbrüdernder Erlösung ausblickt, nicht schon am ersten Tage des neuen Zeitalters erkennt, daß sie wieder einmal betrogen ist, wahrt man wenigstens den Schein. Man will in den Exekutiv-Ausschuß noch vier weitere Staaten berufen, die Bundesmitglieder sind. Ausgerechnet vier, um die Majorität der alten Entente für alle Fälle zu sichern. Daß sich die vier kleinen mehr oder minder willig den Meinungen der großen Brüder unterwerfen werden, darüber hat uns die Geschichte der glorreichen Vergangenheit wundervolle Beweise geliefert. Mit diesem einseitigen Exekutiv-Ausschuß wird die Idee vom Völkerbund zur bloßen Farce. Die Bundesherren haben die Stimme und die Herren von der Exkutive haben die Gewalt. Das berechtigt zu dem hoffnungsvollen Ausblick, daß auch unter den neuen Formen und Formeln die alte Welt wieder erscheint.

Die siegreichen Gegner haben ausschließlich untereinander diesen Bund geschlossen. Geschlossen, bevor sie noch jenen, die im Weltkampf mit ihnen nicht auf gleicher Seite standen, Gelegenheit gaben, sich anzuschließen. Nicht einmal die Neutralen, die Unparteiischen, die nach diesem Kriege die einzig Berechtigten gewesen wären, zu einem alle umfassenden Bunde aufzurufen, sind zu den Beratungen über die Gründung des Bundes zugezogen worden. Sie haben untereinander in wohl verschlossenen Gemächern das Weltbundprogramm entworfen und der nach Friede und Freundschaft dürstenden Menschheit eine Karikatur vorgehalten. Und die Besiegten, die ja heute als die Schmach und der Auswurf der Erde gelten, haben natürlich jeden Anspruch auf menschenwürdige Behandlung verwirkt. Aber wenn sie sich geraume Jahre lang gut führen und reumütige Gesinnung zeigen, können sie schließlich noch der unverdienten Ehre gewürdigt werden, auch Bundesbrüder zu werden. Unsere moralische Räudigkeit ist also unter Quarantäne gestellt.

Kann es für uns eine größere Demütigung geben als solche Bedingungen, die nichts von Freundschaft und Verbrüderung wissen, die, im Gegenteil, nur neuen Haß und neue Entrüstung säen werden? Ist das Sinn und Zweck des Völkerbundes, noch den „bürgerlichen Ehrverlust" in aller Form zu dekretieren? Ist das Sinn des großen Heilungsprozesses, den der Völkerbund an der leidenden Menschheit vollziehen soll, den Wunden, den Kranken zum Aussätzigen zu stempeln? Nein, solche Bedingungen enthüllen nur kraß und schonungslos den wahren Geist der Völkerbeglücker. Sie wollen zuerst ihren Profit und dann erst das Glück der Menschheit. Sie sind im Siegertaumel, jede Klage des Geschlagenen um Erbarmen ist in ihren Augen nur Auflehnung gegen den Welteroberer. Sie wollen uns mundlos und gekrümmten Rückens liegen sehen vor ihrer Größe.

Wir sind tief gesunken, aber hoffentlich nicht so tief, um uns selbst als Sklaven zu prostituieren. Aber wir wären tausendmal niedriger als Sklaven, würfen wir uns willenlos all der Willkür der heutigen Weltherren zu Füßen. Der Friede kann uns diktiert werden, die Zugehörigkeit zum Völkerbund nicht. Wir können stolz und mutig der Welt sagen: „Euer Völkerbund ist Narrenposse für die schon genug genarrte Menschheit. Wir wollen nicht betrügen, nicht von neuem betrogen sein! Wir brauchen zu unserer Friedfertigkeit nicht Euere Brüderschaft. Auf Eueren Bund verzichten wir!"

Die Krisis in der deutschen Sozialdemokratie.

Von Dr. Kurt Zielenziger.

Der Weimarer Parteitag, den die sozialdemokratische Mehrheitspartei abgehalten hat, ist abgeschlossen und hat den Mitgliedern der Regierung, die sich an seinen Debatten auf das Lebhafteste beteiligt haben, ein Vertrauensvotum mit überwältigender Mehrheit gebracht. Daraus müßte geschlossen werden, daß mehr denn je die Stellung der sozialdemokratischen Partei befestigt und die Politik ihrer Führer anerkannt ist, und doch kann von einer Krisis, die sich in der deutschen Sozialdemokratie abspielt, gesprochen werden. Der Parteitag zu Weimar, von dem viele Anhänger der Partei sowohl, wie Außenstehende, auch Nichtsozialisten eine Klärung erhofft haben, hat diese nicht herbeigeführt, sodaß sich die Partei, trotz ihrer äußerlich überragenden Stellung noch immer in einer kritischen Situation befindet. Es könnte behauptet werden, daß dies eine Frage sei, die einzig und allein die sozialdemokratische Partei mit sich selbst abzumachen habe, und daß es allen anderen, die nicht dieser Partei angehören und besonders allen Nichtsozialisten gänzlich gleichgültig sein könne, ob die sozialdemokratische Mehrheitspartei sich in einer schwierigen Lage befände oder nicht. Da diese Partei aber augenblicklich in ganz Deutschland die politische Führung besitzt und zahlenmäßig über die größte Anhängerschar verfügt, sodaß sie berufen ist, die Geschicke des Deutschen Reiches in so schwieriger Lage zu lenken, muß ihr Geschick die weiteste Aufmerksamkeit erregen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß trotz der noch immer imponierenden Mitgliederzahl, die die S. P. D. aufweist, immer mehr Anhänger in die Reihen der Unabhängigen oder der kommunistischen Partei übergehen, und daß die große Masse innerlich der alten Partei fremd gegenübersteht. Es mag sein, daß die sozialdemokratische Partei gerade auf dem Lande, wo bis zur Revolution der konservative Einfluß überwiegend geherrscht hat, eine große Schar von Anhängern gewonnen hat; dem steht aber gegenüber, daß sie dafür in den großen Städten erheblich an Einfluß verliert. Das haben u. a. die Stadtverordnetenwahlen in den Berliner Gemeinden bewiesen, und das ergibt sich deutlich aus dem überraschenden Erfolg, den die unabhängige Partei bei den am 15. Juni in Bayern vorgenommenen Gemeindewahlen in München errungen hat, wo sie mehr als das Doppelte der Stimmen der Mehrheitspartei aufweisen konnte.

Die Hauptgründe der inneren Krisis, die durch die sozialdemokratische Partei geht, liegen darin, daß diese Partei seit ihrem Bestehen, fast bis zum Ausbruch der Revolution, eine ausgesprochene Oppositionspartei war, die ihre Politik darin sah, die Staatseinrichtungen zu bekämpfen und eine stets negierende Taktik zu treiben. Getreu den Überlieferungen mußte die Partei, die für die Rechte der untersten Volksklasse eintrat, die nach ihrer Meinung in schmählichster Weise ausgebeutet wurde, den Klassenkampf auf ihre Fahnen schreiben. Schon vor dem Kriege und besonders während des Krieges begann jedoch eine bemerkenswerte Schwenkung dadurch, daß die Partei nunmehr in vielen Fällen die Politik der Regierung billigte, und schon dadurch innerlich ihrem Programm untreu wurde. Die Situation veränderte sich noch mehr durch den Ausbruch der Revolution: Mit einem Schlage bekam die bisherige Oppositionspartei die Zügel der Regierung in die Hand und nun sollte sie noch dazu in einer äußerlich so schwierigen Zeit zeigen, daß sie die Verheißungen, die sie ihren Anhängern jahrzehntelang gemacht hatte, auch verwirklichen konnte.

Ein großer Teil der Punkte, die im Jahre 1891 das Erfurter Programm als erstrebenswerte Ziele aufgestellt hatte, sind inzwischen verwirklicht worden. Das gleiche Wahlrecht, der Achtstundentag, die Gleichberechtigung der Frauen sind eingeführt, die Regelung der Landarbeiterfrage, die Sozialisierung in Angriff genommen worden, alles Ziele, um die jahrzehntelang im heißen Kampfe gerungen wurde; trotzdem fühlt sich die Masse davon nicht befriedigt, und viele schwenken zu den radikaleren Parteien ab, die ihnen zwar Berge vom Himmel versprechen, ihnen aber im Grunde genommen auch nicht mehr bieten können, als in dem Erfurter Programm festgestellt worden ist.

Die Sozialdemokratie müßte sich deshalb dazu aufraffen, ehrlich einzugestehen, daß viele der erstrebten Programmpunkte verwirklicht worden sind und daß tatsächlich die politische Macht sich in den Händen der Arbeiterklasse befindet. Sie müßte den Mut haben, zu bekennen, daß sie infolgedessen, wenn sie nicht die Taktik der Bolschewisten befolgen soll, einen Klassenkampf nicht mehr predigen kann, da es ihre Absicht ist, keine bestimmte Klasse mehr

sondern alle arbeitenden Schichten zu vertreten, und die Revolution gerade der Arbeiterklasse die politische Führung Deutschlands übertragen hat. In scharfsinniger Weise macht der sozialdemokratische Schriftsteller Professor Dr. Paul Lensch in seiner kürzlich erschienenen Broschüre „Am Ausgang der deutschen Sozialdemokratie" (Berlin S. Fischer 1919) gerade auf diese Schwäche seiner Partei aufmerksam und betont mit Recht, wie kurzsichtig es sei, wenn die Parteileitung immer wieder die Parole ausgebe: „Wir bleiben, was wir waren, und wir waren, was wir sind." Lensch erklärt deshalb den Abfall großer Massen von der sozialdemokratischen Partei mit der Tatsache, daß sie es bisher nicht verstanden habe, neuen Wein in die alten Schläuche zu füllen und nicht einmal die alten Schlagworte, mit denen sie als Oppositionspartei leicht agitieren konnte, fallen zu lassen, noch dazu, da sie durch die Ereignisse überholt sind.

So kann es nicht Wunder nehmen, daß die Führer der Partei, die jetzt zu den ersten Regierungsstellen im Reiche berufen sind, von Sozialdemokraten aufs schärfste angegriffen und sogar als Nichtsozialisten bezeichnet werden, obwohl man annehmen sollte, jeder einzelne Sozialdemokrat sei stolz darauf, daß es nun endlich gelungen ist, durch die Revolution in Deutschland eine völlige politische Gleichberechtigung durchzusetzen und das ersehnte Ziel der Demokratie zu verwirklichen, wodurch zum ersten Male Arbeiter aus den untersten Schichten des Volkes Dank ihrer Tüchtigkeit Führer nicht nur ihrer Partei, sondern des gesamten Volkes geworden sind. Der Parteitag hat sich zwar mit großer Majorität hinter die Minister gestellt, und trotzdem wird auch dieses Votum der höchsten Parteiinstanz nichts nützen, um die Stellung der Regierung bei ihren eigenen Anhängern zu befestigen, wenn die Partei nicht endlich daran geht, sich unter den gänzlich veränderten Verhältnissen ein neues Haus zu errichten. In der ersten Zeit der Revolution hatte der „Vorwärts" einmal voller Stolz geschrieben, daß nur eine einzige Partei den Krieg in völlig unveränderter Form überlebt habe und stolz ihren alten Namen trage: die sozialdemokratische Partei. Gerade darin liegt jedoch der tiefere Grund der Krisis verborgen, von der diese große Partei befallen ist. Sie müßte die alten Ideale in eine Form kleiden und infolgedessen, wenn sie eine ernstliche Abhilfe schaffen will, voll Mut den Neuaufbau von unten beginnen. Wie ein Dogma, an dem nicht gerüttelt und gedeutet werden darf, liegt jeder Politik der Partei das Erfurter Programm zugrunde, das im Jahre 1891, also fast vor einem Menschenalter, aufgestellt worden ist. Mit einer Reformierung dieses Programms müßte begonnen werden, und die Partei müßte neue Leitsätze aufstellen, die im streng sozialistischen und streng demokratischen Sinne das fordern, was die Partei im neuen Deutschland erreichen will. Die Sozialdemokratie ist Regierungspartei geworden und ganz gleich, ob sie selbst für alle Zeiten das Heft in der Hand behalten wird, ist sie jetzt dazu berufen, die nationalen Interessen des gesamten Volkes zu vertreten, und sie hat bereits während des Krieges und besonders auch nach der Revolution durch die Friedensverhandlungen und ihre Stellungnahme zu den polnischen und rheinländischen Fragen bewiesen, daß sie an Patriotismus hinter keiner anderen Partei in Deutschland zurücksteht. Sie müßte deshalb für ihre nationale Gesinnung ein Bekenntnis ablegen. Der Weimarer Parteitag hat gewiß gezeigt, daß es nicht an Opposition in der Partei fehlt, haben sich doch sogar zwei Minister — Wissell und Schmidt —, und zwar wegen des Grundproblems der Sozialisierung in heftigster Weise bekämpft, und doch hat er den Kernpunkt nicht berührt und nicht untersucht, woher die Mißstimmung in den eigenen Reihen stammt.

Die sozialdemokratische Partei muß etwas Ernstliches unternehmen, um ihr Schiff unbeschädigt zwischen Scylla und Charybdis hindurchzusteuern. Sie muß ihre eigenen Anhänger wieder zu freudiger Mitarbeit erziehen und es verhindern, daß große Scharen sich den Unabhängigen oder Kommunisten anschließen, weil diese Parteien sich als die wahren sozialistischen ausgeben, obwohl sie bisher nicht die geringste positive Arbeit geleistet haben. Gänzlich verkehrt ist es aber, wenn die sozialdemokratische Partei in Ängstlichkeit vor dem Radikalismus erst die Forderungen der Radikalen bekämpft und nachträglich doch akzeptiert, um dem Vorwurf, sie sei eine „Bourgeois"-Partei geworden, zu begegnen. Auf diese Weise wird die führende Partei niemals die wirkliche Führung besitzen. Im Interesse einer Gesundung der deutschen Politik muß ein jeder deshalb, Sozialdemokrat oder Nichtsozialist, eine Erneuerung der sozialdemokratischen Partei an Haupt und Gliedern herbeiwünschen.

Randbemerkungen.

Von Hans Ratonek.

Im ungeheuren und verzweifelten Stimmgewirr, das der Friede entfesselt, erinnere man sich der chaotischen Bestürzung, die sich Deutschlands bemächtigte, als im November die erdrückenden Waffenstillstandsbedingungen bekannt wurden. „Finis Germaniae" stöhnten auch damals die Zeitungen, und manche Leitartikler zählten, genau wie heute, an den Knöpfen ab, ob man annehmen solle oder nicht. Das war im November. Wir haben den fürchterlichsten Waffenstillstand, von dem behauptet wurde, er werde uns zermalmen, lebendig überstanden. Denn wir haben jetzt Juni und leben noch immer. Um mich zu überzeugen, trete ich ans Fenster; in der Tat: unten auf der Gasse spielen Kinder — keine Kriegsspiele mehr, sondern Reifen, Kugelschieben und Kreisel — und eine Frau holt drüben aus dem Laden ganz weißes, amerikanisches Weizenmehl. Wilsons Existenz mag immer zweifelhafter und mystischer werden und die 14 Punkte mögen nur noch unter dem Mikroskop feststellbar sein — : die amerikanischen Mehlsäcke mit dem großen aufgedruckten Indianerkopf sind doch eine greifbare Realität, die nicht wegzuleugnen ist. Die Botschaften Wilsons harren immer noch ihrer Verwirklichung, aber ein Pfund Mehl und amerikanischer Speck, das sind Tatsachen, denen sich auch die härtesten Leitartikler nicht entziehen können, die jetzt wiederum einmal Wilson verleugnen und verdammen. Man sollte weder mit der Kopf- oder einer sonstigen Orakelentscheidung sich allzurasch zufrieden geben, noch sich übereilen, Wilson zum alten Gerümpel zu werfen. Denn man kann nicht wissen, was der Mann mit uns noch vor hat . . .

Wieder wird die Heuchlermaske Wilsons uns aus bedrucktem und bemaltem Papier angrinsen, indes es sich in Wahrheit doch nur so verhält, daß ein idealistischer Professor den machtpolitischen Praktikern erlegen ist. Es waren ihrer zu viel, und Wilson war nur einer. Ihm ward Gewalt angetan, wie uns selbst, nur mit dem Unterschied, daß er zum diplomatischen Spiel, dem er nicht gewachsen war, nun gute Miene machen muß. Geahnt hat er zweifellos, daß es so kommen werde; am 31. Dezember 1918, nach seiner Rückkehr aus England, hat er, nicht zum ersten Male, dieser Ahnung Ausdruck gegeben: „Ich rechne nicht darauf, daß jede Einzelheit der Abmachungen, die wir anstreben wollen, in jeder Richtung befriedigend sein wird. Aber wir müssen wenigstens darauf achten, daß sie durch die späteren Korrekturen immer befriedigender werden." In der Tat, Wilson hat keine Ursache, in jeder Hinsicht befriedigt zu sein. Aber wir haben auch keinen Grund, uns mit der Erledigung Wilsons zu überstürzen.

Es gibt Politiker, die den Bolschewismus als Abwehrmittel gegen den Entente-Imperialismus wärmstens empfohlen halten. Es sind die gleichen, die, um den Bolschewismus abzuwehren, mit dem Imperialismus jenseits der Rheinlinie kokettierten — wie's gerade paßt. Eine solche Politik ist unwürdig und verderblich. Wer den Bolschewismus als die Entfesselung der Hölle verabscheut, hat kein Recht, die Riegel ihrer Tore zu lockern, um sie auf den Feind loszulassen. Immer noch die alte Giftgas-Politik, die sich darüber hinwegsetzt, daß die Gaswellen über uns hinweggehen müssen, um an die Grenzen der Entente zu gelangen. Etwas anderes wäre es, wenn man im Bolschewismus eine neue Ordnung der Welt erblickt, in der Friedensbedingungen von der Art der eben diktierten unmöglich sind. Ein Bündnis mit dem Bolschewismus kann nichts anderes heißen, als ein Bündnis mit dem Sozialismus. Wäre der wahrhafte Sozialismus lebendig, nimmermehr dürften die Sozialisten der Entente einen solchen Frieden dulden. Aber noch sind sie stumm, stumm wie der Geist über den Wassern, der scheinbar diese Welt verlassen hat, stumm wie Wilson. Aber der Geist, der Sozialismus und die Wilsonschen Ideen — sie werden eines Tages unsere Verbündeten sein.

Die Politik sollte sich das billige Pathos abgewöhnen; es steht ihr schlecht an. Erinnert euch doch nur, wie einst unsere Politiker mit großer Gebärde die Zumutung von sich wiesen, über das elsaß-lothringische Problem auch nur in Verhandlung zu treten. Emphatisch tönte das stolze „Niemals!" Damals wäre noch Volksabstimmung über Elsaß-Lothringen möglich gewesen, heute ist sie es nicht mehr. Zu spät. Die große Gebärde und das tönende Wort wurden zum Verhängnis. Man lerne aus Vergangenem und zügle das Temperament. Ein schneidendes „Nein!" den Gegnern hingeworfen, mag ja schön klingen und entspricht vielleicht dem Bedürfnis nach Theatralik auf der politischen Bühne. Aber wem ist damit geholfen,

was erzielt? Nur darauf kommt es an. Soll der Weg zu den Kohlengruben von Zabrze (in Hindenburg umgetauft und nun vermutlich endgültig Zabrze genannt) über die Leichen verhungerter Kinder gehen? Daß der gelockerte Strick um unsere Kehle sich wieder schließen wird, kaum daß sie ihr tönendes „Nein" hingeschmettert hat, steht außer Zweifel. Politik ist nicht die Kunst, eines heroischen Hungertodes zu sterben, sondern die Fähigkeit, einen gangbaren Weg zu finden. Die Ablehnung des Friedensvertrages ist kein gangbarer Weg. Der führt einzig über Verhandlungen und Gegenvorschläge; man muß versuchen, das noch Erreichbare zu erreichen. Volksabstimmung in den strittigen Gebieten im Osten, ein Kompromiß bezüglich der Saarkohle, Gegenwert und Verrechnung für gelieferte Schiffe, nicht in der Starrheit liegt das Heil, sondern hier, wo Realien und Tatsachen in Frage stehen, nur im Kompromiß.

Der Geist, in Wilson verkörpert, hat sich der Gewalt verbündet, in dem ehrlichen Willen, dem Recht zum Triumph zu verhelfen. Der Bankert aber, der diesem Bündnis entsprossen ist, trägt die greuliche Fratze der Gewalt. Ein Wechselbalg ist uns unterschoben worden und Wilson ist betrogen wie wir selbst. Wäre Wilson der große Politiker und Mann der Tat, er hätte die Konsequenzen ziehen müssen, als er den Geist der Gerechtigkeit so geschändet sah. Aber ihm genügt, daß die große Idee fixiert ward in Punkten und Paragraphen; sie durchzuführen allen Widerständen zum Trotz, den Kampf ums Recht fortzusetzen, neue Ströme in das Blutmeer zu leiten, damit die Idee endlich triumphiere, dazu fehlt ihm die Kraft. Vielleicht auch jede Möglichkeit; denn sehr fraglich, ob das amerikanische Volk seinem Präsidenten auf dem Wege gefolgt wäre, der zum Bruch mit den mächtigen Verbündeten geführt hätte. Wieder einmal vollzog sich das typische Geschehen: der Idealismus, der mit der trüben Welt, der trübsten Welt: der Politik sich einließ, wurde von ihr vergiftet und verdorben. Wenn Wilson sich, müde und angeekelt, aus seinem erfolglosen politischen Leben zurückziehen und seine Memoiren schreiben wird, wird sich eine unendliche Tragödie enthüllen.

Nahrungsmittel als Währungsgrundlage.

Von Georg Rothgießer.

Die Tatsache, daß die Menge der Lebensmittel nicht reicht, um jeder Person soviel zukommen zu lassen, wie sie zu verbrauchen wünscht, muß sich auch in der Währungsgesetzgebung ausdrücken. Hier besonders muß die Menge der ausgegebenen, durch Dinge gedeckten Banknoten stets möglichst genau erkennen lassen, wieviel Lebensmittel vorrätig sind. Man wird ja ohne weiteres annehmen können, daß, ebenso bei den anderen beliehenen Waren, auch bei Lebensmitteln alle größeren Vorräte-Posten der Beleihung unterzogen werden würden: Da die Beleihung zinslos geschieht, die erhaltenen Banknoten aber zinstragend angelegt werden können, hat niemand ein Interesse daran, seine Vorräte unbeliehen zu lassen.

Um aber ersehen zu können, wieviel Noten auf Lebensmitteldeckung ausgegeben sind, ist die Einrichtung notwendig, für diese Beleihungen Noten besonderer Art auszugeben. Während die für Gold und andere Waren ausgegebenen als „Goldmark" zu bezeichnen wären, würden die auf Lebensmittel ausgegebenen mit „Nährmark" bezeichnet werden können. Um die Summe der ausgegebenen Nährmark-Noten möglichst genau in Einklang mit den tatsächlich vorhandenen Lebensmittelbeständen zu bringen, müßten diejenigen Mengen, die im freien Handel befindlich sind, abgeschätzt werden, und für diese Mengen müßte die Bank befugt sein, Nährmarknoten ohne Deckung auszugeben.

Um den Wert der einzelnen zu beleihenden Lebensmittel festzusetzen, könnte die Preistabelle vom Juli 1914 angenommen werden, welche nach dem Grundsatze berichtigt werden könnte, daß für 1 Mark Wert der verschiedenen Arten möglichst der gleiche Nährwert erhältlich sei. Es ergibt sich dann der Wert einer Nährmark als gleich dem Wert von Lebensmitteln dieses bestimmten Nährwerts, und auch gleich dem Wert, welchen der zwanzigste Teil der Goldmenge eines Zwanzig-Markstückes im Juli 1914 hatte.

Jetzt hätten wir also in der Bank dauernd einen Zustandsanzeiger des Vorrats von Lebensmitteln, nämlich die Summe der im Verkehr befindlichen gedeckten Banknoten, die auf „Nährwert" lauten. (Im Gewahrsam der Bank befinden sich außer-

*) Vergl. den Artikel: „Das Verbrechen der Einführung der Papierwährung" in voriger Nummer.

dem die ungedeckten Noten, das sind diejenigen, die neu gedruckt sind und erst zu gedeckten werden und in den Verkehr gebracht werden, wenn neue Vorräte von Lebensmitteln mit diesen Werten beliehen werden sollen und in diesen Vorrat der ungedeckten Noten kehren diejenigen Noten zurück, welche an die Bank zurückkommen, wenn verpfändete Vorräte wieder ausgelöst werden, d. h. wenn die Vorräte dem Verbrauch zugeführt werden). In jedem Moment ist aus den Büchern der Reichsbank zu ersehen, wie viel Vorräte an Lebensmitteln, umgerechnet in ihren Wert in Nährmark, vorhanden sind. Nun ist es Sache des Reichsernährungsamtes, festzustellen, wieviel Lebensmittelvorräte, umgerechnet in Nährmark, beispielsweise am 1. Dezember vorrätig sein müssen, wenn nach der neuen Ernte sich ein bestimmter Vorrat, ebenfalls ausgedrückt in Nährmark, ergeben hat, und damit eine bestimmte Bevölkerungszahl bis zur neuen Ernte bestimmt durchgehalten werden soll. Diese Rechnung ist ja in den Kriegsjahren auch stets aufgestellt worden. Aber die Aufrechterhaltung des für jeden Tag des Jahres auf solche Weise feststellbaren Soll-Vorrats soll nun nicht mehr durch Lebensmittelkarten geschehen, sondern einzig und allein durch Veröffentlichungen und Dispositionen der die Nährwert-Banknoten ausgebenden Bank. Ein einfaches Divisionsexempel ergibt, für wieviel Nährmark jede Person täglich Lebensmittel verbrauchen darf. Ergibt das z. B. den Betrag von 0,8 Nährmark, so dekretiert die Bank, daß bei jeder wöchentlichen Lohn- und Gehaltzahlung der Arbeitnehmer von dem Arbeitgeber 5,6 Mark seines Lohnes *in Nährmark* verlangen kann und den Rest in Goldmark. (Wir werden gleich sehen, daß der Arbeitgeber keine Ursache hat, dem Arbeitnehmer mehr als diesen Betrag in Nährmark zu geben, denn sobald wie die Lebensmittel knapp werden, wird der Kurs der Nährmark viel höher sein, als der Kurs der Goldmark.)

Diejenigen Personen, welche keine Lohnzahlungen empfangen, also die selbständigen Männer, die Frauen ohne Anstellung, die Kinder, Greise usw. erhalten von der Behörde Ausweise, nach welchen sie für jede Woche 5,6 Goldmark gegen 5,6 Nährmark umwechseln können. Lebensmittel, die zu den Beleihungsarten gehören, gegen Goldmark zu kaufen, ist nicht möglich, denn die Bank bewirkt die Entpfändung der beliehenen Vorräte nur gegen Zahlung in Nährmark, der Großhändler, der die Vorräte auslösen will, braucht also Nährmark, er verlangt also Zahlung von Nährmark von dem Kleinhändler, und dieser vom Käufer. Jeder kann allerdings Nährmark gegen Goldmark eintauschen, aber nur zu dem Kurs, den die Bank festsetzt und der um so höher wird, je knapper die Lebensmittel werden.

Es wird auch gesetzlich festgelegt werden, daß dieser Anordnung widersprechende Verträge ungültig sind. Aber trotzdem werden diese Vorschriften umgangen werden, und die Bank wird bei der Berechnung, z. B. am 4. Dezember, finden, daß die Vorräte geringer sind, als sie sein müßten. Sie trifft nun ihre Gegenmaßnahmen, nämlich sie setzt fest, daß 100 Nährmark gleich 120 Goldmark sind. Findet die Bank nach einigen Tagen, daß die Vorräte noch weniger an den Sollstand heranreichen, so setzt sie den Kurs auf 150 und eventl. noch weiter hinauf, bis daß der Status zeigt, daß eine Umkehr eingetreten ist, daß also der Vorratsbestand sich dem Sollbestand mehr nähert. Es ist zweifellos, daß durch diese Veränderung des Kurses zwischen Nährmark und Goldmark, weil sie unbegrenzt möglich ist, sich jede in dieser Beziehung notwendige Beeinflussung des Verbrauchs erzielen läßt, aber man wird schon bei der äußerst geringen Knappheit der Lebensmittel, wie sie beispielsweise im Winter 1914/15 herrschte, einen Kursstand von 150 erwarten können, unter den heutigen Verhältnissen aber einen Kurs von ungefähr 500. Das heißt eine Nährmark ist gleich 5 Goldmark und gleich etwa 12 Papiermark nach ihrem heutigen geringen Wert. Das würde der Tatsache entsprechen, daß der heutige Schleichhandelspreis der Lebensmittel ungefähr der zwölffache desjenigen von 1914 ist.

Man sieht, was die Wirkung ist: der Schleichhandelspreis, d. i. der Preis des freien Handels, besteht *öffentlich*, aber umgerechnet in Nährmark, welche Werteinheit ein vielfaches des Wertes der Goldmark ist, die Arbeitslöhne bleiben die gleichen wie 1914, aber jede Person hat einen Anspruch, einen Teil ihres Einkommens in Nährmark, zum Ankauf von Lebensmitteln zu erhalten. Dieser Teil, in Nährmark ausgedrückt, ist geringer als der Friedenspreis in Mark, den eine Tagesration damals kostete, entsprechend der Tatsache, daß nicht genug Lebensmittel vorhanden sind. Und die Verhinderung der Absicht, Goldmark in Nährmark umzuwechseln, geschieht durch den hohen Kurs der Nährmark.

Es können hier nicht alle diejenigen Wirkungen beispielsweise aufgeführt werden, die das System herbringen muß, es mag nur noch folgendes gesagt sein: 1) Von schlechter Valuta kann keine Rede sein, im Auslande wird die Goldmarknote min-

bestens den Paristand aufweisen und die Nährmarknote einen Stand weit über Pari, sie wird aber natürlich garnicht ins Ausland gehen. Der Paristand der Goldmarknote hat aber natürlich mit der Einführung des Nährmarksystems nichts zu tun, sondern ist eine Folge der Tatsache, daß es kein ungedecktes Papiergeld gibt. 2) Der Umstand, daß reiche Leute mehr Nahrungsmittel verbrauchen als arme, kann auch durch das Nährmarksystem nicht ganz verhindert werden. Er kann aber in beliebiger Masse eingeschränkt werden, nämlich durch Höhersetzung des Nährmarkkurses bei gleichzeitiger geringer Heraufsetzung des Anteils in Nährmark, auf welchen jede Person Anspruch hat.

Aber hauptsächlich: Es gibt keine Teuerung, keine Brotmarken und keine Lebensmittelkarten, keinen Schleichhandel, keine Strafen, keine Lebensmittelschieber, keine Lohnstreitigkeiten wegen erhöhter Lebensmittelpreise, keine Streiks!

Dieser Zustand, Idealzustand gegenüber dem heute bestehenden, wäre eingetreten, wenn wir am 1. August 1914 die richtige Währung eingeführt hätten. Die Unzufriedenheit, die im Herbst 1918 von der Heimat in die Schützengräben getragen wurde, wäre dann vielleicht in viel geringeren Grenzen geblieben, und vielleicht wäre dann anstatt unseres vollkommenen militärischen Zusammenbruchs ein Halten der Front eingetreten, und anstatt des Siegerfriedens hätten dann unsere Feinde mit einem Verständigungsfrieden einverstanden sein müssen, und damit wäre die Grundlage für einen echten Völkerbund, in dem alle Völker gemäß des Wilson-Programms gleichberechtigt sind, viel eher gegeben gewesen.

Es ist anders gekommen. Die kleine Ursache der unweisen Währungsänderung bei Kriegsbeginn hat große Wirkung gehabt. Sie lautet: „Wehe den Besiegten!"

Vom Persönlichkeitsrecht des Untersuchungsgefangenen.

Von **Gerichtsassessor Dr. Ernst Eckstein.**

Mir liegt ein hektographisch vervielfältigtes Formular vor mit folgendem Inhalt: Nach § 52 Abs. II der Gefängnisordnung soll den Gefangenen der Tabakgenuß aus besonderen Gründen gestattet werden. Solche Gründe gibt aber . . . weder selbst an, noch sind sie hier sonst bekannt. Auch heute bietet der erst ... Jahre alte . . . bei seiner Jugend keine Gewähr, daß er die in die Ordnung und Disziplin sowie in die Feuersicherheit des Gefängnisses tief einschneidende Vergünstigung des Tabakgenusses — Rauchens — nicht mißbrauchen werde.

Ich bitte deshalb dringend um Ablehnung zu . . .

Auch das Zeitungslesen halte ich für . . . bei seiner Jugend nicht für angebracht.

Gefängnisdirektor.

Der Geist, der aus diesen Zeilen spricht, mutet einen seltsam an. Die Untersuchungshaft ist keine Strafe, und zahllos sind die Fälle, in denen Unschuldige in Untersuchungshaft oder in militärischer Sicherheitshaft sind oder aus sonstigen Gründen einmal Gefängnismauern kennen lernen, wie es z. B. bei politisch unruhigen Zeiten unvermeidlich ist, wo oft aus Gründen der Sicherheit ohne vieles Überlegen zugegriffen werden muß und mancher Unschuldige der notwendigen Schnelligkeit zum Opfer fällt.

Die Untersuchungshaft soll grundsätzlich die Persönlichkeit des Untersuchungsgefangenen unangetastet lassen und nur soweit es durch das Wesen der Untersuchungshaft bedingt ist, sind Eingriffe unvermeidbar. Wir werden hoffentlich sogar bald dahin kommen, auch die Untersuchungshaftzellen in größerem Umfange als bisher zu würdigen Räumen umzugestalten, während sie bisher von den Strafzellen kaum zu unterscheiden waren und eine mittelalterlich anmutende Kleinheit aufwiesen. Aber das mag bisher Frage der Finanzen gewesen sein, und das mag manchen Übelstand entschuldigen.

Wie man aber einem Gefangenen grundsätzlich das Rauchen verbieten und für dieses Verbot gar eine rechtliche Grundlage finden will, das ist schwer begreiflich. Das Menschliche soll dabei ganz außer Betracht bleiben, daß nämlich der Untersuchungsgefangene unter dem Druck der Ungewißheit und in der tötenden Langeweile eine Zigarre nicht zu seinem Vergnügen, sondern zu seinem Schutze gegen die Wirkungen der Haft bedarf; hier handelt es sich nur um das Rechtliche. Da das

Rauchverbot durch die Untersuchungshaft nicht bedingt ist, so ist es mit dem Selbstbestimmungsrecht des Bürgers unvereinbar.

Gründe der Disziplin und der Feuersicherheit sollen dagegen sprechen. Ich glaube, diese Gründe stehen auf dem Papier. Ich habe lange Zeit als Richter Raucherlaubnisse erteilt und nur ein einziges Mal hat es nachteilige Folgen gehabt, indem ein schwachsinniger Untersuchungsgefangener mit einem Streichholz seine Zellentür in Brand zu stecken versuchte, um auf diese Weise zu entkommen. Um dieses einen Mannes willen sollte man nun hundert anderen die Rauchvergünstigung versagen? Nicht ausnahmsweise gestattet werden sollte das Rauchen, sondern ausnahmsweise verboten, das wäre das Richtige.

Noch rechtswidriger ist das Verbot der Zeitungslektüre. Was geht den Richter oder den Gefangenen die Meinung des Gefängnisvorstandes an. Ob das Zeitungslesen gut ist oder nicht, das ist Sache des Vaters, nur bei ihm bleibt das Erziehungsrecht, und weder der Gefängnisvorstand noch der Richter hat sich zum Vormund aufzuspielen. Da auch der Jugendliche befugt ist, sich von seinem Arbeitsverdienst oder Taschengeld Zeitungen zu kaufen, darf niemand es ihm während einer Untersuchungshaft versagen. Im übrigen glaube ich, daß durch das Lesen von Zeitungen schwerlich jemand verdorben worden ist.

An sich sind diese beiden angeschnittenen Fragen ziemlich ohne Belang, aber es scheint doch angebracht, einmal die Aufmerksamkeit auch darauf zu lenken, wie hier ein überwundener Standpunkt noch immer sich geltend macht. Es ist zu wünschen, daß von dem Sturmwind der Revolution auch einmal ein Lüftchen sich in die Untersuchungsgefängnisse verirrt.

Künstler.

Siegmund von Hausegger.

Vielleicht das durchgeistigste Dirigentenprofil unserer Tage. „Modern", d. h. schmal und kühn vorspringend in seiner Struktur. Die scharfen Augen hinter noch schärferen Gläsern. Alles dies gemahnt an Gustav Mahler, — mit dem wir Hausegger noch in vielen anderen Punkten vergleichen können.

Hausegger imponiert zunächst durch den fast priesterlichen Ernst, mit dem er an die Kunst herantritt. Und dann durch die hemmungslose Energie, die sein ganzes Auftreten kennzeichnet. Das zeigt sich bis in die kleinsten Kleinigkeiten hinein. Zum Beispiel in einer Programmbemerkung, die etwa lautet: „Im Interesse der einheitlichen Wirkung der Symphonie wird das Publikum höflich ersucht, mit etwaigen Beifallsbezeugungen bis nach Schluß des Werkes zu warten." Energischer hat nach Hans von Bülow keiner sein Publikum erzogen. So liegt auch in Hauseggers Wesen, freilich in großen Linien, etwas leicht Dozierendes.

Geboren ist er in Graz, als Sohn des ausgezeichneten Musikästhetikers Friedrich von Hausegger, bei dem er auch den ersten Unterricht genoß. München, Frankfurt a. M., wiederum München, Berlin und nun zuletzt Hamburg sind die Stationen des erfolgreichen Weges. Den Sommer verlebt er stets in seinem Landhause in Oberbayern. Erfolgreich — und doch: so überschwänglich man ihn als Komponisten und Dirigenten überall gefeiert hat, man hat ihn nirgends festgehalten. Das hat seinen Grund: Hausegger ist *nicht bequem*. Er *arbeitet* mit seinen Musikern und verlangt von seinem Publikum eine gewisse Mitarbeit. Wie in seinen Werken, die alle einem feurigen Musikerherzen ihre Entstehung verdanken, aber doch nicht frei von Philosophie sind, so macht er auch als Dirigent keine Konzessionen. Wobei immerhin der Dirigent vor dem Tondichter noch das Faszinierende seiner lebendigen Persönlichkeit voraus hat.

Das ist wieder so ein Mahler ähnlicher Zug: dieses starre Verfolgen des Zieles. Nichts ist interessanter zu beobachten als Hausegger auf der Probe. Wie er feilt und immer wieder feilt, mit kurzen überlegenen Anmerkungen das Wesen einer Melodie interpretiert, dem Orchester seine Vorstellung von dem Werke einimpft. Dabei ohne jede äußerliche Virtuosität. Hausegger ist so garnicht das, was man einen Pultvirtuosen nennt, und wovon Weingartner stets eine Dosis hat. Hauseggers Bewegungen sind oft eckig, stets unberechnet, nur impulsiv, der inneren Vision folgend. Seine schmale, nervöse Persönlichkeit vibriert; es ist ein hinreißendes Bild, zu sehen, wie sich Steigerungen, die in der Musik liegen, bei ihr mit vollziehen, wie sie sich spannt und windet in den höher gehenden Wogen des Tonmeeres, und wie sie dann mit-

jubelt, wenn der Höhepunkt erreicht ist. Dann blitzen diese Augen strahlend, fast fanatisch inbrünstig hinter den Gläsern hervor.

Hauseggers Domäne: Beethoven. Er ist der geborene Ausdeuter dieses musikalischen Heroentums. Er gibt im Gegensatz zu Strauß, der Beethoven hier und da umbiegt und idealisiert — ihn ganz naturalistisch. In seinem Drang, seinem Ungestüm, seiner leidenschaftlichen Schmerzensfülle, seiner dämonischen Heiterkeit, seiner lieblichen Verzückung. In Hauseggers Interpretation weht Beethovens Atem. Es ist nicht Hauseggers Geist, sondern Beethovens, den wir, erschauernd und befreit, fühlen. Das ist charakteristisch für Hausegger: diese unbedingte Unterstellung der eigenen Persönlichkeit unter den Geist des Schöpfers. Sein Wille: das Werk in wundervollem Nachfühlen so wiederzugeben, wie sein Schöpfer es gefühlt hat. Das ist eben das, was ich oben den priesterlichen Ernst des Dirigenten Hausegger nannte. Und auch das verbindet ihn innerlich wieder mit Gustav Mahler, dessen Andenken feierlich wach wird, wenn Hausegger die Eroica, die „Fünfte" oder — Gipfelpunkt seiner nachschöpferischen Kunst — die „Neunte" dirigiert. — Neben Beethoven stehen einzig da seine Liszt-Nachschöpfungen, besonders der „Faust"- und „Dante"-Symphonie; auch Berlioz wird unter seinen Händen fabelhaft lebendig. Daß er Strauß in einer Weise dirigiert, die oft vom Meister selbst nicht übertroffen werden kann, nimmt nicht Wunder angesichts der langen freundschaftlichen Beziehungen Hauseggers zu ihm, dem er zweifellos ein gut Teil seiner Instrumentationstechnik dankt. Ein besonderes Kapitel: Bruckner, den er unmittelbar neben Beethoven stellt, und bei dem er weniger das Romantische, als das Heroische, den sehnsüchtig-religiösen Willen der Überwindung betont.

Hausegger nähert sich den Fünfzigern. Sein starker Idealismus hat ihn jung erhalten. Er ist noch unverbraucht durch maßlose Kunstreisen. So wird er noch lange jung unter uns bleiben.

Das Theater der dreitausend.

Von **Karl Fischer.**

Nun wird es endlich Wirklichkeit, was Reinhardt seit langem gewollt und gewünscht; jetzt wird es Tat, was dieser Mann, dem die deutsche Bühne und die deutsche dramatische Kunst überhaupt schon soviel dankt, seit Jahren geträumt hat. Allerdings in seiner ganzen Ursprünglichkeit kann der Plan nicht ausgeführt werden, das Projekt muß in bescheideneren und beschränkteren Grenzen Leben und Gestalt annehmen. Aus dem Theater der Zehntausend wird in diesem Herbst das Haus der dreitausend, man hat also nicht einmal das geplante Theater der Fünftausend verwirklichen können, und der Krieg und seine vielen bitteren Folgen trägt auch an seinem Teil Schuld an dieser Beschränkung.

Vor zwei Jahren wurde, um die Vorgeschichte kurz zu skizzieren, eine Aktien-Gesellschaft gegründet, die sich wahrlich sehr wenig glücklich „Deutsches Nationaltheater" nannte, und mit den Geldern dieser Aktien-Gesellschaft wurde der Zirkus Schumann zum Theater der Dreitausend von den besten Baumeistern und erfahrensten Architekten umgebaut. Der Bau ist soweit fortgeschritten, daß im Oktober die Eröffnung erfolgen kann. Genau genommen enthält das weite Rund dieses mächtigen, modernen Amphitheaters 3200 Plätze, von denen ein großer Teil im Abonnement nach dem Muster der Volksbühne, des Charlottenburger Deutschen Opernhauses und des Schillertheaters für ein ganz geringes Entgeld von einer und zwei Mark für den Platz vergeben werden soll. So wird denn dieses Haus, in dem in jeder Woche etwa drei Mal gespielt werden soll, sich nicht nur durch seine Dimensionen, sondern auch durch wahre und vornehme Volkstümlichkeit auszeichnen. Mit welchen Riesenmaßen man übrigens hier messen muß, welche Einrichtungen notwendig sind und welche Vorbereitungen getroffen werden müssen, kann man wohl schon allein aus dem Umstand ermessen, daß in Berlin selbst kein geeignetes und genügend großes Kulissenhaus aufzutreiben oder herzustellen war. So mußte man bis an den Teltow-Kanal wandern, und in der Nähe von Rudow ein 7000 Quadratmeter großes Terrain erwerben, um hier das Magazin für die Requisiten zu errichten. Für den Betrieb des Theaters allerdings nicht sehr verlockend und von Vorteil, wenn man daran denkt, daß man der Transportschwierigkeiten aller Wahrscheinlichkeit nach auch im Herbst noch nicht Herr wird sein können. Man hofft daher auch, daß alles dieses nur ein Notbehelf ist, daß man später mit den Kulissen nach Berlin wird ziehen können und man ist zunächst froh darüber, daß man alle

diese wertvollen Materialien, die so lange in Neukölln an ungeeigneter Stelle standen, an passendem und würdigem Ort lagern kann.

Indessen alle diese Dinge sind nur äußerlich und von untergeordneter Natur. Das Wesentlichste ist ja der Sinn und die Seele dieses neuen Theaters. Man wird sich erinnern, daß Professor Reinhardt für seine künstlerische Betätigung und für seine weitausgreifende Revolution des Bühnenlebens an Haupt und Gliedern das Deutsche Theater in der Schumannstraße längst zu eng geworden war. Vor Jahren bereits wanderte er aus nach dem Zirkus Schumann. Damals gab es dort die vielbewunderten und in ihrer unerhörten Neuheit und Kühnheit allgemein angestaunten Aufführungen der Sophokleischen „Antigone" mit der Wucht und Gewalt der Chöre, die sich bewundernswert in der Arena ausbreiten konnten; und dieses einzigartigen englischen Mysteriumspiels „Everyman" mit der unvergleichlichen Fülle der Gestalten und Geschehnisse. Daß ein solches Stück, wie die Pantomime „Jedermann" nur wahrhaft wirken kann, wenn sie in einen gewaltigen Rahmen gespannt wird, erkannte man so recht, als sich Reinhardt später entschloß, das Stück auf der Bühne des Theaters am Bülowplatz zu agieren. Da erschien alles so eng und gedrückt und der Eindruck des Großartigen, Grandiosen konnte nur zu einem kleinen Teil gewonnen werden.

Aber Reinhardt will nicht nur Größe des Raumes, er strebt auch an, den engen Zusammenhang wiederherzustellen zwischen dem Schauspieler und dem Publikum, den Kontakt, wie man ihn beim antiken griechischen Theater hatte. Zu diesem Behufe fällt beim Theater der Dreitausend der Vorhang fort. Die Welt vor und hinter den Kulissen ist nicht länger von einander geschieden, und es ist ohne weiteres einzusehen und zuzugeben, daß auf diese Weise das Fluidum, daß sich von der Bühne in den Zuschauerraum ergießt, ein viel stärkeres, machtvolleres sein wird, der elektrische Funke des Begeistert-Mitgerissenwerdens viel stärker und zündender vom Schauspieler auf den Zuschauer überspringt. Dazu soll indessen nicht allein der fehlende Vorhang verhelfen. Die Bühne wird nach antikem Muster gewissermaßen weit hinein in den Zuschauerraum gebaut und so angelegt, wie sie in Hellas mit der vorspringenden Orchestra aussah. Der Spielplan des Theaters der Dreitausend ist vorläufig erst skizziert. Man plant Aufführungen der „Orestie" des Äschylos, vom zweiten Teil des „Faust", „Wilhelm Tell", „Julius Caesar", der „Lysistrata" des Aristophanes und des „Weißen Heiland" von Gerhart Hauptmann, dieses sehr seltsamen und fremd anmutenden Stückes, fremdartig namentlich auch durch die Namen der Personen, die in ihrem mexikanisch oder peruanisch so verzwickt sind, daß ein deutscher Mund sie kaum deutlich aussprechen kann.

Es ist nur zu natürlich, daß, wie immer großen Ereignissen, so auch der neuen Bühne allerlei Zweifel und mancherlei Einwände entgegengebracht und entgegengesetzt werden. Am kleinlichsten und unwesentlichsten ist entschieden der Gedanke, das neue Theater würde eine gefährliche Konkurrenz für Volksbühne, Schillertheater und Deutsches Opernhaus werden, von denen hier bereits in anderem Zusammenhange gesprochen worden ist. Das Theater der Dreitausend ist so ganz eigenartig in allen seinen Erscheinungsformen, so neu in seinem innersten Wesen und Kern, daß jeder Vergleich mit jedem anderen Theater auf allen Vieren hinkt. Außerdem aber, wenn wirklich Konkurrenz, so könnte sie nur den genannten drei Bühnen zum Vorteil gereichen, und die Herren Pategg, Hartmann und auch Kayßler dazu anstacheln, mehr zu leisten und eifriger nach der Höhe zu klimmen.

Nur eines möchte ich zum Schlusse zu bedenken geben. Reinhardts Inszenierungskunst in Ehren! Nur ein Narr oder ein Böswilliger kann dagegen reden. Aber Reinhardt hat auch manches Mal über den Effekt der Inszenierung, über Pracht und Prunk der Dekoration Dichters Wort und Wesen gering geachtet . Hoffentlich wird er nun, befreit von allen Hemmungen der alten kleinen Bühne über dem Regisseur Reinhardt mit allen großen und glänzenden, mit allen blendenden und aufs tiefste bewegenden Einfällen nicht den Dichter vergessen, oder ihn vergewaltigen, auf daß des Dichters Wort paßt zum Werk des Regisseurs. Auch in das Theater der Dreitausend werden wir vornehmlich zum Dichter und nicht zum Künstler der Regie, Professor Max Reinhardt, gehn!

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin.
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

A
E G

Annahme für Vorwetten.

Rennen zu

Hamburg-Horn	25.27.29. Juni
Leipzig	29. Juni

Trabrennen zu

Bln.-Mariendorf	29. Juni
München-Daglfing	29. Juni

Annahme von Vorwetten für Berlin bei persönlich erteilten Aufträgen bis 3 Stunden vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 6¾ Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,

Kurfürstendamm 234

Bayerischer Platz 9 (Eingang Innsbrucker Str. 58)

Oranienburger Str. 48/49 a. d. Friedrichstraße

Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)

Neukölln, Bergstraße 43

und an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim

Leipziger Str. 132	Königstraße 31/32
Nollendorfplatz 7	Unter den Linden 14
Planufer 24	Moritzplatz
Tauentzienstr, 12 a	Rosenthaler Straße.
Rathenower Str. 3	

Für briefliche und telegraphische Aufträge Annahme bis 3 Stunden vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

Der letzte Brief

Eine Sammlung letzter Briefe bedeutender Menschen

HERAUSGEGEBEN UND EINGELEITET VON

JLSE LINDEN

Enthält letzte Briefe von:

Beethoven / Casanova / Dostojewski / Flaubert / Fontane / Goethe / Grabbe / Hebbel / Heine / Jean Paul / Keller / Kleist / Körner / Lenau / Lichtenberg / Luther / Menzel / Multatuli / Nietzsche / Novalis / Schiller / Schubert / Schumann / Storm / Stifter / Wagner u. v. a.

Vossische Zeitung: „In dem Büchlein steckt viel bedeutendere Lebensweisheit als in anderen nicht durch eine Idee geordneten Anthologia."

Hannov. Courier: „Eine Zusammenstellung von grösstem Reiz, oftmals von einer ergreifenden Wehmutigkeit."

Leipziger Tageblatt: „Niemand wird sich dem feierlichen Eindruck dieser letzten Dokumente entziehen können."

Hartungsche Zeitung: „Eine originelle Idee, wirklich etwas ganz Neues."

In Friedensausstattung, br. 6,50 M, gebunden 8,50 M, Halbpergt. 10,— M

Oesterheld & Co. / Verlag,

Berlin W 15, Lietzenburger Straße 48.

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II - Berlin NW. 87, Reuchlinstraße - Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten, und Erweiterungsbauten von Gasanstalten für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.

Sämtliche Ausrüstungsteile für Ofen mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.

Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.

Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.

Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.

Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.

Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.

Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.

Geräte und Werkzeuge.

Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.

Triebwerke.

Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Wasserwerken und Kanalisationen,

Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin SW 8, Kronenstr. 37.

Nummer 18 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Gewerkschaften und Betriebsräte — von Dr. S.

Die Rechtsstellung der Frau im deutschen bürgerlichen Recht — von Gerichtsassessor Hans Jäckel

Robert Hutt

Talmikultur des Dramas — von G. M. Scherr

Der Streit um das Statut — von Karl Fischer

Das Publikum — von Michael Charol

Wer ist's? — von S. S.

Erscheint jede Woche • Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co

BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Nampes Gute Stube
am Kurfürstendamm

Kurfürstendamm 14/15

Feine Liköre * Edelbranntweine * Seltene Weine
Schaumweine * Champagner * Eisgetränke

Rennen

zu Berlin-Grunewald

5. Tag: Sonntag, den 6. Juli, nachm. 2½ Uhr,

8 Rennen im Werte von M. 160 500 u.a.:
Grosser Prüfungspreis 80 000 M.

Verkehrsverbindungen:
Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Strassenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstraße etc.

Rennen

zu Berlin-Grunewald

6. Tag: Dienstag, den 8. Juli, nachm. 2½ Uhr,

8 Rennen im Werte von M. 132 000 u.a.:
Graditz-Rennen 27 000 M.

Verkehrsverbindungen:
Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Strassenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstraße etc.

❖ Der Kritiker ❖

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 5. Juli. Nummer 18.

Gewerkschaften und Betriebsräte.

Die Errungenschaften der Revolution des Jahres 1848 auf wirtschaftlichem Gebiete waren die Ausschaltung des Systems der staatlichen Bevormundung und Beeinflussung von Handel und Industrie und die Herstellung der Freiheit der Einzelpersönlichkeit und der Freiheit des Arbeitsvertrages. Solange es galt, gegen das Feudalprinzip und die politischen Ungleichheiten anzukämpfen, konnten die Arbeiter mit den Vertretern des individualistischen Liberalismus Schulter an Schulter zusammenstehen. Erst als die Ziele der liberalen Bewegung im wesentlichen erreicht waren und die Individualfreiheit herbeigeführt war, mußte die Arbeiterklasse erkennen, daß das Ideal des Liberalismus in wirtschaftlicher Hinsicht keineswegs dem Ziele entsprach, das der Arbeiterschaft als erringenswert vorschwebte. Einerseits bedeutete der Grundsatz der Individualfreiheit für den Unternehmer, daß er als Eigentümer der Produktionsmittel auch die Regelung des gesamten Produktionsprozesses selbst bestimmte und, hiervon ausgehend, auch die Arbeitsbedingungen selbst aufstellte. Demgegenüber war unter dem Grundsatz des freien Arbeitsvertrages der Arbeiter als der wirtschaftlich Schwächere benachteiligt, zumal als die gewaltige Volksvermehrung das Angebot von Arbeitskräften auf dem Stellenmarkte unverhältnismäßig steigerte und damit den stellensuchenden Arbeiter vor die Alternative der bedingungslosen Annahme des ihm von Seiten des Unternehmers angetragenen Arbeitsvertrages oder seiner Ablehnung und damit der Arbeitslosigkeit und des Hungers stellte. Diese Lage der wirtschaftlichen Benachteiligung gerade durch die Individualfreiheit führte die Arbeiterschaft schon frühzeitig zu der Erkenntnis, daß zur Vertretung der Arbeiterinteressen nicht der Einzelne, sondern die in festgefügten Organisationen zusammengeschlossene Gesamtheit imstande ist. Während der Einzelne sich dem Unternehmer gegenüber in einer hilflosen Lage befindet, und, da jederzeit Ersatz für ihn geschaffen werden kann, zur Ausübung irgendwelchen Druckes auf den Unternehmer nicht imstande ist, tritt die Gesamtheit der Arbeiter eines Betriebes oder des ganzen Gewerbes, dem Unternehmer durchaus als gleichstarke Komparentin gegenüber. Diese Erwägung hat zur Zusammenschließung der Lohnarbeiterschaft zu den Gewerkschaften Anlaß gegeben. Die Arbeit der Gewerkschaften hatte von vornherein nach zwei Richtungen hin zu gehen: Einmal mußte sie dadurch auf den Arbeitsvertrag Einfluß zu gewinnen suchen, daß sie selbst an Stelle des dem Unternehmer gegenüber machtlosen Einzelarbeiters mit dem Unternehmer generelle Arbeitsverträge abschloß; auf der andern Seite mußte die Gewerkschaft den Schutz des Arbeiters vor Schädigung seiner Gesundheit und vor allzuschnellem Verbrauch seiner Arbeitskraft anstreben. Bei der Erreichung dieses letzteren Zieles war sie auf die Bundesgenossenschaft des Staates angewiesen, der im Interesse der Erhaltung und Förderung der Volksgesundheit sich dem Gedanken des Arbeiterschutzes nicht verschließen konnte. Nach beiden Richtungen hin haben die Gewerkschaften ihr Ziel im wesentlichen erreicht. Sie haben durchgesetzt, daß an die Stelle des Einzelvertrages der kollektive Arbeitsvertrag und im weiteren der Tarifvertrag trat, der im Voraus die künftig abzuschließenden Arbeitsverträge generell regelt. Die machtvollen Organisationen der Arbeitnehmer, die an die Stelle der eindruckslos bleibenden Arbeitsniederlegung durch den Einzelnen den allgemeinen Streik treten ließen, wußten den Unternehmern auf dem Gebiete der Arbeitsverträge ein Zugeständnis nach dem andern abzugewinnen. Andererseits begann der Staat unter dem Eindruck volkswirtschaftlicher Erwägungen und und unter dem Einfluß der Arbeiterorganisationen seine Aufmerksamkeit in immer erhöhtem Maße der Frage des Arbeiterschutzes zuzuwenden. Bei aller dieser Arbeit für

die Hebung der arbeitenden Klassen standen die Gewerkschaften aber bisher zum wenigsten in der Praxis durchaus auf dem Boden der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Das hatte natürlich mit der parteipolitischen Stellung der in den Gewerkschaften organisierten Arbeiter nichts zu tun; unbestreitbar ist aber, daß die Gewerkvereine bei ihrem Bestreben, die Stellung der Arbeiter schrittweise zu verbessern, teils stillschweigend, teils ausdrücklich den bestehenden Zustand des Eigentums der Unternehmer an den Betriebsmitteln anerkannten. Auch die Arbeiterausschüsse, die bereits vor dem Kriege in den meisten größeren Betrieben bestanden und beispielsweise durch das preußische Berggesetz vom 14. Juli 1905 für alle Bergwerke, die in der Regel mindestens 100 Arbeiter beschäftigten, obligatorisch gemacht waren, hatten lediglich die Bedeutung, den Unternehmer bei der Leitung des Betriebes in den das Arbeitsverhältnis betreffenden Angelegenheiten durch erwählte oder ernannte Vertreter der Arbeiterschaft des Betriebes zu unterstützen. Keinesfalls war hierbei beabsichtigt, den Unternehmer in der Leitung des Betriebes oder auch nur in der Verwaltung einzelner Zweige irgendwie zu beschränken, wie ja auch den Arbeiterausschüssen ein beschließendes Votum nicht zustand.

Hierin hat die Revolution, ebenso wie sie auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes den gewaltigen Fortschritt der allgemeinen Einführung des achtstündigen Normalarbeitstages brachte, grundlegende Aenderungen vollzogen. Der Gedanke der Betriebsräte, der heute schon längst kein leeres Schlagwort mehr ist, sondern auf manchen Gebieten durch private Abmachungen bereits praktisch verwirklicht ist, im übrigen seiner gesetzlichen Regelung entgegensieht, hat hier einen ganz neuen Gedanken gebracht, nämlich den der industriellen Demokratie. Der Einfluß der Arbeiterschaft soll sich nicht mehr lediglich auf die Regelung der Arbeitsbedingungen beschränken, sondern in die Leitung und Verwaltung des Betriebes selbst eingreifen. Der Einfluß des Unternehmers soll schrittweise zurückgedrängt werden. Wenn sich auch die Hauptforderungen einstweilen noch auf eine Mitwirkung bei der Einstellung und Kündigung von Arbeitern beschränken, so ist doch mit Sicherheit anzunehmen, daß, von diesen Forderungen ausgehend, allmählich der Gedanke einer Sozialisierung der Betriebe von innen heraus um sich greifen wird, an dessen Ende schließlich der Uebergang der Leitung der Unternehmungen von den Kapitalisten auf die Arbeiterschaft steht. Das sind Ziele, die innerhalb der Gewerkschaften bisher nur von einer einflußlosen Minderheitsgruppe, den sogenannten revolutionären Syndikalisten propagiert wurden, die zwar in den romanischen Ländern einigen Einfluß auf die wirtschaftliche Kampfarbeit der Gewerkschaften gewonnen hat, der aber die deutschen Gewerkschaftskreise — und zwar auch die der Sozialdemokratie zuzuzählenden Freien Gewerkschaften — durchweg ablehnend gegenüberstanden.

Es ist selbstverständlich, daß den Gewerkschaften, die bisher im Rahmen und auf dem Boden der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung ihre Ziele einer Hebung und Verbesserung der Lage der Lohnarbeiterschaft zu erreichen suchten, die Gewöhnung an diese veränderte Lage nicht leicht gefallen ist. Für solch gewaltige Organisationen, wie die Gewerkschaften, ist die plötzliche Einstellung auf ganz veränderte Ziele natürlich etwas sehr schwieriges. Die passive Haltung der Gewerkschaften bei den wirtschaftlichen Kämpfen der letzten Zeit findet darin ihre Erklärung. Die Folge dieser Passivität ist nicht nur ein unverkennbares Zurückgehen des Einflusses der Gewerkschaften auf die organisierte Arbeiterschaft, sondern auch eine erbitterte Kritik besonders von seiten der radikalen Arbeiterkreise an dem Verhalten der Gewerkschaften gewesen und schließlich sogar die immer lauter und nachhaltiger erhobene Forderung, daß die Gewerkschaften als eine überlebte und durch die revolutionären Zeitereignisse überholte Institution zu verschwinden und rein politisch-syndikalistischen Kampforganisationen Platz zu machen hätten. Diese Kritik geht natürlich viel zu weit. Es wäre ja auch eine merkwürdige Erscheinung, wenn zu derselben Zeit, wo infolge der nicht zu verleugnenden Erfolge der gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen die übrigen Berufsstände, z. B. die Beamten und die Landwirtschaft, dem Gedanken eines organisatorischen Zusammenschlusses auf gewerkschaftlicher Grundlage nähertreten, die Arbeiter ihre bewährten Gewerkvereine zugunsten politischer Kampforganisationen zerschlagen würden. Selbst nach der Revolution, die die Lohnarbeiterklasse zur ausschlaggebenden Macht im Staate emporgeführt hat, wird die Arbeiterschaft doch solcher Organisationen, die unbeeinflußt durch parteipolitische Erwägungen lediglich in der praktischen Arbeit für die Hebung des Arbeiterstandes in materieller und moralischer Beziehung das Ziel ihres Strebens sehen, auf die Dauer nicht entbehren können.

Dr. S.

Die Rechtsstellung der Frau im deutschen bürgerlichen Recht.

Von **Gerichtsassessor Hans Zäckel.**

In einer Versammlung hörte ich jüngst eine Rednerin, die für den Punkt 5 des Erfurter Programms der Sozialdemokratie, nämlich die Abschaffung aller Gesetze, welche die Frau in öffentlich- und privatrechtlicher Beziehung gegenüber dem Manne benachteiligen, eintrat und dies u. a. damit begründete, daß nach geltendem deutschem Rechte eine Ehefrau unmündig sei und gewissermaßen unter der Vormundschaft ihres Ehemannes stehe. Sie führte aus, daß jedes Mädchen zwar mit 21 Jahren mündig werde, daß sie aber, wenn sie vor dem 21. Lebensjahr heirate, überhaupt niemals mündig werde. Die Rednerin war zweifellos eine kluge und gebildete Frau. Um so verwunderlicher ist es, wie sie zu der Ansicht von der Unmündigkeit der Ehefrau kam. Leider verließ sie, als sie geendet hatte, sofort die Versammlung, sodaß ich keine Gelegenheit hatte, ihr in der Diskussion entgegenzutreten. Die Ansicht von der Unmündigkeit der Ehefrau ist nämlich ein handgreiflicher und verhängnisvoller Irrtum und ein Beweis dafür, eine wie große Unkenntnis selbst in gebildeten Kreisen in juristischen Dingen besteht. Man sollte schon auf den Schulen die elementarsten juristischen Grundbegriffe lehren, man sollte gemeinverständliche Vorträge veranstalten, kurz, man sollte alles tun, um solche bedauerlichen Laienirrtümer, die zu einer Beunruhigung weiter Volkskreise führen können, auszurotten.

Was heißt „mündig"? Unter Mündigkeit versteht man die unbeschränkte Fähigkeit, selbständig rechtsgeschäftliche Erklärungen mit verbindlicher Kraft abzugeben, insbesondere sich durch Verträge zu verpflichten. Diese Fähigkeit besitzt jeder Mensch mit einundzwanzig Jahren, sofern er nicht geisteskrank ist, also auch die Ehefrau. Sie kann demnach selbständig einen Vertrag schließen, z. B. einen Kaufvertrag, Mietvertrag, Darlehnsvertrag usw. Sie kann einen Wechsel zeichnen, eine Bürgschaft übernehmen, ein Testament errichten, sie kann selbständig Handel treiben, vor Gericht auftreten, klagen und verklagt werden. Ja, sie kann sogar noch mehr als der Ehemann, sie kann sogar den Ehemann bei gewissen Angelegenheiten vertreten, d. h. also in seinem Namen Erklärungen abgeben, die ihn verpflichten. Man nennt dies die Schlüsselgewalt. Sie kann, wie das Gesetz sagt, „innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises die Geschäfte des Mannes besorgen und ihn vertreten." Wenn also z. B. der Kohlenmann kommt und fünf Zentner Preßkohlen anbietet — schade, daß dies in Wirklichkeit nicht mehr vorkommt —, so kann sie in Abwesenheit des Ehemannes die Preßkohlen bestellen, und wenn ein paar Tage später die Kohlen kommen und mit ihnen die Rechnung, dann muß „Männe" in die Tasche greifen und bezahlen. Eine solche gesetzliche Vollmacht besitzt der Mann nicht. Wenn er daher irgendwo eine für seine Frau verbindliche Erklärung abgeben will, so muß er dazu besonders bevollmächtigt sein und auf Verlangen eine schriftliche Vollmacht vorlegen. Hierüber herrscht sehr viel Unklarheit. Man erlebt es häufig als Zivilprozeßrichter, daß in einer Sache, wo beide Eheleute verklagt sind, nur der Ehemann erscheint und, wenn man ihn nach einer Vollmacht seiner Ehefrau fragt, im Vollbewußtsein seiner Ehemannswürde erklärt: „Na, ick bin doch der Mann, wat ick sage, det jilt doch ooch für meine Frau!" Dies ist also, wie gesagt, ein Irrtum. Der Mann hat keine gesetzliche Vollmacht für die Ehefrau, wohl aber die Ehefrau innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises für den Mann. Natürlich birgt diese Schlüsselgewalt für den Mann Gefahren in sich. Wenn die Frau leichtsinnig ist und ins Blaue hinein bei den Geschäftsleuten pumpt, so kann der Mann dadurch in die größte Verlegenheit geraten. Er kann sich aber dagegen schützen, indem er die Schlüsselgewalt der Frau aufhebt oder einschränkt. Hieraus erklären sich die bekannten Annoncen, die man jeden Tag in den Zeitungen findet, und in denen es heißt: „Ich warne hiermit jedermann, meiner Frau auf meinen Namen etwas zu borgen, da ich für nichts aufkomme." Hierbei ist aber eins zu beachten, was leider die meisten Leute nicht wissen. Wenn nämlich ein Geschäftsmann, der eine derartige Annonce nicht gelesen hat, einer Ehefrau gutgläubig Waren kreditiert, so muß der Mann sie doch bezahlen. Die Annonce hilft ihm nichts. Die Beschränkung der Schlüsselgewalt ist Dritten gegenüber nur dann wirksam, wenn sie im Güterrechtsregister des Amtsgerichts eingetragen ist, oder wenn sie dem Geschäftsmann auf anderem Wege tatsächlich bekannt geworden ist. Der Geschäftsmann braucht also die Annonce nur dann gegen sich gelten zu lassen, wenn ihm nachgewiesen werden kann, daß er sie gelesen hat. Hat der Mann

die Schlüsselgewalt der Frau ohne begründete Veranlassung aufgehoben, so kann die Frau die Hilfe des Vormundschaftsgerichts anrufen und Wiederherstellung ihrer Rechte verlangen.

Man sieht also, die Rechte der Ehefrau sind garnicht gering. Sie ist, wie wir Juristen zu sagen pflegen, voll geschäftsfähig. Es hat allerdings Zeiten gegeben, nicht bloß im römischen, sondern auch im deutschen Recht, und diese Zeiten sind noch garnicht so lange her, wo tatsächlich der Mann der Vormund der Frau war. Aber diese Bestimmungen gehören der Vergangenheit an und sind jedenfalls durch das deutsche bürgerliche Gesetzbuch beseitigt. Nun gibt es aber eine andere Beschränkung, und diese andere Beschränkung bildet vielleicht die Veranlassung zu der Ansicht, die Ehefrau sei unmündig. Die Frau bedarf nämlich zur Verfügung über eingebrachtes Gut der Zustimmung des Mannes. Zum Verständnis dieser Vorschrift muß ich folgendes vorausschicken: Wenn Ehegatten über ihren Güterstand keine besonderen Vereinbarungen treffen, so besteht nicht etwa, wie viele, z. B. viele Berliner, glauben, allgemeine Gütergemeinschaft, sondern die beiderseitigen Vermögen bleiben getrennt. Der Mann hat aber am Vermögen der Frau die Verwaltung und Nutznießung. Er kann also die zum eingebrachten Gut gehörenden Sachen in Besitz nehmen, er hat das Recht und die Pflicht, das eingebrachte Gut zu verwalten und die Nutzungen daraus zu ziehen, aber nur zum Zwecke ordnungsmäßiger Verwaltung und zur Bestreitung des gemeinsamen Lebensunterhaltes. Von dieser Verwaltung und Nutznießung ist das sogen. Vorbehaltsgut ausgenommen. Hierzu gehören hauptsächlich die Sachen, die ausschließlich zum persönlichen Gebrauche der Frau bestimmt sind, z. B. Kleider, Schmucksachen und Arbeitsgeräte (z. B. eine Nähmaschine), sowie alles das, was die Frau durch ihre Arbeit oder durch den selbständigen Betrieb eines Erwerbsgeschäfts erwirbt. Ueber das Vorbehaltsgut kann die Frau natürlich frei verfügen. Anders beim eingebrachten Gut.

Hier wird mir nun diese oder jene Leserin entgegenhalten: „Ja, aber mein Gott, was nutzt mir denn dann meine Geschäftsfähigkeit, wenn ich über das, was mir gehört, nicht verfügen kann; wenn ich nicht die lumpigste, kleinste Sache verkaufen kann, ohne daß mein Herr und Gebieter seine Zustimmung dazu gibt! Das heißt ja mit der rechten Hand geben und mit der linken wieder nehmen!“ Gemach, gemach! Zunächst hat die Frau die Möglichkeit, einen Ehevertrag abzuschließen und dadurch alles das, worüber sie sich die freie Verfügung sichern will, für Vorbehaltsgut zu erklären. Sie kann auch noch weiter gehen und Gütertrennung vereinbaren; dann besteht überhaupt keine Verwaltung und Nutznießung des Ehemannes, und sie kann vollkommen frei über ihr gesamtes Vermögen verfügen. Aber auch, wenn sie von dieser Möglichkeit keinen Gebrauch gemacht hat, so ist folgendes zu beachten: Der Mann kann der Frau die Zustimmung zur Verfügung über eingebrachtes Gut nicht bloß für den Einzelfall mit Bezug auf eine bestimmte Sache, sondern auch generell und stillschweigend erteilen. Wenn er ihr z. B. eine bestimmte Geldsumme als Wirtschaftsgeld aushändigt, so liegt darin die Zustimmung zur Verfügung über das Geld, und die Frau kann nunmehr damit frei schalten und walten. Ebenso, wenn die Frau z. B. mit Wissen des Mannes ein Grünkramgeschäft aufmacht, so liegt in dieser wissentlichen Duldung seitens des Mannes die stillschweigende Zustimmung zur Verfügung über die einzelnen Waren. Manche Juristen nehmen sogar an, daß ein Erwerbsgeschäft zum Vorbehaltsgut der Frau gehört.

Schließlich aber muß noch auf einen Unterschied hingewiesen werden, der allerdings für das Verständnis des Laien nicht ganz leicht ist. Der Jurist unterscheidet nämlich Verpflichtungsgeschäfte und Verfügungsgeschäfte. Am klarsten wird dies vielleicht an dem Beispiel des Grundstückskaufs. Wenn jemand sein Grundstück veräußern will, so geht er zunächst zum Notar und schließt dort einen Kaufvertrag ab, wodurch er sich obligatorisch verpflichtet, das Eigentum auf den Käufer zu übertragen. Das ist aber noch keine Verfügung über das Eigentum; der Käufer wird hierdurch noch nicht Eigentümer, sondern erlangt nur einen Anspruch auf Uebertragung des Eigentums. Einige Tage später gehen dann beide Vertragskontrahenten zum Grundbuchamt und nehmen hier die sogen. Auflassung vor, d. h. sie erklären: „Wir sind darüber einig, daß das Eigentum an dem Grundstück auf den Käufer übergehen soll.“ Erst diese Einigung stellt eine Verfügung über das Grundstück dar; erst hierdurch und durch die Eintragung im Grundbuch erlangt der Käufer das Eigentum. Wenn nun eine Frau ihr zum eingebrachten Gut gehörendes Grundstück veräußern will, so kann sie getrost allein zum Notar gehen und sich dort durch Vertrag zur Veräußerung des Grundstücks verpflichten. Denn dies ist noch keine Verfügung. Bei der Auflassung vor dem Grundbuchamt allerdings muß der Ehemann zugegen sein und seine Zustimmung erklären. Bei beweglichen Sachen fällt das Verpflichtungsgeschäft und das Verfügungsgeschäft häufig zusammen, z. B. wenn man eine Sache verkauft und dem Käufer gleich übergibt. Es kann aber auch aus-

einanderfallen, wie z. B. bei dem eingangs erwähnten Kohlengeschäft. Hier kommt bei der Bestellung nur eine Verpflichtung zur Uebereignung von Kohlen zustande, das Eigentum selbst geht erst mit der Lieferung der Kohlen über.

Die Frau kann also selbständig jede Verpflichtung übernehmen. Ist aber die Verpflichtung auf Uebereignung einer zum eingebrachten Gut gehörigen Sache gerichtet, so bedarf sie zur Erfüllung der Verpflichtung, nämlich zur Uebereignung der Sache, der Zustimmung des Ehemannes. Aber im allgemeinen geben ja die Ehemänner zu allen Erklärungen ihrer Ehefrauen folgsam ihre Zustimmung. Nur wenn jemand etwas der Frau Nachteiliges im Schilde führt, z. B. wenn ein Gläubiger eingebrachte Sachen der Frau pfänden will, so versagen sie ihre Zustimmung, und der Gerichtsvollzieher muß wieder mit leeren Händen abziehen. Also wozu das Gesetz ändern? Das Gesetz ist ja wunderschön, wenn es nur richtig angewandt wird. Wir Deutsche haben es so an uns, daß wir immer, wenn sich irgendwo ein Uebelstand zeigt, nach der „Klinke der Gesetzgebung" schreien. Und wenn der Gesetzgeber entgegenkommender Weise einen neuen Paragraphen schafft, so glauben wir, nun sei alles erreicht, und wundern uns, wenn wir bald darauf merken, daß alles beim alten bleibt, weil der Uebelstand auf einem Gebiete liegt, das sich der Einwirkung des Gesetzgebers überhaupt entzieht. Also nochmals: warum das Gesetz ändern, das Gesetz ist ja wunderschön!

Talmikultur des Dramas.

Von G. M. Scherr.

„Il y a fagots et fagots."
Molière.

Das Drama, geboren aus dem Geiste der Musik, bedarf als wesensverwandten Interpreten, auch des Schauspielers, der diesen Intentionen vollauf gerecht wird: des Schauspielers der Musik!

Sein edelster Repräsentant ist Alexander Moissi!

Mit ihm, in ihm und durch ihn feiert die Musik Triumphe. Dadurch wird das ureigene Wesen und Walten des Dramas — das Primäre — in den Schatten gestellt und das Äußerlich — die Ausdrucksmittel — das Sekundäre — in den Vordergrund gedrängt: die Bühnenkunst!

Besser ausgedrückt: Bühnenkünstelei! Und diese wurde Selbstzweck!

Mehr als Kunst — künstlerische Kunst! Nicht mehr Ton und Farbe war vorherrschend, sondern die Nuance.

Hamlets Worte über Schauspieler und Schauspielkunst haben zwar auf unsere Tage nicht mehr Bezug. Das niedere, ordinäre Bombastsein besteht nicht mehr; aber dafür besteht ein kultivierter — ich möchte sagen — transzendentaler Manierismus: der manierierte Manierismus!

Als ich Moissi vor dem Kriege sah, wirkte er durch sein Spiel noch als Künstler auf mich; als ich ihn jetzt — fünf Jahre lagen dazwischen — in seinen besten Rollen wiedersah, da fühlte ich: die Urgewalt war kultiviert worden, er wirkte nicht mehr mit gottgleicher Künstlerschaft auf mich, als Künstler, sondern als — Virtuos!

Und Moissis Stil, Reinhardts Inszenierung ist Mode geworden und hat — was das Schmerzlichste ist — Nachahmer gefunden; und mitunter solche, die diese Repräsentanten noch übertreffen wollten, noch moissihafter als Moissi, noch reinhardtischer als Reinhardt sein wollen — es werden dann Zerrbilder einer Farce. Da wird dann das Krankhafte im Innern offenbar — denn an der Karrikatur erkennt man erst das wahre Gesicht mit seinen charakteristischen Merkmalen.

Hier möchte ich den tiefsten und besten Kenner des Theaters, Otto Brahm, zu Worte kommen lassen — leider längst vergessene Worte über die Schauspielkunst: Denn die Natur suche der Schauspieler, nichts darüber. Er suche sie ganz, in ihrer seelenvollen Fülle: so wird er vor Flachheit bewahrt sein und vor Trivialität. Er suche sie außer sich und in sich, in der Welt und in der eigenen Brust: und je reiner und reicher er dann seine Persönlichkeit entwickelt, je stärker dann das Temperament ist, durch das er die Natur betrachtet, desto tiefer auch wird er Leben fassen und Leben geben. Wie jener Riese, wenn er die Erde berührt, wird er vom Theater zur Natur, von der Konvention der Bretter zur menschlichen Wahrheit zurückkehrend, Kraft sich immer von neuem gewinnen; und alles Stilisieren wird er so meiden lernen, alle willkürliche Manier und aufgeputzte Kulissenempfindung. Das Ideale aber, das Schöne kann er nur in Einem empfinden, das innerhalb der Sache liegt, nicht außer ihr in Geboten des Herkommens: er finde es in der Treue gegen das

künstlerische Ganze, dem er angehört, gegen das Ganze des Charakters, den er verwirklicht, des Dramas, in dem er steht. Hier soll er sich harmonisch „schön" der Ökonomie des Kunstwerkes einfügen; mutet ihm aber jemand zu, auf seine eigenen schauspielerischen Kosten schöne Menschlichkeit wiederzugeben, schön auszusehen, schön sich zu bewegen, schön zu sprechen — so entgegne er ihm nur in der guten Zuversicht mit den Worten Schillers gegen Goethe: „Mir deucht, daß die Analytiker den Begriff des Schönen beinahe ausgehöhlt und in einen leeren Schall verwandelt haben. Möchte es doch Einer einmal wagen, den Begriff und selbst das Wort Schönheit, an welches einmal alle jene falschen Begriffe geknüpft sind, aus dem Umlauf zu bringen und, wie billig, die Wahrheit in ihrem vollständigsten Sinne an seine Stelle zu setzen." So schrieb Brahm in der Nation vom 14. Mai 1892.

Auch der Schauspieler ist erst dann Künstler, wenn er inneren Charakter hat. Ein großer darstellender Künstler — Auguste Rodin — nannte in der Kunst einzig und allein das schön, was Charakter hat. Er schrieb darüber: Charakter heißt die große innere Wahrheit eines jeden schönen oder häßlichen Naturschauspiels: ja, man könnte sogar von einer doppelten Wahrheit sprechen, denn es handelt sich um eine innere, die durch eine äußere zum Ausdruck gebracht wird. Seele, Gefühl, Ideen gelangen durch die Gesichtszüge, Gebärden und Handlungen eines Menschen, durch die Färbungen eines Himmels, die Linie eines Horizonts zum Ausdruck." So dachte der große Franzose. Diese Sätze kann man mit gutem Recht auch auf die dramatische Kunst und auf das Instrument desselben, den Schauspieler, anwenden. Auch er hat — oder soll haben — die doppelte Wahrheit; nur läßt er die innere allzusehr auf Kosten der äußeren verkümmern. Statt sich der Natur anzugleichen und das Innere der Natur prüfen und die äußeren Ausdrucksmöglichkeiten meistern; das heißt, das rein deklamatorisch Glänzende umprägen — im Feuer der Menschendarstellung — in das seelisch greifbar Individuelle. Nur dem, der in seinen Augen selbst die Sonne hat, ist es vergönnt, die Sonne von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Und das vielgestaltige Leben kann nur der begreifen und nachbilden, der in sich selbst alle Werte des Lebens besitzt und in seinem Innern den Prozeß ewiger Analyse und Synthese nach außen hin vielgestaltig preisgibt. Das ist dann die künstlerische Persönlichkeit.

Noch einen möchte ich zitieren, Feuerbach, der über unser modernes Theater — damals kannte er noch keinen Reinhardt — folgenden Ausspruch hat: „Ich hasse das moderne Theater, ich hasse den Dekorationsunfug vom Grund meiner Seele. Er erzeugt den Barbarismus des Geschmacks!"

Wer hatte aber das Urteil zum Verdammen einer unkünstlerischen Kunst und konnte es unbarmherzig fällen? Wer half das Drama, geboren aus der ihm giftigen Blüte der Musik schon im Keime ersticken durch eine entschiedene Ablehnung? Und wer tat es nicht? Sondern ließ sich einhüllen von der nervösen Wolke der Hysterie und jubelte und jauchzte denen zu, die der im Sterben liegenden Kunst vollends den Todesstoß gaben? Das war das sogenannte intellektuelle Publikum!

Daß ein Theaterbesucher eine in solchen Verzerrungen aufgetischte Kunst als solche hinnehmen konnte, ist eben ein glänzendes Zeugnis für die Talmikultur unserer Zeit.

In unseren Tagen ist das Theaterpublikum auf die denkbar tiefste Stufe herabgesunken. In der Zeit der Surrogate — gibt es natürlich auch ein Surrogat des Publikums. Es charakterisieren zu wollen hieße — einen faulen Kadaver berühren.

Es gab Zeiten, wo ein ganzes Volk als Publikum instinktiv den Unterschied zwischen Kunst und Kunst fühlte. Daher Machwerke auszischte. Das war im alten Griechenland.

Unserer Zeit ist aber Kunst als tiefster innerlichster Ausdruck aller persönlichen Werte und Wertungen wesensfremd geworden. Ja, man stößt sie als etwas Drückendes, Unbequemes weit von sich weg. Im Zeitalter der aufstrebenden Demokratie ist eben auch die Kunst demokratisch geworden. Demokratie hat in sozialer Beziehung ihre Berechtigung und ist ein Segen, nur in der Kunst darf es kein Demokratisieren und Nivellieren geben; da gibt es keine Gleichheit, weil Kunst nur Schöpfernaturen eigen ist; und diese ragen über die Herde hinaus.

Aber die Masse des Volkes, auch des intellektuellen, ist träge in Gedankenarbeit geworden. Auf Theaterkunst angewendet: sie will nicht erregt, aus dem inneren Gleichgewicht gerissen werden; der Zuschauer will mit seiner S e e l e nicht mehr Anteil nehmen an Geschicken und Konflikten, die das Leben in sich trägt, und die ein geborener König, der Künstler als Kunstreinheit und Kunsteinheit aus seiner individuellen Anschauung heraus preisgibt.

Urkunst und Urleben muß sich verbinden und als Frucht heraus tragen: das Kunstwerk! Der Künstler hat dann aufgehört Mensch zu sein, das All hat in ihm geschaffen. Das heißt in bezug auf ihn als Menschen: er hat das Gleichmaß überschritten und den ersten Schritt zum Göttlichen getan.

Für dies fehlt dem Menschen in unserer Zeit das Verständnis. Darum wirkt das reine Drama an sich nicht mehr; es muß für äußere Sinne eine Verzierung tragen: daher der Schritt zur Musik und Malerei.

Das wahre Drama ward zu Tode gehetzt! Die innere Kunst starb!

Künstler.

Robert Hutt.

Robert Hutt, von Geburt Süddeutscher, studierte bis zu seinem 22. Lebensjahre an der Hochschule seiner Heimatstadt Karlsruhe das Ingenieurfach. Anläßlich eines Probesingens vor dem Generalmusikdirektor Felix Mottl wurde dieser auf das schöne Organ des Studenten aufmerksam und veranlaßte ihn, sich einer sorgfältigen Gesangsausbildung zu unterziehen. Hutt genoß diese Ausbildung bei Wilhelm Guggenbühler in Karlsruhe. Nach dreijährigem erfolgreichen Studium engagierte ihn Mottl, der nach wie vor sein Augenmerk auf den vielversprechenden Sänger gerichtet hielt, an das von ihm geleitete Karlsruher Hoftheater. Dort war Hutt zwei Jahre von 1902—1904 tätig. Seine erste Rolle war der Lyonel in der „Martha". Neben der Karlsruher Tätigkeit trieb der ernsthaft vorwärtsstrebende Sänger bereits Spezialstudien in Bayreuth bei dem Musikdirektor Kniese. Er sang damals auch schon gelegentlich in Bayreuth Wagner-Rollen, wie den Knappen im „Parsival" und den Steuermann im „Holländer". Diese besonderen Wagner-Studien sollten dem Sänger späterhin sehr zu statten kommen. Vom Jahre 1904 ab ging Hutt an das Düsseldorfer Stadttheater, wo er sich bis zum Jahre 1911 im Gesangfach des lyrischen Tenors mit Erfolg betätigte, unter anderem auch in der Operette. Die vielseitige Ausbildung des Künstlers gelangte zum Abschluß durch sein im Jahre 1911 beginnendes Engagement am Stadttheater in Frankfurt a. M. Hier unter der Direktion Folkner begann der eigentliche Aufstieg des Künstlers. Als Raoul („Hugenotten"), Rhadames („Aida"), Turiddu („Cavalleria") erfang sich hier der Künstler große Erfolge, insbesondere auch als Manrico im „Troubadour" mit der Schumann-Heink als Partnerin.

Im Herbst 1917 begann die Tätigkeit des Künstlers an der Berliner Hofoper. Das Engagement erfolgte, nachdem Hutt vorher mit großem Erfolg als Stolzing, Rhadames und Raoul an der Hofoper in Berlin gastiert hatte. Seitdem gehört der Sänger nun ständig als einer der bedeutendsten Vertreter des lyrisch-dramatischen Tenorfaches der Berliner Opernbühne an. Vielfache Gastspiele führten den Künstler in das an deutscher dramatischer Musik interessierte Ausland, so nach Amsterdam, Budapest, ferner an die Londoner Covent-Garden-Oper, wo er als Loge im „Ring" und Bacchus in der „Ariadne" dem deutschen dramatischen Musikschaffen Geltung und größte Wirkung verschaffte. Noch neuerdings hat der Künstler erfolgreiche Gastspiele in Skandinavien absolviert.

Die lyrische Weichheit des Hutt'schen Organs bedeutet eine wertvolle Ergänzung in dem Tenorfach der Berliner Oper. Aus dieser Stimmanlage begründet es sich wohl auch, daß der Sänger trotz seiner früheren Wagner-Studien, neben seinem Wagner-Dienst, durchaus auch Mozart und die Italiener bevorzugt. So gehört zum Repertoire des Künstlers neben der Verkörperung der Wagnerischen Tenorhelden (Steuermann, Erik, Lohengrin, Loge, Stolzing, Parsival) Mozart-Dienst, den er jüngst als Oktavio („Don Juan") und Tamino („Zauberflöte") ausüben konnte, ferner Betätigung auf dem romanischen Musikforum. Neben der Verkörperung der Verdi'schen Hauptrollen (Manrico, Rhadames, Herzog von Mantua, Graf Richard, Alfred) ist der Künstler weiter im Dienste der romanischen Oper bekannt und beliebt geworden als Darsteller des José („Carmen"), Faust („Margarete"), Desgrieux („Manon"), Wilhelm Meister („Mignon"), Hoffmann („Hoffmanns Erzählungen"), Turiddu („Cavalleria").

Infolge einer langjährigen Provinztätigkeit gehört Hutt, was Umfang seines Repertoirs betrifft, zu den universalsten deutschen Opernsängern. Sein Repertoir umfaßt 80—100 Partien. Neben seinem Dienst für Mozart, Wagner, Verdi und die neueren Italiener ist Hutt auch in der deutschen Oper erfolgreich tätig, so z. B. als Lyonel („Martha"), Max („Freischütz") und in den an der Berliner Oper

leider verschwundenen Meisterwerken Webers und Goldmarks, als Hüon („Oberon") und Assad („Königin von Saba"). Auf dem Forum der modernen deutschen Musik-Dramatik hat sich der Künstler erfolgreich als Bacchus in der „Ariadne" und Alfonso in dem genialen Erstlingswerke Korngolds in der „Violanta" betätigt.

Hutt's vertragliche Bindung an die Berliner Staatsoper ist, da ihn ein fünfjähriger Kontrakt für das Institut verpflichtet, erst zum Herbst 1922 gelöst.

Der Streit um das Statut.

Von **Karl Fischer.**

Das ist eine ganz eigenartige und ein wenig merkwürdige Angelegenheit, dieser Streit um das Statut, um die neue Verfassung nämlich für die früheren königlichen Theater in Berlin. Was bisher über diese Geschichte in den Tageszeitungen gestanden, war nicht die volle Wahrheit, weil man in den Blättern nichts fand von dem Kampf hinter den Kulissen, der noch anhält und von dem man zur Stunde nicht weiß, wie er enden und sich vollenden wird. Als vor einiger Zeit die Mitglieder des Opernhauses sich in der Person des Generalmusikdirektors Professors Dr. Max von Schillings ihren Direktor kürten, wurde die Sache blitzartig erleuchtet, indessen die Presse fing die Strahlen aus diesem Brennspiegel nicht auf, und für das Gros der Leser blieb auch jetzt noch manches im dunkeln.

Das Mitbestimmungsrecht der Angestellten bei der Wahl ihrer Vorgesetzten wurde bekanntlich auch auf das Theater übertragen, das heißt also, das Personal wählt den Direktor. Ob dieses Prinzip aus dem öffentlichen Leben, aus Fabriksaal und Kontor auf die Kunst und die Bühne verpflanzt, restlos das Richtige ist, darüber kann man gewiß zweierlei Meinung sein, und der mit den Bühnenverhältnissen Bekannte darf gewiß Bedenken haben, ob es angebracht erscheint, daß auch die technischen Angestellten bis hinunter zu Lampenputzern und Kulissenschiebern zwar nicht ein Wahl-, aber ein Vetorecht besitzen. Und jedenfalls ist es nun mal so eingefädelt, die Bühnengenossenschaft und auch der Bühnen-Verein haben sich dafür eingesetzt, was freilich nicht hindert, daß verschiedene angesehene Mitglieder der Bühnengenossenschaft bereits öffentlich dagegen Front gemacht haben. Aber die Zukunft kann erst lehren, wer recht hat. Probieren steht auch hier höher, denn Studieren, und man braucht wahrlich nicht zu befürchten, daß über dem ganzen Probieren der gesamte Thespiskarren zu Teufel und Trümmer geht.

Jedenfalls aber sollten und sollen die früheren königlichen und jetzigen Staatstheater so recht eigentlich die Probierbühne für diese neuen Formen abgeben. Dazu gehört indessen, daß diese Staatstheater überhaupt ein neues Statut und eine neue Verfassung erhielten. Der erste Versuch war höchst kläglich. Was man da im Kultusministerium ausgearbeitet und Sachverständigen und Interessenten vorgelegt hatte, war ein so seichtes Flickwerk, daß es einstimmig und einmütig abgelehnt wurde. Nun hieß es, etwas Besseres und Bedeutendes schaffen. Sachverständige in aller Welt wurden gefragt, Gutachten wurden abgegeben, Wochen auf Wochen vergingen, aber von dem Statut hörte und hört man noch immer nichts. Daß unter diesen Umständen die Angestellten der Staatstheater unruhig und unmutig wurden, erscheint selbstverständlich. Und noch ein Umstand kam hinzu. Vor Wochen wurde als Dezernent für Theaterangelegenheiten Dr. Seelig in das Kultusministerium berufen, der, nebenbeigesagt, nicht mehr so ganz auf dem Boden der sozialdemokratisch eingestellten Bühnengenossenschaft, sondern auf Seiten der Räteregierung und des Räteregiments steht. Durch diese Berufung heißt heute für die Staatstheater Kultusministerium Bühnengenossenschaft und Dr. Seelig. Doch dieses nebenbei und sicher nicht zum Nachteil für die Angestellten der Staatstheater. Doch ein anderes gesellte sich erschwerend hinzu. Die Angestellten erkannten allmählich, daß ihr Mitbestimmungs- und Wahlrecht ein wenig illusorisch gestaltet werden sollte. Als man nämlich drängte und drückte und zu wiederholten Malen nach dem Statut fragte, da bekam man, wenn auch sehr zart und durch die bekannte Blume zu hören: Ja, das Statut sollt ihr sofort haben, wenn ihr unsere Kandidaten wählt. Und der Kandidat der Herren in der Wilhelm- und in der Charlottenstraße war für das Opernhaus der Musikkritiker der „Frankfurter Zeitung", Herr Bekker. Ganz abgesehen davon zunächst, daß dieser Kandidat wahrlich nicht der Geeignete ist, da ein so großes Institut nicht von einem reinen Theoretiker geleitet werden kann, und wollte man schon die Theorie mit hineintragen, so wäre entschieden der Berliner Dr. Leopold Schmidt der viel Prädestiniertere gewesen, ich meine ganz abgesehen davon, machte diese

Mischung und Verquickung von Statut und Wahl nach Wunsch des Ministeriums das Wahlrecht der Angestellten einfach illusorisch.

Und nun begab sich etwas Merkwürdiges, was Herr Dr. Seelig und die Bühnengenossenschaft nicht für möglich gehalten hätten. Als nämlich das Kultusministerium die Angestellten des Opernhauses und des Schauspielhauses aufforderte, durch einen Wahlakt unverbindlich eine Liste der Persönlichkeiten aufzustellen, die das Vertrauen des Personals besitzen, und aus denen das Ministerium, nachdem die Statuten festgestellt sind, die Leiter für Opern- und Schauspielhaus berufen kann, da machte das Opernhaus radikale Arbeit. Man dachte an Wunsch und Willen, der auf Bekker gerichtet war, wollte diesen Favoriten des Ministeriums aber nicht, wollte überhaupt nicht mit gebundener Marschroute marschieren und stellte nicht eine Liste auf, sondern wählte einfach Herrn von Schillings. (Herr Bekker erhielt ganze neun Stimmen!) Zu dieser Wahl kann man die Herrschaften nur beglückwünschen, wenn auch vielleicht Dr. Muck noch besser und bedeutender gewesen wäre. Indessen, er ist noch in Amerika interniert, und man weiß heute nicht zu sagen, wann er wieder den Boden der Heimat unter seinen Füßen finden wird. Herr Dr. Seelig aber war empört. Das Wolffsche Telegraphen-Bureau wurde in Bewegung gesetzt und diese definitive Wahl als ungehörig und unzulässig gebrandmarkt, weil das Statut ja noch nicht feststehe. Die Angestellten des Schauspielhauses waren folgsamer. Sie stellten eine Liste auf; Dr. Bruck, Patry, Jeßner und Dr. Bruno Wille. Doch auch hier ein ähnliches Spiel. Auch hier wurde ein Kandidat von oben her präsentiert, nämlich Leopold Jeßner. Er steht ja nun auch auf der Liste der Angestellten, und da Dr. Bruck eine Wahl abgelehnt hat, Patry und Dr. Bruno Wille ernsthaft nicht in Frage kommen, wird hier der Kandidat des Ministeriums durchs Ziel gehen. Für das Schauspielhaus sicher ein Gewinn.

Was aber wird nun mit dem Opernhaus und dem Streit um das Statut? Daß das Ministerium, das heißt also Herr Dr. Seelig und die Bühnengenossenschaft, die Wahl von Schillings nicht anerkennen werden, oder dem verdienten Musiker in eine andere Staatsstellung „abschieben" werden, woran man bereits gedacht hat, ist wohl nicht anzunehmen. Man hört denn auch schon Stimmen, daß Schillings für die Oper und Jeßner für das Schauspielhaus bestätigt werden sollen. Hoffentlich sind, wenn diese Zeilen in Druck erscheinen, alle Hindernisse behoben und das Statut unter Dach und Fach, sodaß die Berliner Staatstheater in der kommenden Spielzeit rüstig ans Werk gehen können.

Das Publikum.

Von **Michael Charol.**

Wie schön ist so eine Sommerzeit! Wie angenehm ist es jetzt, Premieren zu machen! Jedes Stück ist Erfolg! Jeder Schund ist Schlager! Und wenn man sich nicht die Mühe machen will, nach neuen Stücken zu suchen, holt man irgend einen alten Schmarren aus der Rumpelkammer, bringt ihn auf den Bretterboden in das falsche Rampenlicht . . . und es geht. Es geht sogar ausgezeichnet, denn der älteste und schlechteste Schmarren ist immer noch besser, als der neue Kitsch. — Und das Publikum ist ja so dankbar! So zahm! So zufrieden!

Seitdem auch noch die Schauspielstars ihre Tragödenwürden beiseite gelassen haben und für gutes Geld bei jedem Aufklärungsfilm, geschweige denn bei einer Posse mit richtigen Rollen und wirklichen Worten mitwirken, seitdem wird nichts mehr als Kitsch gegeben. Das Publikum hat gesiegt! Dichter und Erneuerer stirbt!

Der Kampf war nicht so leicht. Er hat viel Geld und etwas Mühe gekostet. Einen ganzen Winter lang hat das Publikum teueres Geld für die Premierenbillets gezahlt, und es hat tapfer und ausdauernd alles niedergebrüllt, was einigermaßen anders als das Dreimäderlhaus oder Schimek war. Oder war das Brüllen vielleicht keine Kundgebung der empörten Bürgerseele? War es nicht ein tapferer Kampf des Philistertums und der Ignoranz gegen die verrückten Dichter? — Ich glaube beinahe: nein!

Eine solche Kampfansage, ein solcher Protest wäre immerhin schon eine Tat. Die Gleichmütigkeit mit der alles niedergebrüllt wurde, sei es Lasker-Schüler, sei es Kokoschka, sei es Dada, die Unterschiedslosigkeit der Brüllart sieht mehr nach einem Sportvergnügen, als nach einer zielbewußten Opposition aus. Es war einfach ein neues Vergnügen, die erste Errungenschaft der Nachkriegsperiode. Die Verwandlung der — immerhin und gewissermaßen — Kulturstätten in Pfeif- und Brüllokale. In den guten alten Zeiten gab es zur Abführung der überschüssigen Bürgerkraft ver-

schiedene sehr nützliche Einrichtungen: so z. B. Skatabende, oder Kegelvereine. Man hat jetzt zwar seine Spielklubs, aber sie geben keinen vollwertigen Ersatz. Man kann jetzt allerdings an einem Abend im Klub mehr verlieren als es früher in einem Jahr des Skatspielens möglich war. Eine gute Verluststunde kostet mehr Nervenkraft, als früher eine Woche voll durchgespielter Nächte. Aber das alles vollzieht sich in „vornehmer" Gesellschaft. Man muß sich dabei noch Zwang antun, und alles, was sich in so einer wildbewegten Seele ansammelt, hinunterschlucken. Aber mit der Zeit fordert das Hinuntergeschluckte gebieterisch nach Luft, wenn es nicht explodieren soll. Nun gebe es allerdings noch eine Möglichkeit sich zu Hause zu ventilieren. Aber leider ist „man" aus dem an verschiedenartige Vorgänge gewohnten Hinterhaus in die prächtige Vorderwohnung gezogen. Unten wohnt ein Rechtsanwalt, Hauptmann d. R., oben sogar ein Herr „von", da geniert „man" sich unwillkürlich. „Man" ist sich seiner neuen Würde voll bewußt und leidet lieber unter den drückenden Lebensbedingungen, als daß man sich etwas „vergibt". Und so sammelt sich in einem all das „nicht von der Seele Heruntergeredete" zusammen, und die Verhältnisse laden, statt abzubauen, immer noch auf.

„Man" muß ein „Haus halten". „Man" muß Konzerte besuchen. „Man" muß auf den Premieren sein. „Man" muß sogar bei den Eröffnungen aller Ausstellungen gesehen werden. Tausend unverständliche, langweilige, öde Dinge muß „man" mitmachen und nirgends, rein nirgends, darf „man" sich so zeigen, wie „man" ist. Der Mammon, der allmächtige, erweist sich hier als nutzlos. Er kann seinen Diener nicht vor Schande bewahren. Dieser ist in eine „höhere" Klasse hinaufgerückt und muß sich wohl oder übel ihren Traditionen fügen.

Wenn es einem wenigstens leichter gemacht werden würde. Wenn in den Konzerten das Puppchen oder die Kinokönigin ertönten. Wenn man bei den Vorträgen die Kouplets aus dem Tingel-Tangel hörte. Wenn in den Ausstellungen alle die herrlichen Nuditäten zu sehen wären. Wenn man in den Theatern wenigstens über den dummen August lachen könnte . . . Dann wäre sogar dieses Leben erträglich. Aber statt dessen werden einem Sachen gezeigt — Sachen, wie man sie selbst nach fünf Jahren des erprobten Schieberlebens nicht für möglich gehalten hätte. Doch da braucht man schließlich nicht hinzusehen. Was ist jedoch in einem Theater oder Vortrage zu tun, wo man h ö r e n muß. Man kann doch nicht die Ohren mit Watte verstopfen. Oder gar um sich herumgucken. Alle sitzen da . . . und hören zu . . . und schauen auf die Bühne . . .

Und so ertrug der arme Bürger auch das mit Stillschweigen und Ergebung. Er fühlte sich in dieser großen Menschenansammlung noch zu einsam, zu bedrückt. Die Umgebung war zu neu. Aber bald erkannte „man" sich. An den Brillanten, an den Speckfingern, an dem Gähnen an spannenden und dem Lachen an tragischen Stellen. „Man" erkannte „sich" an der ganzen Art zu sitzen, zu gehen, zu sprechen. Und da merkte man zu seiner großen Befriedigung, daß „man" in der Majorität war. — Wenigstens in den teueren Plätzen, in den Fauteuilles, in den Logen. — Und eines Tages geschah es, daß einer in seliger Vergessenheit zu pfeifen anfing. Es war so eine Erleichterung, und zugleich war es auch ein Signal. Man brüllte! Man pfiff!

Ein gutes Beispiel steckt an. Und die Theater und Konzerte haben endlich ihre wahre Bestimmung gefunden: die öffentlichen Ventile für die überschüssige Lebensenergie des Publikums zu sein. Vorn ein Dutzend Leutchen, die bezahlt werden, um für die nötige Atmosphärenladung zu sorgen. Dahinter ein Dichter, der zu erscheinen hat, um den Höhepunkt der Spannung anzuzeigen, und im Saal ein tausendköpfiger Ballen mit tausend aufgerissenen schreienden Mäulern, mit zweitausend trampelnden Beinen, dazu einige Hundert Hausschlüssel — wer wird nicht für ein solches Schauspiel zehn oder zwanzig Mark opfern!

Wie erhebend wirkt so eine einmütige Kundgebung von tausend Menschen. Schade nur, daß sie nicht ewig dauern kann. Die Zeit geht ihren Lauf, auf den Winter kommt der Frühling, auf den Frühling der Sommer, und „man" ist gezwungen, seine Residenz nach andern Orten zu verlegen. Jetzt wäre es eigentlich Zeit, wirklich wertvolle Stücke, wirklich echte Dichter aufzuführen — für die, die übrig geblieben sind. Für die, die kein Geld hatten, in das Gebirge oder an den Meeresstrand zu gehen. Für die, die auch im Sommer, in der heißen Zeit bereit sind, in ein Theater, in einen Vortragssaal, in eine Ausstellung zu gehen, um wirkliche Kunst zu genießen.

Aber welcher Direktor, welcher Manager wird so traditionslos sein, etwas Wertvolles im Sommer zu bieten. Er wartet auf sein gut zahlendes Publikum. Er weiß, was er ihm schuldig ist und wird nie seine Gunst verscherzen. Lieber läßt er alle die Andern für immer von jeder Kunst absperren und gibt jetzt leichte Sachen, etwas für das Zwerchfell und die Sinne, und wartet mit den Kunstwerken, bis sie wieder verrissen werden können.

Das Publikum hat gesiegt. Kunstfreunde, Dichter und Künstler sterben!

Wer iſt's?

Wem Deutſchland ſeinen Zuſtand dankt,
So fragt man hin und her.
Die Antwort lautet: Der Entente. —
Ich ſage: Nimmermehr!

Zum Krieg trieb uns Erob'rungsluſt,
Wenn's Bethmann auch verneint,
Der Ehrgeiz in des „Kriegsherrn" Bruſt,
Das war der wahre Feind.

Wenn England's Meerblockade bracht'
Den Hunger in das Land,
So hat der Deutſchen Mammonjagd
Gebracht uns an den Rand.

Der Wucher blühte mächtig auf,
Erſtieg die höchſte Sproſſ',
Es hinderte nicht ſeinen Lauf,
Daß ſtarb der Volksgenoß.

Der Streik nun währt acht Monat fort,
Er wurde niemals ſchwach.
Nach dieſes Krieges Blut und Mord
Das Rückgrat er uns brach.

Es hungert uns der „Feind" nicht aus,
Er ſchickt uns Mehl ins Land,
Den Feind, den haben wir im Haus,
Er wird der Streik genannt!

S. S.

Nachdruck nur mit vollſtändiger Quellenangabe erlaubt.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin.
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmſtr. 14.
Fernſprecher: Nollendorf 237.
Druck: Berliner Börſen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenſtr. 37.

Tägliche Weltſtimme iſt die politiſche Zeitung des nachdenkenden Menſchen, denn ſie verhilft zum objektiven Urteil. Ohne ſich in den Kampf der Meinungen zu miſchen, bringt ſie täglich vormittags eine unparteiiſche Wiedergabe der Tagespreſſe des In- und Auslandes. Politiſche und wirtſchaftliche, kulturelle und ſoziale Zeitſchriften werden berückſichtigt. Die Meinungen der verſchiedenen Parteien zu den Fragen des Tages werden einander gegenübergeſtellt und dadurch klare, nicht parteipolitiſch befangene Ueberſicht ermöglicht. Jedem Gerechtdenkenden iſt die Tägliche Weltſtimme die notwendige Ergänzung ſeiner Parteizeitung.

Annahme für Vorwetten.

Rennen zu

Berlin-Grunewald 6. u. 8. Juli
Dortmund 6. Juli

Trabrennen zu

München-Daglfing 6. Juli

Annahme von Vorwetten für Berlin bei persönlich erteilten Aufträgen bis 3 Stunden vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 6¾ Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,

Kurfürstendamm 234

Bayerischer Platz 9 (Eingang Innsbrucker Str. 58)

Oranienburger Str. 48/49 a. d. Friedrichstraße

Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)

Neukölln, Bergstraße 43

und an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim

Leipziger Str. 132	Königstraße 31/32
Nollendorfplatz 7	Unter den Linden 14
Planufer 24	Moritzplatz
Tauentzienstr, 12 a	Rosenthaler Straße.
Rathenower Str. 3	

Für briefliche und telegraphische Aufträge Annahme bis 3 Stunden vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

Der letzte Brief

Eine Sammlung letzter Briefe bedeutender Menschen

HERAUSGEGEBEN UND EINGELEITET VON

JLSE LINDEN

Enthält letzte Briefe von:

Beethoven / Casanova / Dostojewski / Flaubert / Fontane / Goethe / Grabbe / Hebbel / Heine / Jean Paul / Keller / Kleist / Körner / Lenau / Lichtenberg / Luther / Menzel / Multatuli / Nietzsche / Novalis / Schiller / Schubert / Schumann / Storm / Stifter / Wagner u. v. a.

Vossische Zeitung: „In dem Büchlein steckt viel bedeutendere Lebensweisheit als in anderen nicht durch eine Idee geordneten Anthologia."

Hannov. Courier: „Eine Zusammenstellung von grösstem Reiz, oftmals von einer ergreifenden Wehmütigkeit."

Leipziger Tageblatt: „Niemand wird sich dem feierlichen Eindruck dieser letzten Dokumente entziehen können."

Hartungsche Zeitung: „Eine originelle Idee, wirklich etwas ganz Neues."

In Friedensausstattung, br. 6,50 M, gebunden 8,50 M, Halbpergt. 10,— M

Oesterheld & Co. / Verlag,

Berlin W 15, Lietzenburger Straße 48.

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II - Berlin NW. 87, Reuchlinstraße - Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten, und Erweiterungsbauten von Gasanstalten für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.

Sämtliche Ausrüstungsteile für Öfen mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.

Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.

Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.

Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.

Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.

Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.

Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.

Geräte und Werkzeuge.

Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.

Triebwerke.

Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Wasserwerken und Kanalisationen,

Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin SW 68, Kronenstr. 37.

Nummer 19 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft
Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Oberschlesien von Dr. Kurt Zielenziger
Vom Umlernen von Michael Charol
Erna Denera
Innere Gefahren von Oberarzt Dr. Wiese
Der neue Geist als Welteroberer von J. Frank

Erscheint jede Woche * Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co
BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Rampe-Stube 1918

Friedrichstr. 169 (frühere Volksstube)

Feine Liköre * Edelbranntweine * Seltene Weine
Schaumweine * Champagner * Eisgetränke

Rennen

zu Berlin-Grunewald

7. Tag: Sonntag, den 13. Juli, nachm. 2½ Uhr,

8 Rennen im Werte von M. 188 000 u.a.:
Grosser Preis von Berlin 100 000 M.

Verkehrsverbindungen:
Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Strassenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstraße etc.

Rennen zu Berlin-Grunewald

8. Tag:

Donnerstag, den 17. Juli, nachmittags 2½ Uhr,

8 Rennen im Werte von Mark 140 000; u. a.:

Heyden-Linden-Erinnerungsrennen

Mark 40 000

❖ Der Kritiker ❖

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 12. Juli. Nummer 19.

Oberschlesien.

Von **Dr. Kurt Zielenziger.**

Der Friedensvertrag ist am 28. Juni in Versailles unterzeichnet worden, und trotz aller Proteste hat es Deutschland nicht erreichen können, daß die Bedingungen, die am 7. Mai den deutschen Delegierten übergeben wurden, in ihren wesentlichen Punkten gemildert wurden. Dem besiegten und innerlich zerrissenen Deutschland blieb nichts anderes übrig, als die furchtbaren Bestimmungen anzunehmen, die die feindlichen Mächte ausgeklügelt hatten, durch die es politisch und wirtschaftlich für unabsehbare Zeiten ohnmächtig gemacht werden soll. Nur in einem einzigen Punkte hat das Dekret vom 7. Mai eine nicht unbedeutende Abänderung erfahren, nämlich bezüglich der Vorschriften über Oberschlesien. Aber auch diese Neuregelung ist vorläufig durchaus nicht zugunsten Deutschlands erfolgt, denn erst eine Volksabstimmung soll entscheiden, ob die Gefahren, die dem deutschen Oberschlesien drohen, abgewendet werden können oder nicht.

Auf Grund des Artikels 83 der Friedensbedingungen vom 7. Mai sollte Deutschland ohne weiteres zugunsten des tschecho-slowakischen Staates „auf alle Rechte und Titel auf den Teil des schlesischen Gebietes, der zwischen der alten österreichisch-deutschen Grenze und einer an Ort und Stelle festzusetzenden Linie, die ausgeht von einem an der Oder direkt südlich der Eisenbahn Ratibor — Oderberg gelegenen Punkte, und die in nordwestlicher Richtung verläuft westlich von Kranowitz und östlich von Katscher und so die alte österreichische Grenze am südöstlichsten Punkte seines Vorsprungs ungefähr 5 Kilometer westlich von Leobschütz streift", verzichten, und nach Artikel 87 sollte es fast das gesamte übrigbleibende Gebiet Oberschlesiens an Polen abtreten. Die am 29. Mai überreichten deutschen Gegenvorschläge haben dann bereits mit aller Schärfe darauf hingewiesen, daß diese vorgesehene Abtrennung „einen durch nichts zu rechtfertigenden Einbruch in das geographische und wirtschaftliche Gefüge des deutschen Reiches darstellt."

Infolgedessen hat sich die Entente dazu verstehen müssen, die bedingungslose Abtretung Oberschlesiens aufzugeben und dafür die Vornahme einer Volksabstimmung zu dekretieren. Trotzdem bestehen noch immer große Gefahren für Deutschlands Besitz an diesem Lande. Aus den in diesen Tagen veröffentlichten Bestimmungen über das Referendum, das in Oberschlesien vorgenommen werden soll (vergl. „Vossische Zeitung", Morgenblatt vom 29. Juni), geht hervor, daß alle deutschen Behörden und Truppen 15 Tage nach Ratifizierung des Friedensvertrages das Abstimmungsgebiet räumen, alle Arbeiter- und Soldatenräte und alle militärischen und halbmilitärischen Verbände dort aufgelöst werden müssen. Eine internationale Kommission, in der Vertreter der Vereinigten Staaten, Frankreichs, Englands und Italiens sitzen, übernimmt die Verwaltung Oberschlesiens und trifft alle Maßnahmen, um „eine freie, lautere und geheime Abstimmung zu sichern". Sie wird unterstützt von „technischen Beratern", die sie „aus der ortsansässigen Bevölkerung auswählt". Die Kommission hat das Recht, alle diejenigen auszuweisen, die das Abstimmungsergebnis zu beeinflussen versuchen. Aber an der Abstimmung sollen auch diejenigen teilnehmen, die von den deutschen Behörden ausgewiesen worden sind. Es besteht also die große Gefahr, daß das Abstimmungsergebnis künstlich durch diese allmächtige Kommission in diejenigen Bahnen gelenkt wird, die die Entente bereits mit ihren Friedensbedingungen am 7. Mai beschritten hat. Denn deutsche Behörden und Vorkämpfer des Deutschtums werden rechtzeitig aus diesen strittigen Gebieten entfernt, und die Kommission hat jederzeit die Möglichkeit, als „technische Berater" polnische oder tschechische Agitatoren zu berufen. Mehr denn je besteht also eine oberschlesische Frage!

Und doch sollte es eine Frage, ob Oberschlesien deutsch ist oder nicht, überhaupt nicht geben. Denn trotz des starken polnischen Einschlages, den dieses Land

besitzt, ist es seiner Geschichte, seiner Kultur und seiner wirtschaftlichen Struktur nach ein rein deutsches Gebiet.

Die Urbewohner Oberschlesiens waren Germanen, wahrscheinlich Vandalen. Erst nach der Völkerwanderung kamen slawische Volksstämme ins Land und zwar Chrobaten und Opolniner, keineswegs aber Polen. Oberschlesien wurde nur in den Jahren 999 bis 1163 nach der Eroberung durch Boleslaus Chroby von polnischen Herrschern regiert, dann kam es unter die Herrschaft der piastischen Fürsten. 1335 entsagte König Kasimir der Große von Polen im Vertrage von Trentschin bedingungslos allen Ansprüchen auf Schlesien und erneuerte diesen Verzicht noch einmal im Jahre 1339. Fast 600 Jahre ist Oberschlesien jetzt der polnischen Herrschaft entfremdet. Historische Momente kann also das neue Polen auf Oberschlesien gewiß nicht geltend machen. — Bereits im Jahre 1200 beginnt die deutsche Einwanderung, die piastischen Herrscher berufen deutsche Bauern, die durch ihren Fleiß dem Lande bald zum Wohlstand verhelfen. In ungeheuren Scharen kommen Franken und Schwaben, Sachsen und Westfalen — man schätzt sie auf fast 200 000 — nach Schlesien, und unter den Händen deutscher Bauern und Bürger, deutscher Mönche und Ritter werden die unfruchtbaren Sümpfe und Urwälder des schlesischen Landes in fruchtbare Äcker und blühende Dörfer verwandelt. Noch heute zeugen herrliche Rathäuser und Kirchen von der alten deutschen Kultur, die schon in früher Zeit in diese Grenzgebiete getragen wurde. Die schlesischen Herzöge werden um das Jahr 1330 Lehensleute der böhmischen Krone im gemeinsamen Kampfe gegen polnische Übergriffe, wobei aber beachtet werden muß, daß Böhmen damals noch ein rein deutsches Land war. Infolgedessen fiel Oberschlesien nach der Schlacht von Mohacz, die für die deutsche Geschichte von so weittragender Bedeutung war, an das Haus Habsburg, und kam dann 1742 unter König Friedrich dem Großen an Preußen. Dieser knappe geschichtliche Überblick beweist deutlich, daß Oberschlesien geschichtlich zu Deutschland gehört.

Die Bevölkerung Oberschlesiens ist eine gemischte. Eine rein polnische Bevölkerung findet sich nirgends. Die Sprache der oberschlesischen Polen, das sogenannte Wasserpolnisch, unterscheidet sich sehr stark von dem Polnisch in Groß-Polen, ungefähr so wie die holländische von der deutschen Sprache. Nach der Volkszählung von 1910 gab es bei einer Gesamtbevölkerung von 2 207 289 Einwohnern 84 045 deutsch und 1 169 340 polnisch sprechende, also 40 zu 53 Prozent. Nur zwei von den oberschlesischen Kreisen besitzen mehr als 80 Prozent polnisch sprechende Einwohner, und mehr als die Hälfte aller Kreise haben unter 50 Prozent. Bei den Wahlen zu den Nationalversammlungen im Januar dieses Jahres wurden von allen Wahlberechtigten 60,3 bzw. 52,5 Prozent deutsche Stimmen abgegeben, während sich die Polen der Abstimmung enthielten. Die oberschlesischen Polen besitzen auch keine nationalpolnische Tradition. Schon im Jahre 1892 hat der Erzbischof von Gnesen und Posen, Dr. von Stablewski, in einem ausführlichen Aufsatz darauf hingewiesen, daß es unberechtigt wäre, „Schlesien in den Bereich der Arbeit und der polnischen Bestrebungen der nach dem Jahre 1772 den preußischen Staaten einverleibten Polen zu ziehen", da es von den Polen „nicht als rechtmäßiger Bereich der polnischen Arbeit betrachtet werden könne".

Neben diesen kulturellen und ethnographischen Momenten sind es besonders volkswirtschaftliche Argumente, die für die Zugehörigkeit Oberschlesiens zu Deutschland sprechen. Der oberschlesische Industriebezirk verdankt seine Blüte deutschem Fleiß und deutscher Intelligenz. Schon im 12. Jahrhundert haben deutsche Bergleute den Blei- und Silberbergbau in der Herrschaft Beuthen begonnen, die im Jahre 1629 von Kaiser Ferdinand II. an Lazarus Henckel von Donnersmarck verkauft wurde. Friedrich der Große ließ durch deutsche Beamte, unter denen vor allem Freiherr von Heinitz und der erste Breslauer Berghauptmann Graf von Reden genannt werden müssen, den oberschlesischen Bergbau zu neuem Leben erwecken. 1750 wurde bei Ruda die erste Steinkohle gefunden, 1784 bei Bobrownik edles Bleierz erschürft, 1798 schuf Wedding den ersten Koks-Hochofen des Kontinents bei Gleiwitz. Was damals begonnen wurde, hat die Neuzeit erfolgreich fortgesetzt. Wie überragend gerade in wirtschaftlicher Beziehung der deutsche Einfluß ist, werden einige wenige Zahlen am besten beweisen.

Von den 74 in Oberschlesien bestehenden Aktiengesellschaften mit einem Kapital von fast 500 Millionen Mark befinden sich nur zirka 240 000 Mark in polnischen Händen, von 212 oberschlesischen Gesellschaften m. b. H. mit einem Kapital von zirka 36 Millionen Mark gibt es nur 13 polnische mit 2 Millionen Mark Kapital.

Der Grundbesitz ist mit 959 964 Hektar in deutschen und mit 387 378 Hektar in polnischen Händen. Nach der Gewerbesteuer gehören in die Klasse 1 von 453 Betrieben 450 deutsche und nur 3 polnische und in die Klasse 2 von 480 Betrieben 479. Im Jahre 1918 gab es in Oberschlesien 672 deutsche Kreditgenossenschaften mit 104 288 Mitgliedern, die ein eigenes Vermögen von 16 626 422 Mark besaßen, daneben 15 Konsumvereine mit fast 2 Millionen Mark Kapital und eine große Reihe anderer Genossenschaften. Dagegen hatten die Polen im ganzen nur 24 Genossenschaften mit 13 000 Mitgliedern und zirka ¾ Millionen Mark Kapital aufzuweisen. Erwähnt sei noch, daß in Oberschlesien nur 16 polnische Zeitungen bestehen, und die polnische Intelligenz in das Land erst eingewandert ist, denn der Übergang zu deutscher Bildung gilt als sozialer Aufstieg, weil nur die unterste Volksschicht polnisch spricht.

Diese Zahlen sprechen eine beredte Sprache und beweisen, daß es eine oberschlesische Frage der Zugehörigkeit dieses Landes zu Deutschland eigentlich nicht gibt. In seiner volkswirtschaftlichen Bedeutung steht Oberschlesien in Deutschland mit an erster Stelle, sodaß der Verlust dieses Landes für das Deutsche Reich von unabsehbaren Folgen wäre.

Der Steinkohlenbergbau Oberschlesiens ist das Rückgrat der oberschlesischen Industrie. Er wird von 23 Gesellschaften auf 63 Gruben betrieben, die sich auf die verschiedenen Kreise verteilen. Eine Anhäufung der Gruben findet sich vor allem im eigentlichen Industriegebiet in der Nähe der Städte Kattowitz, Myslowitz, Beuthen und Hindenburg. Besonders günstig sind die Lagerungsverhältnisse, weil sich der Abbau der Kohle auch heute noch in einer verhältnismäßig geringen Tiefe bewegt. Infolgedessen sind die Kosten der Schachtanlagen niedriger als in anderen Kohlengebieten. Dazu kommt, daß die oberschlesischen Gruben fast völlig frei von schlagenden Wettern sind. Die 63 Kohlengruben verfügten im Jahre 1913 über 1323 Dampfmaschinen mit 370 897 PS. Die oberschlesische Kohle ist in ihrer Reinheit, Härte und ihrem Heizeffekt von hervorragender Güte, steht allerdings hinter der westfälischen Kohle wegen ihres geringen Koksgehalts zurück. Nach einer sorgfältigen Berechnung können die oberschlesischen Kohlenvorräte selbst bei Steigerung der Jahresproduktion noch auf mindestens 1200 Jahre reichen. Oberschlesien hätte danach also noch Kohlen, wenn die meisten Lager der Erde längst erschöpft wären. Der inländische Hauptabnehmer der oberschlesischen Kohlen ist die dortige Industrie, doch wird die oberschlesische Kohle auch in beträchtlichen Mengen nach Österreich, Ungarn, Polen und Rußland ausgeführt; und es ist interessant, daß Wien mehr Kohlen aus Oberschlesien bezogen hat als Berlin. — In vier Werken werden auch in Oberschlesien Briketts hergestellt, die zum größten Teil im Inlande verbleiben, daneben verfügt Oberschlesien über 16 Koksanstalten, die von großer Bedeutung für die einheimische Industrie geworden sind, befindet sich doch auch die Hälfte dieser Werke im Besitz der oberschlesischen Eisenindustrie.

Diese Eisenindustrie hat ebenfalls dazu beigetragen, die volkswirtschaftliche Bedeutung Oberschlesiens zu heben. Sie umfaßt fast alle Zweige der Eisenerzeugung und Eisenverarbeitung und zählte vor dem Kriege 36 Hochöfen, 24 Eisen- und Stahlgießereien und 16 Stahl- und Puddelwerke. Früher war diese Eisenindustrie imstande, ihren Bedarf an Eisenerzen aus den einheimischen Erzbergwerken zu decken. Dazu ist sie jedoch jetzt nicht mehr in der Lage, sondern muß den größten Teil des Schmelzgutes aus dem übrigen Deutschland, weit mehr aber noch aus dem Auslande, besonders aus Schweden und der Ukraine beziehen. Die Einfuhr dieser Erze rentiert sich aber trotzdem, weil sie einen hohen Eisengehalt besitzen. Die Lage der Rheinprovinz und Westfalens ist weit günstiger, weil sie die Möglichkeit besitzen, sich ausländische Erze zu billigeren Frachtsätzen zu beschaffen. Dafür verfügt die oberschlesische Eisenindustrie über die billige einheimische Steinkohle und den dort gewonnenen Koks. Fast alle Hochöfen besitzen eigene Gießereibetriebe, daneben bestehen Stahl- und Walzwerke, und drei oberschlesische Fabriken stellen Elektrostahl her. Trotz ihrer großen Bedeutung hat die oberschlesische Eisenindustrie bei dem Absatz ihrer Erzeugnisse sehr mit der Konkurrenz im Inland, sogar in Schlesien selbst, und im Ausland zu kämpfen. Aber gerade während des Krieges konnte sich der Absatz bedeutend erweitern, besonders weil die polnischen Hütten ihre Tätigkeit einstellen mußten.

Von überragender Bedeutung ist die Stellung Oberschlesiens in der Zinkindustrie. Das Zinkerz wird hauptsächlich in der Umgebung von Beuthen ge-

wonnen. Man hat berechnet, daß die dortigen Lager noch auf mindestens 100 Jahre hinaus selbst bei Steigerung der augenblicklichen Produktion ausreichen.. Das geförderte Zinkerz wird in Oberschlesien selbst verhüttet, allerdings wurde vor dem Kriege auch ausländisches Zinkerz eingeführt. Die im Jahre 1913 bestehenden 16 Zinkhütten verfügten über 457 Öfen, in denen der Schmelzprozeß vorgenommen wird. Bei der Destillation des Zinks wird gleichzeitig Zinkstaub gewonnen, der in der chemischen Industrie eine große Rolle spielt, und ebenfalls Kadmium hergestellt, dessen Bedeutung besonders während des Krieges gestiegen ist. Daneben besitzt Oberschlesien 8 große Zinkblechwalzwerke, in denen 1913 zirka 50 000 Tonnen Zinkbleche hergestellt wurden. Ein großer Teil des in Oberschlesien gewonnenen Zinks und der Zinkbleche wurde nach dem Auslande ausgeführt.

Auf engste mit der Zinkproduktion hängt die Bleiindustrie zusammen, da mit dem Zinkerz zusammen das Bleierz gefördert wird. Außer Blei und Silber, das ebenfalls in dem Erz mitgewonnen wird, werden Bleiglätte und Bleimennige hergestellt.

Neben dieser Industrie spielt die Industrie der Steine und Erde in Oberschlesien eine große Rolle. Es bestehen dort 10 Zementfabriken, 30 Steinbrüche. Eine Anzahl der bekanntesten Bauten Berlins, wie das Reichstagsgebäude und die neue Staatsbibliothek, sind aus schlesischem Naturstein errichtet worden.

Der große Waldbestand Oberschlesiens ist die Ursache, daß sich dort eine bedeutende Holzverarbeitungsindustrie aufgebaut hat, die besonders auch in der Fabrikation der Zellulose und des Papiergewebes zu großem Aufschwung gelangt ist. Die Henckel-Donnersmarcksche Papierfabrik in Hugohütte, und die Papierfabriken in Gleiwitz und Ziegenhals stehen in der Zellstofferzeugung unter den deutschen Fabriken mit voran. Erwähnt muß auch werden, daß die chemische, die Maschinen- und die Elektrizitätsindustrie eine große Rolle im oberschlesischen Wirtschaftsleben spielen, und daß das in Chorzow errichtete Kalkstickstoffwerk, das mit Reichsmitteln im Kriege erbaut wurde, zu den größten Unternehmungen dieser Art gehört.

Wir haben in kurzen Umrissen ein Bild von der wirtschaftlichen Bedeutung Oberschlesiens gegeben, das uns gleichzeitig beweist, wie vielseitig sich die Wirtschaft dort gestaltet. Das mag erklären, weshalb die Polen in ihrem Imperialismus bestrebt sind, dieses reiche Land ihrem eigenen Staat einzufügen. Aber sie sind auf Oberschlesien gar nicht angewiesen, denn Polen besitzt dieselben Bodenschätze wie Oberschlesien. Das neue polnische Reich, das Kongreßpolen und Galizien umfassen wird, verfügt über mächtige Kohlenvorräte, ferner über große Eisenbezirke. Es kann Blei- und Zinkerze in den verschiedensten Gebieten gewinnen, ebenso Kupfer, ferner Kali, Erdöl, Erdwachs, Kalk, Salz usw., ist also imstande, seine eigene Industrie dank dieser großen Reichtümer zu hoher Blüte zu entfalten. Oberschlesien würde für Polen gewiß von Vorteil sein, ihm andererseits aber auch große Nachteile zufügen, besonders aus dem Grunde, weil die oberschlesische Industrie der eigentlichen polnischen außerordentlich überlegen ist. Dazu käme, daß Oberschlesien, das heute bereits unter seiner Binnenlage leidet, dann natürlich von deutscher Seite in verkehrspolitischer Hinsicht keinerlei Vorteil mehr zu erwarten hätte und im Absatze seiner Produkte schwer geschädigt würde.

Die polnischen Agitatoren, die erst in den neunziger Jahren eine großpolnische Agitation nach Oberschlesien getragen haben, reden noch heute den Oberschlesiern ein, daß die Annektion ihres Landes durch Polen Oberschlesien eine ungeahnte Blüte bringen müßte. Eine Prüfung aller Momente dürfte aber ergeben, daß ihre Rechnung nicht stimmt. Mit Recht hat der frühere Reichsschatzminister Gothein gesagt: „Für Oberschlesien wäre es das größte Unglück, ein Teil Polens zu werden. Sein ganzer Verkehr in Einfuhr wie Ausfuhr gravitiert nach Deutschland. Eine Zollgrenze gegen letzteres würde seine Eisenindustrie ruinieren und damit mittelbar auch den Kohlenbergbau aufs schwerste schädigen. Und landwirtschaftlich vermöchte ihm Polen . . . . . in keiner Weise zu helfen. . . . Ein Blick in die polnischen Städte genügt, um zu ersehen, welchen Zuständen Oberschlesien in der Zugehörigkeit zu Polen entgegen gehen würde. . . . Oberschlesien würde auf die tiefe polnische Kulturstufe zurücksinken. Mit gleicher Schärfe hat Fürst Lichnowsky bereits im Dezember 1918 in einer Rede auf dem Kreistag zu Ratibor darauf hingewiesen, wie unberechtigt die tschechischen und die polnischen Ansprüche auf Oberschlesien sind, und gleichfalls betont, daß Polen ein armes Land ist, in dem die Oberschlesier nicht weniger, sondern weit mehr Steuern zahlen müßten, als wenn sie bei Deutschland verblieben.

Besonders groß wäre aber der Verlust, der Deutschland durch die Abtretung Oberschlesien erwüchse. Unsere Betrachtung der industriellen und landwirtschaftlichen Verhältnisse dieses gesegneten Landes hat uns bereits ein Bild von der Bedeutung Oberschlesiens gegeben. Deutschland würde nach dem Verluste Elsaß-Lothringens, der Annektion des Saargebietes, der Besetzung der Rheinlande durch die Aufgabe Oberschlesiens seine Rolle als wirtschaftliche Großmacht für alle Zeiten ausgespielt haben.

Im letzten Friedensjahre 1913 hat Deutschland ca. 192 Millionen Tonnen Steinkohlen gefördert. Nach dem Verluste Oberschlesiens würde diese Produktion um 22,6 %, das sind fast 43,5 Millionen Tonnen sinken und bewirken, daß Deutschland Kohlen einführen müßte, obwohl es bekanntlich mit England der einzige europäische Kohlenexportstaat war. Was das bedeutet, braucht wohl nicht erst betont zu werden, ist doch die Kohle noch heute eines unserer wichtigsten Zahlungsmittel. Von Kohlennebenprodukten lieferte Oberschlesien 1913 18,2 % der gesamten in Deutschland gewonnen Benzolmenge und 15 % aller Teerprodukte.

Mit Elsaß-Lothringen und dem Luxemburgischen Gebiet wurden 1913 in Deutschland fast 34 Millionen Tonnen Eisenerz gefördert, hiervon in Oberschlesien 156 221 Tonnen. An Roheisen erzeugte Deutschland 19,3 Millionen Tonnn, Oberschlesien fast 1 Million Tonnen davon. Fällt Oberschlesien fort, dann müßte Deutschland, das bisher Eisen exportiert hat, Eisen einführen.

Am schwerwiegensten aber würde sich die Situation auf dem Zinkmarkt geltend machen. Von der gesamten deutschen Zinkförderung im Jahre 1913 von 649 700 Tonnen wurden in Oberschlesien über 80 % nämlich 521 331 Tonnen gewonnen. Von der Rohzinkerzeugung 60,8 % in Oberschlesien hergestellt. Wie bedeutend die Rolle Oberschlesiens auf dem Zinkmarkt ist, beweist, daß es 17 % der ganzen Weltproduktion hervorbringt und der größte Zinkerzeuger Europas ist. Infolgedessen war Deutschland auf dem Zinkweltmarkt stets führend, und während des ganzen Krieges gehörte das deutsche Zink zu den begehrtesten Kompensationsartikeln in allen neutralen Staaten, das der deutschen Regierung im Austausch gegen andere Güter, über die Deutschland nicht verfügte, die wichtigsten Dienste geleistet hat. Würde Oberschlesien polnisch werden, so müßte Deutschland fast ¾ seines gesamten Zinkbedarfs aus dem Auslande einführen! 1913 stellte sich Deutschlands Bleiförderung auf 142 800 Tonnen, davon die oberschlesische Produktion auf 52 572 Tonnen. Hier ergibt sich wieder dasselbe Bild. Auch hier müßte Deutschland gewaltige Mengen Blei einführen, um seine Industrie aufrecht erhalten zu können.

Mit der Abtretung Oberschlesiens würden sich unsere Feinde ins eigene Fleisch schneiden, denn da Deutschland genötigt wäre infolge des Verlustes dieser für seine Industrie so überaus wichtigen Provinz, Rohstoffe in großen Mengen einzuführen, die es bisher in Oberschlesien besaß, müßte es seine Handelsbilanz immer weiter passiv gestalten, wodurch die Valuta weiter ungünstig beeinflußt würde. Bleibt dagegen Oberschlesien deutsch, und gelingt es, die dortige Industrie wieder zu der Höhe zu bringen, die sie vor dem Kriege besaß, dann hilft dieses Land mit, das deutsche Wirtschaftsleben zu stärken und kann dazu beitragen, die Entschädigungssumme, die die Entente von uns fordert, in schnellerem Tempo abzuzahlen.

Besonders für den Osten Deutschlands ist Oberschlesien von großer Bedeutung. Aber seine Produkte dienen der gesamten deutschen Volkswirtschaft. Die oberschlesischen Eisenbahnen und Wasserstraßen haben in erheblichem Maße die preußischen Finanzen gestärkt, wozu ebenso die großen Industrieunternehmungen und riesigen landwirtschaftlichen Komplexe beitragen.

Für Deutschland kann es keine oberschlesische Frage geben. Mit allen Mitteln muß versucht werden, dieses wichtige Gebiet, das wie wir sehen, seiner Kultur und seiner Geschichte nach aufs engste zu Deutschland gehört, dem Deutschen Reich zu erhalten. Wird Oberschlesien von Polen annektiert, dann wird der deutschen Volkswirtschaft nach den schweren Verlusten, die sie bereits erlitten hat, vollends das Rückgrat gebrochen. Deshalb müssen wir darauf hinarbeiten, uns Oberschlesien zu erhalten und dafür Sorge tragen, daß die Volksabstimmung zu Deutschlands Gunsten und damit zum eigenen Nutzen der Oberschlesier ausfällt. Mit Recht singt der Dichter Ewald Gerhard Seeliger:

„Deutsch war es, Deutsch ist es und Deutsch wird es bleiben,
Das Schlesische Land zwischen Böhmen und Polen,
Sein Schooß birgt Deutsche Erzadern und Kohlen.
Sein Haupt trägt Deutsche Tannen und Eiben:
Und dehnen wird sich sein glücklicher Kreis
Durch Deutsche Treue und Deutschen Fleiß."

Vom Umlernen.

Von **Michael Charol.**

Wie herrlich schön ist es doch, eine Chamäleongestalt zu haben. Merkt man, daß der braune Ast, auf dem man bisher schmarotzt hat, zu brechen droht, so läßt man sich auf den Boden fallen und wird grün wie das umgebende Gras. Wehe dann dem, der das unschuldige grüne Tierchen für das braune Biest von vorhin halten will. — Geht es nicht mit der eisernen Faust zu zwingen, können die Kanonen nichts ausrichten, so gibt man sich schnell einen Ruck und wird im nächsten Augenblick ein Land der Dichter und Denker. — So lehren uns unsere Barden. Heute ziehen sie die alten germanischen Felle an und spielen furor teutonicus, morgen spazieren sie in Seidenstrümpfen und Spitzenjabots herum und schweben in weltfremden Regionen. — Eine schwierige Umstellung? — Bewahre! Ein bißchen Farbenwechsel: Man schwört auf das, was man bis jetzt bespieen und mit Kot beworfen hat. Man verleugnet feig die Ideale von gestern und die Umgestaltung ist glücklich vollzogen. Einstellen der Fabrik auf Kriegs- oder Friedenswirtschaft, je nach der Konjunktur.

Im Stillen lächelt man dabei und nennt so etwas: Politik. Die Andern lächeln aber auch und sagen Straußvogel-Politik. Eine Klugheit des dümmsten Vogels: Zu glauben, daß, wenn man seinen Kopf unter einen Flügel gesteckt hat und nichts sieht, man selber nicht gesehen wird. — Kein Mensch auf der Welt glaubt dem Chamäleon seine Farbe. Umgekehrt: sein Aussehen, seine Anpassung an jede Umgebung, sein ständiger Farbenwechsel haben diesem doch wirklich unschuldigen Tierchen — nicht etwa auf menschliche Chamäleone zu übertragen — den Ruf der Giftigkeit eingebracht. Jeder empfindet unwillkürlich einen Ekel vor ihnen. Bei jedem rufen sie die Vorstellung von etwas Widerwärtigem wach.

Der Gedanke an sich: wieder das Volk der Dichter und Denker zu werden, ist bestimmt der klügste Gedanke, den unsere „Denker" seit Menschengedenken gefaßt haben. Es wäre bestimmt viel besser, wenn die „Dichter und Denker" nicht erst zu den Anbetern der Gewalt geworden wären und durch Gewalt belehrt werden mußten, daß sie ein falsches Metier ergriffen haben. Eine Rückumlernung ist nicht so leicht zu vollziehen, wie es unsern Barden scheint. Es kann wohl geschehen, daß ein geistiger Mensch, dem einmal ein Gewaltstreich gelingt, nun öfters Gewalt anwendet, es ist jedoch kaum zu erreichen, daß eine Generation, die nur brutale Macht und Roheit kennt, die nichts anderes bei ihren Vätern gesehen hat, mit einem Male geistig wird. Dazu gehört eine Arbeit, gegen die das Herkuleswerk der Räumung des Augiasstalles eine Spielerei war. Ein beliebiger hineingeleiteter Fluß schwemmte leicht den ganzen Unrat weg. Hier ist aber durch die jahrzehntelange Bohrarbeit der dazu angestellten Professoren, Lehrer und anderer „Geistigen" die blinde Anbetung des äußeren Erfolges, die Mißachtung der ideellen und Ueberschätzung der materiellen Güter in die tiefsten Tiefen des menschlichen Herzens eingeimpft worden. Eine Arbeit bestenfalls von langen Jahren ist dazu nötig um die Mißleiteten auf den richtigen Weg zu bringen. Um sie wieder zu überzeugen, daß der Geist über dem Körper zu stehen hat. Daß es noch andere, höhere Genüsse, als die groben, leiblichen gibt. Daß wir nach anderen Werten streben sollen, als den materiellen. Daß wir selbst im tiefsten Elend einen Besitz unser eigen nennen können, das kostbarer ist, und uns viel tiefere Freuden und Genugtuung verschaffen kann, als alle äußeren Güter der Welt, wenn . . . wenn wir ihn zu benutzen verstehen.

Hier, an diesem Punkt hat die Erneuerung einzusetzen. Nicht in dem Wechsel der Farbe und dem lauten Geschrei vom Dichter und Denker, sondern in der Zurückführung der Nation zu der inneren Kultur, in dem stillen Sichversenken in die latent liegenden, ewigen Werte, die in den Werken der großen Toten verborgen liegen. Sie müssen zum Gemeingut des gesamten Volkes werden, aber nicht in der Art, wie sie bisher waren, d. h. in der Gestalt von zehn auswendig gelernten Gedichten, die imstande waren, den erlauchtesten Namen für immer zu verekeln, und einem die Freude an Gedichten für sein ganzes Leben zu nehmen. Sie müssen insofern Gemeingut werden, daß jeder alle ihre Schönheiten genießen und ihre Gedanken erfassen kann. Dann wird auch jeder einen Blick für die ethischen Ideale bekommen. An Stelle der materialistischen Zwecke würden höhere Ziele treten. Die Erneuerung, die Rückkehr zum Geiste würde beginnen, wie sie sollte: von innen aus. Und dann erst zum Schluß der inneren Umwandlung folgend wird sich auch die äußere Form ändern. Nicht Chamäleon darf die Losung heißen, sondern Phönix, dieser Vogel, der sich verbrennt, um aus der Asche in erneuter, geläuterter Gestalt zu neuem Leben zu erstehen.

Der Unterschied zwischen den beiden ist, daß der eine sich erneuert, während der andere umlernt. Wir müssen diesen Unterschied uns immer vor den Augen halten, wenn uns die schönen Worte der Umlerner umflattern. Alles was sie predigen ist Lüge und Heuchelei. Alles Gelernte kann noch einmal umgelernt werden. Es ist nicht zum Wesen geworden. Es haftet an uns blos, weil es uns so gesagt wurde, weil die äußeren Umstände gezeigt haben, daß es für uns vorteilhaft ist, daran zu glauben, weil wir daran glauben wollen. Ändert sich unser Wille, ändert sich die Konjunktur, so werden wir immer zu dem alten Glauben zurückkehren können, ohne daß uns jemand einen Treuebruch vorwerfen kann. Denn dann haben wir weiter gelernt und erfahren, daß das Andere doch besser ist. Wenn wir aber glauben, daß wir mit dieser Umlernerei nun auch alle alten Sünden austilgen, wenn wir glauben, daß es genügt, die Fahne nach dem Winde flattern zu lassen, um weiß wie die Unschuld zu werden, wenn wir an die Welt appellieren wollen, dann müssen wir nach der Tiefe, nach der Erneuerung streben. Nur eine gründliche Erneuerung von innen aus, das Erkennen der alten Sünden und ihr Ausbrennen kann wirklich nützen. Vor allem aber gehört dazu die Austreibung aller der alten Führer, insbesondere derjenigen, die uns die neue Heuchelei, dieses Umlernen beibringen wollen.

Innere Gefahren.

Von **Oberarzt Dr. Wiese.**

Das „chacun pour soi, dieu pour nous tous", der „sacro egoismo", den wir heut in vollendetster Form leider so überaus häufig in unserm armen Vaterlande haben, das vielfach mangelnde Allgemeinheitsgefühl, Unordnung und Unsicherheit in fast allen Zweigen öffentlicher Einrichtungen, der Mangel an Pflicht- und Verantwortungsgefühl und Ordnungssinn haben innere Gefahren für Deutschland heraufbeschworen, die nicht nur auf politischem Gebiete liegen. Die durch mehrjährige Hungerblockade und Nervenüberspannung untergrabene Volksgesundheit — nach einem kürzlichen Ausspruche des bekannten Pathologen von Hansemann gibt es bei uns zurzeit kaum noch einen völlig gesunden Menschen — ist durch arge Feinde aufs äußerste gefährdet; Feinde, denen unser in seiner Resistenz als Maximum geschwächter Organismus kaum noch Abwehrkräfte entgegenzuführen vermag; sie drohen Kriegsverluste noch zu vermehren, unser bestes Nationalvermögen weiter zu vermindern. Diese Feinde sind die mannigfachen Seuchen und ansteckenden Krankheiten, vor denen wir während des Krieges durch einen vorzüglich arbeitenden Seuchenabwehrdienst fast verschont blieben. Die teilweise „wilde" Demobilisation das Aufhören der Grenzüberwachung, die Rückkehr der Kriegsgefangenen, das eigenmächtige Weglaufen vieler Soldaten aus den Heeresverbänden und vieles andere mehr, haben bezüglich der Verschleppung von Krankheitskeimen überaus gefährliche Zustände geschaffen. Wenn auch seitens der Gesundheitsbehörden alles zurzeit menschenmögliche geschieht, so kann die ernste Gefahr nur eingedämmt werden, wenn sie jedem klar vor Augen steht und jeder mithilft zu ihrer Bekämpfung. Als schwarzes Gespenst bedrohen uns die Pocken, die überall sporadisch auftauchen — seit Einführung des Impfgesetzes fast unbekannt bei uns. Ich kann nur jedem raten, sich der Pockenschutzimpfung zu unterziehen; er schützt sich vor Erkrankung und Tod und vermindert die Gefahr der Weiterverbreitung. Bei millionenfachen Impfungen sind nur ganz vereinzelt sogenannte Impfschädigungen einwandfrei beobachtet, die bei dem immensen Schutzwert der Impfung garnicht in Betracht kommen. Alle anderen unverantwortlichen Redereien sind Ammenmärchen oder bösartiges Geschwätz.

Die erhebliche Verbreitung eines polnisch-russischen „Haustieres" hat uns eine ernstzunehmende Fleckfiebergefahr gebracht. Einwandfrei ist im Laufe der letzten Jahre die Laus als der alleinige Träger und Verbreiter des gefürchteten Fleckfiebererregers festgestellt. Der Satz ist Gesetz: Ohne Laus kein Fleckfieber, weshalb es sich empfiehlt, diesem angenehmen Tier erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken und ihm keinerlei Pardon zu geben. Erwähnt sei noch, daß das Tier jetzt auch in „besseren Familien" vorkommt.

Die scheußliche Typhusepidemie in Pforzheim, das seit Jahrzehnten unbekannte Auftreten der Wunddiphterie in einzelnen Spitälern sollte uns zu denken geben.

Außerordentlich viele unserer Krieger, die in Rußland und im Orient kämpften, haben dort das Wechselfieber, die Malaria, aquiriert. Viele von ihnen sind heimgekehrt, latent die Erreger des Fiebers in ihren inneren Organen bergend. Noch

nach Jahren können diese Plasmodien wieder ins periphere Blut treten, Krankheitsanfälle auslösend, und werden nun von einer Mückenart, einer Stechmücke, Anopheles genannt, durch Saugen aufgenommen und durch dieselbe Mücke nach einem weiteren Entwicklungsgang im Körper der Mücke durch ihren Stich auf andere Menschen übertragen. Da bei genauem Nachforschen fast in ganz Deutschland diese Anophelesmücke nachgewiesen wurde, können wir uns die große Gefahr, die uns auch hier droht, ausmalen. Vor dem Kriege gab's in Deutschland nur ganz vereinzelte kleine Malariaherde. Uns soll die Mahnung zugehen, alle Maßnahmen der Gesundheitspolizei bezüglich Mückenbekämpfung in Zukunft einsichtsvoll zu unterstützen. Für den Sommer droht uns die Ruhr, zu deren Vorbeugung empfohlen wird: alle Nahrungsmittel jedweder Art nur in gekochtem Zustande zu genießen, wo dies nicht möglich ist, die anderen Nahrungsmittel unbedingt fliegensicher aufzubewahren, da sich gerade die Fliege als gefährlicher Ruhrkeimüberträger erwiesen hat; Aufsuchen des Arztes und nicht Vernachlässigen eines jeden, auch geringfügigen Darmkatarrhs zur Sommerszeit. Für die Übergangszeit müssen wir mit einer neuen Grippeepidemie rechnen, da noch immer hie und da endemische Herde aufflackern. Hoffentlich funktioniert unser östlicher Seuchenschutz bald wieder so ausgezeichnet wie in früheren Zeiten, sodaß er uns wie bisher absolut sicher vor dem Eindringen der jetzt in Rußland sich wieder ausbreitenden Cholera schützt. Im Laufe des Krieges an Ausbreitung gewonnen haben leider in ausgedehntem Maße die Geschlechtskrankheiten, die Syphilis und die Gonorrhoe, der Tripper. Eines so gefährlich wie das andere; beim ersten u. a. die ernsten Späterkrankungen des Nervensystems, die Paralnse und die Tabes, beim zweiten u. a. die Einbuße der Zeugungsfähigkeit und Fruchtbarkeit bei Mann und Frau, die Gefahr der Erblindung für eventuelle Kinder. Wie unendlich groß hier die Gefahr der Einbuße an Nationalvermögen ist, liegt auf der Hand. Eine Sanierungsmöglichkeit, die in ihrer Art nur der Krieg bot und imponierend großzügig vorgesehen war, konnte zum großen Schaden unseres Volkes, insonderheit seiner Frauen, infolge der Revolution nicht durchgeführt werden. Seit Beginn des Krieges wurden an allen Sanitätsstellen des Heeres in Operations-, Etappen- und Heimatgebiet genaue Listen über alle Geschlechtskranken geführt. Vorgesehen war bei einer regelrechten Demobilisierung eine Kontrolle dieser Kranken und ihre Zurückbehaltung bis zur Beseitigung ihrer Ansteckungsfähigkeit. Der plötzliche Umsturz der Verhältnisse machte auch hier einen Strich durch, — leider, denn eine solch großzügige Sanierungsmöglichkeit wird nie wieder möglich sein. Doch ist wenigstens ein Schritt weiter getan insofern, als wir endlich ein Gesetz haben, das jeden, der wissentlich Geschlechtskrankheiten weiterverbreitet, mit schweren Strafen bedroht. Die Aufklärung ist auch weiter rüstig am Werk; doch möchte ich hierzu nicht die neuerdings in Berlin gespielten „Aufklärungsfilms" rechnen, die weniger aufklärend als aufreizend wirken. In dieser Hinsicht leisten erheblich mehr die Tuberkulosefilms, die viel mehr gezeigt werden müßten, allerdings nicht so „genußreich" sind, da ihnen das „pikante Beiwerk" fehlt, ohne das leider heute ein gut Teil unseres Volkes nicht mehr leben zu können vermeint. Die Tuberkulose ist ja einer unserer entsetzlichsten Feinde. Die mehrjährige Hungerblockade in erster Linie, im Verein mit Kohlennot, schlechter Kleidungsmöglichkeit, erhöhter Erwerbstätigkeit, vermehrter Ansteckungsgefahr bei verminderter Resistenz des Körpers haben uns in der Tuberkulosebekämpfung auf den Stand von vor etwa 20 Jahren zurückgeworfen. Die Tuberkulosesterblichkeit ist in den letzten zwei Jahren auf das Doppelte gestiegen. Wie hier eine Wandlung zum Besseren eintreten soll, ist noch gar nicht zu ersehen, denn der niederträchtige Versklavungsfrieden wird uns keine Mittel zu großzügigen sozialhygienischen Maßnahmen mehr lassen. Ein Ziel, das unsere „edlen" Feinde wohl auch im Auge gehabt haben, dessen ihre Zeitungen sich hohnisch grausam gerühmt haben, die Absicht, uns auch körperlich zu verelenden und als Menschenrasse auszurotten.

Die Folgen der Unterernährung haben sich nicht nur in dem „Hungerödem", nicht nur im Fortschreiten der Tuberkulose gezeigt. Neuerdings tritt auch bei Menschen im Alter von 16 bis 20 Jahren, besonders bei unseren Stammesbrüdern in Deutsch-Österreich, die Rhachitis, die wir sonst nur bei kleinen Kindern kennen, auf, im wahrsten Sinne des Wortes als „englische Krankheit". Englands Zeitungen aber schämen sich nicht, mit besonderer Freude und Genugtuung diese Krankheitserscheinung festzustellen und auf ihren kennzeichnenden Namen hinzuweisen.

Künstler.

Erna Denera.

Erna Denera entstammt einer norddeutschen Gutsbesitzerfamilie. Der Name Denera zwar stellt lediglich einen später angenommenen Künstlernamen dar. Gleich der Mutter war auch sie in ihrer Jugend bereits mit einer auffallend schönen Stimme begabt, gleich ihr genoß sie schon in frühen Jahren eine hervorragende pianistische Ausbildung. Bei Kofferath und Max Reber bildete sich die Künstlerin pianistisch aus, und zwar mit solchem Erfolge, daß für sie ursprünglich nur eine dahingehende Berufsausübung in Frage kam. Doch schon der Aufenthalt in Wiesbaden und Baden-Baden veranlaßte die jugendliche Künstlerin, das sich in immer größerem Maße vollendende Organ bei Herrmann Rosenberg, dem ehemaligen Partner der Lucca, ausbilden zu lassen. Nach vierjähriger Schulung, in deren Verlauf die Künstlerin sich insbesondere Mozart widmete, beendete die nun 22jährige Künstlerin ihre gesangliche Ausbildung. Alsbald schon erhielt sie von einem Londoner Opernunternehmen ein derart günstiges Angebot, daß sie, um sich Gewißheit über die Bedeutung ihres Organs zu verschaffen, zur Mozartmeisterin Lilli Lehmann nach Berlin ging, die die Stimme mit sehr günstigem Ergebnis einer Prüfung unterzog. Dasselbe Ergebnis zeitigte eine weitere Prüfung durch Hülsen und den damals gerade in Berlin weilenden Siegfried Wagner. Die Folge war, daß der Münchener Hofopern-direktor Felix Mottl die Sängerin sofort für das hochdramatische Fach an seine Bühne fesseln wollte. Allein die junge, noch bühnenungewandte Künstlerin entschied sich im Interesse ihrer sorgfältigen und allmählichen Bühnenausbildung für die Hülsenschen Provinzbühnen.

Am Casseler Hoftheater holte sich die Denera als Senta, Elsa und Sieglinde ihre ersten Erfolge, sodann an der Wiesbadener Hofbühne weitere Erfolge in den gleichen Rollen und in den Rollen der Venus und Elisabeth. Nach einer halbjährigen Tätigkeit in Wiesbaden ging die Künstlerin, nachdem sie als Sieglinde, Senta und Venus an der Berliner Hofbühne ein erfolgreiches Probegastspiel absolviert hatte, im Frühjahr 1908 nach Berlin. Bereits nach ihrer zweiten Gastrolle als Senta war sie von Hülsen für die Berliner Hofbühne gewonnen worden. Während ihrer seitherigen Tätigkeit an der hiesigen Oper hat sich Erna Denera in immer größerem Maße als Wagner-Sängerin spezialisiert. Wie ihre Stimmlage, qualifiziert sie auch ihre persönliche Vorliebe besonders für das hochdramatische Fach. Bekannt ist ihre Darstellung der Wagnerischen Heldinnen, wie die der Isolde, Brünhilde, Elsa, Senta und Elisabeth. Die Universalität ihres Organs und ihres Repertoirs gestattet der Sängerin, auch neben ihrer Tätigkeit im jugendlichen und hochdramatischen Fach, eine solche im eigentlichen Zwischenfach. So singt die Künstlerin auch die Hauptpartien der „Jüdin", der „Afrikanerin", der „Aida", des „Maskenballs", ferner trat sie in den Wagner-Werken als Elsa-Ortrud, Elisabeth-Venus und Isolde-Brangäne vielseitig hervor.

Dem Modernen ist die Künstlerin durch ihre Mitwirkung in den Strauß-Werken, „Salome" und „Ariadne", besonders aber durch ihre geschmackvolle Verkörperung der Feldmarschallin im „Rosenkavalier" bekannt und beliebt geworden.

Der Vertrag der Künstlerin läuft zum Herbst dieses Jahres ab. Zurzeit verhandelt sie wegen eines Gastspielvertrages, der sie auf eine größere Anzahl Abende in der Saison an Berlin bindet. Neben diesen Berliner Abenden beabsichtigt die Künstlerin eine möglichst ausgedehnte Gastspieltätigkeit besonders auch im Auslande auszuüben.

Der neue Geist als Welteroberer.

Von J. Frank.

Wir haben eine Welt verloren, wir wollen uns wieder eine Welt gewinnen. Nicht mit Granaten und Gasen, diese Methode hat sich endlich — wir können es Gott nicht genug danken — als falsch erwiesen, sondern mit Geist. Die Granaten haben nicht andere vernichtet, sondern uns selbst. Wir hoffen, daß dieses selbstmörderische Verfahren ein für alle Male abgetan ist. Wir wollen es gerne jenen überlassen, die sich mit seiner Hilfe einstweilen noch emporgeschwungen haben. Unser künftiger Weg muß in entgegengesetzter Richtung zu dem liegen, den man uns in der Vergangenheit zu gehen zwang. Gestern noch war unser politisches Denken und Handeln vom Materiellen beherrscht, morgen muß es vom Geist beherrscht sein. Von einem schaffenden, tätigen Geist, der das Realmögliche mit den höchsten Menschheitsforderungen zu verbinden weiß, von einem freien Geist, der keine Engherzigkeit, keine Engbrüstigkeit kennt. Von jenem freien Geist ethischer Kultur, der die größten Denker der Menschheit ausgezeichnet hat. Diesen Geist besitzen wir heute selbst noch nicht, wir stecken noch zu sehr in der Zwangsjacke altüberkommener, alteingebläuter Vorstellungen. Wir leben erst halb in der Form von morgen, fast ganz noch im Geist von gestern, wenn man füglich da von Geist reden kann, wo das rein Geistesfeindliche triumphiert hat. Wir dürfen uns nicht einbilden, wenn wir eine halbneue Form besitzen, auch schon den neuen Geist in uns zu tragen. Bis dahin ist leider noch weit. Täglich lehren die Ereignisse im eigenen Hause, daß der neue Geist da seinen beglückenden Einzug noch nicht gehalten hat.

Der Friede, der uns aufgezwungen wurde, ist ein Friede noch ganz im „Geiste" von gestern. Ein Triumph des Reinmateriellen, nicht des Geistigen. Das ist unser augenblickliches Unglück, das muß und wird aber auch unser künftiges Glück werden. Solange noch dieser materielle Geist auf dieser Welt die Oberhand hat, kann und wird er die Erfüllung dieses seines Friedens von uns fordern. Aber gerade dieser materielle Friede hat uns selbst die Waffen in die Hand gedrückt, mit denen wir ihn bekämpfen können. Wir werden und müssen ihn bekämpfen mit allen Mitteln des neuen Geistes. Das mag heute noch phantastisch klingen, aber übermorgen, vielleicht morgen schon kann es Realität werden. Es liegt einzig an uns, wenn früher oder später diese Zeit kommen wird. Bevor wir allerdings diesen neuen Kampf aufnehmen können, müssen wir uns mit ihm wappnen. Erst, wenn er uns ein zuverlässiges Rüstzeug geworden ist, können wir, mit ihm angetan, in die Welt hinaustreten, um sie zu erobern. Der alte materielle Geist war ein Geist des Kampfes, der neue Geist wird ein Geist des Friedens sein. Sein Kampf wird also ein friedlicher, ein rein geistiger sein. Es hieße die Hoffnung auf den Fortschritt der Menschheit aufgeben, wenn wir nicht glauben wollten, daß einmal doch dieser Geist obsiegen wird. Wir, das geschlagene, geknechtete, niedergezwungene Volk, werden noch die größte Aufgabe zu erfüllen haben, die je einem Volke gestellt wurde. Aus unseres Volkes Mitte sind schon oft Männer in die Welt gegangen, die ihr Antlitz umgestaltet haben. Morgen muß das ganze Volk hinaustreten, die Erde zu erneuern, zu erneuern im neuen Geiste. Es wird ein harter Kampf sein, der uns bevorsteht; denn es wird gelten, die Materie niederzuringen, die heute ihren größten Triumph feiert. Sie ist noch stark, darüber dürfen wir uns nicht täuschen, furchtbar stark. Sie stützt sich auf ihre alten unheimlichen Machtmittel und auf die versklavte Dummheit von neun Zehntel der Menschheit. Aber gerade darum muß der Kampf gewagt werden, denn es gilt ja — das wäre im alten egoistischen Geist gedacht — nicht nur unser eigenes Volksschicksal, sondern das Schicksal der ganzen Menschheit. Wir allein, die wir wenigstens begonnen haben, uns vom alten Geist loszusagen, können auch der übrigen Welt Sklavenketten sprengen. Wir haben bei uns selbst den Anfang gemacht, wir dürfen erst ruhen, wenn der Ruf der Erlösung von allen Enden der Erde widerhallt. Wer den neuen Geist noch nicht kennt, der schlage den Friedensvertrag auf. Das ist noch ganz das Evangelium des alten Geistes vom ersten Buchstaben bis zum letzten. Das ist noch der Geist der nationalen Selbstsucht, die unbezwingliche Gier nach fremdem Land und Volk, die ewige Rivalität, die alte Diplomatentücke, die alte Unversöhnlichkeit, die alte Völkerfeindschaft. Das ist noch die alte Verachtung des Volkes, die in ihm nichts sieht als ein williges Werkzeug seiner Brutalität, als ein verlockendes Objekt seiner Ausbeutungsgier, als eine ewig wechselnde Schacherware. Der neue Geist, das ist in erster Linie der heilige Respekt vor dem Menschen, vor dem Menschen als Individuum, vor den Menschen als Volksgemeinschaft, als Gesamtmenschheit. Der Mensch als Individuum und als Gesamtheit ist der höchste Gegenstand der Politik, sein Wohl ihr höchstes Ziel. Der Staat ist die Vereidigung, die sich die

Aufgabe gesetzt hat, dieses höchste Ziel zu erreichen. Aus der Theorie und Praxis des Staates muß daher alles ausgemerzt werden, was diesem höchsten Ziele zuwider ist. Zuwider diesem Ziele ist jeder über den Schutz der Gesamtheit hinausgehende Zwang, zuwider jedes Hazardspiel mit dem Menschen als Einsatz. Dieser Respekt vor dem Menschen und Menschlichen gipfelt in dem Gedanken, daß höher als der Staat die Gesamtmenschheit steht, daß ihren Interessen sich alle anderen partikularistischen der Einzelstaaten unterordnen müssen. Damit ist die Frage der Rivalität ausgeschaltet. Die Gesamtheit hat eine Art parlamentarische Vertretung, aus allen Staaten beschickt, dort werden die Fragen geregelt, die die Gesamtmenschheit angehen. Ich vermeide dafür den Namen Völkerbund, er wäre für eine solche Menschheitsanstalt Blasphemie. Für dieses Ziel müssen wir werben, eine ungeheure Propaganda entfalten, den heutigen Völkerbund, diese ausgeschämte Karikatur eines Menschheitsbundes in aller Welt verächtlich machen, unseren Eintritt in ihn verweigern. Aber, um für ein solches Ziel werben zu können, müssen wir im eigenen Lande zuerst die Grundlagen für einen solchen Bund schaffen, unser Volk selbst erst zu solch moralischer Höhe erziehen. Wir müssen dem eigenen Volke alle denkbare Freiheit gewähren, die das Ausland seinen Völkern heute noch versagt, es zu absoluter Mündigkeit emporleiten. Die fremden Völker müssen in dem unsrigen den höchst erreichbaren Punkt eines freien Volkes erkennen können, das alle Knechtschaft der Bürokratie, des Militarismus, alle Heuchelei der Diplomatie von sich geworfen. Unser inneres und äußeres politisches Leben muß von absoluter Ehrlichkeit durchdrungen sein. Wenn uns so die fremden Völker erkennen lernen, dann wird ein Murren der Unzufriedenheit durch ihre Reihen gehen, einer Unzufriedenheit, die den Druck des eigenen Sklavenregimes täglich widerlicher empfindet. Die Unzufriedenheit wird zum Widerstand wachsen, wachsen zur Formulierung von positiven Forderungen, zur Kampfeslust. Man wird uns hinstellen als Beispiel, dem es nachzueifern gilt. Dann wird der Tag des Umschwungs gekommen sein. Die Staaten werden sich dann den Forderungen ihrer Völker unterwerfen müssen oder den Kampf aufnehmen, einen Kampf, in dem sie unzweifelhaft am Ende unterliegen werden. Wenn der Tag gekommen sein wird, wo auch die anderen Völker ihr Schicksal in die Hand nehmen, dann wird der neue Geist auf dieser Erde einziehen, der Geist der Versöhnung, der Völkerliebe, der internationalen Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, der Geist des Brudertums, für den es nur gleiche, nicht Völker erster, zweiter und dritter Klasse gibt. Dann erst wird der heute geschlossene Friede, der doch nur ein Waffenstillstand wäre, ein wahrer, ewiger Friede werden können, wenn ihn nicht mehr Regierungen des alten Systems, sondern Völker, vom neuen Geist beseelt, miteinander schließen. Soweit wird es erst sein, wenn der neue Geist sich Herz und Seele der Völker erobert haben wird, wenn er ihnen innerste Ueberzeugung, Glaubensbekenntnis geworden sein wird.

Dann erst wird dieser Friede allen Völkern Erlösung bringen. Dann wird die große Aufgabe, vor die der heute geschlossene Scheinfriede uns stellt, erfüllt sein. Dann werden wir aber auch den Lohn für diese Menschheitsmission empfangen, dann wird der Sklavenfriede, der uns heute aufgezwungen, der Anbeginn unseres höchsten Glückes, der Aufstieg zur höchsten Kulturhöhe werden.

Nachdruck nur mit vollständiger Quellenangabe erlaubt.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Vander, Berlin.
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

Tägliche Weltſtimme iſt die politiſche Zeitung des nachdenkenden Menſchen, denn ſie verhilft zum objektiven Urteil. Ohne ſich in den Kampf der Meinungen zu miſchen, bringt ſie täglich vormittags eine unparteiiſche Wiedergabe der Tagespreſſe des In- und Auslandes. Politiſche und wirtſchaftliche, kulturelle und ſoziale Zeitſchriften werden berückſichtigt. Die Meinungen der verſchiedenen Parteien zu den Fragen des Tages werden einander gegenübergeſtellt und dadurch klare, nicht parteipolitiſch befangene Ueberſicht ermöglicht. Jedem Gerechtdenkenden iſt die Tägliche Weltſtimme die notwendige Ergänzung ſeiner Parteizeitung.

Annahme für Vorwetten.

Rennen zu

Berlin-Grunewald 13. u. 17. Juli
Dortmund 13. Juli
Harzburg 17. Juli

Trabrennen zu

München-Daglfing 13. Juli

Annahme von Vorwetten für Berlin bei **persönlich** erteilten Aufträgen bis **3 Stunden** vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 6¾ Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9 (Eingang Innsbrucker Str. 58)
Oranienburger Str. 48/49 a. d. Friedrichstraße
Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)
Potsdamer Str. 23a.
Neukölln, Bergstraße 43

und an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim

Leipziger Str. 132
Nollendorfplatz 7
Planufer 24
Tauentzienstr, 12 a
Rathenower Str. 3
Königstraße 31/32
Unter den Linden 14
Moritzplatz
Rosenthaler Straße.

Für **briefliche** und **telegraphische** Aufträge Annahme bis **3 Stunden** vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

Der letzte Brief

Eine Sammlung letzter Briefe bedeutender Menschen

HERAUSGEGEBEN UND EINGELEITET VON

JLSE LINDEN

Enthält letzte Briefe von:

Beethoven / Casanova / Dostojewski / Flaubert / Fontane / Goethe / Grabbe / Hebbel / Heine / Jean Paul / Keller / Kleist / Körner / Lenau / Lichtenberg / Luther / Menzel / Multatuli / Nietzsche / Novalis / Schiller / Schubert / Schumann / Storm / Stifter / Wagner u. v. a.

Vossische Zeitung: „In dem Büchlein steckt viel bedeutendere Lebensweisheit als in anderen nicht durch eine Idee geordneten Anthologia."
Hannov. Courier: „Eine Zusammenstellung von grösstem Reiz, oftmals von einer ergreifenden Wehmütigkeit."
Leipziger Tageblatt: „Niemand wird sich dem feierlichen Eindruck dieser letzten Dokumente entziehen können."
Hartungsche Zeitung: „Eine originelle Idee, wirklich etwas ganz Neues."

In Friedensausstattung, br. 6,50 M, gebunden 8,50 M, Halbpergt. 10,— M

Oesterheld & Co. / Verlag,
Berlin W 15, Lietzenburger Straße 48.

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II - Berlin NW. 87, Reuchlinstraße - Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten, und Erweiterungsbauten von Gasanstalten für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.

Sämtliche Ausrüstungsteile für Ofen mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.

Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.

Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.

Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.

Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.

Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.

Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.

Geräte und Werkzeuge.

Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.

Triebwerke.

Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Wasserwerken und Kanalisationen,

Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin SW 68, Kronenstr. 37.

Nummer 20 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Die geheiligte Lüge — von Dr. Siegfried Seelig

Heiraten mit Ausländerinnen in der deutschen Diplomatie — von Dr. Alfred Hartwig

Auswanderung — von Dr. med. H. Fehlinger

Die Kritik des Romans — von Michael Charol

Zukunftsaufgaben der Kunst — von Regierungsbaumeister Hans Fränkel

Neue Bücher

Erscheint jede Woche • Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Cº

BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Rampe-Stube 1918

Friedrichstr. 169 (frühere Volksstube)

Feine Liköre * Edelbranntweine * Seltene Weine
Schaumweine * Champagner * Eisgetränke

Rennen

zu Berlin-Grunewald

(Rennen des Kölner Rennvereins)

Sonntag, den 20. Juli, nachm. 2½ Uhr,

8 Rennen im Werte von M. 116 000 u.a.:

Preis vom Rhein 30 000 M.

Verkehrsverbindungen:

Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Strassenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstraße etc.

Rennen

zu Berlin-Grunewald

9. Tag: Donnerstag, den 24. Juli, nachm. 2½ Uhr,

8 Rennen im Werte von M. 138 000 u.a.:

Podbielski-Rennen 27 000 M.

Verkehrsverbindungen:

Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Strassenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstraße etc.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 19. Juli. Nummer 29.

Die geheiligte Lüge.

Von **Dr. Siegfried Seelig.**

Eine der Hauptforderungen der Sozialdemokratie lautete bisher: Trennung von Kirche und Staat, Trennung von Kirche und Schule. Sie verlangte rein weltliche Schulen, in denen der konfessionelle Religionsunterricht keinen Platz mehr finden sollte. Die Erteilung des Religionsunterrichtes sollte Sache der Religionsgemeinschaften selbst sein. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit richteten sozialdemokratische Redner gegen die „staatlichen Verdummungsanstalten", die Kirchen und konfessionellen Schulen, die heftigsten Angriffe. Aber ihr fehlte die Macht, um an den bestehenden Zuständen etwas zu ändern. Und die Mitglieder der Zentrumsparici, die Hüter der kirchlichen Rechte und Vorrechte, lächelten über die Ohnmacht der Widersacher.

Dann kam die Revolution und mit ihr die Sozialdemokratie zur Macht. Der linksradikale Adolf Hoffmann wurde Kultusminister. Man mag zu seiner Weltanschauung stehen, wie man will. Man mag auch seinen Bildungsgang nicht für ausreichend erachten, um diesen Posten zu bekleiden. Aber, da auch sein ehemaliger Parteigenosse Ebert, ohne je Bonner Borusse gewesen zu sein, den Präsidentenstuhl der Deutschen Republik (oder des Deutschen Reiches?) bestiegen hat, und Noske sogar ohne die Kriegsakademie besucht oder in Generalstab Studien gemacht zu haben Kriegs-, Pardon, Reichswehrminister geworden ist, und sogar zur vollen Zufriedenheit der Fachleute funktioniert, so ist nicht einzusehen, weshalb Adolf Hoffmann nicht auch, ohne akademische Bildung zu besitzen, sein Amt sachgemäß zu verwalten verstanden hätte. Zumal da man ihm einige Kenntnisse in Kirchen- und Schulangelegenheiten immerhin nicht absprechen kann und er außerdem auch noch wußte, was er nun zu tun habe, was man von den Ministern aus den Reihen der Mehrheitssozialdemokratie durchaus nicht immer behaupten kann.

Und tatsächlich schien es, als wenn das letzte Stündlein der staatlichen Kirche geschlagen habe. Getreu dem alten sozialdemokratischen Programm, verkündete Hoffmann, nun die Trennung von Kirche und Staat und die der Schule von der Kirche schleunigst in die Wege leiten zu wollen. Die Pastoren und Pfarrer zitterten um ihre Existenz. Einer soll sich sogar schon an einen, ihm befreundeten, Theaterdirektor gewandt haben, mit der Bitte, ihn im Notfalle an seiner Bühne zu beschäftigen. Diese Berufsverschiebung wäre sicherlich nicht vereinzelt geblieben, denn es kann für einen Pastor a. D. kaum einen passenderen Beruf geben, als den des Schauspielers. Die Routine ist in reichem Maße vorhanden, und an Pathos fehlt es auch nicht. — —

Jedoch nicht alle Seelenhirten wollten sich so nach dem Bibelwort: „Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen" in ihr Schicksal ergeben. Einige sammelten nach dem „Gottesdienst", bei welchem sie in der Predigt sehr gegen die Trennung von Kirche und Staat geeifert hatten, ihre Schäflein und zogen in geschlossenem Zuge vor das Kultusministerium und machten Herrn Adolf Hoffmann eine furchtbare Katzenmusik. Schließlich drangen sie sogar mit ihren Anhängern in das Kultusministerium ein, um den armen Hoffmann im Namen Gottes zu lynchen. Hoffmann hatte sich jedoch wieder einmal mit der ihm eigenen Geistesgegenwart „vom Feinde unbemerkt, strategisch klug zurückgezogen".

Dann traten die Unabhängigen aus der Regierung aus, und man hörte nichts mehr von der Trennung von Kirche und Staat und von der Befreiung der Schule von der Geistlichkeit und vom konfessionellen Religionsunterricht.

Nun begab es sich, daß die Zentrumspartei Gelegenheit hatte, der Sozialdemokratie einen Dienst zu leisten. Nämlich bei der Unterzeichnung des Friedensvertrages. Die Demokraten waren gegen die Unterzeichnung des Friedens und traten

aus der Regierung aus. Die Sozialdemokraten waren zwar im Anfang ebenfalls gegen die Unterzeichnung, gaben die Regierung jedoch nicht aus den Händen, sondern opferten nur Herrn Scheidemann, der so unklug gewesen war, sich zu sehr auf das „Unannehmbar" festzulegen. Darauf suchten sie Bundesgenossen, um in der Nationalversammlung die Mehrheit hinter sich zu haben, und fanden diese in der Zentrumspartei, deren Mitglieder, geführt durch Herrn Erzberger, bereit waren, die verlassenen Ministerposten zu besetzen.

Doch nicht umsonst leiht das Zentrum seine Hilfe aus. Schon hat es den Sozialdemokraten die Rechnung überreicht, die da lautet: „Hände weg von Kirche und Schule!" —

Durch das Reichsnotopfer wird jedes kleine Vermögen erfaßt, nur die milliardenreiche Kirche, das Vermögen der sogenannten „toten Hand", bleibt durch das Finanzprogramm des Herrn Erzberger verschont.

Und in der Schulfrage? Nun, da schließt man ein Kompromiß auf der Linie, daß die Konfessionsschulen fortbestehen, aber weder Lehrer noch Schüler zur Erteilung oder Entgegennahme des Religionsunterrichts gezwungen werden sollen. Das heißt also, es bleibt alles so, wie es bisher gewesen. Denn was dem armen Schulmeister, der sich weigern sollte, den Religionsunterricht zu erteilen, oder dem armen Pennäler, der nichts von Religion hören möchte, alles passieren könnte, kann sich der mit den Verhältnissen nur einigermaßen Vertraute mit mathematischer Genauigkeit ausrechnen.

Dieses Kompromiß bedeutet die völlige Preisgabe einer der vornehmsten Forderungen, nicht nur des sozialdemokratischen Programms, sondern der gesamten fortschrittlichen Kulturwelt.

Man wird dem Schüler also weiter die geheiligte Lüge auftischen: „Gott schuf den Menschen aus einem Erdenkloß", während ihm die Lehre Darwins erst in den Hochschulen gelehrt wird.

Die Religionslehrer bezeichnen doch auch die Lüge als eine Sünde! Dann müßten sie aber auch, um sich nicht an den Kindern zu versündigen, die Schule von der aus einer einzigen großen Lüge bestehenden Religionslehre befreien.

Heiraten mit Ausländerinnen in der deutschen Diplomatie.

Von **Dr. Alfred Hartwig.**

Als Gregor VII. das Zölibat der Geistlichen einführte, legte er den Schlußstein zur Weltherrschaft der katholischen Kirche. Mit feinem psychologischen Verständnis hatte der große Kirchenfürst erkannt, daß der Priester nur dann ein unbedingt ergebenes Werkzeug in der Hand der ecclesia militans sein könnte, wenn er innerlich jedem Einfluß von außen möglichst entrückt und der Welt gegenüber so unabhängig gestellt sei, als es die geldlichen Mittel der Kirche gestatteten.

Kein Einfluß wirkt aber stärker auf das Gemütsleben des Mannes ein, als das Zusammenleben, die innere Zugehörigkeit zur Frau, gleichgültig ob diese Bande den Segen der Kirche haben oder nicht. Der Erfolg, die Weltherrschaft im Reiche der katholischen Seelen und somit auch vielfach über die politischen Entschlüsse, hat dem Werke Gregors und seiner psychologischen Spekulation Recht gegeben. Der Weltkrieg hat Staaten zertrümmert und Völkerschaften aufgerieben oder vom Boden des alten Volkstums verschwinden lassen: unerschüttert steht der Stuhl Petri in der Brandung der Stürme unserer Zeit.

Auf dem Zölibate und der Ohrenbeichte beruht Roms Macht, die nicht allein eine Macht des Glaubens ist, sondern ein politischer Faktor ersten Ranges, der oft schon in Sachen der innern und äußern Politik unseres Vaterlandes ein Entscheidendes Wort gesprochen hat. Nicht zum mindesten aus diesem System der möglichsten Ausschaltung weiblichen Einflusses erklärt sich wohl auch die Tatsache, daß die Kurie zu allen Zeiten unter ihren Würdenträgern eine so große Zahl politisch erlesener Köpfe, glänzender Diplomaten aufzuweisen gehabt hat. Außerdem ist Rom natürlich von der Erkenntnis ausgegangen, daß man die Begabung nehmen soll, wo man sie findet, nicht, daß man sie nur dort zu suchen sich bemüht, wo man sie zu finden sich vornimmt und beschränkt hat.

Während die römische Kirche in der Beweglichkeit und Unabhängigkeit ihrer Diener die festeste Stütze sich schuf, hat der Protestantismus Wert darauf gelegt, den Geistlichen im Kreise einer Familie walten zu sehen und dadurch bodenständig zu machen. Luther legte besonderen Wert auf die Gründung eines deutschen Heimes, als dessen Vorbedingung er aber selbstverständlich die Mitwirkung der deutschen Frau ansah. In ähnlicher Weise wie das Zölibat der geistlichen Diplomaten ein Machtfaktor ersten Ranges ist, soll im Interesse des Deutschtums, besonders des Deutschtums im Auslande, das deutsche Heim des Gesandten einen Mittelpunkt deutschen Wesens, eine Insel im Meere fremden Volkstums sein, die den eigenen schwankenden Volksgenossen einen vorbildlichen Halt geben soll. Die Erfüllung dieser Aufgabe ist einer der wichtigsten Prüfsteine für die Eignung eines Mannes zum amtlichen Vertreter Deutschlands. Nur wer zum Vertreter des Deutschtums die Vorbedingungen erfüllt, dürfte dazu berufen werden, ein Vertreter Deutschlands zu sein!

Wenn man aber die Haushaltungen der deutschen Diplomaten durchgeht, so wird man nur in einer recht beschränkten Zahl, fast in Ausnahmefällen, von einem deutschen Heim sprechen können. Solange ein Diplomat sich seine Frau aus neutralen Staaten, wie der Schweiz, Schweden oder vielleicht kleinen ganz exotischen Ländern zu holen für finanziell ersprießlich hält, mag ein solcher Fall nach sehr gewissenhafter Prüfung und unter großen Vorsichtsmaßregeln als Ausnahme einmal geduldet werden. Jedenfalls aber dürfte einem solchen Diplomaten ein wichtigerer Posten nie anvertraut werden. Zu einer nationalen Gefahr aber werden diese Heiraten, wenn diese Frauen feindlichen oder uns feindlich gesinnten Völkern entstammen. Gerade das Angelsachsentum in seiner nordamerikanischen Gestalt hat einen starken Prozentsatz von Diplomatenfrauen geliefert; nicht zum mindestens deswegen, weil die Aufhäufung großer Vermögen dort adelt und über alle sonstigen Mängel hinweghilft. Die starke Prüfung, der sonst die Familie unterworfen wird, in die der Diplomat eintreten will, setzt aus, wenn der Dollar in imponierender Stärke eine Mauer der Hochachtung um die Familie gezogen hat. Die unselige Auffassung, daß ein gesellschaftlich reiches Auftreten und die Verfügung über große Geldmittel das wichtigste Rüstzeug für die Ausübung diplomatischer Verwaltungstätigkeit sind, führt dazu, daß die Suche nach einer reichen Partie gleichviel welcher Nationalität zur besonderen Sorge und die Erreichung dieses Zieles oft der erste und einzige Beweis schlummernder diplomatischer Talente bildet.

Die freie Erziehung der reichen Ausländerin, besonders der Angelsächsin, und ihr angeborenes und anerzogenes Herrschaftsbedürfnis bringen es mit sich, daß der Mann von vornherein in der Rolle einer Verteidigung gedrängt wird, die im allgemeinen mit dem Zurückweichen vor dem Kapital und einem geistigen und völkischen Unterliegen des Mannes endet. Ist schon der Deutsche geneigt, alles Fremdländische kritiklos zu bewundern und ausländischem Reichtume wahllos Hochachtung zu zollen, so ist es leicht verständlich, daß der deutsche Diplomat in Händen der reichen und selbstbewußten Ausländerin entweder zum lauen Vertreter deutscher Interessen wird oder sich mehr und mehr dem Kreise der seiner Führung anvertrauten deutschen Landsleute entfremdet und in den Kreisen heimisch, ja sogar dienstbar wird, die international sind oder denen die Frau angehört oder aus politischen Gründen den Mann anzugliedern bestrebt ist.

Wenn man sich der Rolle entsinnt, die noch bei Beginn des Krieges deutsche Vertreter an der Seite ihrer russischen, englischen oder nordamerikanischen Gattinnen gespielt haben; wenn man bedenkt, daß beim letzten Empfang, den Hollands Königin den Damen der deutschen Gesandtschaft im Haag gab, englisch gesprochen wurde, weil die Mehrzahl der Frauen dieser deutschen Diplomaten Angelsächsinnen waren; wenn man sich vergegenwärtigt, daß noch im Weltkriege Angehörige der deutschen Diplomatenfamilien Bündnisse oder Heiraten mit Vertreterinnen uns feindlicher Staaten schlossen: so versteht man, weshalb einige Botschafter, die mit einer Ausländerin verheiratet sind, für die deutschen Interessen so wenig geleistet haben.

Man begreift aber nicht, wie das deutsche Volk Jahrzehnte lang die Gutmütigkeit besitzen konnte, derartige Zustände in der Auslandsvertretung Deutschlands zu dulden und die Genehmigung des Etats des Auswärtigen Amtes nicht von der Zusage und strikten Durchführung des Prinzips abhängig zu machen, daß in das Haus des deutschen Diplomaten nur eine deutsche Frau gehört. Bismarck, der ja im alten Sinne ein Staatsmann gewesen sein soll, hat in voller Überzeugung den Kampf gegen die Einreihung und den Einfluß nichtdeutscher Frauen in die Familie von Männern geführt, von deren Arbeit die Gestaltung deutscher Interessen abhing. Die Nachwelt stellte für den Diplomaten andere Eignungsmomente auf und verlegte den Hauptwert auf gesellschaftliches Auftreten und Anpassungsfähigkeit an den fremden Kreis.

Auswanderung.

Von Dr. med. H. Fehlinger.

Die Machtmoral hat wieder triumphiert. Das deutsche Volk muß sich einem Frieden unterwerfen, der ihm eine schwere Zukunft bringt. Ein großer Teil der in den Randländern gelegenen natürlichen Hilfsquellen ist verloren, die Industrie ist zerstört, die Handelsflotte ausgeliefert, von den auswärtigen Märkten ist Deutschland verdrängt, und es ist den Siegern auf Jahre hinaus abgabenpflichtig. Sollen wir darob in Verzweiflung versinken? Nein, das ist nicht deutsche Art! Sollen wir an Vergeltung mit den Waffen denken und sie vorbereiten? Das wäre nationaler Selbstmord, denn die Verhältnisse liegen wesentlich anders als 1813. Wir können nur mit festester Entschlossenheit, allen Widerwärtigkeiten zum Trotz, an den Wiederaufbau unserer Volkskraft und unserer Wirtschaft gehen. Lassen wir uns von dem Ziel nicht ablenken, zeigen wir der Welt, daß wir ohne fremde Hilfe aus tiefster Erniedrigung wieder aufzusteigen vermögen!

An Menschen, die den Wiederaufbau vollführen können, mangelt es nicht. Im Gegenteil. Infolge der Vernichtung der Industrie und des Außenhandels haben wir einen Menschenüberschuß, einen Überschuß städtischer gewerblicher Bevölkerung, der in Deutschland selbst auch dann nicht unterzubringen ist, wenn das von der Regierung in Aussicht genommene ländliche Siedelungswerk Wirklichkeit wird. Es gibt für die überzählig gewordene Bevölkerung keine andere Wahl als auszuwandern. Eine Folge davon wird sein, daß die Zahl der Verbraucher abnimmt und so das Mißverhältnis zwischen Nachfrage und Angebot auf dem Nahrungsmittelmarkt verringert wird. Das ist gut, denn das frühere Angebot wird so bald nicht wieder eintreten, weil die Lage der bäuerlichen Bevölkerung nun weit günstiger ist als ehedem; sie ist nicht mehr gezwungen, für jeden Preis zu verkaufen.

Auswanderungsvereine und Auswandererliteratur machen sich bereits bemerkbar. Sie können Nützliches leisten, aber auch manchmal Schaden stiften. So zeugt es gewiß nicht von Sachkenntnis, wenn eine Verlagsbuchhandlung eine Schrift über die Philippineninseln in Ostasien als Auswandererliteratur ankündigt. Gerade auf den Philippineninseln wird es recht augenfällig, daß Europäer der Einwirkung des Tropenklimas auf die Dauer nicht standzuhalten vermögen, ausgenommen in den gebirgigen Teilen der Insel Luzon, die wieder wirtschaftlich minderwertig sind. Das Gleiche gilt von tropischen Tiefländern im allgemeinen. Die Europäer können sich ihrem Klima nicht anpassen. In den alten portugisisch-indischen Kolonien, die eine namhafte Zahl europäischer Siedler aufnahmen, besteht heute die Bevölkerung so gut wie ausschließlich aus Farbigen und einigen Mischlingen, die Europäer sind verschwunden. Auch in Niederländisch-Ostindien starben die im Laufe einer 300jährigen Kolonisation dahin gekommenen Europäer entweder aus oder vermischten sich mit den Eingeborenen. Wohl gibt es in Niederländisch-Indien einige Gegenden mit einem für Europäer günstigen Klima, aber im Verhältnis zum Ganzen sind sie nicht groß und sie hängen nicht zusammen, sodaß die europäischen Ansiedler zwischen für sie ungeeigneten Ländern eingeklemmt sein würden. Außerdem ist die ganze Inselgruppe von einer lebenskräftigen Rasse dicht bevölkert. Die Erfahrung von Jahrhunderten hat gezeigt, daß Europäer und Farbige sich sehr gern mischen, sogar wo der Blutmischung behördlicherseits entgegengetreten wird, und es besteht keine Aussicht, künftige Kolonisten vom Aufgehen unter den Eingeborenen abzuhalten. Dieses scheint aber doch nicht wünschenswert zu sein.

In Vorderindien haben die Engländer Mühe, ihre Beamtenschaft vollzählig zu erhalten; längerer Aufenthalt ist dort nur dann möglich, wenn die Beamten sich zeitweise in kühlen Berglandschaften aufhalten können.

Nach den westindischen Inseln kamen sehr viele europäische Kolonisten, und doch sind diese Inseln heute, mit einziger Ausnahme Kubas, vollständig vernegert. Nicht besser waren die Erfahrungen mit der europäischen Kolonisation in Mittelamerika. Wer sich hierfür interessiert, lese Karl Sappers treffliche Darstellung im 147. Bande der Schriften des Vereins für Sozialpolitik.

Im Orinoco- und Amazonentiefland Südamerikas besteht die Bevölkerung bis heute mit wenigen Ausnahmen aus reinblütigen Indianern, Negern und Mischlingen, ebenso in den östlichen tropischen Tiefländern Brasiliens.

Die menschlichen Rassen besitzen wohl eine gewisse Anpassungsfähigkeit an veränderte Lebensbedingungen, an eine neue Umwelt, aber diese Fähigkeit hält sich in engen Grenzen. Schon die Massigkeit des Körpers der Nord- und Mitteleuropäer

ist für das Leben in den Tropen ungeeignet, weil dieser massige Körper dort schwer kühl gehalten werden kann. Es gibt zwar in den Tropen auch hochwüchsige Menschen, wie die Sudanneger, gewisse südamerikanische Indianer u. s. w., aber diese großwüchsigen Tropenbewohner sind immer schlank und niemals massig. Sehr zum Vorteil gereicht den Tropenbewohnern die große Elastizität ihres Körpers, die dem Europäer, besonders dem Nordeuropäer, abgeht. Infolge dieser Elastizität strengt die Arbeit die in den Tropen lebenden Rassen weniger an, sie ermüden nicht so leicht als die Europäer. Ein Nachteil ist für die Europäer in den Tropen ihre helle Hautfarbe. Die dunkle Hautfarbe der Eingeborenen bietet zwar keinen direkten Schutz gegen die Sonnenhitze, denn es ist bekannt, daß dunkle Flächen die Sonnenwärme stärker aufnehmen als helle. Aber dieser Nachteil der dunklen Hautfärbung wird dadurch mehr als aufgewogen, daß sie die Ausstrahlung der Wärme erleichtert. Überdies ist die Hautfarbe eine Schutzeinrichtung gegen die blauen und ultravioletten Lichtstrahlen, unter deren Einwirkung der farbstoffarme Europäer in den Tropen ungleich mehr zu leiden hat als der stark gefärbte Eingeborene. Es kommen auch noch andere Eigenschaften der Haut in Betracht, die den verschiedenen Klimaten angepaßt sind. So ist die Haut der Neger, wie die der Indonesier, durch eine unvergleichlich heftige Perspiration ausgezeichnet. Diese massenhafte Verdunstung von Körperflüssigkeit durch die Haut erzeugt hochgradige Verdunstungskälte, und darum fühlt sich die Haut der Neger und anderer Tropenbewohner umso kühler an, je heißer die Sonne brennt.

Aus noch nicht näher bekannten Gründen wird in den Tropen das Nervensystem des Europäers nachteilig beeinflußt. Schlaflosigkeit und Reizbarkeit sind meist die ersten Anzeichen der Schädigung der Nerven. Unter gewöhnlichen Verhältnissen zeigt der Eingeborene die Reizbarkeit des Europäers nicht, wohl aber dann, wenn er europäische Bildung besitzt und sein Geistesleben sich dem europäischen nähert. Die schädigende Einwirkung des Tropenklimas auf die Nerven wird von fast allen Europäern bekundet, die während ihres Aufenthaltes in der heißen Zone zu geistiger Arbeit gezwungen waren, die dort viel schwerer zu leisten ist als in der Heimat. Selbst anhaltende und anstrengende körperliche Arbeit, wie sie in Europa üblich ist, kann in den tropischen Tiefländern wegen des erschlaffenden Einflusses des Klimas, namentlich der Sonnenhitze, nicht geleistet werden.

Zu den Gesundheitsschädigungen durch das Klima kommen in den Tropen noch die durch Parasiten verursachten Krankheiten, von welchen die Malaria die bekannteste ist, die durch verschiedene Arten der Stechmückengattung Anopheles auf den Menschen übertragen wird. Die tropischen Hochländer sind zumeist malariafrei, wie z. B. die Hochländer von Mexiko, Ecuador, Peru und Bolivien, sowie jene von Ostafrika. In Ostasien dagegen tritt die Malaria auch in den Hochlanden der Tropenzone auf. In den tropischen Tiefländern der alten wie der neuen Welt tritt vielfach die Filariase auf, welche durch winzige Fadenwürmer veranlaßt wird, die durch Vermittlung von Stechmücken ins Blut gelangen und starke Schwellungen der verschiedensten Körperteile herbeiführen. In den tropischen und subtropischen Gebieten Amerikas fordert das gelbe Fieber noch zahlreiche Opfer. Außer diesen gibt es viele andere Tropenkrankheiten, teils infektiöser und teils nichtinfektiöser Natur.

Die Ableitung eines ansehnlichen Teils unseres Bevölkerungsüberschusses in tropische Länder ist auch schon wegen ihres wirtschaftlichen Zustandes ausgeschlossen. Der Landbau kann meist nur in Form der Plantagenwirtschaft lohnend betrieben werden. Ausnahmen von dieser Regel, wie etwa die deutschen Kaffeebauern in Espirito Santo (Brasilien), sind selten. Die weiterverarbeitenden Gewerbe sind überall in den Tropen von nebensächlicher Bedeutung. Selbst in dem dicht bevölkerten Vorderindien wird dem Bedarf an gewerblichen Erzeugnissen fast ganz durch die einheimische Hausindustrie und die überseeische Einfuhr genügt. Die Bemühungen der Engländer, eine Fabrikindustrie aufzubauen, sind bis heute im allgemeinen gescheitert. Die Gründe hiervon zu erörtern, würde zu weit führen.

Wirtschaftlich am weitesten fortgeschritten sind von den außereuropäischen Ländern die britischen Siedelungskolonien, zu denen auch die Vereinigten Staaten von Amerika zu rechnen sind. Was diese betrifft, so werden sie vorläufig die Einwanderung möglichst einzuschränken trachten, und zwar so lange, bis ihre Armee demobilisiert und die Industrie wieder in die gewöhnlichen Bahnen geleitet ist. Späterhin werden die Vereinigten Staaten einen Zustrom neuer Arbeitskräfte gewiß nicht entbehren können, denn ihre Industrie ist sehr entwicklungsfähig, die natürliche Bevölkerungszunahme aber ist recht mäßig.

In Canada, dem nördlichen Nachbarland der Vereinigten Staaten, herrschte vor dem Krieg ein starker Bedarf sowohl an landwirtschaftlichen wie an gewerblichen

Arbeitskräften, und es ist anzunehmen, daß es in Zukunft wieder so sein wird. Wohl ist während des Krieges, wie in anderen britischen Kolonien, Stimmung gegen die Deutschen gemacht worden, aber man weiß dort doch recht gut, daß die Deutschen in allen Wirtschaftszweigen weit leistungsfähiger sind als die Ost- und Südeuropäer, die noch dazu infolge ihrer Genügsamkeit eine Gefahr für die gewohnte Lebenshaltung der einheimischen Arbeiterschaft bilden.

Für landwirtschaftliche Siedlung gut geeignet wären die fruchtbaren und gesunden Hochlande Mexikos und teilweise die Küstengebiete am Stillen Ozean, während die Ostküste Mexikos zu den ungesundesten Strichen der Erde gehört. Die Industrie ist hier noch ohne jede Bedeutung.

Besonders nach Südamerika blicken viele, die sich mit der Frage der Unterbringung unseres Bevölkerungsüberschusses befassen. Südamerika ist nicht nur in bedeutendem Maße, besonders in den küstennahen Gebieten, bereits europäisiert, sondern es hat auch, so weit es innerhalb der Tropen liegt, ein im allgemeinen dem Europäer besser bekommendes Klima als andere heiße Erdgegenden. Die Bevölkerungsdichte ist durchweg gering; sie schwankt zwischen 1,6 Personen auf den Quadratkilometer in Bolivien und 7 Personen auf den Quadratkilometer in Uruguay. Von den 45 Millionen Einwohnern sind nicht mehr als 15 Millionen Europäer (oder unvermischte Nachkommen von Europäern) und von diesen treffen etwa 9 Millionen auf die beiden Staaten Argentinien und Uruguay. Das war von hoher Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung der beiden Staaten. Sie hätten nicht so weit fortschreiten können, wenn die Mehrheit der Bevölkerung, wie anderwärts in Südamerika, aus Indianern, Negern und Mischlingen bestünde, die zumeist der europäischen Wirtschaftsweise abgeneigt sind. Die umfangreichste Industrie hat in Südamerika das nördliche Argentinien, zunächst kommen das benachbarte Uruguay und Südbrasilien. Reiche Steinkohlenlager wurden bisher nirgends in Südamerika festgestellt, und der Kohlenmangel ist eine der Ursachen, warum die gewerbliche Entwicklung langsamer vor sich geht als in Nordamerika. Die ausgiebigen Erdölvorkommen Argentiniens vermögen für Kohle nicht vollwertigen Ersatz zu bieten.

Von den Erdteilen der alten Welt gewährt Asien die wenigsten Aussichten für deutsche Auswanderer. Die tropischen Länder Südasiens scheiden ohne weiteres aus. Die gemäßigten Länder, wie das nördliche Indien, China und Japan, haben eine sehr dichte Bevölkerung und keinen Bedarf an Arbeitskräften. Eine Konkurrenz mit den einheimischen Arbeitern ist ganz ausgeschlossen. Die schwach bevölkerten Gebiete Zentral- und Westasiens sind vorwiegend Wüsten oder wüstenartige Steppen. Die gemäßigten und fruchtbaren Teile Sibiriens haben den Nachteil abgelegener kontinentaler Lage, sie sind vom Verkehr schwer zu erreichen und haben nur für Bauernsiedelung einigen Wert.

In Afrika sind zwar die tropischen Hochländer für europäische Besiedelung geeignet, aber sie sind wirtschaftlich noch gar nicht erschlossen und kommen für die Aufnahme einer gewerblichen Bevölkerung nicht in Frage. Gewerbliche Arbeiter in beschränkter Zahl vermöchte dagegen wohl das außertropische Südafrika aufzunehmen, wo europäische Wirtschaftsweise bereits vorherrscht.

Australien ist an seinen Rändern der europäischen Kultur erschlossen. Namentlich der Südosten und Südwesten, wo das Klima dem Europäer nicht gefährlich ist und wo reiche Bodenschätze und guter Ackerboden vorhanden sind, hat die besten Zukunftsaussichten. Die Lebensbedingungen im nördlichen Australien werden durch das Tropenklima beeinträchtigt. An der mittleren Südküste sowie im Westen herrscht große Dürre, die nach dem Landesinnern zunimmt, wo weite Gebiete wasserarme magere Steppen und wasserlose Wüsten sind. Die weite Abgelegenheit des australischen Festlandes und der australischen Inseln von Europa ist die Hauptursache davon, daß dort die Bevölkerung noch spärlich ist und daß die wirtschaftliche Erschließung nur langsam fortschreitet.

Man kann sagen, daß es nicht viele Länder gibt, die für die Aufnahme unseres Bevölkerungsüberschusses, der vorwiegend aus gewerblichen Arbeitern und Angestellten besteht, in Betracht kommen. Die besten Aussichten bieten sich auch künftigen Auswanderer noch immer in Amerika. In den übrigen außereuropäischen Erdteilen sind die Erwerbsmöglichkeiten für eine gewerbliche Bevölkerung äußerst beschränkt.

Die Kritik des Romans.

Von **Michael Charol.**

Wenn ein belletristisches Werk nach entsprechender Vorreklame in der Öffentlichkeit erscheint, so hat es je nach der Kunstart eine verschiedene Behandlung zu erwarten.

Ist es ein Drama, so wird eine Anzahl der Exemplare an die Theater versandt, wo eigens dazu eingedrillte Fachleute sie auf Bühnenwirksamkeit, auf die Eignung für die betreffende Kunststätte und manchmal sogar auf literarischen Wert prüfen. Wird das Stück für geeignet befunden, so wandert es in die Hand eines andern Fachmanns, der es umarbeitet, zurechtstutzt und beschneidet. Dann wird es unter seiner Leitung von andern Fachleuten einstudiert, Fachleute entwerfen dazu die Dekorationen, Fachleute prüfen das Ganze noch einmal kurz vor der Aufführung, der Dichter wird noch einmal gehört — und endlich kommt es vor den echten Kritiker, der sein Urteil in der Zeitung, dann in der Zeitschrift und endlich am Ende des Jahres in einem Sammelwerk abgibt. Die verschiedenen Sammlungen dieser Kritiken vermitteln uns soviel Kenntnis des Dramas, daß jeder Laie die Gesetze des Aufbaus, das Lyrische und das Epische im Stück, die Richtung des Dichters, seine Sprachbeherrschung, seine Gestaltungskraft zu beurteilen versteht. Wie verschieden die Standpunkte auch sind, von denen die Kritiker die Stücke betrachten, wie falsch und tot die Rubrizierung unter die verschiedenen Ismen ist, wie ungerecht und parteiisch die Kritiken sind, man darf ihren Nutzen nicht unterschätzen: sie haben gewirkt, daß jeder intelligente Mensch imstande ist, ein klares, deutlich gefaßtes Urteil über ein Drama abzugeben.

Ganz anders sieht es bei dem Roman aus. Dramen werden meistens nicht gelesen, wohl aber Romane. Fragt man nun jemand nach dem Wert des Werkes, so wird man selten etwas anderes zu hören bekommen als die unbestimmten Worte: spannend, interessant, eigenartig und ähnliches. Keiner vermag eine genaue Definition des Gelesenen zu geben. Fragt man weiter, so bemüht sich der Leser vergebens, eine Inhaltsangabe zu machen. Nach künstlerischen Qualitäten, nach Form und Gestaltung, nach Reichtum der Wiedergabemittel des Dichters forscht man vergebens. Keiner achtet darauf, und die wenigen, die so etwas intuitiv fühlen, sind nicht fähig, ihre Intuition in logische Form zu bringen. Woran liegt denn dieser Unterschied in der Beurteilungsart des Dramas und des Romans? — Vor allem in dem Weg, den die beiden Kunstwerke durchzumachen haben.

Statt an die Theater geht der Roman an die Redaktionen. Hier erwarten ihn aber nur in seltensten Fällen Fachleute. Meist kommt solches Rezensionsexemplar in die Hand einer lesehungrigen Tante oder Kusine des Redakteurs, die auf ein Gratis-Buch längst spitzen. Über dieses Urteil verlieren wir keine Worte. An größeren Zeitungen und kleineren Zeitschriften findet man schon nicht selten Leute, die ein natürliches, laienhaftes Urteil besitzen. Aber sie „besprechen" durchweg „impressionistisch", das soll heißen, sie lesen das Buch und geben den Eindruck, den es auf sie gemacht hat, in einer mehr oder minder klaren Form wieder. Daß das Urteil je nach der augenblicklichen Stimmung des Lesers verschieden ausfällt, ist selbstverständlich. Aber das wäre nicht so schlimm, wenn die Zeitungsabonnenten wüßten, wie solche Kritiken entstehen. So aber fassen sie diese Aussprüche als Resultate langen Überlegens und gründlicher Sachkenntnis auf. Und da diese Weisheitsergüsse außer der Inhaltsangabe des Romans nur unklare Wortklaubereien enthalten, die die Eindrücke des Kritikers wiedergeben sollen, so sieht die Masse der Leser keinen Maßstab, an dem sie über den Wert oder Unwert der Dichtung urteilen könnte. Haltlos pendelt sie von der einen Meinung zur andern und weiß nichts Definitives von dem Werk zu sagen, weiß nicht, was daran ihr den Genuß vermittelt, was sie abgestoßen hatte.

Nur an den allergrößten Zeitungen und den allerbesten Zeitschriften harren wirkliche Fachleute der neuen Romane. Was sind aber diese Fachleute? Entweder Literarhistoriker oder selber schaffende Dichter. Sind sie selber Dichter, so machen sie aus ihren Kritiken kleine Dichtwerke. Entweder bespiegeln sie sich darin, oder sie urteilen je nach ihrer eigenen Richtung. Sind sie ausgesprochene Romantiker, Klassizisten, Expressionisten oder ähnliches, so ist es selbstverständlich, daß sie zu sehr in ihre Richtungen verbohrt sein müssen — wenn sie etwas Belangvolles schaffen wollen —, um über anders Denkende gerecht urteilen zu können. Endlich bleiben die Literarhistoriker. Diese sind aber zu sehr gewohnt, alles von dem Standpunkt des

Historikers zu beurteilen. — Ich will dabei weder über ihre Fähigkeit, sich in das Neue hineinzufühlen, sprechen, noch will ich von dem Mißverhältnis sprechen, das entsteht, wenn man an ein modernes Werk, das noch voller Kampf und Streben ist, den historischen Maßstab anlegt. — Der historische Standpunkt ist hier in ganz anderem Sinne zu verstehen. Wenn ein Literarhistoriker über einen Dichter der Vergangenheit schreibt, so hat er immer seinen ganzen Werdegang vor sich. Wenn er ein Werk betrachtet, so kennt er genau das Milieu, in dem es entstanden ist, er kennt genau den Charakter des Verfassers, er weiß, welche Wirkungen das Buch in geistigen Kreisen ausgelöst hatte, und deshalb spricht er im Grunde genommen nie über das Werk an sich, sondern immer über den ganzen literarischen Kosmos, dessen kleinsten Teil das Werk ausmacht. Anders ist es bei einem neuen Roman. Hier ist alles Nebensächliche, sind alle Nebenumstände unbekannt. Sie sind unbekannt, auch wenn der Kritiker ein intimer Freund des Dichters ist, denn auch dem besten Freund werden die intimsten Regungen der lebendigen Seele nicht offenbart. — Sie lassen sich erst nach dem Tode aus Tagebüchern und Erzählungen der Beteiligten rekonstruieren. — Hier muß das Buch an sich, wie es vor einem abgeschlossen daliegt, als ein von allem unabhängiges Kunstwerk, als ein Kunstwerk an sich, kritisiert werden. Und dazu sind die meisten Literarhistoriker unfähig. Wir können von ihnen eine solche Fähigkeit gar nicht verlangen, da sie außerhalb ihres Berufes liegt, der ja auf exakter Forschung, auf Erklärung der Kunstprodukte aus der Natur des Dichters und aus dem Milieu beruht. Das Resultat von allem ist aber, daß wir im Gegensatz zum Drama gar keine richtigen Romankritiken haben.

Der zweite Grund dafür liegt in dem Wesen der Kunstgattung. Die Natur des Romans läßt ein nach jeder Richtung begründetes Urteil viel schwerer zu als ein Drama. Das Drama könnte man sehr mit dem menschlichen Geiste vergleichen. So mannigfaltig, so lebendig dieser auch ist, alle seine Regungen, alle seine Funktionen vollziehen sich nach gewissen Gesetzen. Eins folgert sich aus dem Andern, Eins enthält schon in sich alle Prämissen für das Folgende. Es gibt eine Wissenschaft der geistigen Tätigkeit, es gibt eine Logik. Der Roman dagegen hat viel von der Gefühls- und Empfindungswelt des Menschen. Diese Gefühlsregungen sind gänzlich ungewiß. Dasselbe Gebilde ruft zu verschiedenen Zeiten völlig andere Empfindungen hervor. Jeder einzelne Fall scheint sein eigenes Gesetz zu haben, das auf nichts anderes anwendbar ist. Das Drama hat seine Vorbedingungen, es muß einen Kampf enthalten, es muß Steigerungen und Katastrophen aufweisen. Der Roman braucht das alles nicht. Er ist so verschiedenartig wie die Menschen. Das Drama ist ein Tummelplatz personifizierter Gedanken, es ist: zur Handlung gewordene Folgerungen. Der Roman ist ein Nervenbündel, das auf jede Berührung anders reagiert. Wir können ihn unter keine Paragraphen bringen, es lassen sich für ihn keine Formeln aufstellen, er braucht sich in keine Formen zu fügen. Er ist rein persönlich. Er braucht auf nichts Rücksicht zu nehmen. Er kann sich mit einer Person befassen, er kann ein ganzes Volk, eine ganze Welt umspannen. Er kann sich in wenigen Stunden abspielen, er darf durch Jahrhunderte gehen. Er kann hundert Seiten lang sein, er darf Dutzende dicker Bände füllen. Nichts, absolut nichts bindet ihn. Das einzig Maßgebende bleibt die Individualität des Dichters.

Es ist deshalb auch sehr richtig, wenn die Literaturforschung, um zum Verständnis des Romans zu gelangen, von dem Wesen des Dichters ausgeht. Nur ist diese Methode auf neuerscheinende Werke nicht anwendbar. Hier müssen wir einen anderen Weg einschlagen. Wir müssen wie für das Drama bestimmte Handhaben herausfinden, um mit ihrer Hilfe einen Wertmaßstab zu bekommen.

Bis jetzt haben wir überhaupt keine Definition für den Roman. Was bezeichnen wir nicht alles als Roman: Dostojewskis quälendes Bloßlegen der menschlichen Seele. D'Annunzios glühenden Wortschwall. Flauberts geschlossene Dichtung „November" H. G. Wells technische Phantasien. Wildes ästhetische Plaudereien. Thomas Manns Geschichte einer Familie in psychologischen Momentbildern. — Lauter Werke ohne jede Ähnlichkeit, Werke, die einander oft geradezu konträr sind. Der Name Roman ist für uns keine Bezeichnung für eine Kunstgattung, sondern ein Sammelpunkt für alle Werke der erzählenden Literatur, die sich keiner bestimmten Kunstgattung unterordnen. Wahrscheinlich kommt das daher, daß der Roman noch so jung ist, und daß wir noch keinen hervorragenden Theoretiker hatten, der die Bedingungen des Romans aufstellte, der seine Wesenszüge, seine Seele entdeckte.

So schwierig es auch sein mag, gerade bei dem Roman nach Gesetzen zu forschen, wir müssen diese Aufgabe auf uns nehmen, wenn wir ihn pflegen wollen, und ihn nicht als Halbkunst betrachten, wie manche Dichter es getan haben. Gerade seine

Erzeugnisse, gerade die großen Romane der Weltliteratur, die trotz dieser Verachtung von der Seite der Dichter entstanden sind liefern den Beweis, daß der Roman ganze und hohe Kunst ist. Sie sind der Beweis, daß wir bei genügender Pflege, gerade von ihm besonders Wertvolles zu erwarten haben. Diese Erwartung muß uns Kräfte zu solcher Arbeit geben.

Der Roman hat seine Gesetze. Wir haben kein überragendes Genie, das uns eine Theorie des Romans schenken könnte, aber wir besitzen genügend starke Talente, die, Stein auf Stein zusammentragend, ein Werk aufzubauen vermögen, das in seiner Gesamtheit ebenso vollendet sein dürfte. Ringen wir uns doch Schritt für Schritt ohne einen genialen Vorkämpfer durch die Welt der Empfindungen und Gefühle durch. Entdecken wir doch auch auf diesem verworrenen Gebiet ein Gesetz nach dem andern. Haben wir doch sogar die Ursache der Empfindungen in der elektrischen Schwingung der Nervenatome entdeckt, weshalb sollen wir vor diesem Produkt der Gefühle und Empfindungen Halt machen?

Es kommt nur darauf an, die richtigen Kräfte für die Forschung mobil zu machen. Wir müssen die Talente zu dieser Arbeit anregen. Das kann aber nur geschehen, indem man die Kritik der Romane an unseren öffentlichen Blättern reorganisiert. Jedes Blatt, das sich mit Buchkritik befassen will, muß ihr einen genügenden Platz anweisen. Es soll lieber ein Werk von Typus und Originalität gründlich besprechen lassen, als zehn oberflächlich. Die Kritiker dürfen nicht nach Zeilen honoriert werden, sondern müssen fest und anständig besoldet sein. Die Kritiker müssen die Werke von den verschiedensten Gesichtspunkten aus betrachten, und unter der Gefahr der Entlassung im Falle nicht gewissenhafter Leistung arbeiten. Weder eingefleischte Literarhistoriker noch einseitige Literaten können die Kritik übernehmen. Sie darf nicht als Zeitvertreib, sondern muß als tiefernster, verantwortungsvoller Richterberuf betrachtet werden, dem die ganze Lebensenergie, eines intelligenten, pflichttreuen Menschen gerade genügen kann.

Haben wir uns erst zu diesem Standpunkt durchgerungen, so werden wir nicht lange auf die Erfolge zu warten brauchen. Erhöhtes Verständnis bringt erhöhten Genuß, ein höheres Streben setzt ein, und bald werden wir auf eine neue Blütezeit der Literatur, auf die Blütezeit des Romans hoffen dürfen.

Zukunftsaufgaben der Kunst.

Von **Regierungsbaumeister Hans Fränkel.**

Ein altes Wort sagt: „Die Architektur ist die Mutter der Künste". Sie vermittelt den Übergang vom Nützlichen zum Schönen, vom reinen Bedürfnis zu ideellen Werten. Der Wilde baut sich vier Wände mit einem Dach darüber zum Schutz gegen die Witterung; der Kulturmensch veredelt sein Heim, indem er ihm ein gefälliges Äußere gibt, es wohnlich und gediegen ausstattet, und, je nach seinem Geldbeutel, mit Kunstgegenständen ausschmückt. So ist es auch im Großen. Staat und Gemeinde brauchen für ihre, dem Gemeinwohl dienenden Einrichtungen umfangreiche Baulichkeiten. Verfügen sie über genügende Mittel, so werden sie die Baulichkeiten mit prächtigen Fassaden versehen, mit malerischem und plastischem Innenschmuck verschönen. Je reichlicher ihre Mittel sind, um so mehr werden sie über das zur Erfüllung der Ansprüche unbedingt erforderliche Maß hinausgehend die Kunst in ihren Dienst stellen, mit Aufträgen bedenken und dadurch in ihrer Entwicklung fördern. Je knapper die Mittel sind, um so mehr müssen sie sich hier zuerst Beschränkung auferlegen. Denn bildet auch die Kunst in unserem Dasein nicht nur ein ideelles Moment, sondern auch einen wichtigen sittlichen und erzieherischen Bestandteil, der zur Veredelung der Menschen beiträgt, so ist sie immerhin, soweit sie den Rahmen unserer Lebensbedingungen überschreitet, doch ein Luxus. Luxus kann sich aber nur der leisten, der Geld hat; und Geld haben wir nicht. Wir sind so arm, daß wir sogar Kunstwerke aus unserem Besitze verkaufen, um Brot zu bekommen. Zur Beschaffung von Luxus können wir uns keine Ausgaben leisten, selbst in der Baukunst müssen wir uns hinfort aller Äußerlichkeiten enthalten, durch die sie die unbedingt notwendigen Forderungen übersteigt, und müssen sie wieder auf den Ausdruck des reinen Bedürfnisses zurückführen.

Welches sind denn nun die Bedürfnisse, die vorliegen? Monumentalgebäude brauchen wir zunächst nicht, bzw. müssen wir uns auf die vorhandenen beschränken. Nötig sind allein Wohnhäuser. Den sozialen und hygienischen Forderungen Rechnung tragend, wird sich die Bautätigkeit in nächster Zeit fast ausschließlich der Anlage

von Kleinhäusern und Kleinsiedelungen widmen. Größte Sparsamkeit ist das erste Gebot. Sie wird nur erreicht durch weitgehende Typisierung und Normalisierung im Entwurf, Mechanisierung in der Ausführung. Typisierung, Normalisierung und Mechanisierung — heißt das nicht das Ende der Kunst? Eine zeitlang haben wir uns wohl eingebildet — wenigstens große Kreise der Bevölkerung — Kunst und Reichtum sei dasselbe. Da entstanden die Palastfassaden am Kurfürstendamm. Sie sind reich und häßlich; und die kleinen Häuschen am Kietz in Potsdam, die Friedrich der Große, auch aus Sparsamkeit, nach bestimmten, vorgeschriebenen Typen bauen ließ, sind schön. Sie sind nur leider viel zu wenig bekannt. Wenn der Bau unserer Kleinsiedelungen in die richtigen Hände gelegt wird, so kann zweifellos etwas Gutes und Schönes geschaffen werden . Es können bei aller Bescheidenheit Kunstwerke entstehen, die Auge und Herz erfreuen; und ein Stuhl oder ein Schrank, der nach Normalien ausgeführt ist, wirkt, sofern die Normalien auf guten Vorlagen und gediegener Ausführung beruhen, doch entschieden ästhetischer, als die bisher üblichen Möbel aller Stilarten kitschigster Mache! Die auferlegte Beschränkung kann sogar den Vorteil zeitigen, daß sie eine gewisse Kunsterziehung des Volkes zur Folge hat und den stark verdorbenen Geschmack auf ein richtiges Kunstempfinden zurückführt.

Hier liegen also unsere Richtlinien: Rückkehr zur Einfachheit, geboten durch die Sparsamkeit, und das Bestreben, auch das Einfache ästhetisch auszubilden. Liegt demnach der Kunst ein weiter Wirkungskreis offen, haben Architektur, Plastik und Malerei ein ergiebiges Arbeitsfeld zu erwarten, dürfen wir in Bälde auf ein Aufblühen der Künste in dem ersehnten Umfang rechnen? Wir dürfen uns nichts vormachen; wir müssen die Frage mit n e i n beantworten. Darf man auch aus dem Wohlstande eines Volkes keineswegs ohne weiteres auf einen Höhepunkt der Kunst schließen, so ist Armut doch sicher ein Hemmnis für diese. Die Kunst braucht eben die ihr gebührenden Aufträge, und die können wir erst erteilen, wenn wir uns die erforderlichen Mittel wieder erarbeitet haben. Mögen auch einzelne schöne Werke entstehen, hoffnungsvolle Künstler auftauchen, sie werden die nächsten Jahre nicht zu einem augustinischen Zeitalter stempeln.

Wenn wir nun unseren Blick über die mageren Jahre hinweg in die Zukunft richten, so möchten wir uns doch gern mit seherischem Auge ein Bild davon machen, aus welcher Richtung die Kunst Anregung und Befruchtung erhoffen darf. Wiederum wird es die Architektur sein, die den ersten Schritt vom Nur-Nützlichen zu dem zur Kunst erhobenen Schönen antreten muß und zugleich die Vorbedingungen für die Entfaltung der Tochterkünste schafft. Die Baukunst wird der Strömung der Zeit entsprechend reichere Mittel für die der Allgemeinheit zu gute kommenden Werke aufwenden. Es werden künstlerisch ausgestattete Volkshäuser mit Vortragssälen Leseräumen, Sammlungen entstehen, in denen auch Plastik und Malerei zu ihrem Recht kommen. Den Bau von Volksbildungsstätten, Badeanstalten, Krankenhäusern und dergl., der Anlage von Volksgärten mit künstlerischem Schmuck wird man sich in erhöhtem Maße zuwenden. Die besten Künstler wird man heranziehen, um gerade diese dem Volkswohl und der Volkserziehung dienenden Einrichtungen mit Bildwerken und Gemälden auszuschmücken und zu wahrhaften Kunstwerken zu erheben.

Welche Motive werden sich den Künstlern für ihre Werke bieten? Nun, an Motiven fehlt es wirklich nicht. Wir sind durch die Ereignisse der letzten Zeit augenblicklich so niedergedrückt, daß uns das Bewußtsein für das, was das deutsche Volk in den vergangenen Jahren im Kampf gegen die Welt im Felde und in der Heimat geleistet hat, ganz abhanden gekommen ist. Das Selbstbewußtsein und Selbstvertrauen wird aber wiederkehren, und wir werden uns trotz des unglücklichen Ausganges des Krieges nicht zu schämen brauchen, die Großtaten unseres Volkes in Wort und Bild zu verherrlichen. Nach posenhaften Reiterstatuen und kostümlich echten Historienbildern zur Befriedigung dynastischer Ruhmsucht wird allerdings in Zukunft kaum mehr große Nachfrage herrschen; aber das dürfte ja keinen so schweren Verlust für die Kunst bedeuten! Wir wünschen uns auch keineswegs heroische Schlachtenbilder des frisch-fröhlichen Krieges, womit man uns solange zu begeistern versucht hat. Wir warten des Meisters, der uns die große Zeit malt, wie wir sie erlebt und erlitten haben, der die gewaltigen Szenen des großen Völkerringens und unseres Daseinskampfes wiederspiegelnd der Nachwelt packend und ergreifend bezeugt, was für übermenschliche Leistungen zu vollbringen, was für unerhörte Opfer und Entbehrungen auf sich zu nehmen, unsere Generation fähig war.

Aber noch andere, neue und weite Aussichten eröffnen sich dem Künstler.

Die Zunahme unseres Wohlstandes hängt von dem Aufschwung unseres Wirt-

schaftslebens ab; dieses ist eine Folge von Handel und Verkehr. Das Aufleben des Verkehrs ist Voraussetzung für den Handel. Die Entwicklung des Verkehrs hat aber weite Möglichkeiten offen: Sie liegen in der Luft. Weit schneller als im vergangenen Jahrhundert die Eisenbahn, wird das Luftfahrwesen an Vervollkommnung und Verbreitung zunehmen, zumal die ersten schwierigsten Schritte getan sind. Wenn aber erst das Luftfahrzeug im großen Maßstab den Verkehr an sich gerissen hat, regelmäßige Geschwaderflüge den Personen-, Post- und Güterverkehr vermitteln, dann werden allerorten Flughäfen entstehen und mit ihnen mächtige Bauten, wie die Hallen, Schuppen, Wartesäle, Restaurants, Leuchttürme, Wetterwarten, Funkenstationen zu gewaltigen Monumentalgebäuden zu vereinigen und unsere größten Bahnhofsbauten in den Schatten stellen. Der vor diesem Bau gelegene Platz wird sich in den Städten zu einem neuen Verkehrsmittelpunkt entwickeln mit Hotels, Restaurants, Geschäftshäusern, Bureaugebäuden der Luftreisegesellschaften usw., und diese Umgestaltung unseres Städtebaues mit ihren weiteren Auswirkungen gibt Anlaß zu Aufgaben, die allen Kunstgattungen ein großes, dankbares Arbeitsfeld offenbaren. Denn mit dem Anwachsen des Verkehrs wird das Aufblühen des Handels und die Zunahme des Wohlstandes verbunden sein, der seinerseits segensreich auf die Entwicklung und Förderung der Künste zurückwirkt; deren Aufgabe soll es dann aber sein, zu schildern, wie sich in gemeinsamer glücklicher Arbeit freie Völker der Segnungen des Friedens erfreuen.

Die Aussichten, die sich der Kunst bieten, sind also doch nicht ganz so trübe, die ihrer harrenden Aufgaben nicht so spärlich, wie es zunächst aussieht. Einstweilen heißt es allerdings nochmals: Durchhalten. Wenn unser gesamtes Leben erst wieder in seine normalen Gleise zurückgeleitet ist, so wird es hoffentlich nicht allzulange Jahre dauern, bis wir wieder besseren Zeiten entgegengehen. Und das ist unser Trost: Post nubila Phoebus!

Neue Bücher.

Die weißen Götter. Roman von Eduard Stucken. Verlag Erich Reiß, Berlin.

Eduard Stucken, der Dichter der Gralsdramen, wählt zum Hintergrund seines neuen Romans das Urland Mexiko zur Zeit der Eroberungen durch die Spanier. Vermittels seiner umfassenden kulturhistorischen Kenntnisse und seiner ideenquellenden Phantasie entwirft er ein Bild der damaligen Zeitverhältnisse; er zeigt sie uns in buntschillernden Farben, daß uns der allmähliche Verfall dieses so hoch entwickelten Volkes in seiner ganzen Tragik zum Miterlebnis wird. Obwohl das Werk nicht frei von großen epischen Breiten ist, die den Leser leicht ermüden, muß man doch die meisterhafte Stilistik des Dichters anerkennen, die an entscheidenden Stellen geradezu erschütternde Wirkungen auslöst. Mit künstlerischer Sicherheit stellt er die mexikanische Kultur und Unkultur jener Tage nebeneinander. Auf der einen Seite tiefgründige Forschungen beispielsweise in der Astronomie, sowie eine hoch entwickelte architektonische Kunst, auf der anderen Seite ein moralischer Tiefstand ohnegleichen, eine Blutlüsternheit, die nicht Halt macht vor der eigenen Rasse, vor dem Genusse von Menschenfleisch. Den Gegensatz zu dem sittlich verwahrlosten Volke Mexikos bilden „Die weißen Götter", die befreienden Spanier. In ihnen glaubt der Rothäuter die Nachfolger seiner höchsten heidnischen Gottheit zu erkennen. Mit feiner Meißelung zeichnet Stucken die Seelenkämpfe des gemarterten mexikanischen Volkes, das die Unterjochung unter die weiße Rasse mit verzweifeltem Todesmut über sich ergehen läßt und doch im geheimsten Innern durch sie die Erfüllung einer Heilsverkündigung ersehen. Wie aber steht es in Wahrheit mit den „Söhnen der Sonne"? Sind sie wirklich besser? Der Dichter löst diese problematische Frage nicht. Was die „Weißen Götter" Hinrichtung nennen, als Strafvollzug für begangene Sünden, bezeichnen die heidnischen Völker als Opfer. So rollt die Problemfrage weiter mit in dem Rad der Geschehnisse. Das Werk, das den ersten Teil einer Trilogie bildet, endet kurz vor dem Einmarsch der Spanier in das große Reich Montezumas. Henny Zippert.

Nachdruck nur mit vollständiger Quellenangabe erlaubt.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin.
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

Tägliche Weltſtimme iſt die politiſche Zeitung des nachdenkenden Menſchen, denn ſie verhilft zum objektiven Urteil. Ohne ſich in den Kampf der Meinungen zu miſchen, bringt ſie täglich vormittags eine unparteiiſche Wiedergabe der Tagespreſſe des In- und Auslandes. Politiſche und wirtſchaftliche, kulturelle und ſoziale Zeitſchriften werden berückſichtigt. Die Meinungen der verſchiedenen Parteien zu den Fragen des Tages werden einander gegenübergeſtellt und dadurch klare, nicht parteipolitiſch befangene Ueberſicht ermöglicht. Jedem Gerechtdenkenden iſt die Tägliche Weltſtimme die notwendige Ergänzung ſeiner Parteizeitung.

Annahme für Vorwetten.

Rennen zu

Berlin-Grunewald	24. Juli
Harzburg	20. u. 24. Juli
Hannover	20. Juli
Berlin-Grunewald	20. Juli

(Rennen des Kölner Rennvereins)

Trabrennen zu

München-Daglfing	20. Juli

Annahme von Vorwetten für Berlin bei **persönlich** erteilten Aufträgen bis **3 Stunden** vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 6¾ Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9 (Eingang Innsbrucker Str. 58)
Oranienburger Str. 48/49 a. d. Friedrichstraße
Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)
Potsdamer Str. 23a.
Neukölln, Bergstraße 43

und an den Theaterkassen der Firma **A. Wertheim**

Leipziger Str. 132	**Königstraße 31/32**
Nollendorfplatz 7	**Unter den Linden 14**
Planufer 24	**Moritzplatz**
Tauentzienstr. 12 a	**Rosenthaler Straße.**
Rathenower Str. 3	

Für **briefliche** und **telegraphische** Aufträge Annahme bis **3 Stunden** vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

Der letzte Brief

Eine Sammlung letzter Briefe bedeutender Menschen

HERAUSGEGEBEN UND EINGELEITET VON

JLSE LINDEN

Enthält letzte Briefe von:

Beethoven / Casanova / Dostojewski / Flaubert / Fontane / Goethe / Grabbe / Hebbel / Heine / Jean Paul / Keller / Kleist / Körner / Lenau / Lichtenberg / Luther / Menzel / Multatuli / Nietzsche / Novalis / Schiller / Schubert / Schumann / Storm / Stifter / Wagner u. v. a.

Vossische Zeitung: „In dem Büchlein steckt viel bedeutendere Lebensweisheit als in anderen nicht durch eine Idee geordneten Anthologia."

Hannov. Courier: „Eine Zusammenstellung von grösstem Reiz, oftmals von einer ergreifenden Wehmütigkeit."

Leipziger Tageblatt: „Niemand wird sich dem feierlichen Eindruck dieser letzten Dokumente entziehen können."

Hartungsche Zeitung: „Eine originelle Idee, wirklich etwas ganz Neues."

In Friedensausstattung, br. 6,50 M, gebunden 8,50 M, Halbpergt. 10,— M

Oesterheld & Co. / Verlag,

Berlin W 15, Lietzenburger Straße 48.

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II - Berlin NW. 87, Reuchlinstraße - Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten, und Erweiterungsbauten von Gasanstalten für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.

Sämtliche Ausrüstungsteile für Ofen mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.

Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.

Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.

Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.

Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.

Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.

Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.

Geräte und Werkzeuge.

Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.

Triebwerke.

Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Wasserwerken und Kanalisationen,

Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin SW 8, Kronenstr. 37.

Nummer 21 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Begriffsverwirrung von Dr. Richard Sternfeld
Glossen zum Erbschaftssteuergesetz-Entwurf von Georg Rothgießer
Die Reform der Universität von Dr. Rudolf Fränkel
Paul Oegener
Republik des Geistes von Lothar Brieger
Der lockende Film von Poldi Schmidl
Neue Bücher

Erscheint jede Woche * Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co
BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Mampes Gute Stube
am Kurfürstendamm

Kurfürstendamm 14/15

Feine Liköre * Edelbranntweine * Seltene Weine
Schaumweine * Champagner * Eisgetränke

Die Zeitschrift sachlicher und loyaler Politik

DIE DEUTSCHE NATION
EINE ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK

Bezugspreise:
Abonnement: vierteljährlich 3 Hefte 4.— Mark
Jahrespreis 15 Mark :: Einzelpreis des Heftes 1.50 Mark
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, Bahnhofs-Verkaufsstellen und Kioske, sowie durch den Verlag selbst

VERLAG DIE DEUTSCHE NATION
(Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H., Sonder-Konto)
CHARLOTTENBURG, SCHILLERSTRASSE 119

Rennen
zu Berlin-Grunewald
(Rennen des Union-Klub)

6. Tag: Sonntag, den 27. Juli, nachm. 2½ Uhr,

8 Rennen im Werte von M. 157 000 u.a.:

Lehndorff-Rennen 50 000 Mk.

Verkehrsverbindungen:
Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Straßenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstraße etc.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 26. Juli. Nummer 21.

Begriffsverwirrung.

Von Dr. Richard Sternfeld.

Merkwürdig, was für seltsame Begriffe in deutschen Köpfen immer noch zu entstehen pflegen, wenn der Ehrenstandpunkt in Frage kommt! Was haben wir während der sogenannten Friedensverhandlungen dabei wieder mal erlebt! Ernsthafte Männer, Führer in deutscher Wissenschaft und deutschem Handel, haben der Regierung geraten, die von der Entente geforderte Unterschrift abzulehnen, komme, was da wolle, denn es sei unehrenhaft, einen Vertrag zu unterschreiben, den man nicht halten, nicht erfüllen könne. Unehrenhaft? Gewiß, es ist unehrenhaft, einen Vertrag zu unterzeichnen, den man nicht erfüllen kann. Wenn ich meine Unterschrift unter einen Mietskontrakt setze, obwohl ich weiß, daß mein Einkommen zur Bestreitung des festgesetzten Mietspreises gar nicht ausreicht, so ist das glatter Betrug, der mit Gefängnis geahndet werden kann. Wenn der Kaufmann sich verpflichtet, binnen einer bestimmten Frist eine Ware zu liefern, obwohl er weiß, daß er dazu gar nicht in der Lage ist, so trifft das Gleiche zu. Aber die einfachste Ueberlegung muß uns doch sagen, daß das unseren Delegierten von der Entente vorgelegte Schriftstück alles andere ist als ein solcher freiwilliger Vertrag zweier gleichstehender Personen, daß es mit einem Worte eben überhaupt kein Vertrag ist. Wir können uns selbstverständlich bei internationalen Abmachungen nicht einfach auf den Boden der für Deutschland gültigen Rechtsbestimmungen stellen und einen Vertrag der Nationen nicht ohne weiteres auf der Grundlage des BGB. beurteilen, aber dadurch werden allgemein gültige Normen nicht aufgehoben, und ein Rechtshandel wie dieser „Friedensvertrag" verstößt in jedem halbwegs zivilisierten Lande unseres Planeten gegen die guten Sitten, schon weil er alle Merkmale der Erpressung an sich trägt. Wo steckt denn hier das Unehrenhafte in unserer Unterschrift? Wir haben zum Ueberfluß laut und deutlich erklärt, daß wir die Bedingungen für unerfüllbar halten. Der Gegner hat uns trotzdem unter Drohungen die Feder in die Hand gedrückt. Der Gewalt zu weichen, kann an sich nicht schimpflich sein, sonst wäre der Unterlegene jedes Krieges ehrlos. Glauben unsere Gegner wirklich, daß die Bedingungen trotz unserer Versicherungen erfüllbar seien, gut, so steht eben Ansicht gegen Ansicht, und es wird sich ja zeigen, wer Recht behält. Nur soll man uns nicht erzählen, daß dies Papier, was unsere Unterschrift trägt, ein Vertrag sei, das ist Begriffsverwirrung.

Was für das Ganze gilt, gilt für die Einzelheiten und ganz besonders für den berüchtigten Paragraphen über die Auslieferung der angeblich Schuldigen. Es ist unglaublich, welch ein Unsinn über diese Frage geredet und geschrieben worden ist! Zunächst hat man ganz offiziell die Auslieferung abgelehnt mit der Begründung, sie verstoße gegen die Verfassung; kein Deutscher dürfe seinem ordentlichen Richter entzogen werden. Man war zwar so inkonsequent, ein neutrales Gericht anerkennen zu wollen — als ob die deutsche Reichsverfassung es gestattete, Deutsche vor ein skandinavisch-holländisch-schweizerisches Richterkollegium zu stellen — aber das ist schließlich nebensächlich. Der ganze Einwand ist an sich unhaltbar, denn ein Friedensvertrag, selbst ein wirklicher, den wir mit siegreichen Gegnern abschließen, steht mit der Reichsverfassung eo ipso in Widerspruch. Verstößt etwa die Einwilligung in die Los-

Lösung großer Teile des Reichsgebiets nicht gegen die Verfassung? War somit die Regierung des Prinzen Max bereits des Hochverrats schuldig, als sie die „vierzehn Punkte" mit ihrer Wiedergutmachung des elsaß-lothringischen Unrechts und der Aufrichtung Polens zur Grundlage des Friedensangebots machte? Und mit solcher Logik hat man der Entente imponieren wollen!

Natürlich, das Schlimmste an dem Auslieferungsparagraphen ist ja nicht der Verstoß gegen die Verfassung, sondern die Schmach, die jeder anständige Deutsche empfinden muß, wenn von uns verlangt wird, gegen Männer wie Hindenburg, Ludendorff und andere, zu denen wir jahrelang — und nicht ohne Grund — mit gläubiger Verehrung aufgesehen haben, „Häscher auszusenden", um sie in die Hände von Richtern zu liefern, die in eigener Sache zu urteilen sich anmaßen. Zunächst muß es aber einmal gesagt werden: Es handelt sich nicht um Hindenburg und Ludendorff allein, und das deutsche Volk hat gar kein Interesse daran, Schufte, die etwa als Kommandanten von Gefangenenlagern den deutschen Namen geschändet haben, der Bestrafung zu entziehen. Wenn auch auf der Gegenseite zehnmal Schlimmeres geschehen sein sollte, das deutsche Volk bedauert nur *Eines*, daß diese Herren noch nicht in *deutschen* Zuchthäusern sitzen. Die Entente würde sich schwerlich bemühen, sie da herauszuholen. Und die anderen, für die eine Schuld, wenigstens in solchem Sinne, nicht in Frage kommt, die Hindenburg, Mackensen, Bethmann, Wilhelm II. usw.? Merkwürdig, daß damals, als wir in der schrecklichen Wahl zwischen Scylla und Charybdis „ohnmächtig flehend" vor unseren Gegnern standen, keiner von ihnen allen den Mut aufbrachte, seinem Vaterlande diese bange Wahl zu ersparen. Merkwürdig, daß in jener Stunde nicht alle, die überhaupt als „Schuldige" in Frage kamen, von Wilhelm II. bis zum jüngsten U-Bootskommandanten, der Regierung mitteilten, sie hätten in der Stunde der Entscheidung ohne jede Rücksicht auf ihr persönliches Wohl und Wehe zu handeln, *sie seien bereit, sich im Gefühle ihrer Unschuld freiwillig dem feindlichen Gerichte zu stellen.*

Wie gesagt, es ist merkwürdig, fast mehr als merkwürdig, daß anscheinend kein Mensch daran gedacht hat, diesen Gedanken in die Tat umzusetzen. Nach der Unterzeichnung hat denn freilich Herr von Bethmann Hollweg sich der Entente freiwillig zur Verfügung gestellt. Er soll auf den Wunsch der Regierung selbst diesen Schritt nicht schon früher getan haben, und das wird wohl stimmen. Aber wiederum, welche fast komische Begriffsverirrung! Der frühere Kanzler stellt sich beileibe nicht etwa für seine eigene Person zur Verfügung, sondern er tritt schützend vor Wilhelm II. Der Kaiser, so sagt er in seinem Schreiben an den Präsidenten der Friedenskonferenz, sei verfassungsrechtlich in seinem Tun und Lassen durch ihn gedeckt, sei unverantwortlich, und er bitte daher, daß gegen Wilhelm II. geplante Verfahren gegen ihn, den verantwortlichen Kanzler, stattfinden zu lassen. — Soll man sich wundern, daß ein Jurist so etwas schreibt, oder ist das Schreiben etwa nur verständlich, *weil* es ein Jurist geschrieben hat? Die rein formale Verantwortlichkeit, mit der der Kanzler im alten deutschen Reiche das Tun des Bundespräsidenten dem Reichstage gegenüber zu decken hatte, die soll heute den Kaiser dem *Auslande* gegenüber unverantwortlich machen, etwa in der belgischen Frage? War denn Wilhelm II. eine vernunft- und willenlose Puppe, der man nur eine Feder in die Hand zu drücken brauchte, um jede beliebige Unterschrift zu erhalten? Konnte er denn nicht, wenn es ihm so paßte, ohne notabene den Reichstag auch nur zu fragen, Bethmann-Hollweg wie jeden anderen Ratgeber entlassen? Nein, Wilhelm II. hat in den entscheidenden Tagen vor Kriegsausbruch wie während des Krieges freiwillig gehandelt. *Er* trägt vor der Welt aber auch vor dem deutschen Volke in erster Reihe die moralische und tatsächliche Verantwortung für sein Tun. Wohl ihm, wenn er sie tragen kann! Damit soll natürlich nichts gegen Herrn von Bethmanns Beweggründe gesagt sein. Das Gefühl, sich als Soldat vor den Feldherrn stellen zu müssen, wie es bei Hindenburg noch stärker zum Ausdruck kommt, ist an sich gewiß edel, aber die Logik ist schwach. Hier handelt es sich einfach darum, eine sittliche Verantwortung zu übernehmen, und das ist etwas, was keinen Stellvertreter duldet.

Glossen zum Erbschaftssteuergesetz-Entwurf.

Von **Georg Rothgießer.**

Es wird fortgewurstelt. Das ist der Eindruck, den der Entwurf der neuen Erbschafts- und Nachlaßsteuer hervorruft. — Noch immer stehen die Gesetzesmacher, die alten ebenso wie die neuen, auf dem Standpunkt, daß die Art, wie früher die Deckung der Reichs- und Staatsausgaben gehandhabt ist, die einzig mögliche sei. Noch immer keine Revolution auf diesem Gebiete, das doch das wichtigste ist, das doch den Nervus rerum betrifft, der der Lebensnerv alles innerpolitischen Lebens ist, soweit wirtschaftliche Dinge in Frage kommen. Und sind es nicht ausschließlich wirtschaftliche Dinge, die uns nun seit acht Monaten in Deutschland den Bürgerkrieg bescheren?

Weshalb kommt der linke Flügel der Sozialdemokratie, der linke Flügel der deutschen politischen Welt nicht zur Ruhe?

1. Weil er, mit Recht, festgestellt zu haben glaubt, daß das sogenannte „kapitalistische System" keine Zufriedenheit bei der großen Masse der Besitzlosen hervorrufen kann.

2. Weil er, zu Unrecht, glaubt, daß das Marxistische Rezept der sogenannten „Diktatur des Proletariats" die Zufriedenheit der großen Masse der Besitzlosen hervorrufen kann. —

Der rechte Flügel der Sozialisten, der eingesehen hat, daß die Marxistische Weisheit nicht für die Anwendung reif ist, und die Bürgerlichen, die auf dem Standpunkt stehen, daß diese Weisheit niemals für die Anwendung reif sein wird, widersetzen sich jeder überstürzten Revolution, aber trotz langsam aufglimmender Erkenntnis finden sie nicht den Weg, der allein dahin führen kann, den fanatischen Marxisten die Anhängerschaft zu entziehen.

Der Weg ist von mir und anderen in vielen Veröffentlichungen gewiesen: er heißt: Beeinflussung der Gesetzgebung in der Richtung der Nivellierung der Vermögen.

Zeigen wir den Besitzlosen, daß die Regierung eifrig bemüht ist, die wirtschaftlichen Verhältnisse so zu gestalten, daß im Laufe der nächsten Zukunft die Vermögensverteilung sich ändern wird! Die Statistik der Vermögen der nächsten Jahre muß zeigen, daß Zahl und Höhe der großen Vermögen abnehmen, trotzdem die Gesamtsumme der Vermögen Aller zunimmt, daß also die Zahl der Vermögenslosen in schnellem Tempo abnimmt.

Alles, was gegen dieses Prinzip vorgebracht werden kann, zerfließt in nichts bei gründlicher Beleuchtung, der Erfolg muß aber die Abschwenkung der großen Masse der Mitläufer von dem linken Flügel sein. —

Die Behandlung der Erbschaften ist das gegebene Objekt, um das Prinzip der Nivellierung der Vermögen mit dem größten Erfolg einzuleiten. Aber wie sieht der Gesetzentwurf aus? Dilettantisches Flick- und Stückwerk!

Ein Teil der Erträgnisse der Erbschaftssteuer soll zur Deckung von Reichsunkosten dienen. Das ist schon falsch. Genau so falsch wie die Disposition des Kaufmanns, der seine Handlungsunkosten vom Kapital decken wollte. Denn ohne jeden Zweifel ist das Vermögen des Erblassers ein Teil des National-Kapitals. — Reichsunkosten soll man durch Steuern decken, die diejenigen Beziehungen verteuern, welche Gewinn aus der Organisation des Staates ziehen, z. B. durch eine hohe Lohnsteuer, wie sie Dernburg kürzlich vorgeschlagen hat. Gegen die Schuldentilgung durch die Erträgnisse der Erbschaftssteuer kann man an sich nichts einwenden. Aber dieser Entwurf erreicht diesen Zweck nicht mehr als der Tropfen den heißen Stein netzt. Die große Vermögensabgabe allein kann die Schulden tilgen, sie muß sie vollständig tilgen. Die Erbschaftsbesteuerung aber muß der Nivellierung der Vermögen dienstbar gemacht werden, und zwar nicht in homöopathischen Dosen von 5 Prozent, sondern in so großen Dosen als irgend möglich. Denn wir können uns keine Gefühlspolitik leisten in unserer Lage am wirtschaftlichen Abgrund und mit den tiefgründigen Ursachen zum Bürgerkrieg. Wir müssen der Tatsache Rechnung tragen, daß in den letzten 50 Jahren in dieser Beziehung gerade in der verkehrten Richtung gearbeitet worden ist, nicht in der Richtung der Nivellierung der Vermögensunterschiede, sondern in der Richtung der Vergrößerung der großen Vermögen und der Vergrößerung der Zahl der Besitzlosen.

Die Marxisten haben Unrecht, wenn sie glauben, daß ein Volk wirtschaftlich vorwärts kommen könnte, wenn der Anreiz zur Vergrößerung des persönlichen Ver-

mögens fehlt. Aber die Gegner der Marxisten haben Unrecht, wenn sie gegen eine vernünftige Erbschaftsregelung einwenden würden, daß für irgend jemand durch eine solche Regelung der Anreiz zur Erzielung von Geldgewinnen, zur Vermögensvergrößerung leiden würde. Niemand wird weniger Lust zum Geldverdienen zeigen, wenn er weiß, daß die Hälfte seines Vermögens nicht seinen natürlichen Erben zufallen darf!

Wie sollte das neue Gesetz aussehen? Die Staffelungen mögen beibehalten werden, aber im Durchschnitt sollten die Erblasser nur über etwa 60 Prozent ihres Vermögens nach ihrem Belieben verfügen können. Der Rest soll in kleine Teile gehen. An Vermögenslose, die dadurch Vermögende werden. Und wenn der Erblasser diese Personen nicht selbst bestimmt, so soll die Behörde sie bestimmen. Es gibt ja genug Personen in Deutschland, denen das Reich seine Dankesschuld sonst nicht abtragen kann! Natürlich muß durch eine Beschränkung des Verfügungsrechtes dafür gesorgt werden, daß fünf oder zehn Jahre lang diese kleinen Vermögen als solche bestehen bleiben, und nicht etwa durch den Verbrauch verschwinden.

Die Schwierigkeiten, die sich diesem Beginnen entgegenstellten, sind gering, sie können mit Leichtigkeit überwunden werden.

Nun liegt auch die Programmrede des Finanzministers Erzberger vor, und man erfährt mehr über die Absichten der Regierung, als die bisherigen Veröffentlichungen des Erbschaftssteuer-Entwurfs. Von besonderer Wichtigkeit ist in dieser Rede die Ankündigung, daß die „schwebende Schuld" des Reiches, die gegenwärtig mehr als 60 Milliarden beträgt, durch die Ergebnisse der großen Vermögensabgabe verschwinden soll. Diese Absicht kann man nur mit größter Genugtuung begrüßen. Sie entspricht durchaus dem, was ich in meiner Schrift: „Staatsbankrott", die im März dieses Jahres (Hoffmann & Campes Verlag) erschien, als notwendig empfohlen habe.

Allein die Freude über diese Absicht ist unvollkommen. Es muß gleichzeitig die Goldwährung wieder eingeführt werden. Sonst erleidet das Reich einen Schaden, oder einen Gewinnentgang von mindestens 20 Milliarden, die zum Teil in die Taschen deutscher Kapitalisten, wahrscheinlich aber zum größten Teil in die Taschen ausländischer Kapitalisten fließen werden. Diese Behauptung ist nicht schwer zu beweisen.

Der Grund des schlechten Standes der Papiermark-Valuta ist fast ausschließlich die „schwebende Schuld". Wäre sie nicht vorhanden, so stände unsere Valuta nahezu pari. Daraus folgt, daß die Valuta auf pari steigen wird, sobald durch die Vermögensabgabe die schwebende Schuld beseitigt sein wird. Es wird dann also eine Papiermark wieder eine Goldmark sein, während heute eine Goldmark gleich etwa drei Papiermark ist. Wenn wir heute neue Goldmarknoten ausgeben, deren Kurswert wir dadurch auf den Kurs der Goldmark halten, daß wir die Vergrößerung der schwebenden Schuld einstellen, so ist die schwebende Schuld nicht mehr 60 Milliarden Papiermark, sondern 20 Milliarden Goldmark. Geschieht das nicht, so steigt in rasendem Tempo die Mark-Valuta, und die letzte Hälfte der 60 Milliarden wird wenigstens den Wert von 25 Milliarden Gold haben, und für den größten Teil dieser schwebenden Schuld des Reiches werden die Gläubiger im Auslande sitzen, weil die ausländischen Kapitalisten, die steigende Tendenz des deutschen Mark-Kurses durch riesige Spekulationen in Mark-Noten und Mark-Wechseln ausnutzen werden. Man wird uns mit Wonne Milliarden Mark leihen, weil man weiß, daß wir in drei Monaten diese Schuld in der gestiegenen Valuta zurückzahlen werden.

Noch ein anderer riesengroßer Schaden wird entstehen. Dem schnellen Steigen des Markkurses wird der Abbau der Arbeitslöhne nicht ebenso schnell folgen können. Die Wirkung wird sein, daß wir unsere Exportfähigkeit einbüßen. Denn diese haben wir nur deshalb, weil exorbitant hohen Löhnen unsere exorbitant schlechte Valuta gegenübersteht. Diese Konkurrenzfähigkeit wird auch in folgender Art in die Erscheinung treten: Die Arbeiter werden beim schnellen Steigen der Valuta für ihre hohen Löhne viele billiger werdende Verbrauchdinge kaufen können und daher kaufen. Ihr Verbrauch wird sich also (nicht nach unsteter Papiermark berechnet, aber dem wirklichen Werte nach) übermäßig vergrößern, und das wird die wirkliche Ursache des Mangels der Konkurrenzfähigkeit sein.

Wird meinem in obenerwähnter Schrift enthaltenen Vorschlag der Neuausgabe von Goldmarknoten, d. h. der Wiedereinführung der Goldwährung und der Festnagelung der Papiermarknoten auf ihren heutigen geringen Wert, entsprochen, so entfallen alle diese Schwierigkeiten, und das Reich spart etwa 20 Milliarden Goldmark.

Die Reform der Universität.

Von Dr. Rudolf Fränkel.

Schon sind die ersten Kämpfe um die Umgestaltung unseres Schulwesens entbrannt, und allenthalben sieht man die Kräfte des Fortschritts mit denen der Erhaltung des Bestehenden ringen. Auch an den altehrwürdigen Einrichtungen unserer Universitäten rüttelt die neue Zeit. Von allen Seiten tauchen Reformvorschläge auf. Der Lehrstoff solle statt toter Gelehrsamkeit mehr lebendigen Geist atmen, der Lehrbetrieb größere Rücksicht auf die praktische Ausbildung nehmen, das Lehramt weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. So berechtigt alle diese und manche ähnlichen Forderungen sind, so treffen sie doch nicht die Wurzel des Übels, die von den Wenigsten erkannt und richtig gewürdigt wird. Unser Hochschulunterricht baut sich nämlich auf einem grundlegenden Irrtum auf, der sich seit Jahrhunderten wie eine ewige Krankheit von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat und in allen Ländern verbreitet ist. Es ist der zwiefache Wahn, daß ein großer Gelehrter auch stets ein tüchtiger Lehrer sei und daß zu Lehrern nur große Gelehrte taugen. Die Zulassung als Dozent wird allein von der wissenschaftlichen Befähigung des Bewerbers, nicht aber von seiner pädagogischen Begabung abhängig gemacht, und ebenso wird bei der Berufung zur Professur fast ausnahmslos nur auf die wissenschaftlichen Leistungen gesehen. Infolgedessen müssen die Studenten immer von neuem die Enttäuschung erleben, daß Vorlesungen hochberühmter Männer aufs tödlichste langweilen oder unklar und unverständlich sind und ohne jeden Nutzen gehört werden, während die Kollegs weit unbedeutenderer Geister nicht selten anregen und fesseln. Ist es da ein Wunder, wenn so viele vom Studium unbefriedigt sind und ihre Zuflucht zum Einpauker nehmen? Das Repetitorienwesen ist eine einzige große Anklage gegen den bisherigen Hochschulunterricht. Denn die meisten Repetitoren bieten in Vorträgen und Übungen garnichts Anderes als die Universität, aber sie verstehen es, ihr Wissen den Studierenden in der geeigneten Form beizubringen. Eine Schule aber, die ihren Schülern nicht die erstrebten Kenntnisse zu vermitteln weiß, hat ihren Zweck verfehlt.

Sollen die Hochschulen ihrer wahren Aufgabe gerecht werden, so muß eine Scheidung zwischen ihnen und den Forschungsanstalten vorgenommen werden. Wer hervorragende wissenschaftliche Leistungen aufzuweisen hat und sein Leben der Forschung widmen will, ist an eine Akademie oder ein naturwissenschaftlich-technisches Institut zu berufen, und wenn er nicht noch daneben eine gewinnbringende Tätigkeit ausübt, ist ihm vom Staate ein Ehrengehalt zu entrichten. Die genannten Anstalten sollen alle wissenschaftlichen Bestrebungen zusammenfassen und planmäßig fördern, mögen sie nun auf die Enträtselung ägyptischer Papyrusurkunden, auf die Entdeckung eines Heilserums oder auf eine Erfindung im Gebiete der drahtlosen Telegraphie gerichtet sein.

An die Hochschulen hingegen sind nur solche Persönlichkeiten zu berufen, die neben einem guten Durchschnittsmaße an Fachkenntnissen vor allen Dingen pädagogische Fähigkeiten besitzen. Die nötige Zahl geeigneter Kräfte wird sich unschwer finden lassen, wenn der Staat ihnen ein gewisses Einkommen gewährleistet und auf Wunsch noch eine anderweitige Tätigkeit gestattet. So könnte man in die juristische Fakultät — außer den zum Lehramt geeigneten, gleichzeitig der Akademie angehörenden Rechtsgelehrten — Richter, Anwälte und Verwaltungsbeamte berufen und würde dadurch obendrein eine wechselseitige Befruchtung von Wissenschaft und Praxis herbeiführen. Sicherlich würden viele Richter zum Hochschulunterricht bereit sein, wenn dafür ihr Dezernat entsprechend vermindert würde. Bei den Ärzten ist die Verbindung von Praxis und Lehrtätigkeit ja bisher schon üblich gewesen. Zu Dozenten der philosophischen Fakultät sollten abgesehen von den Forschern der Akademie hauptsächlich an höheren Schulen erprobte Lehrer ernannt werden, aber auch unter den Lehrern der geplanten Volkshochschulen wird manch brauchbare Kraft zu gewinnen sein.

Die Schwierigkeiten einer gerechten Auswahl aus der vermutlich sehr großen Zahl der Bewerber sind zwar nicht gering, aber auch nicht unüberwindlich. Da sich in naher Zukunft die Angehörigen so ziemlich aller Berufe zusammengeschlossen und organisiert haben werden, so ist es das Gegebene, den berufsständischen Körperschaften das Recht einzuräumen, geeignete Personen aus ihrer Mitte auf eine Liste zu setzen; und die auf der Liste Stehenden, deren Zahl natürlich beschränkt werden müßte, sollten befugt sein, an einer Universität ein halbes Jahr eine Probevorlesung zu halten, die dann die Grundlage für eine spätere Berufung zu bilden hätte.

Daß dieser Vorschlag den Widerspruch der meisten Universitätsprofessoren erregen wird, selbst wenn man, um den Übergang zu erleichtern, alle wohlerworbenen Rechte bestehen läßt, ist gewiß. Denn der Glanz der Hochschulen als Stätten höchster Geisteskultur wird unvermeidlich neben dem der Akademien verblassen. Dagegen ist eine Verflachung des Unterrichtes nicht zu befürchten. Dessen wissenschaftlicher Wert hängt nicht von der Stärke des Lichtes ab, das in dem Haupte des Meisters gesammelt ist, sondern von der Helligkeit und der Wärme der Strahlen, die er in die Seele des Schülers senkt.

Republik des Geistes.

Von **Lothar Brieger.**

Die letzten Jahre lasteten schwer auf dem geistigen Europa. Es schien, als habe alle geistige Arbeit, alle geistige Tätigkeit jeglichen Sinn und jeglichen Gehalt verloren. Die Handvoll Leute, die überhaupt in Europa als geistige Menschen zu bezeichnen sind — das ist zu keinen Zeiten mehr als eine Handvoll Leute gewesen —, gingen in einer großen Leere herum und verzweifelten am Sinne ihres ganzen Lebens. Die sogenannten schönen Künste hatten sich ebenso wie die Wissenschaften in den Dienst der nationalen Ideen gestellt — nationale Ideen hier nicht im ewigen, sondern im beschränktesten zeitlichen Sinn gemeint — und begnügten sich damit, das fürchterlichste Massenmorden als eine Manifestation ewiger Gerechtigkeit und ihr eigenes Volk als das einzige von Gott auserwählte zu preisen. Die europäische Geistigkeit nutzte die schöne Gelegenheit, sich vor allen Zeiten zu blamieren und zu kompromittieren, in vollstem Maße aus. In neutralen Ländern saßen ein paar Leute und protestierten. Ihre Namen gehören auf goldene Tafeln, mögen auch die meisten unter ihnen aus sozialen und nicht aus geistigen Gründen protestiert haben. Im ganzen triumphierte der übelste Stumpfsinn. Das Geistige war gänzlich wehrlos. Es begnügte sich damit, sich wie ein Schiffbrüchiger privatim an die Fragmente seiner früheren Existenz anzuklammern. In keinem der kriegführenden Länder ist während des ganzen Weltkrieges auch nur ein einziges wirklich starkes Werk, sei es auf welchem Gebiete immer, entstanden, das über zeitliche Bedeutung hinweg Geltung besaße. Fünf Jahre sind für die europäische Kultur verloren gegangen. Aber die fünf Jahre bedeuten einen Rückschritt, einen Rückfall von vielleicht einem Jahrhundert. Nicht für die Menschen im allgemeinen, nationalökonomische Wirrungen gleichen sich im Laufe der Zeit immer wieder auf irgend eine Weise aus. Was das eine Volk erobert, verliert ein anderes Volk, was das eine Volk mehr schachert, schachert das andere Volk weniger, ob die Menschen einen schwarzen Spitzbart, einen blonden Vollbart oder ein glattrasiertes englisches Gesicht haben, die Unterschiede sind nicht so groß, als man uns immer einbilden möchte, Herr Lehmann und Mc. Leman sind im Grunde genommen genau derselbe Mensch.

Was in diesen ganzen höchst animalischen Katastrophen jeden, der sein Leben aufs Geistige gestellt hat, erschütterte, am Leben verzweifeln ließ, das war eben das vollkommene Versagen alles Geistigen. Soweit es sich nicht darauf einstellte, patriotische Gedichte zu machen oder die Kriegsziele der eigenen Nation zu verherrlichen, war es mit einem Male überhaupt nicht vorhanden.

Das dürfte das Beispiellose der ganzen menschlichen Geschichte sein, viel beispielloser als der Krieg mit seinen nationalökonomischen und sozialen Folgen. Dergleichen Katastrophen sind schon viele über die Welt gegangen, die Welt hat immer wieder aus ihnen den Kopf emporgereckt, wären die Menschen nun nicht das, was sie einmal sind, solche Katastrophen würden überhaupt nicht möglich sein. Nicht nur das Glück und der Wohlstand, sondern auch das Unglück und der Zusammenbruch liegen im Menschen fest begründet. Wie der Frosch vom Seerosenblatt kopfüber in seinen Tümpel stürzt, so stürzt sich die Menschheit immer wieder, wenn sie auf einer ruhigen historischen Plattform angelangt ist, kopfüber in den Dreck. Jeder bildet sich ein, der Kluge zu sein, der Nachbar wird allein alle Zeche bezahlen, und nachher, wenn die Zeche bezahlt werden soll, ist nichts da, was dafür auf den Tisch gesetzt werden könnte, und die Misere wird allgemein.

Aber bei allen historischen Vorgängen, die man als Beispiel für die Misere, in der wir noch mitten darin stehen, heranziehen könnte, saß in allen Ländern überall in den Städten eine kleine Gemeinde, für die der ganze mechanistische Vorgang innerlich eigentlich garnicht existierte. In alten Zeiten hatten diese Leute im Latei-

nischen so etwas wie eine gemeinsame Sprache, die der Ausdruck eines gemeinsamen Denkens war, in dieser Sprache lebten und dachten sie weiter, gleichsam als ginge sie die Welt ringsherum nichts an. Die Gegenwart ist die erste Periode der menschlichen Geschichte, in der eine solche Gemeinde nicht vorhanden ist. Denn die wenigen Ausnahmen, die überall in den Ländern sitzen, von denen jeder für sich seine bestimmte Sprache oder die Sprache irgend eines literarischen Klüngels spricht, bilden eine solche Gemeinde nicht. Haß und Niedertracht sind den Völkern in diesem Kriege gemeinsam gewesen, nicht aber die Republik des Geistes.

Von dieser Republik des Geistes ist ja vor dem Kriege mehr in der Welt die Rede gewesen, als in allen anderen Zeiten zuvor. Die Internationalität des Geistigen war eines der trivialsten Schlagworte. Zeitschriften wurden gegründet, die gleichzeitig in drei, vier Sprachen erschienen, die Völker übersetzten gegenseitig ihre Bücher und tauschten ihre Professoren aus. Es war schon beinahe keine Kunstausstellung mehr möglich, ohne eine Reihe fremdsprachiger Ehrenmitglieder. Überall ertönte der Hymnus, daß die engen Schranken zwischen den Völkern fallen müßten, daß wir alle im Grunde gleiche Menschen wären, und daß der Geist über alle kleinlichen Interessen hinweg die Menschen zu einem großen Gemeinsamen verschmelze. Und als nun der Krieg kam, hat selbstverständlich diese erlauchte Republik des Geistes mit allen Kräften gegen das barbarische Gemorde protestiert, protestiert gegen die Erbärmlichkeit, Millionen fühlender Menschen wie dressiertes Schlachtvieh gegeneinanderzutreiben, protestiert gegen den Wahnsinn, in Mord und Erniedrigung der anderen Völker das Heil des eigenen Volkes zu sehen.

Die Republik des Geistes hat für diesen ihren ja selbstverständlichen und natürlichen Protest eine eigentümliche Form gewählt. Die geistigen Leuchten unserer Gegner, eben noch wissenschaftlich und künstlerisch begeistert von Deutschland, bewiesen mit einem Male, daß die deutsche Wissenschaft und Kunst nichts als Diebstahl sei, daß die deutschen Schädelformen mit denen der Kannibalen identisch sind und daß die Deutschen derartig schlecht riechen, daß sich kein wirklicher Kulturmensch ohne Ohnmachtsanfall in ihrer Nähe aufhalten kann. Und wir Deutschen erkannten, und bekannten uns ehrlich zu der Erkenntnis, daß nur die Germanen — für eine Pseudowissenschaft mit Deutschen identisch — ein Volk der Edelinge seien, während alle anderen Knechte wären, und daß die Welt am deutschen Wesen genesen müßte. Was für die französische geistige Leuchte stinkende Kannibalenköpfe waren, das war für die deutsche geistige Leuchte das langschädelige, blondhaarige und blauäugige, von Gott zur Weltherrschaft berufene Lieblingsgeschöpf. Und diesen Kämpfern zur Seite schritt überall das Heer der Professoren und hielt die geistreichsten Reden, jedes Land der Welt produzierte einige Millionen erbärmlicher Kriegsgedichte, unter denen die Namen der ersten Dichter standen, und des miserablen Malens und Zeichnens war kein Ende, das Blut mochte strömen, soviel es wollte. Es war ein herrlicher Zustand, würdig der großen Zeit, zu der es die Menschheit glücklich gebracht hatte, der Kultur ebenso würdig, wie der Zivilisation, und am würdigsten der erhabenen Republik des Geistes, von der wir ja alle wußten, daß sie in den Jahrzehnten vor dem Kriege über den Völkern thronend fester als je gegründet worden war.

Es ist genug der Erbärmlichkeiten. Wir wissen heute, daß eine solche Republik des Geistes nicht existiert hat. Wir wissen heute, daß hier und da vielleicht irgendein bescheidener Mensch abseits gesessen hat, der sich schmerzlich beide Hände vor die Augen hielt, um das Elend nicht zu sehen, und der zu ohnmächtig war, um ein Wort in all dem Elend zu sagen. Die Professoren, die Dichter, die Künstler dieser Generation wird nichts vor dem historischen Urteil bewahren können, daß sie mit wenigen Ausnahmen jämmerliche Gestalten gewesen sind, unehrlich im tiefsten Kern, augendienerisch, verlogen, in allem und jedem das Gegenteil von Persönlichkeit. Und das in allen Ländern der Erde gleich. Man mag die Schmutzflut voraussehen, die jetzt von allen Seiten auf das niedergebrochene Deutschland, anständig und edel, wie es nun einmal Kulturvölker sind, herabgegossen werden wird, um die anderen Länder reinzuwaschen. Aber es kann ihnen nicht glücken, es wird ihnen der Weltgeschichte gegenüber nicht glücken. Sie werden der Weltgeschichte gegenüber genau so nackt, genau so klein, genau so erbärmlich dastehen. Die Weltgeschichte wird beweisen, daß nicht Deutschland diesen Krieg verloren hat, sondern die Menschheit, und daß es lange dauern wird, bis überhaupt wieder ein ehrlicher Mensch an so etwas wie Menschheit glauben kann. Dann wird vielleicht unter irgendeinem Namen ein neues Christentum über die Welt gehen, das ganz ferne von dem geistigen Hochmut, der vor dem Kriege herrschte, wieder an den Menschen glauben lehrt, aus Mitleid heraus mit seiner Erbärmlichkeit und seiner Niedrigkeit. Um zu steigen, wird sich der Mensch noch mehr demütigen müssen.

Woher ist es gekommen, daß wir keine Republik des Geistes besessen haben, daß heute alle Fäden jenes feinen Gespinstes zerrissen sind, daß über frühere Verwirrungen und Irrtümer der Menschen hinweg eine Gemeinschaft höherer Menschen unsterblich bezeugte? Das Unglück rührt vom ungeistigen Intellektualismus der Menschen her. Wir besaßen keinen Geist, sondern wir besaßen Intelligenz. Die Menschheit war so klug, daß sie alles sah, und weil sie alles sah, brauchte sie nichts zu schaffen. An die Stelle der geistigen Schöpfung war die Erkenntnis des Vorhandenen getreten. Ein geistiger Mensch war früher jemand gewesen, der die Menschheit dadurch bereicherte, daß er ihr aus sich etwas Neues gab. Ihn hatte der intellektuelle Mensch ersetzt, der nicht schuf, sondern nur erkannte, und sich in dieser Erkenntnis als der hundertmal Klügere und Feinere erschien. Das geistige Wesen der Menschheit wurde fadenscheinig, zerschlissen und gemein dadurch, daß es nur noch vom Erkennenden umlagert war, die dann ihr Wissen darum auf die Straße trugen. Und so ist es gekommen, daß es zerriß, sobald der erste Windhauch kam, seine Fadenscheinigkeit hat die Kriegserklärung keinen Monat überdauert. Auch bei uns nicht, in deren Lande doch einmal in schlimmsten Zeiten die Männer vom Schlage des Erasmus gesessen haben.

Künstler.

Paul Wegener.

Paul Wegener glauben wir alles: jede Figur, jede Gestalt. Wir glauben sie ihm, wie wir einem Menschen, dem jede Verstellungskunst fremd ist, ohne weiteres glauben. Wie wir dessen Wesen sofort als natürlich, als zu ihm gehörend, als ihm angeboren erkennen, so fühlen wir auch bei Wegeners Gestalten, daß sie nicht dargestellt, nicht zur Schau getragen sind. Ihre Charaktere wurzeln in ihrem Blut. Dieses Gefühl des Lebens kann nur ein Schauspieler aus Eingebung ein Herz- und Nervenschauspieler erwecken. Ein Schauspieler, der nicht eine Rolle gibt, nicht eine Figur umhängt.

Ein reiner Intuitionsschauspieler kann göttlich oder miserabel sein, je nachdem ob ihm der Charakter liegt oder nicht. Da er sich nicht in den Charakter hineindenkt, sondern das neue Wesen in ihm durch eine höhere Gewalt geboren wird, kann er kein bestimmtes Niveau einhalten. Wegener wird niemals schlecht. Die höhere Gewalt, die in ihm die Gestalten schafft, ist sein Geist, und seine Natur gehorcht ihm bedingungslos wie einer Eingebung. Es kommt vor, daß wir mit ihm nicht einverstanden sind, daß wir eine völlig andere Auffassung über das Werk des Dichters haben, sein Spiel ist deswegen ebenso groß, da er der Intuitionsschauspieler von Geistes Gnaden bleibt. Nur daß der Geist ihm die Auffassung vom Charakter eingegeben hat, die seiner Natur entspricht. Um ein Beispiel zu geben: Wegeners König Philipp macht auf mich den Eindruck der Wende des neunzehnten Jahrhunderts. Er entstammt der Strindbergschen Epoche und könnte von Sternheim oder einem anderen modernen Dichter geschaffen sein. Zu Schillers Zeiten wirkten die Menschen, die wir als pathologisch bezeichnen, un- oder übermenschlich. Die Auffassungen können verschieden sein, wir können die Darstellungsart verneinen, die Gestalt im Rahmen *dieser* Auffassung bleibt meisterhaft.

Auch gibt uns Wegener nur selten Grund, mit ihm verschiedener Meinung zu sein. Seine Spannkraft reicht von den extremsten Modernen bis zu den Klassikern, und sein Stil umfaßt alle Register von Jago bis Othello, von dem Renaissance-Ideal des Magnifico bis zum Oberst Kottwitz, von Goering und Sorge bis zu Shakespeare. Ein Vorbeidefilieren aller Gestalten, die Wegener seit der Zeit, als er als angehender Zwanziger nach Wiesbaden an das Hoftheater kam, bis jetzt verkörpert hat, müßte eine interessante Reihe mannigfaltiger Charaktere ergeben, und dürfte manches Schlaglicht auf das innere Wesen von Wegener selber werfen.

Gewiß, es wäre falsch, alle Eigenschaften und Besonderheiten der verschiedenen dargestellten Charaktere dem Darsteller zuzusprechen. Besonders falsch wäre es bei Wegener, da er doch kein reiner Intuitionsschauspieler ist, da er mit Hilfe des Geistes sich in so viele ihm fernliegenden Wesenszüge hineinsuggerieren konnte. Nur bei einem Dichter wird Wegener nicht erst zu einer Intuition von außen greifen müssen. Strindbergs Gestalten müssen in Wegeners tiefstem Wesen so verankert sein, als ob er selbst ihr Schöpfer wäre. Anders ist eine solche Verkörperung dieser Menschen undenkbar. Wegener in Strindbergs Rollen: das ist nicht mehr ein Spiel, das ist nicht Leben, das ist ein neues größeres Kunstwerk, das ist eine Dichtung.

Strindbergs Gestalten sind keine gewöhnlichen Menschen, sie sind auch nicht Helden im Sinne der klassischen Heroen; sie sind eine eigene Welt, ein Leben von Dutzenden von Leidenschaften zusammengepreßt in die Hülle eines einzigen Wesens. Um ein solches Wesen so zu verkörpern wie Wegener, muß er selber über ein Dutzend Leben verfügen. Er muß Stürme und Orkane in seiner Brust bergen, um so bis in die kleinsten Einzelzüge den Vater, den Kapitän, den Amtmann im Schwanenweiß auszuschöpfen. Weder wir noch Wegener können aus Strindbergs Werken alle diese Tiefen, alle die verborgenen Seelenregungen dieser dämonischen Gestalten herauslesen. Sie müssen herausgespürt worden sein, sie haben bei ihm im Unbewußten in der Tiefe der Seele geschlummert, bis sie auf das Wort Strindbergs reagierten wie eine Stimmgabel auf einen Resonanzton. Und die Verbindung von Dichter und Schauspieler, von Worte mit Gesten, von Geist mit Blut, von Gefühlen mit Empfindungen übte auf die einzelnen Elemente eine Wechselwirkung aus, die verstärkend und vertiefend ein neues umfassenderes, vollendeteres Kunstwerk entstehen ließ. Wegener und Strindbergs Gestalten; das ist weder Wegener noch Strindberg, das ist noch größer: das ist das All in eine Menschengestalt verdichtet, ebenso grandios und vollendet und ebenso unvollkommen und mangelhaft und verzerrt.

Woher das kommt? Woher diese Übereinstimmung? Wieso hat sich die Entwicklung in dieser Richtung vollzogen? Das sind Fragen, die weder von Wegener selbst, noch viel weniger von einem anderen beantwortet werden können. Die Affinität war vorhanden, die Entwicklung vollzog sich irgendwo in den Tiefen der Seele . . . Uns ist lediglich ihr äußerer Reflex gegeben, und dieser zeigt, daß Wegeners Meisterschaft in dem Jahrzehnt an Reinhardts Theatern voll zur Entwicklung gekommen war. Das Intermezzo bei Meinhard und Bernauer brachte wohl kaum neue Züge in sein Spiel hinein.

Steht Wegener schon auf dem Gipfel, hat er noch Entwicklungsmöglichkeiten? Die Zukunft muß es zeigen. Jedenfalls hat er uns gegenüber noch Verpflichtungen zu erfüllen: Gustav Wasa und Engelbrecht, die übermenschlichen und unheimlichen Geschichtshelden Strindbergs, warten darauf, in ihm körperlich zu werden.

Der lockende Film.

Von **Poldi Schmidl.**

Jeder Kinobesitzer weiß davon zu berichten, wie überaus häufig sich junge und auch erfahrenere Mädchen mit der Bitte an ihn wenden, er möge ihnen doch den Weg weisen, auf dem man Filmschauspielerin wird. Weitaus stärker als die Bühne wirkt der Film auf die Gemüter vornehmlich der Mädchen, und diese starke Wirkung ist hier durchaus nicht Ausfluß oder Ziel einer Kunstbegeisterung, welche durch die Filmstücke ausgelöst wird. Nur den bewunderten, umschwärmten Vorbildern dankt sie ihr Entstehen, den weiblichen Filmsternen. Wer ein modernes Filmdrama mit ein wenig Kritik ansieht, wird kaum behaupten wollen, daß die Beliebtheit der weiblichen Kinosterne auf ihr ganz besonders künstlerisches Spiel zurückzuführen ist. Dieses „Spiel" habe ich durch viele Monate gründlich studiert, denn ich war nicht nur beruflich genötigt, häufig den Filmaufnahmen beizuwohnen, ich mußte mir in einem großen Lichtspielhause jeden neuen Film genau 30 Mal ansehen. Und da habe ich Gelegenheit genug gehabt, immer wieder festzustellen, daß jeder weibliche Filmstar weniger spielt, als durch seine besondere persönliche Eigenart wirkt. Wandlungsfähigkeit, Verwandlungsfähigkeit, Charakterisierung, kurz das vielgestaltete Um und Auf einer guten schauspielerischen Leistung bildet keineswegs Basis und Inhalt der Kunst unserer weiblichen Kinosterne. Vielmehr ist es fast in allen Fällen ein persönlicher Reiz, es ist die besondere Anmut, die Grazie, die Schönheit, das Temperament, die Rasse und ähnliche Eigenschaften, welche die Stärke einer Hauptdarstellerin im Film bilden. Ja, die beliebte „Darstellerin" verliert sogar in dem Augenblick an Wertschätzung beim Kinopublikum, da sie eine Rolle wählt, eine Rolle verkörpert, durch welche sie die Mitgift der Natur zurückstellen, verdecken muß. Daher kommt es auch, daß die weiblichen Kinolieblinge am liebsten Rollen wählen, in denen sie mit diesen ihren *persönlichen* Eigenschaften am vorteilhaftesten zur Geltung kommen können.

Mit dieser Hauptbedingung rechnet die Filmdramatik, und nur von diesem Gesichtspunkte aus stellt sie die Frau in bunte Wechselszenen, in spannende Situationen. Je vielgestaltiger und abenteuerlicher die Vorfälle sind, in denen der Filmstern trotz alledem glänzt und leuchtet, ohne an Licht zu verlieren, desto lieber wird er dem Publikum. Der männliche Filmdarsteller kann sich mit derlei Aufgaben, die lediglich auf das Äußere der Erscheinung zugeschnitten sind, auf die Dauer nicht behaupten.

Er kann nicht immer schön, nicht immer schön angezogen sein, er muß spielen, er muß sich verleugnen können. Zwar bringt es auch der Mann im Film fertig, ganze Serien von Filmen durch seinen Namen gangbar zu machen, zwar dankt auch er der Filmreklame eine Höchststeigerung seiner Volkstümlichkeit. Aber nur die Frau kann lediglich Paderollen spielen, nur sie bringt durch derartige Rollen den Film erst auf seinen höchsten Marktwert. Es soll nicht darüber geklagt werden, daß Schönheit, Anmut, Liebreiz, Grazie und Temperament der Filmsterne durch den Film in das rechte Licht gesetzt werden. Tatsache aber ist, daß das Bezauberungstalent der beliebten Filmsterne der weiblichen Jugend ein völlig falsches Bild von den Aussichten verschaft, welche in der Filmkunst vorhanden sind.

Mit Sorgfalt wachen sowohl die Filmsterne selbst, wie auch die Filmfabrikanten darüber, daß all der Abglanz der Persönlichkeit durch den Film nicht gemindert werde. Infolgedessen müssen die übrigen weiblichen Kräfte im Film so wenig als möglich hervortreten, sie dürfen nicht besser aussehen als die Hauptdarstellerin, sie dürfen den Stern nicht verdunkeln. Wo kein Ensemble ist, keines sein darf, dort ist folgerichtig auch kein Bedarf an Filmkräften, dort ist keine Aussicht auf stufenweises Vorrücken, dort ist kein Ziel für filmbegeisterte Mädchen. Und um in der Komparserie, um als Filmstatistin mittun zu können, dazu ist es nicht ratsam, den Kampf mit den geschulten, gewitzigten, erfahrenen Damen aufzunehmen, welche heute überdies organisiert sind und welche auch die nötigen Kleider besitzen.

Für die Filmkunst selbst ist es kein gesunder Zustand, daß nicht so sehr der Film als dramatisches Produkt, als vielmehr der Filmstern zieht. Doch abgesehen von dieser hier nebensächlichen Erwägung, der weibliche Filmstern ist eben das Haupthindernis für das natürliche Entstehen eines Nachwuchses an weiblichen Filmkräften. Wie der Filmfabrikant lediglich mit der Einwirkung des weiblichen Filmsternes auf das Publikum rechnet, so beeilt sich auch der Filmstern, aus den genannten Ursachen seiner Beliebtheit den größtmöglichen Nutzen zu ziehen, indem er seine eigene Fabrik gründet oder indem er auf Grund eines Jahreskontraktes für den Fabrikanten filmt. Vergleicht man weiter die Volkstümlichkeit der großen, leuchtenden Filmsterne mit ihrer Zahl, welche zwei Dutzend kaum übersteigt, stellt man die ungeheure Verbreitung des Films diesem tatsächlichen Bedarf an wirklichen Filmschauspielerinnen gegenüber, so zeigt es sich mit warnender Klarheit, wie verderblich der Lichtspielzauber den jungen Mädchen werden kann.

Neue Bücher.

Die Hölle. Von Henri Barbusse. Verlag Rascher u. Cie., Zürich.

Ein Roman? Vielleicht auch ein Roman, dann aber ein Ich-Roman, das Bekenntnisbuch eines Ringenden, ein laut hinausgeschrieenes großes Gedicht, das von Prometheus spricht, der den Göttern das Licht geraubt hat. Er spürt in seinen Eingeweiden den Schmerz, der an jedem Abend neu geboren wird und wiederkommt, wenn der Geier zu ihm heranfliegt wie zu seinem Neste. Einem Prometheus gleicht dieser Mann, der da in schwieriger Stellung, einem Gekreuzigten ähnlich, an die Wand seines Zimmers gepreßt, durch ein Loch in der Mauer den Nebenraum überschaut und alles wahrnehmen kann, was drinnen vor sich geht, ohne selbst gesehen zu werden. Ein Vorbeimarsch der Menschen beginnt, in stürmischer Bewegung, spannend, geheimnisvoll wie das Leben selbst. Und das belanglose Hotelzimmer wird zur großen Weltbühne, durch den wilden gierigen Späher herausgehoben aus dem armen Alltag in das fürchterliche Licht der Wahrheit, die dieser Mensch raubt, indem er die Menschen belauscht bei ihrem heimlichsten Tun, während sie sich allein glauben in der Einsamkeit eines verschlossenen Zimmers. Die zufällig vorhandene Mauerspalte wirft eine Bresche in das Menschengeheimnis, das Geschehen wird durchsichtig, die sonst streng geschlossenen Wesen erhellen sich von innen heraus, und tief in ihrem Kern wird die Wahrheit sichtbar. Die entsetzliche Wahrheit. Die Hölle! Denn der Raub der Wahrheit wird an ihrem Räuber bestraft wie der Raub des Feuers an Prometheus. Der Geier der Verzweiflung fällt ihn an. Seine Raubaugen sehen das Menschliche in vielgestaltigster Form: Liebe, Wollust, Schande, Trauer, Krankheit, Geburt und Tod. Aber in allem die unvergängliche Begierde nach dem, was der Mensch nicht hat, die Hölle der Wut nach dem Leben, das wahnwitzige Bemühen ohnmächtiger Geschöpfe, aus ihrer Einsamkeit hervorzubrechen und sich einem anderen Wesen zu einen, ohne Nutzen und Erfolg. Und die Erkenntnis dieses starken und furchtbaren, männlichen Buches? Barbusse gibt selbst die Antwort. Wer wird das heilige Buch von der menschlichen Begierde schreiben, die schreckliche und schlichte Bibel dessen, das uns von Leben zu Leben treibt? Er hat es geschrieben.

Aristophanides.

Die Despotie der Mittel, ihre Erkenntnis: die Grundlage rascher Völkerversöhnung. Bernhard Boyneburg. Anzengruber-Verlag Wien-Leipzig 1919. Brüder Suschitzky.

„Ich wollte eine Wahrheit fixieren: Daß die Menschheit im Weltkriege nicht mehr die Herrschaft über ihre Mittel besaß, daß eben diese Mittel alle unsere Ziele und Zwecke überwucherten und zum mindesten das Gelingen menschlichen Strebens verlangsamen." Diese Worte setzt Boyneburg seinem Buche als Motto voran, das, wie er schreibt, ein „Dokument aus unfreien Tagen ist". Es handelt auch von der Mechanisierung des Geisteslebens und will zeigen, wie wir Menschen zu Sklaven der von uns geschaffenen Werkzeuge geworden sind. Die Despotie dieser Mittel allein ist es gewesen, die imstande war, den grausamen Weltkrieg herbeizuführen. Wie der Zauberlehrling nicht mehr Herr der von ihm heraufbeschworenen Fluten wird, so die Menschen, deren ganzes Streben danach geht, die Technik zu vervollkommnen, und die dann den von ihnen geschaffenen Werkzeugen hilflos gegenüberstehen.

Boyneburgs Buch ist erst jetzt erschienen; aber es ist noch lesenswert genug, denn es stellt eine leidenschaftliche Anklage des Krieges dar, und es ist nur schade, daß er nicht versucht hat, seine Schrift schon während des Krieges zu veröffentlichen, oder wenigstens einige der Essays zu publizieren, aus denen das Buch sich zusammensetzt, denn es stellt eine Art Tagebuch dar, in dem er sich gegenüber den Ereignissen des Krieges Rechenschaft gibt, und durch das sich wie ein Ariadnefaden der Gedanke des Protestes gegen den Krieg zieht.

Boyneberg ist aber im Grunde genommen gar kein Pazifist, obwohl er den Weltkrieg verdammt, denn er erkennt die Berechtigung des Daseinskampfes an und sieht nur in der modernen Kriegsführung keinen Sinn, bei der sich Tausende von Menschen oft auf Tausende von Metern entfernt gegenüberstehen, um sich gegenseitig zu vernichten. „Wir sind alle Verbrecher am Werke der Natur! Die Natur kennt keine Vernichtung zwischen Lebewesen auf viele tausend Meter Raumdistanz!" So ist es dahin gekommen, daß die Waffen die Völker knebeln, und daß eine besondere Wissenschaft die Errungenschaften der Volkswirtschaftslehre und der Medizin zunichte macht. Nur von den Mitteln, unter denen er die Waffen versteht — wenn er auch niemals das Wort Mittel eigentlich erklärt — hängt die Dauer des Krieges ab, und nur sie sind Ursache des Trugschlusses, daß gewisse Staaten heute fester als je fundiert erscheinen. Nichts habe die Rassenprobleme so sehr ad absurdum geführt, wie die heutige Waffentechnik. „Dem Tüchtigeren gehört die Welt nicht mehr."

Boyneburg will zwar das psychologische Problem des Weltkrieges ergründen, aber ist er wirklich auf der richtigen Fährte, wenn er es nur im Technischen sucht, und wenn er nur die „Mittel" als die ausschlaggebenden Faktoren ansieht, ohne die wirtschaftlichen Grundprobleme, die den Krieg mitverursachten, zu betrachten? Er ist kein Sozialist, und deswegen kann er der sozialistischen Anschauung von der „fluchwürdigen Gesellschaftsordnung" nicht beipflichten. Er glaubt, daß sie längst überwunden wäre, wenn nicht die Kriegsmittel viel stärker wären als sie selbst. Sehr interessant erscheinen mir seine Ausführungen über Ludendorff, in dem er nur den Exponenten des deutschen Volkes sieht. Solange es siegte, wurde er bejubelt, um nun nach dem Zusammenbruch als der Schuldige bekämpft zu werden.

Das Rätsel, zu dessen Lösung Boyneburg auszog, löst er nicht auf. Er müßte versuchen, die Menschen zu ändern, wenn er bewirken wollte, daß sie die Mittel, deren Despotie er verabscheut, verwerfen.

Cameralistes.

Nachdruck nur mit vollständiger Quellenangabe erlaubt.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin.
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

Tägliche Weltſtimme iſt die politiſche Zeitung des nachdenkenden Menſchen, denn ſie verhilft zum objektiven Urteil. Ohne ſich in den Kampf der Meinungen zu miſchen, bringt ſie täglich vormittags eine unparteiiſche Wiedergabe der Tagespreſſe des In- und Auslandes. Politiſche und wirtſchaftliche, kulturelle und ſoziale Zeitſchriften werden berückſichtigt. Die Meinungen der verſchiedenen Parteien zu den Fragen des Tages werden einander gegenübergeſtellt und dadurch klare, nicht parteipolitiſch befangene Ueberſicht ermöglicht. Jedem Gerechtdenkenden iſt die Tägliche Weltſtimme die notwendige Ergänzung ſeiner Parteizeitung.

Annahme für Vorwetten.

Rennen zu

Berlin-Grunewald	27. Juli
(Rennen des Union-Klub)	
Harzburg	27. Juli
München-Riem	27. Juli
Hannover	1. August

Annahme von Vorwetten für Berlin bei persönlich erteilten Aufträgen bis 3 Stunden vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 6¾ Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9 (Eingang Innsbrucker Str. 58)
Oranienburger Str. 48/49 a. d. Friedrichstraße
Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)
Potsdamer Str. 23a.
Neukölln, Bergstraße 43

und an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim

Leipziger Str. 132	Königstraße 31/32
Nollendorfplatz 7	Unter den Linden 14
Planufer 24	Friedrichstraße 83
Tauentzienstr. 12 a	Moritzplatz
Rathenower Str. 3	Rosenthaler Straße.

Für briefliche und telegraphische Aufträge Annahme bis 3 Stunden vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

Soeben erschien
das neueste Werk des berühmten jiddischen
DICHTERS SCHALOM ALECHEM

Die erste jüdische Republik

Preis Mk. 5.—, geb. Mk. 7.50

Dieses von Humor, Satire und tieferer Bedeutung sinnvoll durchtränkte neue Buch des berühmten jiddischen Dichters ist eines der fesselndsten und erfrischend heiteren Werke utopischer Erzählungskunst

Durch jede Buchhandlung erhältlich oder durch
Oesterheld & Co. Verlag / Berlin W

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II - Berlin NW. 87, Reuchlinstraße - Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten, und Erweiterungsbauten von Gasanstalten für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.

Sämtliche Ausrüstungsteile für Ofen mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.

Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.

Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.

Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.

Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.

Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.

Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.

Geräte und Werkzeuge.

Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.

Triebwerke.

Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Wasserwerken und Kanalisationen,

Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Nummer 22 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Vor fünf Jahren — von J. Frank
Revolutionäre — von Albert Schneider
Revolutionsnomismus — von Rechtsanwalt Ernst Böttger

Max Pallenberg

Aus dem Tagebuche eines Soldaten — von Karl Fischer
Kunstausstellung Berlin 1919 — von Michael Charol
Neue Bücher

Erscheint jede Woche • Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co
BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Mampes Gute Stube
am Kurfürstendamm

Kurfürstendamm 14/15

Feine Liköre ✻ Edelbranntweine ✻ Seltene Weine
Schaumweine ✻ Champagner ✻ Eisgetränke

Die Zeitschrift sachlicher und loyaler Politik

DIE DEUTSCHE NATION
EINE ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK

Bezugspreise:
Abonnement: vierteljährlich 3 Hefte 4.— Mark
Jahrespreis 15 Mark :: Einzelpreis des Heftes 1.50 Mark
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, Bahnhofs-Verkaufsstellen und Kioske, sowie durch den Verlag selbst

VERLAG DIE DEUTSCHE NATION
(Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H., Sonder-Konto)
CHARLOTTENBURG, SCHILLERSTRASSE 119

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 2. August. Nummer 22.

Vor fünf Jahren.

Warnungen und Erkenntnisse.

Von J. Frank.

Das Lustrum ist vorüber. Aber es wäre frivol, es mit einem Reigen von Saturnalien zu schließen. Die sind heute nur auf den Pariser Boulevards am Platze. Wir haben ja unseren exzentrischen Freudenrausch schon vorweggenommen, zu einer Zeit, wo wir in unserem blinden Leichtsinn noch nicht an unseren grausen Sturz glauben wollten. Nun hat uns das Verhängnis, das fünf Jahre unsicher über uns schwebte, ereilt, katastrophal ereilt, wie es fast niemand vor fünf Jahren ahnen konnte, ahnen mochte. Denn die wenigen warnenden Stimmen, die sich damals schüchtern erhoben, gingen unter im tosenden Schwertergeklirr und im schallenden Waffengesang eines kraftgeblähten Volkes. Die Auguststimmung 14, die noch heute vielen als der sittliche Höchstpunkt des deutschen Volkes erscheint, war weiter nichts als eine infernalisch geschickt inszenierte Mache, auf die Kluge und Dumme gleich sorglos hereinfielen. Es hieß damals, für den großen Schlag die Seele des ganzen Volkes zu gewinnen. Darum mußte alles Trennende, alles Sondernde zurückgedrängt, das gemeinsame Los, das gemeinsame Schicksal, dem man nun nach Gottes unerforschlichem Ratschlusse nicht entgehen könnte, dem Volke mit drastischer Deutlichkeit vor Augen gestellt werden. Drum trat ein Kaiser auf den Balkon seines Schlosses und sprach das wohleingelernte Stichwort: „Ich kenne keine Parteien mehr, nur noch Deutsche." Und darauf mußte, wenn die Szene klappte, das Volk einfallen in einen Hochgesang heldenhafter Opferung. Das Volk fiel — ein, fiel unisono ein. Und die Presse, die ehemals so nörgelnde, kritisierende stellte sich — was fiele der Presse leichter, als sich anzustellen? — stellte sich ein auf eine allgemeine vaterländische Panegyrik. Die Regie war glänzend, der Erfolg war glänzend, die Stimmung nicht minder glänzend, da gar bald zum vaterländischen Wort sich die vaterländische Tat gesellte. Wer hätte gegen diesen wogenden Strom geschwellter Hochgefühle ankämpfen können? Er wäre hinweggerissen worden vom ungestümen Wirbel. Noch später hat — es klang wie aus der Schule geplaudert, aus der hohen Schule politischer Regie — Bethmann Hollweg in einer seiner Kanzlerreden eingestanden, daß der größte Erfolg in der Augustpolitik der Regierung die Gewinnung des Volkes, er sagte es sogar viel deutlicher, der Sozialdemokratie gewesen war. Der Sozialdemokratie, ja darauf hatte das Wort gezielt: ich kenne keine Parteien mehr. Das war ohne Zweifel ein großer, ja der größte Erfolg dieser Stimmungsregie, die kriegsfeindliche Oppositionspartei, die konsequenteste Pazifistenpartei ins Kriegslager zu locken.

Heute, wo die Zukunft unsere größte Sorge ist, ist nicht unsere Sache, über die Vergangenheit zu rechten. Aber unsere Pflicht ist es, unsere Pflicht, die wir der Zukunft gegenüber haben, aus der Vergangenheit zu lernen. Es gibt für das deutsche Volk keine eindringlichere Warnung, keine bessere Lehre, als dieses abgelaufene Lustrum sie geben kann. Und der fünften Wiederkehr dieses Augustmonats soll deshalb gedacht werden wie einer lebendigen Erfahrung, die für immerdar sich tief in unser Gedächtnis und Herz gegraben. Allerdings sind weite Kreise des deutschen Volkes auch heute noch nicht einer solchen Betrachtung zugänglich. Es leben heute noch genug politische Illusionisten, die den August 14 wieder herbeisehnen. Sie wollen diesen ausgearteten Nationalismus, diesen wahnwitzigen Chauvinismus, den

die damalige Regierung im Bunde mit ihrer Presse dem deutschen Volke als berauschendes Tränklein eingab, in etwas versüßten Dosen wieder verabreichen. Sie glauben, daß der Friedensvertrag mit seinen niederdrückenden, erdrückenden Bedingungen das rechte stimulierende Mittel wäre zu einer neuen Volkserhebung. Sie sehen nur in dampfenden Blutbädern nationale Größe. Sie betrügen sich selbst, diese Betrüger. Sie glauben die untergegangene alte Kaiserherrlichkeit wieder aufrichten zu müssen, dann würde die alte Staatsherrlichkeit von selbst wiederkehren. Sie leben im Geiste noch in der prunkvollen Vergangenheit des heiligen römischen Reiches und übersehen absichtlich gerne das furchtbare Lustrum, das sie selbst mit heraufführten und das nun sie, die alte Kaiser- und Staatsherrlichkeit in den ewigen Abgrund riß. Sie, die sich einst auf ihre vermeintlich reale Realpolitik soviel zugute taten, treiben heute weiter die irrealste, irrationellste aller Politiken. Man braucht sich eigentlich nicht darüber zu verwundern; denn ihre angebliche Realpolitik von einst war auch nur eine Überschätzung des real Möglichen, wie ihre heutige Politik eine Unterschätzung des real Gewordenen ist. Solange diese Herren nur auf ihren Ahnenschlössern oder in ihren Klubsesseln sich nationalistisch gebärden, braucht man sie ja nicht ernst zu nehmen. Ernst wird die Sache erst, wenn sie mit lügenhaftem Pathos ihre Heretikerlehre von der ewigen Wiederkehr der alten Reichsherrlichkeit hinaus ins Land tragen. Denn nichts ist leichter, als unter dem leidenden Volk aufs neue falsche Hoffnungen, falsche Träume zu erwecken. Nichts leichter für den Gewissenlosen, heute Paradiese zu versprechen und gelobte Länder, in die er die Leichtgläubigen weder führen will noch kann.

Wenn es je eine Zeit gab, in der alles Sondernde, Trennende, aller Partikularismus, alles Parteigezänke in den Hintergrund treten müßten, dann ist es der jetzige Augenblick. Wenn wir je in unserer völkischen Existenz, in unserer kulturellen, in unserer wirtschaftlichen Existenz bedroht waren, dann war das nicht im August 14, wo wir uns selbst aufs Spiel setzen ließen, sondern heute, heute, wo die Drohung wirklich von außen kommt. Heute rettet uns nur — wenn uns überhaupt etwas retten kann, der engste, innigste, friedlichste Zusammenschluß, nicht in einer nationalistischen Predigergemeinde, nicht in waffenlosem Bierheldentum, sondern in gemeinsamer Arbeit. Das sei keine Phrase; diese Notwendigkeit muß aus der Erkenntnis unseres Elends kommen. Wir haben wirklich nichts mehr, um die träumerhafte Politik der Realpolitiker zu treiben, wir, ein Staat zweiter oder vielleicht nur noch dritter Größe, wirklich nichts mehr als unsere Fähigkeit, unsere stark geschmälerte Fähigkeit zur Arbeit. Es wird gelten, Ruinen wieder aufzubauen, wieder aufzubauen mit Hand und Hirn, nicht gleich den ersten Stein wieder einzureißen, den man morgen setzt, aber auch nicht von einem Feenpalast zu träumen, noch bevor des Gebäudes Grundmauer gefestigt ist. Faulheit und Träumen und sinnlose Zerstörungswut, all das ist dem neuen Anfang gleich gefährlich. Wir müssen alle Mitschaffende werden, weil wir auch einst Mitsündigende, Mitzerstörende waren. Nur in gemeinsamer Arbeit kann die Sühne liegen und eine maßvolle Hoffnung auf eine schönere Zukunft. Es ist heute ein rethorischer Gemeinplatz zur Arbeit aufzurufen und dabei mit strafendem Blick nach links zu blinzeln. Sehen wir auch nach rechts, sehen wir auch in die Mitte. Vergessen wir nicht, daß unter uns noch viele Tausende leben, die nicht arbeiten wollen, weil sie glauben, nicht arbeiten zu brauchen. Noch ist diesen Tausenden keine Erkenntnis ihres schmählichen Parasitentums aufgedämmert. Sie leben noch wie in einem nie untergehenden Kapua. Sie wissen noch nicht, daß dieses Kapua nur Kulisse, und daß, wenn diese Kulisse jämmerlich zusammenstürzt, dahinter nur der Abgrund gähnt. Sie leben noch in dem Hochgefühl, in dem ausschweifenden Schwelgertum des vergangenen Lustrums. Sie ahnen noch nicht, daß wir vor unserem vierzigjährigen Marsch durch die Wüste stehen und wenn sie es auch ahnen sollten, so hofften sie doch träumerisch, daß sie doch auf einer Oase behaglich hocken bleiben können.

Aber auch sie werden erwachen — das ist keine Illusion — weil sie erwachen müssen. Das Erwachen ist nahe, nahe für die Träumer und Faulen. Es wird vielleicht einmal eine Zeit kommen, wo wir froh sein werden, daß man uns diesen drückenden Frieden auf den Nacken gesetzt hat. Dieser Friede wird über die Ohnmacht jeder Phrase hinweg das einzige Mittel sein, uns zu produktivem Schaffen, uns zur gemeinsamer Volksarbeit, uns zur Realität des Denkens und Handelns zurück zu zwingen, zurück zu jener Realität des Denkens und Handelns, die uns vor fünf Jahren verloren ging.

Revolutionäre.

Von Albert Schneider.

Die große, heilige Sache der Revolution ist zum Deckmantel für verdammt schofle Begierden geworden. Jeder Schuster glaubt, sein Süppchen an ihrem Feuer kochen zu können; jeder Kuli schleift sie Tag für Tag durch die Druckerschwärze, bis sie endlich an Entkräftung zugrunde geht.

Es gibt Tausende, die stehen auf dem Standpunkt: Revolution machen, heißt schreien, schimpfen, streiken — und sich dafür bezahlen lassen.

Levinè erschossen? — Gut, wird gestreikt. Das heißt der Tag muß bezahlt werden!

Rosa Luxemburg beerdigt? — Gut, wird gestreikt. Das heißt, der Tag muß bezahlt werden!

Ledebour freigesprochen? — Gut, Genugtuungs- und Sympathiestreik. Das heißt, der Tag muß bezahlt werden!

Ich kannte mal einen Mann, der trug bei jeder feierlichen Gelegenheit eine weiße Weste. Ob Kindtaufe, Hochzeit, Begräbnis oder ein Duell — Freund X. hatte die schöne weiße Weste an. Der Tag erhielt für ihn durch die weiße Weste erst die richtige Weihe! Und so geht es augenblicklich den Streikliebhabern auch. Sie streiken aus lauter Lust am Streiken.

Haben diese Leute sich schon einmal überlegt, was beispielsweise ein Eisenbahnerstreik für tiefeinschneidende Wirkungen hat?

„Alle Räder stehen still, wenn Dein starker Arm es will."

Sehr schön, aber damit ist es nicht getan. Der Güterverkehr stockt. Dringend benötigte Lebensmittel und Waren bleiben aus. Dispositionen werden über den Haufen geworfen, die, vom Großhandelshause ausgehend, bis zu dem kleinsten Verbraucher ihre Kreise schlagen. Und welche Folgen treten auf! Hungersnot, Unruhen, Kämpfe, Blutvergießen — nur, weil die Eisenbahner (ich betone, daß ich nur ein Beispiel durchführe) wieder mal einen irgendwie hervorgerufenen Sympathiestreik ins Leben gerufen haben.

Das Schmachvollste ist entschieden, wenn Streikende die aus politischen Gründen gefeierten Tage — bezahlt haben wollen und am Ende zur Erreichung dieser, gelinde gesagt „wirtschaftlichen" Forderung einen neuen Streik ins Werk setzen. Die Überzeugung scheint heute noch mehr als im monarchistischen Staate bezahlt werden zu müssen. Nur unter der Bedingung in einen politischen Streik einzutreten, daß die Tage mit Pinke aufgewogen werden, ist schändlich.

Wißt Ihr überhaupt, welche Verpflichtungen Euch die Revolution auferlegt hat? Bisher waret Ihr unterdrückt, geknechtet, gejocht, mißleitet, nun seid Ihr selbstverantwortlich für jeden Schritt, den Ihr geht. Wohlgemerkt, für jeden Schritt. Und nicht nur Euch selbst seid Ihr verantwortlich, sondern auch denen, die die Früchte unseres Streitens und Ringens und Kämpfens ernten sollen: den Nachkommen. Unsere Kinder sollen einst voll Stolz auf ihre Eltern sehen, die für ihre Ideale, für ihre Überzeugung litten und stritten und — hungerten. Jawohl, regelrecht hungerten! ! !

Der „Mann der Arbeit" ist der Herrscher. Glaubt Ihr, daß wochenlanges Streiken nur einen einzigen Revolutionsgegner zum Revolutionsfreund macht? Glaubt Ihr, daß der Bürger Achtung hat vor dem Arbeiter, der erst streikt um großer Ziele willen und dann feilschend den Lohn für diese Tage begehrt?

Sind Euch Eure Ideale so wenig wert, daß Ihr bezahlt werden müßt, um Euch zu ihnen zu bekennen? Schließlich kommt es soweit, daß alle dahinter kommen, wie schön sich beim Streiken arbeitslos Geld verdienen läßt, und dann ist der Streik auch in nicht allzulanger Zeit der normale Zustand geworden.

Was dann?

Dann hungert Ihr Eure Frauen und Kinder aus, dann hungert Ihr die ganze Revolution aus, — — und laßt Euch noch dafür bezahlen! ! Judasse Ihr, die um Silberlinge die Wahrheit verschachern!

Wer von der Wahrheit einer Idee durchdrungen ist, der hungert und dürstet und friert für sie. Der läßt sich für sie in Stücke hauen, — — aber er schlägt niemals Kapital aus ihr.

Revolutionieren heißt einreißen und Neues aufbauen. Eingerissen ist, nun laßt uns das Neue bauen, aber nicht mit Streik, sondern mit Taten.

Sucht die Feinde der Revolution nicht in den Reihen der Reaktionäre, sucht sie bei denen, die durch schnöde Gewinngier noch die Leichen Liebknechts, Landauers, Luxemburgs, Levinés geschändet haben.

Revolutionsnomismus.

Von Rechtsanwalt Ernst Böttger-Berlin.

Man kreuzige mich, wenn ich in den grünlich schillernden Sumpf der „Ismen" eine neue Giftblüte pflanze. Es ist in der Welt der Naturwissenschaftler Sitte, jede Spielart einer Pflanze oder eines Tieres durch einen neuen Namen zu bestimmen. Dieser wissenschaftlichen Gepflogenheit folgen wir, wenn wir das durch die Kriegsjahre heraufbeschworene Gesetzeschaos, dem die revolutionäre Umwälzung ein durchsichtiges blutrotes Gewand umgehängt hat, als eine häßliche Spielart des in Friedenszeiten so träg-besonnen dahinfließenden Stromes staatlicher Gesetzesweisheit bezeichnen. Nomismus ist die Gesetzesmacherei; er dient dem Bedürfnis des Augenblicks, er will der Wirtschaft im Fluge vorauseilen, unbekümmert darum, ob er wirkliche Werte schafft. Die Revolution, welche ein Ausdruck des ernsten Willens sein soll, mit Vergangenem zu brechen, hätte sich frei halten müssen von der abschüssigen Bahn der Kriegsgesetzesmacherei. Sie hat es aber nicht gewagt, mit dem alten Gerümpel aufzuräumen, aus Angst vor den Geistern, die sie durch die Aufräumarbeiten heraufzubeschwören fürchtete — den Trägern der organisch gegliederten Wirtschaftsordnung. Träger der sozialen Wirtschaftsordnung ist das gesamte Bürgertum. Der Revolutionsnomismus als Willensausdruck proletarischer Massen hätte die Führung verloren, wenn er diese Ordnung, die eine Einsetzung des Handels, der Industrie, der Organe der Ernährungswirtschaft in ihre alten Rechte bedeutet, geschaffen hätte. So finden wir auch das biologische Unterscheidungsmerkmal des Revolutionsnomismus von der kriegswirtschaftlichen Gesetzesmacherei der Vorjahre. Es besteht darin, daß der Revolutionsnomismus viel schärfer als alle Kriegswirtschaftsgesetze, sich in den Dienst *einer* Klasse, nämlich des Proletariats stellt und jede andere Klasse des Staatslebens grundsätzlich ausschaltet. Der Endzweck des Revolutionsnomismus ist die Verankerung der proletarischen Machtfülle durch das Mittel des Gesetzes.

Eine Revolutionsregierung, die sich auf das Volk stützen will, hat die Pflicht, ihre gesetzgeberischen Maßnahmen frei zu halten von Parteitendenz. Hat sie nicht ausdrücklich die Unverletzlichkeit des Richterspruches im Interesse der Objektivität der Rechtsprechung garantiert? Kann der Richter diese Objektivität beobachten, wenn er seinen Spruch aus Gesetzen schöpfen muß, die Parteinorm, aber nicht Volksnorm sind?

Dr. Mugdan wies schon in der Vossischen Zeitung auf die schwierige Lage des Richters hin, in die ihn allein schon die Frage versetzt, ob den revolutionären Rechtsverordnungen Gesetzescharakter innewohnt. In der richterlichen Praxis hat man diese Frage auf dem Wege umgangen, indem man sagte, was im Reichsgesetzblatt veröffentlicht wird, gilt für den Richter als Gesetz, die Legitimation des Gesetzgebers hat er nicht nachzuprüfen. Ohne diese kühne und sehr anfechtbare Interpretation wäre es nicht möglich gewesen, die Amnestieverordnung in der Rechtspflege zur Durchführung zu bringen. Regierungsrat Dr. von Volkmann und ich haben in einer Kritik der „Rechtsverordnungen des Rates der Volksbeauftragten vom 12. November 1918" von staatsrechtlichen Erwägungen aus die Revolutionsgesetze als rechtsunverbindlich erklärt, und die Mehrzahl der Juristen dürfte sich dieser Auffassung anschließen. Sind hiernach die Grundlagen des Revolutionsnomismus äußerst schwankend, so wäre es Pflicht der neuen Gesetzgeber, nicht solche Gesetze zu schaffen, die das gesamte bürgerliche Leben der Zukunft, dessen Gestaltung dem verschleierten Bild von Sais gleicht, entscheidend beeinflussen. Geschieht es dennoch, dann muß die Rechtspflege unbedingt fordern, daß Form und Inhalt des Gesetzesausdruckes klar sind und den Erfordernissen der Wissenschaft in jeder Richtung genügen. Eine wissenschaftliche Prüfung des Revolutionsnomismus auf Herz und Nieren zeigt uns das traurige Bild bedenklichster Gesetzesstümperei *), und mit dieser Kritik stehe ich nicht allein; als Kronzeugen dafür, daß diese Kritik berechtigt ist, kann ich Rechtsanwalt

*) Man vergleiche die Luftfahrtordnung, wo ein Reichsamt ein anderes einsetzt. War es außerdem *nötig*, vor Schaffung *berufener* Gesetzgebungsinstanzen durch die Nationalversammlung gerade im Luftrechte eine provisorische Neuordnung zu bilden? Der Luftpostdienst Berlin—Weimar käme ohne sie aus! Das Gleiche gilt von der Siedelungsordnung und der „vorläufigen Landarbeitsordnung", die gesetzestechnisch durch ihren Schlußsatz I zum Monstrum geworden ist.

Dr. Heinemann, der ein ebenso scharfsinniger Jurist ist wie er von der Bedeutung des Sozialismus überzeugt ist, anrufen. In einem Vortrag über das Tarifvertragsrecht entblätterte er eine im Reichsarbeitsamt gezüchtete Blume, die Tarifvertragsverordnung vom 23. Dezember 1918. Heinemann erkannte zunächst an, daß § 1 Absatz 1 der Verordnung folgerichtig Vereinigungen von Arbeitnehmern und Vereinigungen von Arbeitgebern bzw. einzelne Arbeitgeber als vertragschließende Teile aufführt. Arbeitnehmervereinigungen auf der einen Seite, die einzelnen Arbeitgeber oder aber Arbeitgeberverbände auf der anderen Seite, sind die am Vertrag beteiligten Rechtspersönlichkeiten. Jetzt setzte sich aber in dem § 1 durch einen Absatz 2 der politische Tintenstift der Gewerkschaften, die durch das Gesetz die unorganisierte Arbeiterschaft und insbesondere die sogenannten gelben Verbände in ihren gewerkschaftlichen Interessenbann ziehen wollen in Bewegung, und so schuf man den Absatz 2:

> „Beteiligte Personen im Sinne des Absatzes 1 sind Arbeitgeber und Arbeitnehmer, die Vertragsparteien des Tarifvertrages oder Mitglieder der vertragschließenden Vereinigungen sind oder bei Abschluß des Arbeitsvertrags gewesen sind oder die den Arbeitsvertrag unter Berufung auf den Tarifvertrag abgeschlossen haben"

Ein stilistisches Wortungeheuer. Was war der Sinn? Heinemann faßt ihn dahin zusammen, daß man alle Personen binden will, die zur Zeit des Abschlusses des Tarifvertrages gebunden waren, also insbesondere diejenigen, die als sogenannte Tarifbrüchige den Boden des Tarifvertrages verlassen haben oder die sich nicht gewerkschaftlich organisiert haben. Was man will, hat man aber nicht normiert! Es kehrt hierbei ein gesetzgeberischer Gedanke wieder, wie wir ihn in der Zwangswirtschaft in der Verordnung über Speisefette hatten, als man diejenigen Landwirte den Molkereien zwangsweise wieder zuführte, die bis zum 1. August 1914 Mitglieder von Molkereien gewesen und nach diesem Zeitpunkt ausgetreten waren. Man hatte sich praktisch an diese Verordnung halten können; dann hätte der Laie und Jurist gewußt, was gemeint ist! —

Die Tendenz gegen nichtgewerkschaftliche Kreise bestimmte auch die Fassung des § 2, wonach das Reichsarbeitsamt Tarifverträge für allgemein verbindlich erklären kann, die für die Gestaltung der Arbeitsbedingungen des Berufskreises in dem Tarifgebiet überwiegende Bedeutung erlangt haben. Die Gewerkschaft, welche in einem bestimmten Berufskreis am stärksten organisiert ist, wie z. B. die freien Gewerkschaften in den Metallarbeiterverbänden, gewinnt dadurch gegenüber den anderen Organisationen sowie den nicht organisierten Arbeitern mit Hilfe des Reichsarbeitsamtes erheblich an Macht. Sie allein beherrscht dann den Berufskreis, ein organisatorisch nicht zu unterschätzender Vorteil. Aber hier hat man wieder die Parteitendenz schalten lassen und die notwendige Rechtsklarheit übersehen.

Mit Recht wird der Richter es ablehnen, wie Heinemann ausführte, sich der Entscheidung des Reichsarbeitsamtes zu unterwerfen, ob bestimmte Tarifverträge für die Gestaltung der Arbeitsbedingungen des Berufskreises in dem Tarifgebiete „überwiegende Bedeutung" gewonnen haben. Er bildet sich sein eigenes Urteil, das von dem des Reichsarbeitsamtes abweichen kann. Die Folge wäre die bekannte Divergenz zwischen Verwaltung und Justiz, wie wir sie auf dem Gebiete der Kriegsverordnungen so oft beobachtet haben.

Wer das Gesetz verfolgt, wird noch weitere sprachliche wie formelle Bedenken finden und der Heinemannschen Kritik zustimmen können, daß gerade das Gegenteil durch diese Notverordnung, die eine neue Entwicklungsperiode für das Arbeitsrecht einleiten will, erreicht ist, denn das Streikbrechertum, das man bekämpfen wollte, begünstigt die Verordnung. Der Schmutzkonkurrenz sind den Arbeitskollegen des Tarifes gegenüber Tür und Tor geöffnet. Kein unorganisierter Arbeiter braucht sich dem Tarifvertrag zu unterwerfen. Von gewerkschaftlicher Seite wurde dagegen ausgeführt, daß man ein vollkommenes Gesetz gar nicht schaffen wollte; sondern weil das Bedürfnis zur gesetzlichen Festlegung, zur Festsetzung der Unabdingbarkeit gewisser Tarifverträge vorgelegen habe, sei man dazu übergegangen, einige grundlegende Bestimmungen zu geben und den Ausbau eines gesetzlichen Tarifvertragsrechtes dem freien Wirken der Gewerkschaftsorganisationen zu überlassen. Nach den gewerkschaftlichen Erfahrungen mit der Notverordnung werde man später leichter ein vollendetes Arbeitsgrundgesetz schaffen können. Wie weit diese gewerkschaftlichen Erwägungen auf Grund der gegenwärtigen wirtschaftspolitischen Lage, wo bekanntlich wilde Arbeiter- und Soldatenräte die straffe Zucht der Gewerkschaften durchbrochen haben, berechtigt sind, sei hier nicht weiter erörtert. Jedenfalls sehen wir an diesem Beispiel, das sich

durch weitere Fälle bei kritischer Beleuchtung der wirtschaftlichen Tendenzen einzelner Revolutionsverordnungen vermehren ließe, daß der Revolutionsnomismus sich durch eine ganz einseitige Betrachtung von Recht und Wirtschaft unterscheidet von der Gesetzgebungsübung der Kriegs- und Friedenszeit vor dem 9. November. Dadurch wird aber der Revolutionsnomismus zur Krankheitserscheinung; das Recht ist nicht mehr im Hegelschen Sinne der Allgemeinwille, sondern Klassenwille.

Kunstausstellung Berlin 1919.

Von

Michael Charol.

Die am 24. Juli im Moabiter Glashaus eröffnete Kunstausstellung vereinigt in ihren Räumen zum ersten Mal sämtliche heutige Kunstrichtungen. Bis auf die Novembergruppe haben sich uns schon alle in diesem Sommer in ihren eigenen Räumen vorgestellt. Die meisten Künstler sogar mit viel besseren Werken. Deshalb verdienen nur die Kunstrichtung der Novembergruppe sowie die sich aufdrängenden Vergleiche über die Kunstanschauungen der einzelnen Richtungen eine eingehende Betrachtung. Da eine solche aber mehr in ein Essay als in eine Ausstellungsrezension gehört, soll sie später gesondert vorgenommen werden. Jetzt möchte ich nur die wenigen angenehmen Eindrücke, die der Besuch dieser Räume mir hinterlassen hat, nennen.

Das Monumentalwerk Breuers, das dem Besucher durch die Aufstellung zuerst in die Augen fallen muß, scheidet die Rechte von der Linken, das Radikale von dem Konservativen so eifrig, daß der Körper Beethovens zur Linken, sein Gesicht zur Rechten gehört. Die Plastik rechts hat in Richard Langers seelenvollen Figuren einen Gipfel, der ihren sonstigen tiefen Stand um so stärker empfinden läßt. Eine angenehme Überraschung ist lediglich „Opus 60" von Lewin Funcke. Die Malerei des Vereins der Berliner Künstler hält in der großen Mehrheit der Plastik stand. Die Meister des Vereins haben natürlich ihren Wert nicht verloren. wenn sie auch nichts neues mehr geben, die Bilder Martin Brandenburgs, Hellbergers und Plontkes, die Porträts Fritz Burgers und Hans Ungers stehen in ihren Qualitäten immer noch hoch über dem meisten Erzeugnis der Moderne, während zum Beispiel, das Porträt der Frau Pastor von Heilemann den größten Teil der Aufmerksamkeit, sicher dem Objekt zu danken hat.

Die Berliner Sezession hat mit den Werken Waskes, Jaeckels, Kraußkopfs, Kohlhoffs, Heckendorfs und Fritschs wohl den interessantesten und eindruckvollsten Saal der ganzen Ausstellung zusammengestellt. Die übrigen Mitglieder waren in anderen Ausstellungen viel besser vertreten.

In der freien Sezession fällt besonders vorteilhaft Partikel. Außer ihm müssen noch Degner, Domscheit und Bondy mit seinen Stilleben erwähnt werden. Von Röhricht haben wir schon bessere Sachen gesehen. Kokoschka verfällt mit seiner Sucht anders als die anderen zu sein in die Manier schlimmster Art.

Die Plastiken der beiden Sezessionen halten sich auf der Höhe. Metzners kolossale Lessingstatue löst glänzend das schwere Problem der Monumentalität bei der Tracht des 18. Jahrhunderts. Alberts „Anbetung des Lichtes" zeigt neue Wege. Berlachs „Mann im Stock" ist in seiner monumentalen Geschlossenheit ein Prachtwerk. Gauls „Junge Bären" sprühen vor Leben. Milly Stegers „Der Unfreie" ist vollendet im Ausdruck. Renee Sintenis zeigt eine eindruckvolle Porträtbüste.

In der Novembergruppe finden wir drei alte Bekannte, die sich darin allerdings wie Erzreaktionäre ausnehmen, das sind Pechstein, der mit dem Knabenbildnis und dem Japanischen Kimono am besten vertreten ist, Caesar Klein und Hötger mit mehreren Plastiken. Von diesen drei an die Sezession eng anschließenden Meistern geht es bis in die verworrensten Labyrinte der Dada hinein, bis in die dummen Kindereien, die ein sinnlos zusammengeklebtes Rebusbild Malerei und Kunstwerk nennen.

Künstler.

Max Pallenberg.

Wir befinden uns mitten in der ödesten Posse. Die aufgezogenen Drahtfiguren der Schauspieler hüpfen auf der Bühne herum, erzählen einander den größten Blödsinn, langweilen sich und öden den intelligenteren Teil des Publikums an, zum Gaudium der übrigen Besucher. Das Haus wiehert oder gähnt. Da erscheint auf der Bühne ein Monstrum; eine Karikatur von einem Menschen: mit verkniffenen Äuglein, mit einer impertinent aufwärtsgerichteten Nase, die Oberlippe von einer Meilenlänge, der Mund zu einem Ausdruck der Frechheit, Gemeinheit und Anmaßung verkniffen. Noch ehe die kreischende Stimme dieser menschlichen Ausgeburt ertönt, wissen wir, daß vor uns eine Inkarnation aller kleinlichen menschlichen Unverträglichkeit steht. Dieses Wesen ist ein Sammelsurium von allem Unangenehmen das der menschlichen Natur zukommt, ohne den geringsten Anflug von Größe zu besitzen, die sonst allem wirklich Schlechten leicht anhaftet. An Stelle des Bösen hat es nur Bosheit, an Stelle des Hasses kennt es nur Nörgelei, statt hochmütig zu sein, ist es nur anmaßend. Und bei allen diesen Eigenschaften ist es doch keine Marionette, keine Ausgeburt der Phantasie des Possendichters, es ist ein Mensch, ein lebendiger Mensch, ein Narrenstreich der Natur, die einmal dem Menschen einen Spiegel vorhalten wollte, in dem das ganze Menschentum sich grotesk verzerrt. Dieses Menschlein hopst nun auf der Bühne herum, betrügt, schwindelt, pöbelt die Andern an, gebärdet sich auf die unverschämteste Art und Weise — und zwingt uns über ihn unbändig zu lachen. So zu lachen, daß wir vergessen müssen, daß dieser Mensch auf der Bühne eine Karikatur, im Grunde unsere eigene Karikatur ist. Doch endlich erreicht ihn die Strafe. Seine Lügen versagen. Ein Schmarotzer wird unschädlich gemacht. — Im selben Augenblick vergessen wir seine Schädlichkeit, vergessen all sein Tun und Treiben, lassen alles Vergangene vergangen sein — und bemitleiden ihn. Denn im selben Augenblick steht vor uns ein armer unschuldiger, zusammengebrochener Mensch, eine schwer leidende Kreatur, auf die wir nicht anders als voll Mitgefühl schauen können. So tief ist seine Tragik.

Ein Theatervorraum. Plötzlich stürzt ein kleiner aufgeregter Herr heran, rempelt einen andern an, beginnt zu sprechen, zu erklären, unterbricht sich, verwirrt sich, ereifert sich an eignen Worten, wird ausfallend, entschuldigt sich, klagt und jammert, braust wieder auf: ein Bild des Unzulänglichen. Wir kennen den Herrn, wir haben ihn schon tausendmal gesehen; überall im Leben: auf der Elektrischen, wenn er sich ungeschickt zum Ausgang durchwindet, im Laden, wenn er zitternd vor Ungeduld wartet, bis er drankommt, bei jedem Zwischenfall auf der Straße etwas erklärend oder dazwischensprechend. Aber noch nie sahen wir ihn in solcher Vollendung, so voll von exklusivem Leben. Hier überstürzt sich die Hast, die Nervosität, die Mitleid erheischt, überschlägt sich und wird lächerlich. Die hilflose Wut reizt zum Spott, die Verzweiflung ist zum Trotteltum geworden: ein Mensch leidet, und wir lachen. Wir müssen lachen, denn der Mensch hat sich hier, alles Erhabenen entkleidet, wir sehen in seine Seele und die menschliche Seele ist auch lächerlich.

Das ist Pallenberg im Sommer. Situationskomik? Komische Rollen? Zündende Witze? Von Rollen kann man gar nicht reden. Alle Situationen verschwinden, vertuschen sich. Die besten Witze stören nur. Nur ein Mensch steht in der Mitte einer grellen Beleuchtung, ringsum nichtssagende Puppen, und schlägt Purzelbäume: aus dem Tragischen ins Komische, aus dem Lächerlichen ins Erhabene, aus dem Grotesken ins Hilflose; und überall kommt er bis an die Peripherie, taucht bis auf den Boden der menschlichen Möglichkeiten hinab. Pallenberg im Sommer.

Russisches Bauernleben. Dumpfheit und Gemeinheit, Verbrechen und Mord und in der Mitte eine Gestalt von urchristlicher Demut und Reinheit. Ein armer Bauer, weder des Wortes noch der Gebärde mächtig, mehr lallend als sprechend, kindlich in seiner Einfalt und Güte. Die Ungerechtigkeit in jeder Gestalt empört ihn, sie erschüttert sein ganzes Wesen, wühlt ihn zutiefst auf, aber sie vermag ihn nicht zum Haß aufzustacheln. Inmitten der tiefsten Verkommenheit bleibt er wie ein leuchtender Strahl rein und edel. Eine Gestalt ergreifend und tragisch, erschütternd und erhebend. Eigentlich nur eine Episodenfigur: Akim, der Vetter des Helden, aber sie ist in den Episoden zu der Hauptrolle geworden. Ein Mensch, bei dem jedes mühsam hervorgebrachte Wort packt, bei dem jede Bewegung zu einer Seelenregung wird.

Moliere: Entzündete Augenlider, hohle Wangen, schleichender Gang, vom Fieber des Geizes geschüttelt, lächerlich und schrecklich zugleich. Nicht ein Mensch, der Repräsentant einer Menschengattung. — Oder krank: krank, wirklich krank. Nicht physisch, aber in der Phantasie: daher jedes Wort, jede Metapher immer auf den einen Punkt beziehend, auf diese eine Stelle seiner kranken Einbildung, auf seinen Körper. Er ist komisch, vielleicht zu komisch für die Begriffe des zwanzigsten Jahrhunderts, aber er ist echt für Louis XIV.

Pallenberg im Winter. Aus der schweren Tragik in die Komik hinüberreichend. Nie grotesk oder possenhaft. Stets in den Diensten des Charakters, nach allen seinen Regungen, seinen Besonderheiten suchend und sie in seltener Vollkommenheit durch die geringsten Mittel hervorbringend.

Pallenberg überhaupt: Schöpfer von Menschen die Krüppel sind. Seine sämtlichen Gestalten sind irgendwo unzureichend, sei es im Geist, im Gemüt, in der Moral, im Charakter, im Körper, im Willen, irgendwo haben sie einen Bruch, irgendwo einen Punkt, über den sie nicht hinwegkommen können. Ihr ganzes Dasein kreist um diesen einen Punkt herum. Er ist ihnen zur Manie geworden, er füllt ihr Denken und Sinnen vollständig aus und macht sie untauglich für alles übrige Leben. Sie sind nicht mehr fähig, vollwertige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu sein, und wenn sie im übrigen auch himmmelhoch über ihr stehen. Darin liegt ihre Tragik und ihre Komik zugleich. Ihre Tragik als Leidende; ihre Komik, da sie ihre Ausgeschlossensein nicht begreifen und sich weiter zwischen den Menschen lächerlich ausnehmen.

Diese blitzschnellen Übergänge aus der bewußten oder meistens unbewußten Komik in die Tragik eines geschlagenen Tieres, diese Verknüpfung der beiden im selben Augenblick, das ist das große Talent Pallenbergs, das in gleichem Maße wohl kein anderer deutscher Schauspieler besitzt. Wir sind jetzt an seine Kunst so gewöhnt, wir begreifen seine geringsten Regungen, so gut, daß es uns unverständlich erscheint, wie dieser Tragikomiker jahrelang an einer kleinen Wiener Bühne vergebens um Verständigung gerungen hat. Unbegreiflich ist es, daß Pallenberg sich den Berlinern 1912 als Operettenkomiker am Nollendorfplatz vorstellen mußte. — Oder war er früher blos Komiker, hat vielleicht erst sein Entdecker Max Reinhardt die in ihm schlummernden tragischen Talente voll zur Entwicklung gebracht? Sollte dies der Fall sein, so müßte er auch dafür sorgen, daß sein Pflegekind endlich die Clownerien der früheren Jahre abtue. Sie sind oft so stark, daß sie einem feinfühligeren Zuschauer die Wirkung eines ganzen Abends verderben können und Pallenberg stellenweise zu einer Virtuosität des Burlesken-Exzentrikers herabwürdigen.

Aus dem Tagebuch eines Soldaten.

Leben und Leiden im Lazarett.

Von **Karl Fischer.**

Oktober 1917.

Das Krankenautomobil fährt, fährt . . . .

Ich liege im Wagen auf der Bahre und in mir frißt das Fieber.

Und das Automobil fährt, fährt, aber ich kann mich nicht zurechtfinden. Die Gedanken entgleiten mir, und mein Gehirn ist leer und schwer.

Die Lider liegen auf den Augen, und meine Kräfte sind zu klein, um diese Lasten von den Augen zu heben. Nur für Sekunden gelingt es. Dann ist wieder alles dunkel und ohne Gedanken.

In einer Ecke des Wagens sitzt jemand. Ein Soldat, ein Wärter wohl, ich weiß es nicht. Alles schmerzt, verschwimmt in Leid und Leere.

Und das Fieber frißt in mir, und es ist wie ein Feuer, das nichts vergißt und nichts verschont.

Plötzlich stoppt das Auto und steht.

Um mich ist es wie ein Schreien. Vielleicht eine Schar Kinder auf der Straße. Vielleicht ein Straßenbahnwagen, der mit solcher Wucht gebremst wird, daß es über die Stahlschienen schrillt, und der nun dem Auto im Weg steht.

Ich weiß es nicht! — Ich liege nur und leide! — Nach einer Weile — ich weiß die Zeit nicht zu schätzen, zählt sie nach Stunden, sind es Minuten? — wieder halt. Man hebt mich aus dem Wagen und bringt mich mit der Bahre in ein Haus. Sekundenlanges Augenaufschlagen, und ich sehe ein paar Bäume, Büsche; und Kranke in langen, blau-weiß gestreiften Lazarettmänteln.

Und in mir frißt das Fieber wie ein Feuer mit steil auflodernder Flamme.

Und ganz plötzlich, nach langer Zeit zum ersten Mal, wieder zusammenhängende Gedanken, ganz klar, ganz groß gewissermaßen: Jetzt schlagen die Flammen über dem Haus zusammen!

Ich hab' es wie Knistern und Krachen im Ohr. Dann kommt eine Stille über mich, die taub ist, wie der Tod und grausig, wie das Grab!

Am nächsten Tag schiebt sich langsam die ungeheure Schwere von mir. Ich kann wieder die Augen gebrauchen, und im Gehirn ordnen sich die Gedanken.

Ich liege in einem kleinen Raum mit hohen, breiten Fenstern. Da sind noch zwei Betten, in einer Ecke ein Ofen, wie ein massiges, auf die Erde gewuchtetes, schwarzes Kanonenrohr.

Der Herbst ist herbe, und es wird geheizt. Kranke, deren Kräfte tüchtig genug sind zu dieser Tätigkeit, schütten aus einem großen Kasten Kohlen in den Schlund des Ofens, daß es nur so prasselt, und die Tür des Ofens wird mit einer Wucht zugeschmissen, daß es mich schreckt wie Schüsse. Ich bin noch nicht ganz zu Hause im Hirn, und Erkenntnisse, Unterscheidungen fallen mir noch schwer.

Aus meinem Zimmer geht es durch eine Glastür in einen Saal mit vielen Betten. Da ist es sehr laut und lärmend von den vielen Soldaten, die abends Mundharmonika spielen und sentimentale Lieder singen.

Über jedem Bett eine kleine, viereckige schwarze Tafel, die Buchführung des Lazaretts, auf die alle Liebe verwendet wird. Alltäglich kommt ein Unteroffizier mit einem in weiße Farbe getauchten Pinsel und malt sorgfältig und sicher auf der schwarzen Tafel. Da steht der Name des Kranken und seine Krankheit, wann eingeliefert und von wo, Truppenteil und Charge, ob und wie lange man das Bett verlassen darf und welche Nahrungsmittel man zu erhalten hat. Darunter von weiterem weißen Papier liest man so recht eigentlich erst das Leiden des Menschen ab, der unter dem Plakat im Bett liegt. Da ist die Fieberkurve aufgezeichnet. Immer vier Wochen umspannt solch ein Blatt. Ach, mir wurden viele, viele Blätter von der Schwester vollgeschrieben.

Um zehn Uhr vormittags kommt der Sanitätsrat Dr. Wolffohn zu den Kranken. Sein Name leuchtet durch alle Dunkelheiten des Krieges und ist lebendig in der Dankbarkeit aller Soldaten, die seine Treue, Fürsorge und Gewissenhaftigkeit segnen. Er ist einer der wenigen Ärzte, die in diesem Kriege nicht versagt haben. Sein Herz hing an seinen Soldaten und er war niemals gleichgültig, rücksichtslos und roh, wie so viele Ärzte den „Nur" Soldaten gegenüber. Ein Schandmal und eine Schmach für die deutschen Ärzte, gleich jener andern Schande so vieler „Sanitäter", die, bevor sie Verwundete vom Schlachtfeld auf die Bahre legten, mit der Brutalität von Bestien und gleich Scheusalen, die die Hölle ausgeschieden, nach Geld und Gold der halb Leblosen und unendlich Leidenden gierten, Ringe von den Fingern und Uhren aus den Taschen rissen.

Und mit dem „Sani", wie die Soldaten den Sanitätsrat mit gutmütigem Spott nannten, war auf unserer Station ein Labsal für die Leiden der Kranken, ihr Stab und Stütze Schwester Bertha. Trotz ungeheurer Arbeitslast, unter der viele Andere wie gelähmt jede Lust am Leben und jeden Sinn für die Sorge um die Soldaten verloren hätten, war dieses Mädchen stets freundlich, immer ein halbes Lächeln auf den Lippen, hohe Freude in den Augen, helfen zu können und mit teil zu haben an der Heilung der Hilflosen. Am frühen Morgen kam sie mit Waschschüssel und Schwamm zu den Schwerkranken und wusch so behutsam die blassen Gesichter und die fieberflackernden Augen; und Tätigkeit reihte sich an Tätigkeit den ganzen langen Tag, und am Abend hatte sie noch Laune und Lust, mit den Kranken im großen Saal Unterhaltungs- und Gesellschaftsspiele zu spielen. Hellauf klang da ihr Lachen, und die Kranken waren froh und glücklich darüber, und der Schwester Heiterkeit half auch denen, die noch im Bett liegen mußten und sich an diesen Späßen und Spielen noch nicht beteiligen durften. In ihrer kargen freien Zeit aber lernte sie die Laute zur Zerstreuung der Mühseligen und Beladenen, die ihrer Pflege anvertraut waren.

Indessen, es war dafür gesorgt, daß die „Kerle" nicht übermütig wurden und die „Bäume" (diese Bäume im Lazarett!) nicht in den Himmel wuchsen.

Mein Gott, was war und wertete denn so ein Soldat?! Ein Stück Menschenfleisch, das auf dem Altar des Vaterlandes geopfert wurde. Sonst hatte er die Schnauze zu halten.

So dachte auch der Chef des Lazaretts, Oberstabsarzt Dr. Casper. Der Mann ist jetzt tot. Aber nicht das verlogene: de mortuis nil nisi bene! soll hier stehen, sondern das aufrechte: de mortuis nil nisi verum!

Im klotzigen Kasernen- und Kommißton, wie man ihn an dieser Stätte, wo Menschen auf Leben und Tod liegen, nicht für möglich halten sollte, kommandierte er durch das Lazarett. Mit ärztlicher Kunst kaum in Berührung und von ärztlicher Wissenschaft wenig beschwert — sein eigentliches Fach war Zahnheilkunde — hielt er Drill und Disziplin für das Höchste, die Heilung der Soldaten aber schien ihm mit dem Lazarett nur oberflächlich und nebensächlich zu tun zu haben. Mit seinem Feldwebel, den die Soldaten Lieschen nannten, und mit dem Sergeanten, einem von der grobschlächtigsten Sorte, schüttete er immer neue Schikane auf die Kranken aus. Wehrlos konnte man die Wut nur still hinunterwürgen. Was das heißt und wie viel es für die Heilung wertet, weiß jeder Laie.

Wenn Herr Oberstabsarzt Revisionsgang durch das Lazarett machten — dieses Geschenk wurde uns in jeder Woche drei bis vier Mal beschecrt — mußte, betrat der Gewaltige den Saal, der Stubenälteste „melden". War der gerade nicht vorhanden und auch der Stellvertreter verhindert, forderte der Chef von der diensttuenden Schwester, daß sie vor ihn hintrat, die Knochen zusammengerissen, und mit lauter Stimme kündete: Saal I. Belegt mit 2 Unteroffizieren, 3 Gefreiten und 22 Mann! Die Kranken aber hatten in dienstlich-strammer Haltung rechts neben ihren Betten zu stehn. Wer noch im Bette bleiben mußte, für den war Befehl, die Hände lang ausgestreckt auf die Bettdecke gelegt, den Kopf ein wenig gehoben, den Chef scharf anzublicken. Prüfend schaute er sie an, nicht auf Aussehen, Farbe und Frische, das kam nur manchmal so ganz nebenbei, gewissermaßen im Relativsatz, sondern ob die Bänder am Kragen des Lazarettrocks zur Schleife geschlungen waren. Widrigenfalls drei Tage Kasten! Die Nachttische neben den Betten mußten genau ausgerichtet in einer geraden Reihe stehen. Übertretung drei Tage Kasten! Und er war Kenner und Kundiger in dieser Frontbesichtigung. Die Pantoffeln und Morgenschuhe unter dem Bett hatten gleichfalls in Reih und Richtung zu sein neben dem einen Fuß des Bettes und zwar da, wo der Stuhl stand. Widrigenfalls drei Tage Kasten!

Von seinen vielen bodenlosen Bestimmungen und Befehlen nur einen, den besten und bodenlosesten. „Wenn der Oberstabsarzt, der Ober-Lazarett-Inspektor, oder sonst ein höherer Vorgesetzter das Lazarett während einer Mahlzeit betritt, ist der Kaukt während dieser Zeit zu unterbrechen! Ich habe diesen Paragraphen immer für unvollständig gehalten und mir fehlte ein Fingerzeig dafür, was während so hohen Besuchs mit einem andern Akt zu geschehen hat, den bettlägrige Kranke auf dem — Stechbecken zu absolvieren pflegen!

Allzu rüstig in diesen Rüpeleien und Rohheiten, war der Oberstabsarzt aber auch die große Gefahr für die Kranken. Eines Tages wurde ein Flieger eingeliefert. Tiefe Augen schwarz umrändert, hohle Backen, bellender Husten. Der „Sani" war schon fort, der Chef hatte gerade Revisionsgang. Schwer röchelnd und apathisch lag der Mann da. Der Oberstabsarzt trat an sein Bett und jagte den Unglücklichen sofort vom Lager, weil seine Stiefel nicht vorschriftsmäßig standen. Dann ließ er ihn noch einmal aufstehn. Herr Oberstabsarzt untersuchten. „Ich kann nichts finden!" prophezeite er schließlich wie ein Papst. In der Nacht bekam der Kranke schweren Blutsturz, und nach vier Wochen legten sie ihn in den Sarg.

Für „außerordentliche" Fälle, die sich am Nachmittag oder am Abend finden konnten, war ein „junger Mann" da. Man behauptete, er habe noch nicht mal das Physikum hinter sich. Intimus vom Chef. Der Karbolfähnrich hieß er im Lazarett. Der hatte unter anderem auch den Ausgang der Patienten zu prüfen. Und das gestaltete sich so: Im Flur des Verwaltungsgebäudes mußten die antreten, die für ein paar Stunden aus den Fesseln in die Freiheit durften. Der Sergeant kommandierte: Stillgestanden! Dann kam er und mit ihm das Kommando: Mützen ab! Wer den Scheitel nicht gerade gezogen hatte, blieb zu Haus. Zweites Kommando: Hände ausstrecken! Wer nicht reine Fingernägel vorwies, drei Tage Kasten! Und war er sehr gut gelaunt, der Herr Karbolfähnrich, dann ließ er auch die Stiefel ausziehn, um die Füße auf Sauberkeit zu besehn!

An den Betten der Kranken, sein liebes Gesicht leuchtete uns immer nachmittags um fünf Uhr, freche Fragen, dümmste Diagnose, Untersuchungen, die weh taten und keinen Wert hatten. Schwester Bertha aber hatte vom Sanitätsrat den Befehl erhalten, niemals zu befolgen, was dieser Wunderdoktor wollte.

Nach drei Monaten verließ ich das Lazarett.

Mit achtzehn Pfund Zunahme platzte ich fast aus der Uniform. Das dankte ich der Pflege des Sanitätsrats, das war der Segen der Sorgfalt von Schwester Bertha.

Neue Bücher.

Martin. Ein Roman von Ludwig Beil. (S. Fischer, Verlag, Berlin).

Unsere Romane sind oft Fabrikware der Unterhaltung, manchmal kunstgewerbliche Produkte von feinerem Gepräge. Daß der Roman ein organisch entstandenes Werk, Niederschlag lebendiger Persönlichkeit ohne alle Nebenabsichten sein kann, ist fast vergessen. Beils Buch, Erstling eines jungen Schriftstellers, hat die geschlossene Selbstverständlichkeit einer Blume oder einer Muschel oder eines wilden jungen Tieres. Zwar Brausen, Gährung, Sprung, aber keinerlei Willkür. Autobiographisches mag genug darin sein, aber wie fern von Selbstbespiegelung. Fern auch von aller Psychologie des bekannten Entwicklungsromans, den unsere Reifen uns in hinreichenden Varianten geschenkt haben. Leuchtende Kraft: Erlebnis, Gedanken, Eindruck und Erkenntnis in Bildern aufsprühen zu lassen, gibt dem Inhalt und der Form des Werkes Einmaligkeit, Charakter. Es spricht, nicht gleichermaßen deutlich, aber gleichermaßen eindringlich und hinreißend, zu den Reichen wie zu den Armen im Geiste. Was kommt denn viel besonderes darin vor? Ein Jünglingsleben, aus humorvoller Unzulänglichkeit pfahlbürgerlichen Familienkreises ausschweifend in die schäumenden, tragenden und im Wirbel verschlingenden Wellenkreise des großen Stromes, dem jeder unbewußt als Tropfen dient. Viel Haß gegen behaglich-bequeme Scheinwerte, tötliche Macht der Sinne, des Fetischdienstes am Gelde, aber Haß des Wertvollen gegen das Gemeine, und nicht Anklagen zeugend, sondern strenge Forderung ans eigene Ich, Bekenntnis zum Ich, zum eingeborenen Gesetz, das nur der Starke in sich hat. Aber beileibe nichts Dozierendes; jede Zeile ist ein Blick in die Welt, farbige Anschauung, hat Wirklichkeitssinn und sinnvolles Wirken. Mit Beils Augen sieht sich vieles ganz neu an; aber das ist nicht die Originalitätshascherei des Feuilletonisten, sondern die gleichzeitig fremd und vertraut klingende Sprache eines, der alle Zusammenhänge und -Klänge mit ungemeiner Empfindlichkeit von Grund auf verspürt und zu Worten geformt hat. Daß an dieser Empfindlichkeit, an der gemeinen Fratze des Lebens, der Held zugrunde geht, das werte man weder als schön noch häßlich. Es ist so sehr Märchen und so sehr Wirklichkeit, wie sein Werden und Wachsen, und des auflodernden Feuerwerks schwarzer Schlußpunkt.

Oswald Pander.

Nachdruck nur mit vollständiger Quellenangabe erlaubt.

Von der Entwurfs- und Modellmesse in Leipzig.

Die Entwurfs- und Modellmesse in Leipzig, welche in Verbindung mit der diesjährigen Frühjahrs-Mustermesse erstmalig als Versuch stattfand, soll bekanntlich weiter ausgebaut werden. Die nächste Entwurfs- und Modellmesse wird zur Herbst-Mustermesse (vom 31. August bis 6. September) im Festsaal und auf der Diele des neuen Rathauses abgehalten werden. Die auszustellenden Gegenstände unterliegen der Beurteilung durch eine zentrale Jury in Leipzig. Künftig erfolgt die Prüfung durch örtliche Aufnahmeausschüsse in den einzelnen Kunstzentren Deutschlands. Folgende Künstler haben sich bisher bereit erklärt, sich als Juroren zu betätigen: Professor Peter Behrens, Neubabelsberg b. Berlin, Professor Bruno Paul, Berlin, Professor K. Groß, Dresden, Professor Menzel, Dresden, Erich Gruner, Leipzig, Stadtbaurat Bühring, Leipzig, Professor Bernhard Pankok, Stuttgart, Professor Adelbert Niemeyer, München, Professor Richard Riemerschmid, Pasing b. München, Professor Gropius, Weimar.

Die auszustellenden Entwürfe müssen spätestens am 16. August beim Meßamt in Leipzig eingehen.

verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin.
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

Tägliche Weltſtimme iſt die politiſche Zeitung des nachdenkenden Menſchen, denn ſie verhilft zum objektiven Urteil. Ohne ſich in den Kampf der Meinungen zu miſchen, bringt ſie täglich vormittags eine unparteiiſche Wiedergabe der Tagespreſſe des In- und Auslandes. Politiſche und wirtſchaftliche, kulturelle und ſoziale Zeitſchriften werden berückſichtigt. Die Meinungen der verſchiedenen Parteien zu den Fragen des Tages werden einander gegenübergeſtellt und dadurch klare, nicht parteipolitiſch befangene Ueberſicht ermöglicht. Jedem Gerechtdenkenden iſt die Tägliche Weltſtimme die notwendige Ergänzung ſeiner Parteizeitung.

Annahme für Vorwetten.

Rennen zu

Hannover 3., 5. u. 7. August
München-Riem 3. August

Trabrennen zu

Hamburg-Farmsen 3.u.6.August

Annahme von Vorwetten für Berlin bei persönlich erteilten Aufträgen bis 3 Stunden vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 6¾ Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9 (Eingang Innsbrucker Str. 58)
Oranienburger Str. 48/49 a. d. Friedrichstraße
Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)
Potsdamer Str. 23a.
Neukölln, Bergstraße 43

und an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim

Leipziger Str. 132	Königstraße 31/32
Nollendorfplatz 7	Unter den Linden 14
Planufer 24	Friedrichstraße 83
Tauentzienstr. 12 a	Moritzplatz
Rathenower Str. 3	Rosenthaler Straße.

Für briefliche und telegraphische Aufträge Annahme bis 3 Stunden vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

Soeben erschien
das neueste Werk des berühmten jiddischen
DICHTERS SCHALOM ALECHEM

Die erste jüdische Republik

Preis Mk. 5.—, geb. Mk. 7.50

Dieses von Humor, Satire und tieferer Bedeutung sinnvoll durchtränkte neue Buch des berühmten jiddischen Dichters ist eines der fesselndsten und erfrischend heiteren Werke utopischer Erzählungskunst

Durch jede Buchhandlung erhältlich oder durch
Oesterheld & Co. Verlag / Berlin W

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II - Berlin NW. 87, Reuchlinstraße - Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten, und Erweiterungsbauten von Gasanstalten für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.

Sämtliche Ausrüstungsteile für Ofen mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.

Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.

Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.

Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.

Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.

Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.

Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.

Geräte und Werkzeuge.

Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.

Triebwerke.

Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Wasserwerken und Kanalisationen,

Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

Nummer 23 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft
Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Enthüllungen von J. Frank
Streikversicherung von Otto Windmüller
Gewinnbeteiligung der Arbeiter von Finanzamtmann Dr. Jäger
Nietzsche — und wie er mißbraucht wird von Dr. Siegfried Seelig
Max von Schillings
Deutsche Kleinstaaterei von Karl Fischer
Die Versorgung der Kriegsbeschädigten im Offiziersrange von Dr. Rudolf Weyrich
Mehr Rohstoffe von L. Brainich
Theater

Erscheint jede Woche * Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co
BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Rampe-Stube 1918

Friedrichstr. 169 (frühere Volksstube)

Feine Liköre * Edelbranntweine * Seltene Weine
Schaumweine * Champagner * Eisgetränke

Die Zeitschrift sachlicher und loyaler Politik

DIE DEUTSCHE NATION

EINE ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK

Bezugspreise:

Abonnement: vierteljährlich 3 Hefte 4.— Mark
Jahrespreis 15 Mark :: Einzelpreis des Heftes 1.50 Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, Bahnhofs-Verkaufsstellen und Kioske, sowie durch den Verlag selbst

VERLAG DIE DEUTSCHE NATION
(Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H., Sonder-Konto)
CHARLOTTENBURG, SCHILLERSTRASSE 119

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 9. August. Nummer 23.

Enthüllungen.

Von J. Frank.

„Es rast der See, er will sein Opfer haben." Es ist leicht, nachträglich zu rasen, nachträglich zum Rasen zu bringen. Das Volk hat noch immer sein Opfer gefordert, wenn es rasend wurde. Denn nichts verträgt das Volk schwerer als eine Demütigung seines Stolzes. Das ist eine alte Geschichte, wir sind nur das neueste Beispiel dafür, weiter nichts. Wie hat man bei uns hämisch gelacht, als die Franzosen Bazaine für den verlorenen Krieg von 70 zur Verantwortung zogen! Natürlich sie brauchten eben einen Sündenbock, drum suchten sie sich einen, so klang damals die politische Weisheit unserer Bierbankphilosophen. Wenn wir gerecht denken, müssen wir eingestehen, daß wir heute auch nach Schuldigen suchen, eben deshalb weil wir Schuldige brauchen. Wir können die Demütigung des verlorenen Krieges eben nicht verwinden. Darum erhebt sich der Ruf: „Wer ist Schuld daran? Ans Kreuz mit ihnen!" Es ist recht und gut, daß man diejenigen, die damals die Verantwortung hatten, zur Verantwortung zieht. Aber vergessen wir das eine nicht, daß nicht so sehr Personen die Schuld an unserem heutigen Elend tragen, — denn was immer für Männer an den verantwortlichen Stellen gestanden, sie hätten es auch nicht anders gemacht — sondern daß das System die Schuld daran trägt, das System, das so jämmerlich zusammenbrach. Und wenn wir bei unserer rasenden Jagd nach den Schuldigen noch klar zu sehen und zu urteilen vermögen, so müssen wir uns doch eingestehen, daß für das System nicht nur die verantwortlich waren, die es jeweils repräsentierten, sondern wir alle, das ganze Volk, weil wir es stillschweigend ertrugen. Auch wir haben das System gestützt bis zum letzten Tage — das ganze Volk in seiner erdrückenden Mehrheit, nur wenige Klarsichtige ausgenommen — wir haben es für unfehlbar gehalten, für unüberwindbar. Darum sind und bleiben wir mitschuldig. Wir wären von Mitschuld nur freizusprechen, wenn wir dieses System zu einer Zeit gebrochen hätten, wo es noch in seiner vollen Scheinherrlichkeit dastand. Aber seien wir ehrlich, haben wir damals eine Hand erhoben, haben wir es auch nur versucht? Nein, wir haben auf dieses System gebaut, von ihm uns den Sieg und eine herrliche Zukunft erhofft. Denken wir gerecht und erinnern wir uns, daß auch ein Vertreter dieses zusammengebrochenen Systems, der Staatssekretär Kühlmann, im Reichstag einmal das Wort sprach: Dieser Krieg könne nicht durch Waffengewalt allein entschieden werden. Seien wir gerecht und erinnern wir uns, wie wir da uns entrüsteten und fanatisch schrien: „Hinweg mit ihm!" Ja, unsere an Siegesposaunen gewöhnten Ohren glaubten solch düsteren Prophezeiungen nicht. Wollten nicht glauben. Tun wir nicht so, als wenn es uns mit unserer frühzeitigen Friedensliebe ernst gewesen wäre. Wäre es uns ernst gewesen, so hätten wir nur dieses friedensfeindliche System vom Allmachtsthron stürzen brauchen. Tun wir nicht so entrüstet! Hätten wir den Krieg gewonnen, würde dann jemand allen Ernstes nach einem Schuldigen gerufen haben, nur weil der Krieg nicht 17, sondern erst 19 zu Ende ging, nur weil der Welt dann Millionen Hekatomben erspart geblieben wären? Niemand würde nach einem Opfer suchen, niemand ein Anathema schreien, alle würden weiter im Siegestaumel das mörderische System stützen, wie es die Entente-Völker noch heute tun. Gewiß gehören wirklich Schuldige vor einen Staatsgerichtshof, aber vergessen wir, wenn wir den Stab über sie brechen, nie, daß wir Grund haben, uns selbst anzuklagen, uns selbst reuig auf die Brust zu schlagen.

Aber es ist nicht bloß leicht, nachträglich zu rasen, es ist auch leicht, nachträglich zum Rasen zu bringen. Das gilt unserer Regierung. Sie nennt sich eine wahre Volksregierung, der es ernst ist mit dem Wohle des Volkes. Wir wollen glauben, daß es ihr ernst ist. Wir wollen glauben, daß sie aus dem Zusammenbruch des alten Systems gelernt hat, wie man ein Volk nicht führen darf. Aber sie muß sich immer bewußt bleiben, daß sie damit das Vaterland

noch nicht gerettet hat, daß sie die Regierenden von einst auf die Anklagebank schleppt. Es ist ihre Pflicht, das zu tun, um endlich das Licht der Wahrheit in das traurige Dunkel der Vergangenheit zu tragen. Aber sie vergesse nicht, daß es leicht ist, billige Lorbeeren zu ernten aus der Preisgabe alter Sünden. Sie hat unser Vertrauen noch nicht dadurch, daß sie alte Sünden in die Welt hinausposaunt, sie wird erst unser Vertrauen haben, wenn sie uns durch die Tat beweist, daß sie in nichts die volkstrügerischen Wege von einst einschlagen wird. Darum verweile sie nicht allzu sehr bei den Sünden der Vergangenheit, die ja doch nicht mehr gutzumachen sind — sie illustriert und bekräftigt damit ja nur die Lüge der Entente von unserer alleinigen Schuld — sondern trete schleunigst und entschlossen den helleren Weg in die Zukunft an!

Streikversicherung.

Von **Otto Windmüller.**

Der Gedanke einer Versicherung der Fabrikanten, Landwirte, Bauunternehmer und sonstigen Arbeitgeber, bei welchen die Gefahr besteht, durch Streiks eine Störung des regelmäßigen Geschäftsbetriebes und eine Schädigung in ihrem Einkommen zu erleiden, ist wohl nie größer gewesen, als in der Jetztzeit. Welcher Arbeitgeber wäre wohl ohne diese Gefahr? Und welcher Arbeitgeber möchte diese Gefahr nicht möglichst von sich abhalten und bei Eintritt entschädigt sein?

Von versicherungstechnischem Gesichtspunkte aus erscheint eine solche Versicherung durchaus möglich.

Eine große Anzahl meist äußerst kapitalkräftiger Versicherungslustiger, die auch selbst gegen hohe Prämien nicht abgeneigt sind; eine langjährige Streikstatistik; die Möglichkeit genauer Schadenfeststellung bei Einsichtnahme in die Lohn- und Betriebsverhältnisse der versicherten Unternehmungen; andererseits die nicht sehr große Wahrscheinlichkeit eines Schadeneintritts bei normalen Verhältnissen; das sind alles Momente, die für die Streikversicherung sprechen.

Bekanntlich neigt man zum Abschluß einer Versicherung immer dann, wenn man einen Schaden erlitten hat, oder mit offenen Augen sieht, daß man von Schaden bedroht wird. Dieser Zeitpunkt ist aber bezüglich der Streikversicherung mehr denn je.

Volkswirtschaftlich betrachtet, bedeutet die Streikversicherung für jeden Arbeitgeber eine nicht zu unterschätzende Unterstützung nach einem Streikausbruch. Vorläufer einer Streikversicherung befinden sich daher bereits in Deutschland. Dies sind jedoch nur Vereinigungen von Arbeitgebern, die sich gegenseitig bei Streiks wirtschaftlich unterstützen wollen, aber keine formellen Versicherungsvereine oder Versicherungsgesellschaften, die die Streikversicherung betreiben.

Es empfiehlt sich, daß die vorhandenen Versicherungsgesellschaften baldigst zu ihren bestehenden Versicherungszweigen die Streikversicherung aufnehmen oder neue besondere Versicherungsgesellschaften zu diesem Behufe gegründet werden, denn die Jetztzeit wird die geeignetste zur Aufnahme des Geschäfts sein.

Als Grundprinzipien der Abschlüsse dürften folgende Punkte zu beachten sein:

Prämien je nach der Lohnsumme und Zahl der Arbeiter und Angestellten bezw. Beamten, letztere müßten zeitgemäß alle mitversichert sein. Schadenersatzleistung nach dem gleichen Maßstabe für jeden in Streik getretenen Arbeiter, Angestellten und Beamten. Nur teilweiser — vielleicht die Hälfte — unter keinen Umständen voller Schadenersatz, um das Interesse an der Verhinderung eines Streiks bei den Versicherten aufrecht zu erhalten. Schadensvergütung wird nur bei unberechtigten Streiks gewährt. Die Zeitdauer kann begrenzt bezw. unbegrenzt sein, d. h. die Länge der einzelnen Streiks: z. B. bis zu 30 oder 40 Tagen, darüber hinaus tritt dann keine Schadenvergütung ein. Ist die Versicherung bezüglich der Tage unbegrenzt, ist selbstverständlich die Zahlung der Schadenvergütung auch bezüglich der Tage unbegrenzt.

Die Prüfung der Berechtigung des Streiks dürfte die schwierigste Frage bei der Streikversicherung sein, sie muß daher durch den Versicherungsvertrag — Polize — besonders verankert werden, damit unnötige Klagen vermieden werden. Die Streikberechtigungsfrage ließe sich wohl am besten durch Sachverständigen- bezw. Gemeindeausschüsse oder durch das Obmannsystem regeln.

Inwieweit eine Streikversicherung durch Reich, Staaten oder Kommunalverbände bezw. Gemeinden der privaten vorzuziehen wäre, soll hier nicht erörtert werden.

Gewinnbeteiligung der Arbeiter.

Von Finanzamtmann Dr. Jäger.

In der Zeitschrift für die freie Entfaltung des deutschen Erwerbslebens „Freie Wirtschaft" 1. Jahrgang, Heft 1, bringt Konsul S. Marx, Berlin, einen kleinen Beitrag zur Frage Vernunftgemäßer Sozialisierung. Er streift in diesem Vorschlag kurz die Frage, auf welche Weise die Herbeiführung der Beteiligung der Arbeiter an dem Werke des Unternehmers bei den Unternehmern durchführbar ist, welches in Gesellschaftsform arbeitet. Sein Vorschlag ist nicht neu für den, der sich an Ernst Abbe, den sozialistischen Menschenfreund und Begründer der L. Zeißstiftung erinnert oder an die theoretischen Ausführungen eines R. Mohl, E. Böhmert, J. St. Mill, J. Leroy-Beaulieu, Charles Robert oder an die englische Industrial Partnership denkt. Neben praktischen Versuchen in der Landwirtschaft, wie sie der bekannte Heinrich v. Thünen bereits im Jahre 1847 auf seiner Gutswirtschaft zu Tellow durchführte, sind auch Versuche im Handel und Gewerbe und in der Industrie in Frankreich, England, Amerika, Deutschland, in der Schweiz und einigen anderen Ländern bekannt. Daß Marx jetzt seinen Vorschlag zur öffentlichen Diskussion stellt, weil er ihn für geeignet hält, als Unterlage für gesetzgeberische Maßnahmen zu dienen, ohne die Kluft zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu vertiefen und ohne die Initiative des Unternehmers auszuschalten, eine Eigenschaft, die unser niedergebrochenes Wirtschaftsleben mehr als jemals gebraucht, halte ich schon für einen taktischen Fehler. Dipl.-Ing. Federmann hat schon im 3. Heft der eingangs erwähnten Zeitschrift darauf hingewiesen, daß der vorgeschlagene Weg, den Arbeitern Geschäftsanteile zu kommen zu lassen, nicht gangbar sein dürfte, weil eine langsame aber stetige Verwässerung des Kapitals der Unternehmer eintreten würde. Vor allem aber halte ich die jetzige Zeit nicht für geeignet, das alte Problem der Gewinnbeteiligung der Arbeiter aufzugreifen, weil, wie Wirminghaus mit Recht im Handwörterbuch der Staatswissenschaften betont, innerhalb der Arbeiterschaft die Geneigtheit der Unternehmer zu einem Versuch mit dem Gewinnbeteiligungssystem, die Befürchtung hervorruft, daß der Gewinnanteil nur eine dürftige Abschlagszahlung auf den ungerechterweise vorenthaltenen „Mehrwert" bedeute. Und gerade jetzt mag der Vorschlag um so mehr mit Mißtrauen aufgenommen werden, als die Sozialisierung auf dem Marsche ist, von der das Proletariat alles erwartet. Arbeiter- und menschenfreundliche Bestrebungen werden zurzeit mehr wie je erfolglos sein, so sehr auch diese Tatsache zu beklagen ist. Die Volkswirtschaftslehre, die Volkswirtschafts- und Sozialpolitik vergißt allzusehr vor lauter Theorie und Aufstellung von Gesetzen, die angeblich im Wirtschaftsleben bestehen, ebenso wie die Rechtswissenschaft, daß Menschen mit all ihren Fehlern und Vorzügen, mit all ihrem Hoffen und Streben letzten Endes Subjekt und Objekt von allem Forschen, aller wirtschaftlichen Regelung und aller Maßnahmen sind, welche zu vollkommener Glückseligkeit und allgemeiner Zufriedenheit führen sollen. Im bürgerlichen Gesetzbuch des Deutschen Reichs ist der Mensch als solcher nach seiner Sanktionierung als rechtsfähiges Wesen nach der Vollendung seiner Geburt erledigt, alles was auf den § 1 dieses Gesetzbuches folgt, sind mit wenigen Ausnahmen, Regeln und Grundsätze, die auf den Menschen als Wesen von Fleisch und Blut wenig Rücksicht nehmen; für den Volkswirtschaftler ist Kapital, Grundrente und Arbeit alles, für den Sozialpolitiker die Gesamtheit der Menschen das A und O; der Mensch als solcher verschwindet im Dunst und Nebel grauer Theorie.

Auch in der rauhen Wirklichkeit ist der Mensch in der Hauptsache ein wirtschaftliches Gut, mag er nun Unternehmer oder Arbeiter heißen. Die Lohnfrage wird zur Magenfrage. Sobald die Lohnfrage darüber hinausgeht, führt sie zu einem Idealismus, der in gewissem Sinn unfruchtbar ist. Daraus mag es sich erklären, daß die Versuche, die Arbeiterklasse durch Beteiligung am Unternehmergewinn wirtschaftlich zu heben, bisher so gut wie ergebnislos geblieben sind. Der Sache liegt zweifellos ein guter Kern zu Grunde. Und doch hat der Gedanke, dessen Nützlichkeit auf den ersten Blick einleuchtend zu sein scheint, nicht vermocht, allgemein festen Fuß zu fassen. Den Arbeiter am Gewinn teilnehmen zu lassen, ohne daß er auch am Risiko unmittelbar beteiligt ist, ist eine societas leonina, gegen die sich mit Recht der Unternehmer sträuben muß. Die Teilnahme an Verlust und Gefahr wird nicht immer ein Ansporn für den Arbeiter sein, sich mehr als sonst zu betätigen. Die Nachteile des Systems der Gewinnbeteiligung dürften demnach schon ganz allgemein schwerwiegender sein als die Vorteile, deren Vorhandensein nicht geleugnet werden kann. Mit allem Nach-

druck aber muß nochmals betont werden, daß gegenwärtig der allerungünstigste Zeitpunkt gegeben ist, die Frage anzuschneiden. Dem Problem liegt jetzt etwas Kompromißartiges zu Grunde, und Kompromisse bedeuten immer mehr oder weniger das Hinausschieben von unabwendbaren Ereignissen. Die Revolution ist noch nicht abgeschlossen, wir schwimmen zurzeit noch mitten im Strom der über die Ufer getretenen politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Vorgänge, der von selbst später wieder in ein ruhiges Bett und weiter befruchtendes Sammelbecken zurückkehren, jetzt aber schwache Versuche, ihn aufzuhalten oder ihm aber eine andere Richtung zu geben, mit Sicherheit in seinen Fluten begraben wird.

Künstler.

Max von Schillings.

Die Ernennung des Stuttgarter Generalmusikdirektors zum Leiter der Berliner Staatsoper lädt zu näherer Betrachtung ein.

Interessierte Fachkreise ahnen: Es wird in Berlin über kurz oder lang einen „Fall Schillings" geben. Aber wie sieht die Sache unvoreingenommen aus? — Max von Schillings steht seit Jahrzehnten als schaffender und nachschaffender Künstler im deutschen Musikleben. Vom epigonenhaften Wagnerianer hat er sich zum achtunggebietenden Schöpfer der „Mona Lisa" emporgearbeitet, die an mehreren Bühnen gar Repertoireoper wurde. Das ist für Schillings ein enormer Erfolg. Seine kühle, etwas temperamentlose Art, seine nicht gerade sinnfällige Melodik und Instrumentation, kurz seine vom genialen Einfall meistens weit entfernte Musik war und ist nicht für Popularität geschaffen. Popularität in jenem Sinne, wie sie doch heute schon Strauß' seinerzeit so unerhört kühne Kunst (in seinen besten Werken) genießt. Da steht der Name Strauß. Und so ergibt sich folgendes: Schillings als Direktor der Staatsoper wird offiziell Vorgesetzter von Richard Strauß. Werden sich arge Reibereien vermeiden lassen? Bei aller Kollegialität: man würde es Strauß nicht verargen können, wenn er unbekümmert auch weiterhin täte, was ihm beliebte. Wird Schillings etwas gegen ihn unternehmen können? — Wir sehen zum mindesten gegenseitige Behinderungen voraus.

Und weiter: Schillings ist bisher in Berlin mit Hochachtung begrüßt worden — nicht aber mit jener Liebe und Verehrung, die einem Künstler im voraus das Vertrauen schenkt, dessen er zum Antritt eines so schwierigen Amtes versichert sein müßte. Das kann auch gar nicht anders sein. Der Komponist Schillings ist „interessant". (Man weiß, was das in Künstlerkreisen heißt: wenn einer „interessant" ist!) Der Dirigent aber ist ein ziemlich unbeschriebenes Blatt. Wir erinnern uns eines Konzertes, das er vor ein paar Jahren in der Philharmonie gab: Sein „Hexenlied" wurde höchst anständig herausgebracht; die „Fünfte" von Beethoven aber ließ arge Zweifel an dem Dirigententum des als Komponist interessierenden Künstlers aufkommen. Selten ward hier Beethovens Wunderwerk so schwung- und poesielos heruntergehaspelt, so ohne inneres Leben. Die marmorkalte, stets vornehm erscheinende Persönlichkeit von Schillings' versagte vor dem göttlichen Genie. Darf man ihr vertrauen?

Schillings soll unsere Oper wieder auf ihre frühere Höhe zurückbringen, er soll organisieren, Regie führen, Kultur beweisen; er will neben der Staatsoper noch eine große Volksoper einrichten; man erwartet von ihm Förderung des Neuen; man wird wohl auch erwarten, daß er sich als Dirigent betätigt. Wird er diesen Ansprüchen gewachsen sein? Wird er — offiziell über Strauß — als Dirigent Großes schaffen? Wird er tausend Hoffnungen, die an sein Kommen sich knüpfen, erfüllen? — Zweifel über Zweifel türmen sich auf, obwohl Schillings so lange Jahre in Stuttgart an erster Stelle gewirkt hat. Üble Geschichten liefen dort über ihn herum; wir in Berlin waren und sind nicht imstande, zu prüfen, was an ihnen wahr oder unwahr ist. Aber die Frage ist noch nicht beantwortet: Welche Gründe haben schließlich und endlich Schillings' damals so überraschenden Abtritt von der Welt der Bretter herbeigeführt?

So ist es kaum möglich, der „Ära Schillings" in Berlin vorurteilslos entgegenzusehen. Man wird freilich abwarten müssen. Aber — ehrlich heraus — in der Tiefe unseres Herzens bleiben Bedenken: der Mann, der Beethovens „Fünfte" so mißhandelte, kann der rechte Musiker an diesem Platz kaum sein . . . . .

Nietzsche — und wie er mißbraucht wird.

Von **Dr. phil. Siegfried Seelig.**

Jetzt wissen wir es also endlich, wem wir unseren schlechten Ruf verdanken. In der Sitzung der Deutschen Nationalversammlung vom 30. Juli hat nämlich der Abgeordnete Dr. Düringer von der Deutschnationalen Volkspartei behauptet: wenn wir in der ganzen Welt eine so maßlos falsche Beurteilung unseres Wesens erfahren, so sei das den Angriffen des Philosophen Nietzsche auf das Christentum zuzuschreiben. Auch sein Ausspruch über „die prachtvolle nach Beute und Sieg lüstern schweifende blonde Bestie" hätte uns außerordentlich geschadet, da das Ausland sich die Deutschen auf Grund dieser Lehren als blutgierige grausame Rasse vorgestellt habe.

Also wieder einmal muß Nietzsche herhalten. Während für die Dauer des Krieges Immanuel Kant als ein Schwächling beiseite geschoben wurde, da er ja bereits 150 Jahre bevor der Reichstag seine Friedensresolution gefaßt, für den ewigen Frieden Stimmung gemacht hatte, (was uns während des Krieges natürlich auch großen Schaden zufügte, weil die Feinde das als ein Zeichen der deutschen Schwäche deuteten! nicht wahr Herr Dr. Düringer?) wurde Friedrich Nietzsche von den Parteifreunden des Herrn Dr. Düringer als Kronzeuge für die Berechtigung des Krieges angerufen. Bei allen passenden und meistens unpassenden Gelegenheiten wurde drauf los zitiert: „Der Krieg und der Mut haben mehr große Dinge getan, als die Nächstenliebe". — „Ihr sollt den Frieden lieben als Mittel zu neuen Kriegen. Und den kurzen Frieden mehr als den langen". — „Euch rate ich nicht zur Arbeit, sondern zum Kampfe. Euch rate ich nicht zum Frieden, sondern zum Siege". — „Ihr sagt, die gute Sache sei es, die sogar den Krieg heilige? Ich sage euch: der gute Krieg ist es, der jede Sache heiligt".

Solche Sätze, wenn man sie so aus dem Zusammenhange gerissen hört, können bewirken, daß man Nietzsche für einen der größten Militaristen hält. Das ist er jedoch keineswegs. Die Empfindungen der Deutschen während des Krieges im Jahre 1870 fanden in seiner Seele einen so geringen Widerhall, daß er, „während die Donner der Schlacht von Wörth über Europa weggingen", in einem Winkel der Alpen saß, „sehr vergrübelt und verrätselt, folglich sehr bekümmert und unbekümmert zugleich", und seine Gedanken über die Griechen niederschrieb. Und als er einige Wochen darauf sich selbst „unter den Mauern von Metz" befand, war er „noch immer nicht losgekommen von den Fragezeichen, die er zum Leben und der Kunst der Griechen gesetzt hatte". („Versuch einer Selbstkritik" in der zweiten Auflage seiner „Geburt der Tragödie".) Als der Krieg zu Ende war, stimmte er so wenig in die Begeisterung seiner deutschen Zeitgenossen über den errungenen Sieg ein, daß er schon im Jahre 1872 in seiner Schrift über David Strauß von den schlimmen und gefährlichen Folgen des siegreich beendeten Kampfes sprach. Er stellte es sogar als einen Wahn hin, daß auch die deutsche Kultur in diesem Kampfe gesiegt habe, und er nannte diesen Wahn gefährlich, weil, wenn er innerhalb des deutschen Volkes herrschend wird, die Gefahr vorhanden ist, den Sieg in eine völlige Niederlage zu verwandeln; in die Niederlage, des deutschen Geistes zugunsten des „Deutschen Reiches". Das ist Nietzsches Gesinnung in einer Zeit, in der ganz Europa voll ist von nationaler Begeisterung.

Nicht engherziger Nationalismus bewegt Nietzsche. Sein Bekenntnis zum Kampfe hat einen wesentlich anderen Grund. Im Mittelpunkt der Nietzscheschen Philosophie steht das Problem der Décadence. Die Entwicklung des Menschen ist nicht immer eine Steigerung. Es gibt Rückgänge des Menschen, die sich oft über Jahrtausende hinstrecken. Es sind Niedergänge des Menschen denkbar, die seinen Bestand in Gefahr bringen. Es wäre möglich, daß der Mensch überhaupt verfällt. Mit Schrecken erkennt Nietzsche diese Möglichkeit.

Das Leben muß sehr verschieden sein, je nach dem es steigt oder fällt. Nietzsche sagt: das Leben steigt, wenn es stärker wird, es fällt, wenn es schwächer wird. Es liegt auf der Hand, daß das Leben in jedem Falle ein anderes Gepräge trägt. Bildungen, die zur Verstärkung des Lebens beitragen, können unmöglich auch der Verminderung des Lebens dienen. Was stark macht, kann nicht zugleich schwach machen.

Wie steigt das Leben auf? Ganz unbestreitbar durch Selektion, durch fortwährende Auswahl der Besten und Kräftigsten, welche Auswahl immer nur durch einen Kampf getroffen werden kann. Nur durch ununterbrochenen Kampf entscheidet

sich, wer Sieger, wer übrig bleiben soll, und wer als schwach und untüchtig zugrunde gehen, aussterben soll. Auf diese Weise nur, durch Kampf und Auswahl, wird die Gattung in ihrer Gesamtheit durch immer schönere, immer kräftigere Individuen repräsentiert. So nur steigt das Leben auf.

Diesem Prozeß stellt sich die Forderung der Nächstenliebe hemmend entgegen. Indem Rücksicht auf jeden, jeden einzelnen, auch den Schwachen ja auf diesen zuerst und ganz besonders gefordert wird, wird den Kräftigen, den Ausgebildeteren die Benutzung ihrer Kräfte, der Gebrauch ihrer Fähigkeiten geradezu untersagt und unterbunden. Aus Rücksicht auf die Geringeren bleiben sie stehen und so bleibt schließlich die ganze Gattung stehen, sie geht zurück, sie sinkt.

Die Furcht vor dem Rückgang der Gattung ist auch der Grund, weshalb Nietzsche die christliche Lehre so rücksichtslos angreift. Das Christentum will seine Lehren der Liebe, des Mitleids vor allem angewendet wissen. Mit Vorliebe, ja mit Ausschließlichkeit schenkt es seine Fürsorge den Kranken, den Schwachen, den Unterdrückten, den im Lebenskampf unterlegenen. Für diese nimmt es Partei gegen das Überlegene, das große und starke Leben. Dieses soll sich einschränken zugunsten des geringen Lebens, nicht harten Herzens, verschlossenen Sinnes über dasselbe hinweggehen. Während sonst in der Natur alles, was unterlegen ist, zugrunde geht, — und nur mit diesem Gesetz kann das Leben aufsteigen, indem nach Beseitigung alles Schwachen weiter gekämpft und hier wieder das Schwächere ausgemerzt wird, und so immer fort — während also sonst in der Natur das Schwache dem Großen geopfert wird, sucht umgekehrt das Christentum das Große dem Schwachen zu opfern. *Hier gegen* kämpft Nietzsche. Nur *diese* christliche Lehre bekämpft er, nicht die Christen. So sagt er von Jesus: „Es gab nur *einen* Christen, und der *starb* am Kreuz. Das Evangelium starb am Kreuz. Was von diesem Augenblick an „Evangelium" heißt, war bereits der Gegensatz dessen, was *er* gelebt: eine schlimme Botschaft, ein *Dysangelium*. Es ist falsch bis zum Unsinn, wenn man in einem „*Glauben*", etwa im Glauben an die Erlösung durch Christus das Abzeichen des Christen sieht: bloß die christliche *Praktik*, ein Leben so wie der, der am Kreuze starb, *es lebte*, ist christlich. Heute noch ist ein solches Leben möglich, für gewisse Menschen sogar notwendig: das echte, das ursprüngliche Christentum wird zu allen Zeiten möglich sein. Nicht ein Glauben, sondern ein *Tun*, ein Vieles-*nicht*-*tun* vor allem, ein anderes Sein." (Der Antichrist, 39.)

Dagegen kann Nietzsche es dem Christentum nicht verzeihen, daß es durch die Priester noch lebensfeindlicher gemacht wurde, als es schon war. Vom neuen Testament sagt er: „Daß man gut tut, Handschuhe anzuziehen, wenn man es liest. Die Nähe von soviel Unreinlichkeit zwingt beinahe dazu — die Instinkte *der Reinlichkeit fehlen*. — Alles ist Feigheit, alles ist Augenschließen und Selbstbetrug darin. Jedes Buch wird reinlich, wenn man eben das neue Testament gelesen hat." (Der Antichrist, 46.) *Das Gebet* ist ihm nur für solche erfunden, die von sich aus keine Gedanken haben und die keine Erhebung der Seele kennen. Damit sie die heiligen Stätten nicht entweihen, hat die Weisheit aller Religionsstifter ihnen die Formeln des Gebetes anbefohlen, als eine lange mechanische Arbeit der Lippen, verbunden mit der Anstrengung des Gedächtnisses und mit der festgesetzten Haltung. Die Kirchen sind die Grüfte und Grabmäler Gottes, sie stehen nicht im Dienste der menschlichen Ideale, sondern ihrer eignen Interessen und darin unterstützen sich Staat und Kirche gegenseitig.

Ein besonderes Zeichen menschlicher Schwäche sieht Nietzsche in jeder Art von Glauben an *ein Jenseits*, an eine andere Welt, als die ist, in der der Mensch lebt. Man kann, nach seiner Ansicht, dem Leben keinen größeren Schaden tun, als wenn man sein Leben im Diesseits im Hinblick auf ein anderes Leben im Jenseits einrichtet. Man kann sich keiner größeren Verirrung hingeben, als wenn man hinter den Erscheinungen dieser Welt Wesenheiten annimmt, die der menschlichen Erkenntnis unzugänglich sind, und die als der eigentliche Urgrund, als das Bestimmende alles Daseins gelten sollen. Durch eine solche Annahme verdirbt man sich die Freude an dieser Welt. Man würdigt sie zum Scheine, zu einem bloßen Abglanz eines Unzugänglichen herab. Man erklärt die uns bekannte Welt, die für uns *allein wirkliche*, für einen nichtigen Traum und schreibt die *wahre* Wirklichkeit einer *erträumten, erdichteten anderen Welt* zu. Man erklärt die menschlichen Sinne für Betrüger, die uns Scheinbilder statt Wirklichkeiten liefern.

Nur aus der Schwäche kann eine solche Ansicht stammen. Denn der Starke, der fest in seiner Gründlichkeit wurzelt, der seine Freude am Leben hat, wird

es sich nicht in den Sinn kommen lassen, eine andere Wirklichkeit zu erdichten. Er ist mit dieser Welt beschäftigt und bedarf keiner anderen. Aber die Leidenden, die Kranken, die unzufrieden sind mit diesem Leben, nehmen ihre Zuflucht zum Jenseits. Was ihnen das Diesseits entzogen hat, soll ihnen das Jenseits bieten. Der Starke, der Gesunde, der entwickelte und taugliche Sinne hat, um die Gründe dieser Welt in ihr selber aufzusuchen, der bedarf zur Erklärung der Erscheinung, innerhalb deren er lebt, keiner jenseitigen Gründe und Wesenheiten. Der Schwache, der mit verkrüppelten Augen und Ohren die Wirklichkeit wahrnimmt, der braucht Ursachen hinter den Erscheinungen. Aus dem Leiden und der kranken Sehnsucht ist der Glaube an das Jenseits geboren. Und durch diesen Glauben wird die Menschenrasse für diese Welt ungeeignet und schwächlich. Nietzsche jedoch kennt nur ein Gebot: Die Stärkung und Veredelung der Rasse. Und darum empfiehlt er den Kampf der Starken gegen das Schwächliche und bekämpft er das Christentum.

Deutsche Kleinstaaterei.

Von **Karl Fischer.**

Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen! — Das galt ehedem und ist auch noch heute gleich und gültig. Nur mit einem Unterschied wohlgemerkt. Die Erzählungen der Reisenden von heute sind, weiß Gott, fast nie und nirgends hell und heiter, ihre Gedanken vielmehr schwarz und schwer, und diese Mißstimmung nimmt zu an Stärke im Quadrat der Entfernung vom Heimathaus und Ausgangsort der Reise.

Zunächst das grenzenlose Elend auf der Eisenbahn. Die Züge gerammelt voll, daß es einem den Atem verschlägt. Die Gänge der Wagen bedeckt, belegt, bepackt mit Gepäck, mit Körben und Koffern von Dimensionen, wie man sie früher nur im Gepäckwagen erblickte. Heute aber geht das alles unter der Rubrik Handgepäck, denn keiner will sich während der Fahrt von seiner Habe trennen. Wer aber genügend Mut mitgebracht und sein Gepäck expediert hat, sitzt — nein meistens steht er und manchmal schwebt er nur auf einem Bein — in Sorgen, ob das kostbare Gut wohl auch unversehrt das Ziel erreichen wird. Denn was nutzt letzten Endes die Versicherung des Koffers mit ein paar tausend Mark, wenn Langfinger Beute gemacht und nur Belangloses im Koffer zurückgelassen haben! Was ich früher für hundert Mark ohne Mühe und ohne Schein erstand, ist ja heute für Tausende nicht feil; und Bezugsscheine sind immer noch rar.

Zu diesen Lieblichkeiten und Lustigkeiten kommt ergänzend die enorme Verspätung der Züge. Auf den Umsteigestationen wird der Anschluß nicht erreicht, auch wenn Männlein und Weiblein mit Unterstützung der Männlein durch die Fenster der Wagen auf den Bahnsteig balanzieren, weil der Gang zu den Türen durch Gepäck verbarrikadiert ist, so fest und stark, als gelte es, einem gefährlichen Feind den Eingang zu wehren und zu sperren.

Ist man aber endlich in fremdem Lande und auf fremdem Boden, beginnt ein neues Kapitel von Unzuträglichkeiten und Unbequemlichkeiten. Jede Provinz nicht nur, nein, fast jede Stadt da draußen im Reich hat ihr besonderes Kriegsnotgeld. Man erlebt ein Stück deutscher Kleinstaaterei von einer solchen Kraßheit und Eindringlichkeit, wie wir es aus den Erzählungen unserer Eltern und Großeltern kennen. Berlin macht eigentlich eine rühmliche Ausnahme. Während des Krieges hat die Hauptstadt des Reiches nur Fünfzigpfennigscheine verausgabt, und der Fremde, der den Weg nach Berlin findet, wird verhältnismäßig wenig dieser blauen Scheine zu Gesicht und in seine Brieftasche bekommen. Wie anders das bunte Bild der unendlich vielen, unendlich bunten Scheine in den anderen Provinzen. Überschreitet man die Grenze einer neuen Provinz, weilt man in den Mauern eines neuen Gemeinwesens, sofort gilt wieder neues Geld, täuscht neuer „Schein". Und wenn man nicht außerordentlich auf der Hut ist, hat man bald eine recht stattliche Sammlung dieses Notgeldes zusammen. Das aber ist das Merkwürdige und Eigenartige: die Eingeborenen wollen das Notgeld möglichst schnell los sein und bemühen sich krampfhaft, es den Fremden und Wallfahrern zu den Schönheiten ihres Landes in die Taschen zu spielen. Kellner und Kastellane in den Burgen, Schlössern und Museen haben eine ganz besonders ausgebildete Fähigkeit in diesen Kunststücken, und treffen sie mal auf Reisende, die nicht zu täuschen sind, zahlen sie lieber in Briefmarken das Kleingeld beim Wechseln, als daß sie sich von dem „richtigen" Geld trennen. Ja, die

Zustände haben sich in manchen Städten dermaßen zugespitzt, daß selbst amtliche Stellen und Kassen, wie zum Beispiel Kreiskassen und Sparkassen, kategorisch sich weigern, das Notgeld des Landes, in dem sie sich selbst befinden, in Zahlung zu nehmen. Besonders empfindlich jedoch ist der Mangel an Scheidemünzen und eine Anzahl größerer Städte hat sich daher genötigt gesehen, außer den Stadtscheinen noch ein besonderes Kleingeld, Stücke aus Blei von der Größe unserer Zehnpfennigstücke, für die Straßenbahn in Umlauf zu setzen. Es leuchtet leicht ein, daß durch dieses Elend der Kleinstaaterei der Reisende, der nicht arg aufpaßt, im Laufe von Wochen nicht unerheblich geschädigt wird. Man hat die Tasche voll von Kleingeld denkt man, in Wahrheit aber sind es kleine Bleistückchen mit der winzig und allmählig abgegriffenen Aufschrift: Straßenbahngeld der Stadt so und so und der Stadt so und so. Italienreisen von ehemals kommen einem dabei in die Erinnerung, bei denen man auch, ach so häufig, sein Portemonnaie mit Münzen füllte, die längst außer Kurs und Kraft gesetzt waren, sich aber immer noch im Umlauf befanden und heillose Verwirrung unter den Italienpilgern anstifteten.

Bei der deutschen Münzmisere von heute kommt noch ein anderer Umstand erschwerend hinzu. Die verschiedensten Stadtscheine, verschieden bunt bedruckt — weiß der Teufel, was die Inschriften bedeuten mögen — sind trotzdem in Farbe und Form einander sehr ähnlich. Nur mit dem einen peinlichen Unterschied: der eine Stadtschein wertet zehn, einer aus der Nachbargemeinde von derselben Größe und derselben kunstvollen Bemalung bedeutet aber fünfzig Pfennige. Und wer nicht auf die geschickt mischende Hand des Kellners oder eines anderen Ehrenmannes scharf hinblickt beim Wechseln, hat bald eine Mark Minus gemacht. Wiederholt sich dieses Malheur mehrmals am Tage und setzt sich fort durch Wochen, ist der Schade wahrlich nicht klein und heute um so empfindlicher, als alles, Essen, Trinken, Pension, Hotel und Hausdiener meistens zehnmal so teuer geworden sind, denn vor dem Kriege.

Dieser Kleinstaaterei in Reinkultur muß entschieden von Reichswegen bald ein Ende gemacht werden. Wie das am besten und bequemsten geschieht, kann ich allerdings nicht verraten, da ich nicht Finanzmann und Finanztechniker bin. Ich weiß nur, daß zur Lösung dieser Frage ein ganz Gescheiter und Geschickter gehört, ein wirklicher Kenner und Eingeweihter, und ich weiß ferner, daß man zu diesem Amt entschieden nicht Herrn — Helfferich bestellen darf!

Die Versorgungsansprüche der Kriegsbeschädigten im Offiziersrange.

Von **Dr. Rudolf Weyrich.**

Kurz vor der Revolution und nach ihr des öftern sind bekanntlich die Versorgungsgebührnisse der Kriegsbeschädigten durch Zuschläge erhöht worden. Dies war bei den heutigen teuren Lebensverhältnissen nur zu begrüßen. Doch handelt es sich hier nur um die Versorgungsansprüche der Mannschaften und Unteroffiziere. Für Offiziere ist nichts geschehen. Diesen Unterschied zwischen Angehörigen des Offiziersstandes und Nichtoffizieren zu machen, wäre auch vom Standpunkte der äußersten Linken und nur dann gerechtfertigt, wenn sich der Offizierstand nur aus Kapitalisten zusammensetzte, die die Versorgungsgebührnisse zum Lebensunterhalte nicht benötigten. Dies ist aber keineswegs der Fall. Der große Offiziersverlust schon gleich in den ersten Schlachten des Krieges zwang uns, Offiziere aus der Erde zu stampfen. In den Offizierskursen, die allenthalben, sowohl hinter der Front, als auch in der Etappe und auf unsern Truppenübungsplätzen in der Heimat stattfanden, wurde der Gemeine in 4—6 Wochen zum Leutnant befördert. Rücksicht auf Vermögens- und Familienverhältnisse wurde nicht genommen. Die bekannten und berüchtigten Fragen nach diesen Verhältnissen, deren Beantwortung die Heerordnung vorschreibt, wurden nicht mehr gestellt. Nur die militärische Tauglichkeit, an die auch nicht mehr allzu hohen Anforderungen gestellt wurden, gab mit Recht den Ausschlag. Manchem Sohne eines Arbeiters, dessen Vater im Schweiße seines Angesichts das Geld zusammen sparen mußte, um seinem Sohne die Ablegung des Einjährigen-Examens zu ermöglichen, gelang es nunmehr Offizier zu werden. Auch zahllose Lehrer, die übrigens zu den Besten unserer Reserveoffiziere gehörten, gelangten nunmehr in die Offizierskarriere hinein.

Diese Leute hatten in der Regel kein Vermögen und keinen Zuschuß eines reichen

Vaters oder Onkels usw., den sie ihrem Gehalt hinzusetzen konnten. Sie waren allein auf ihr Gehalt angewiesen. Sie lebten von der Hand in den Mund. Sie gehörten zu den „gebildeten Proletariern" im Sinne von Karl Marx. Ohne weiteren Zuschuß zu leben war diesen Leuten auch möglich, da das Offiziersgehalt ziemlich hoch war und außerdem noch bei mobilen Truppen meist freie Verpflegung und Unterkunft hinzukamen.

Ungerechtfertigt muß es aber erscheinen, diese „Proletarier" jetzt, nachdem sie aus dem Heeresdienst entlassen und in ihren alten Zivilberuf zurückgekehrt sind, anders zu behandeln als ihre Standesgenossen, die früher Mannschaften und Unteroffiziere waren. Maßgebend dafür, ob und in welcher Höhe Versorgungsgebührnisse zu zahlen sind, kann allein nur die Tatsache sein, ob und in welchem Maße die Erwerbsfähigkeit im Zivilberufe beeinträchtigt ist. Von diesem Standpunkte geht auch das Mannschaftsversorgungsgesetz aus. Dieser Gesichtspunkt war auch maßgebend für unsere modernen sozialen Versicherungsgesetze, die Reichsversicherungsordnung und das Angestelltenversicherungsgesetz. Anders das Offizierspensionsgesetz. Die Frage, ob dem Offizier Pension (so heißen die Offiziersversorgungsgebührnisse im Gegensatz zur „Rente" der Mannschaften und Unteroffiziere) zu zahlen ist, beantwortet sich nicht danach, ob er in seinem Zivilberufe erwerbsunfähig ist, sondern danach, ob „Garnisondienstfähigkeit" vorliegt. Diese Vorschrift muß notgedrungen zu unbilligen Ergebnissen führen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ein Mann 100 % erwerbsunfähig ist, obwohl noch Garnisondienstfähigkeit vorhanden ist. Er erhält nach unserer heutigen Gesetzgebung, wenn er Offizier war, keine Versorgungsgebührnisse. Wenn auch dieser extreme Fall vielleicht in der Praxis selten ist, so kommt es doch sehr häufig vor, daß Offiziere des Beurlaubtenstandes und des Landsturms, die in ihrem Zivilberufe 50—60 % erwerbsunfähig sind, trotzdem noch „garnisondienstfähig" befunden werden und daher keine Offizierspension erhalten. Dieses unerfreuliche Resultat ergibt sich insbesondere auch daraus, daß der Begriff der „Garnisondienstfähigkeit" ein sehr dehnbarer ist. Er kann namentlich bei Offizieren, an deren körperliche Leistungsfähigkeit ja bekanntlich nicht diese Anforderungen gestellt zu werden pflegen wie bei Mannschaften, sehr weit gesteckt werden. So ist es nicht ausgeschlossen, daß ein Offizier mit einem Arm noch hier „garnisondienstfähig" erklärt wird. Kennen wir doch wohl manchen wackeren Krieger, der sich nach Verlust eines Armes freiwillig ins Feld gemeldet und dort sogar „Felddienst" getan hat! Man denke auch beispielsweise an Marschall Pau, der 1870 den rechten Arm verlor und trotzdem jetzt im Kriege einer der ersten französischen Strategen war. Ist nun ein solcher Mann in seinem Zivilberufe lediglich auf den Gebrauch des verlorenen Armes angewiesen (z. B. als Chirurg), so ist er in sehr hohem Grade erwerbsunfähig. Wird er jedoch hier ganisondienstfähig befunden, so erhält er trotzdem keine Militärpension. Auch möge noch folgender im Leben sehr häufiger Fall erwähnt werden: Mannschaften und Unteroffiziere werden bei Verlust eines Fingers in der Regel für 10 % erwerbsunfähig erklärt und erhalten daher eine Rente. Bei einer solchen Verletzung wird aber mit Recht niemals „Garnisondienstunfähigkeit" angenommen werden. Der aus dem Heeresdienst entlassene Offizier, der einen Fingerverlust erlitten hat, erhält demnach nichts.

Aus dem Gesagten folgt, daß baldigst eine Gesetzesänderung dringend nötig erscheint. Die Offiziere müssen den Mannschaften und Unteroffizieren in der Versorgungsfrage gleichgestellt werden, da sie zum größten Teil derselben Gesellschaftsklasse wie diese entstammen.

Die Frage, ob „Garnisondienstfähigkeit" vorliegt, könnte höchstens dann eine Rolle spielen, wenn es sich um Berufsoffiziere handelte. Für diesen Fall war auch die erwähnte Gesetzesvorschrift, deren Wurzel auf die Zeit des alten Fritz zurückgeht, gedacht. Für ein Volksheer, dessen Angehörige nach Beendigung des Krieges wieder in ihrem Zivilberuf zurückkehren, ist sie nicht verwendbar.

Denselben ungerechten Standpunkt wie das Offizierspensionsgesetz bei Festsetzung der Offizierspension vertreten die Bestimmungen, die sich auf den Fall beziehen, daß einem entlassenen kriegsbeschädigten Offiziere seine Kriegswunde wieder Beschwerden verursacht und er deshalb in ein Lazarett aufgenommen werden muß. Entlassene Mannschaften und Unteroffiziere erhalten im Lazarett ihre Löhnung und werden unentgeltlich verpflegt. Der entlassene Offizier erhält kein Gehalt und muß außerdem noch seine Verpflegung bezahlen. Derjenige also, der sich einst nicht gescheut hat, sein Leben und seine Gesundheit in die Schanze zu schlagen, um Leben und Eigentum seiner Mitbürger vor den Verheerungen des Krieges zu schützen, muß nunmehr für die Heilung seiner auf dem Schlachtfelde ehrenvoll erworbenen Wunden mit seinem Gelde aufkommen.

Daß auch hier baldige Aenderung dringend geboten erscheint, dürfte auf der Hand liegen.

Mehr Rohstoffe!

Von L. Brainich.

Unsere Feinde haben in dem Friedensvertrage von Versailles ganze Arbeit gemacht und in dem Netz, in welchem Deutschland Selbständigkeit vernichtet werden soll, keine Lücke gelassen. Mit besonderer Sorgfalt und einer Gründlichkeit, die ihresgleichen sucht, sind die Bedingungen zusammengestellt worden, welche unserem Wirtschaftsleben den Garaus machen sollen.

Ganz allgemein geht die Tendenz dahin, uns Rohstoffe zu versagen, dagegen uns mit sogenannten „billigen" Fertigfabrikaten zu überschütten, nur sind dieselben, wenn sie zu uns kommen, nicht mehr billig, denn der traurige Stand der deutschen Valuta zwingt uns, sie mit dem mindestens dreifachen Werte zu bezahlen, den sie bei unseren Gegnern haben. Nach so langem Mangel an allen zum Leben mehr oder minder nötigen Dingen nimmt hieran aber heute niemand Anstoß, es genügt, daß vor allem gewisse Nahrungsmittel und Bekleidungsstücke überhaupt wieder für die größere Menge zu kaufen sind, da denkt ein jeder, lange genug gedarbt zu haben und hält eifrig Umschau, was er nun wieder erstehen und wie er die Lücken seiner Lebenshaltung ergänzen kann.

Die Alliierten unterstützen diese menschlich erklärliche Auffassung natürlich nach Kräften, indem sie alles, was sie selbst nicht brauchen oder wovon sie sich ein besonders gutes Geschäft versprechen, in Massen in den besetzten Gebieten aufstapeln, von wo die Waren alsdann auf das hungrige Deutschland losgelassen werden sollen, um uns unser leider nicht mehr gutes Geld aus den Taschen zu holen.

Das Wichtigste, die Rohstoffe für unsere Industrie, werden uns aber mit wohlüberlegter Absicht vorenthalten, um unsere Wirtschaft nicht wieder in Gang kommen zu lassen. Was nützen uns Woll- und Webwaren aller Art, wenn durch ihre Einführung unsere Textilindustrie zum Stillstand verurteilt wird? Auf welche Weise sollen wir die Hunderttausende, welche bisher in ihr ihren Unterhalt fanden, beschäftigen und die Werte, die in diesem Industriezweige allein angelegt sind, für andere Arbeit nutzbar machen? Was nützt es uns, daß uns Schuhwerk in großen Mengen geliefert werden soll, wenn unsere Schuhfabrikanten nur zum kleinsten Teil arbeiten können und unsere Lederindustrie ohne Rohstoffe bleibt? Solche Beispiele lassen sich noch viele anführen, denn leider verfügt Deutschland nur über den kleinsten Teil der erforderlichen Rohstoffe, so daß es schon aus diesem Grunde nicht möglich ist, daß die in einer Branche brach liegenden Menschen und Werte in anderen Industriezweigen Unterkommen und Ausnutzung finden können.

Um so schlimmer ist es für uns, daß unsere Gegner uns auch in den Industrien planmäßig lahmlegen oder wenigstens auf das Aeußerste beschränken, in denen wir, gestützt auf eigene Rohstoffe, den Rückhalt für unser Wirtschaftsleben finden könnten. Dies gilt ganz besonders vom Bergbau.

Von unseren Kohlenschätzen legt man im Westen auf absehbare Zeit hinaus auf das Saarrevier Beschlag. Im Osten ist man eifrig bemüht, uns Oberschlesien für immer zu nehmen, denn das Zugeständnis der Volksabstimmung birgt für uns sehr große Gefahren, über die sich weite Kreise und scheinbar auch die Regierung noch nicht klar genug sind. Gleichzeitig aber legt man uns die Verpflichtung auf, aus dem uns allein verbleibenden Ruhrrevier so erhebliche Mengen an die alliierten Mächte auf lange Jahre hinaus zu liefern, daß für uns nur ein Bruchteil der uns früher zur Verfügung stehenden Kohlenmenge übrig bleibt oder vielmehr übrig bleiben könnte, da die Förderung durch die dauernden Streiks in geradezu beängstigender Weise zurückgegangen ist.

Die Folgen dieser Kohlenknappheit zeigen sich zunächst in den einschneidenden Beschränkungen unserer Verkehrs- und Transportmittel. Die Maßnahme der sächsischen Regierung, die jetzt im Hochsommer die Kohlen auf den Gruben beschlagnahmen muß, um ihren Betrieb sicherzustellen, wird wohl auch den unentwegten Optimisten zu denken geben! Eine weitere Folge wird jeder an seinem eigenen Leibe zu fühlen bekommen, wenn die Tage kürzer werden und die unzureichende Belieferung der Gasanstalten und Elektrizitätswerke uns zu unfreiwilligen Dunkelstunden verurteilen wird. Vor allem aber die Hausbrandkohle wird in einem Maße fehlen, daß schlimme Zustände zu befürchten sind und die Unzufriedenheit der Massen neue Nahrung bekommen wird. Die frierende Bevölkerung aber wird keine steigende Arbeitslust beweisen, vielmehr Verhetzungen um so leichter zugänglich sein, so daß auch diese Folge nur ein weiteres Glied in der für uns geschmiedeten Kette bedeutet.

Was übrig bleibt, kann nur für einen Teil unserer Industrie reichen, so daß allein infolge des Kohlenmangels ein großer Teil derselben stilliegen oder sich zu solchen Betriebseinschränkungen gezwungen sehen wird, daß die Beschäftigungsmöglichkeit weiter zurückgehen wird, anstatt nun endlich von solchen Fesseln befreit zu werden und uns in den Stand zu setzen, wieder Waren und dadurch Werte zu produzieren, mit denen wir uns unsere Existenzmittel beschaffen können. Durch den Krieg verarmt und ausgepreßt, haben wir wahrlich nicht Ueberfluß an Produkten, die wir als Gegenwert für unsere Käufe dem Ausland liefern können, aber wo sollen wir hinkommen, wenn auch diejenigen Industriezweige, welche exportfähig geblieben sind, in ihrer Leistungsmöglichkeit so beschränkt werden, wie dies durch den Kohlenmangel allein z. B. in der Kali- und keramischen Industrie hervorgerufen wird.

Durch den Krieg ist die Wohnungsnot in Deutschland in ein besorgniserregendes Stadium getreten. In Stadt und Land fehlt es in gleicher Weise an Unterkünften. Wie viele Tausende von Arbeitslosen könnten beschäftigt werden, wenn die Bauindustrie an die großen ihrer wartenden Aufgaben gehen könnte, doch so lange kaum der zehnte Teil der Ziegeleien Deutschlands in Betrieb gehalten werden kann, weil es an Brennstoffen mangelt, ist auch hier eine Abhilfe nicht herbeizuführen.

Ganz besonders schwierigen Verhältnissen sieht sich die für uns so wichtige Eisenindustrie gegenüber. Zu dem Kohlenmangel, der gerade hier doppelt fühlbar wird, treten große Schwierigkeiten in der Beschaffung der nötigen Eisenerze, denn die bisherigen Bezüge aus Lothringen-Luxemburg haben entweder ganz aufgehört oder werden in so unzulänglichen Mengen zugelassen, daß eine beträchtliche Zahl von Hochöfen ausgeblasen werden mußte und die Roheisenproduktion nur allzu sehr zurückgegangen ist. In Deutschland, welches früher so viel Eisen exportierte, wird es künftig an Eisen fehlen, obgleich wir auch diesen Export zur Bilanzierung unseres Wirtschaftslebens nötiger als je brauchen.

Sollen wir lebensfähig gehalten werden — und daran hat auch die „Liga der siegreichen Nationen" ein Interesse — so müssen uns unbedingt ausreichend Rohstoffe an Stelle oder neben den uns zugedachten Fertigfabrikaten zugebilligt werden, und wir müssen genügend Kohlen behalten, um unser Wirtschaftsleben wieder in Gang bringen zu können. Ohne Rohstoffe und Kohlen werden wir sehr bald so aller Mittel entblößt sein, daß selbst „die Gesellschaft zur Ausbeutung des Sieges" bei uns nichts mehr finden wird. Uns aber dem dann kommenden Bolschewismus auszuliefern, liegt erst recht nicht im Interesse der alliierten und assoziierten Mächte wie unserer sonstigen Nachbarn, deshalb können wir unsere Forderung nach Rohstoffen nicht laut und eindringlich genug erheben, damit wir rechtzeitig gehört werden, in unserem und in aller Welt Interesse.

Theater.

Der Kuhreigen in der Volksbühne.

Die Sommerdirektion Heinrich Neft hatte drei Gründe, die sie veranlaßten, gerade den Kuhreigen den sich auch im Sommer in Berlin befindlichen Musikfreunden vorzusetzen. Erstens ist das Textbuch gerade aktuell, zweitens ist das Werk selten gegeben worden, und drittens verfehlt die volkstümliche Musik Kienzls nie die Wirkung. Obwohl es schwierig ist, mit einem aus aller Herren Länder zusammengetrommelten Ensemble dem Werke gerecht zu werden, bewegte sich doch die Aufführung in einem ziemlich anständigen Rahmen. Die beste Leistung bot Fritz Krenn als Favart. Das Orchester klang stellenweise reichlich dünn.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin.
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 287.
Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

Tägliche Weltſtimme iſt die politiſche Zeitung des nachdenkenden Menſchen, denn ſie verhilft zum objektiven Urteil. Ohne ſich in den Kampf der Meinungen zu miſchen, bringt ſie täglich vormittags eine unparteiiſche Wiedergabe der Tagespreſſe des In- und Auslandes. Politiſche und wirtſchaftliche, kulturelle und ſoziale Zeitſchriften werden berückſichtigt. Die Meinungen der verſchiedenen Parteien zu den Fragen des Tages werden einander gegenübergeſtellt und dadurch klare, nicht parteipolitiſch befangene Ueberſicht ermöglicht. Jedem Gerechtdenkenden iſt die Tägliche Weltſtimme die notwendige Ergänzung ſeiner Parteizeitung.

Annahme für Vorwetten.

Rennen zu

Frankfurt a. M. 10., 12. August
Regensburg 15. August

Trabrennen zu

Hamburg-Farmsen 10. August

Annahme von Vorwetten für Berlin bei persönlich erteilten Aufträgen bis 3 Stunden vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 6¾ Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9 (Eingang Innsbrucker Str. 58)
Oranienburger Str. 48/49 a. d. Friedrichstraße
Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)
Friedrichstraße 83
Potsdamer Str. 23a.
Neukölln, Bergstraße 43

und an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim

Leipziger Str. 132	Rathenower Str. 3
Nollendorfplatz 7	Königstraße 31/32
Planufer 24	Unter den Linden 14
Tauentzienstr. 12 a	Moritzplatz

Rosenthaler Straße.

Für briefliche und telegraphische Aufträge Annahme bis 3 Stunden vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

Soeben erschien
das neueste Werk des berühmten jiddischen
DICHTERS SCHALOM ALECHEM

Die erste jüdische Republik

Preis Mk. 5.—, geb. Mk. 7.50

Dieses von Humor, Satire und tieferer Bedeutung sinnvoll durchtränkte neue Buch des berühmten jiddischen Dichters ist eines der fesselndsten und erfrischend heiteren Werke utopischer Erzählungskunst

Durch jede Buchhandlung erhältlich oder durch
Oesterheld & Co. Verlag / Berlin W

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II - Berlin NW. 87, Reuchlinstraße - Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten, und Erweiterungsbauten von Gasanstalten für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.

Sämtliche Ausrüstungsteile für Öfen mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.

Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.

Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.

Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.

Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.

Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.

Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.

Geräte und Werkzeuge.

Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.

Triebwerke.

Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Wasserwerken und Kanalisationen,

Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

Nummer 25 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Gibt es noch einen Militarismus? von J. Frank

Die wirtschaftlichen Bestimmungen des Friedensvertrages von Martin Munk

Siegfried Ochs

§570 des B. G.-B. Vom Geheimen Regierungsrat Karl Hüfner

Die Kinokritik von Laroche

Die Sinnlichkeit des Schauspielers von Direktor Georg Schade

Auftakt von Karl Fischer

Neue Bücher.

Erscheint jede Woche * Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co

BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Mampes Gute Stube
am Kurfürstendamm

Kurfürstendamm 14/15

Feine Liköre ✻ Edelbrauntweine ✻ Seltene Weine
Schaumweine ✻ Champagner ✻ Eisgetränke

---

7. Tag: Sonntag, den 24. August, nachm. 2½ Uhr:

8 Rennen, u. a.: **Haupt-Jagdrennen.**

Rennen zu Karlshorst.

Eintrittspreise einschl. 20 % Billetsteuer:
1. Platz 10 M., Sattelplatz 6 M., 2. Platz Einlaufseite 3 M., Eisenbahnseite 2 M., Wagenkarte 10 M., Kinder 2 bzw. 1 M. — Fahrplan etc. siehe Anschlagsäulen.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 23. August. Nummer 25.

Gibt es noch einen Militarismus?

Von J. Frank.

Ach wo, den gibt es schon lange nicht mehr, wir haben doch den alten Militarismus abgeschafft. Er ist ausgerodet mit Stumpf und Stiel, glattweg lon der Bildfläche verschwunden. Was heute noch von ihm sich blicken läßt — wir meinen natürlich nicht die tüchtige Reichswehr — das sind in der Auflösung begriffene Trümmer. Das sind einige Bureaus und Abrechnungsstellen, die den militärischen Kehraus vornehmen. Wir glauben, daß die Bezirkskommandos und wie diese prähistorischen Möbel sonst heißen mögen, nur noch als Museumsgerümpel unter uns fortvegetieren, als Museumsgerümpel von mehr als fragwürdig antiquarischem Wert. Und doch arbeitet der Bureaukratismus — den hat auch die Revolution noch nicht zu beseitigen vermocht — noch immer im Bunde mit diesen antiquarischen Möbeln. Hat man heute z. B. einen Auslandspaß vonnöten, so braucht man dazu — das wäre ja verständlich — nicht nur eine Erlaubnis der Steuerbehörde, nein, auch des Bezirkskommandos. Soll der Deutsche auch weiterhin unter ewiger militärischer Kontrolle stehen? Ja, so wirken auch in der neuen Republik die alten bureaukratischen Übel gleich einer ewigen Krankheit fort.

Doch es soll hier nicht vom totgesagten, aber höchstlebendigen Bureaukratismus die Rede sein, sondern vom toten oder vielmehr scheintoten Militarismus, der noch lange nicht so tot ist, als manche uns glauben machen möchten. Nein, tot ist er nicht. Tot ist er nur im Bewußtsein des Volkes, aber am Bewußtsein anderer ist bekanntlich noch niemand gestorben. Er lebt auch nicht mehr unter den Soldaten, er lebt nur noch im Offizierskorps. Wir meinen nicht in der Art, daß das Offizierskorps ihn lieber heute als morgen von den Toten auferwecken möchte. Solange das nur höchstpersönliche Privatwünsche eines Teiles der Offiziere sind, ist ja dagegen nichts einzuwenden. Solange einer unter Militarismus nur einen möglichst hohen Rockkragen mit ein möglichst schneidig dreinblickendes Monokel versteht, ist ja die Sache noch harmlos. Diesen Militarismus kann man den Hirn- und Gedankenlosen gönnen. Schlimm wird er erst, wenn er als Doktrin, als Lehre fortwirkt. Und das tut er, ja, Herr Noske, unter Ihren Augen. Sollten Sie es nicht wissen? Das wäre schlimm. Sollten Sie es wissen und doch nicht hindern? Das wäre noch weit schlimmer. Denn das System, das da im Geheimen, einstweilen im Geheimen fortwirkt, könnte Ihnen und uns eines Tages, wenn einmal eine Gegen . . . ., sagen wir Gegenbewegung käme, über den Kopf wachsen. Herr Minister, sehen Sie sich einmal die Militärschulen oder wie man diese „Erziehungs"anstalten heute nennen mag, näher an! Das sind die Pflanzstätten des alten Militarismus. Sehen Sie sich einmal den Geist an, der in diesen Schulen steckt, den Geist, den man den jungen Offizieren, die künftig Ihre Reichswehr führen sollen, einimpfen will. Ein demokratischer, freier Geist ist das kaum. Es ist der zöpfische Formen- und Formelngeist des einstigen Militarismus. Sehen Sie einmal hin, Herr Minister, welche Erziehungsprobleme es in diesen Schulen gibt. Da werden — ich greife nur einige heraus, es sind wahrlich der neugeistigen Probleme zu viele — Dutzende von Federn an ganzen Kompendien von Vorschriften stumpfgeschrieben, da wird stundenlang wie in einem Hauptquartier beratschlagt, wie der junge Offizier, wenn er am Morgen in jugendfrischer Halbnacktheit an der Waschschüssel steht, seinen allenfalls in diesem Augenblick eintretenden Vorgesetzten zu grüßen hätte. Das Problem wird endlich nach langem Hin und Her, das die deutsche Papierindustrie nicht zu kurz kommen läßt, dahin entschieden, daß der junge Offizier sich geziemend verneigt, verneigt in einer Form, deren Strammheit nichts republikanisch-bürgerliches mehr verrät. Dort beraten die weisesten Weißköpfe zusammen, ob der junge Offizier zum Offiziers-Appell mit oder ohne Mütze zu erscheinen habe usw. Herr Minister, betrachten Sie diese Dinge, diese nebensächlichen Dinge nicht als Nebensächlichkeiten. Ihren alten Offizieren sind sie ja auch keine Nebensächlichkeiten, die wollen damit in ver-

schleierter Form den jungen, die ja infolge ihrer Jugend im alten Militarismus schließlich nie so gefestigt waren, den alten militaristischen Geist wieder einflößen. Denn sie rechnen damit, daß er sich damit langsam und unmerklich wieder auf die Truppe, die ja heute schonend-demokratisch zu behandeln ist, allmählich doch wieder übertragen lasse. Denn was sollte man sonst die jungen Offiziere in den Bruchstücken einer alten Konfession erziehen, wenn man nicht hoffte, sie damit würdig vorzubereiten auf den Tag, wo das Evangelium von der alten militärischen Herrlichkeit wieder auferstehen würde. Die alten Offiziere, die im Glauben an das alte System aufgewachsen, werden diesen Glauben nie von sich werfen. Das fordert schließlich auch niemand. Aber was wir fordern müssen, ist, daß ihr alter Glaube nicht als eine Art militaristischer Geheimlehre im neuen Heere sich fortpflanze. Herr Minister, wenn Sie dulden, daß dieser alte Geist in das neue junge Offizierskorps einzieht, dann bereiten Sie mit eigener Hand den Untergang des neuen Staates, mit eigener Hand schüren Sie dann die glimmende Glut der Gegenrevolution. Darum, Herr Minister, mißachten Sie diese Pedanterien der militärischen Erziehung nicht. Rotten Sie den alten Geist nicht aus, der hinter diesen Formen und Formeln steckt, dann wird eines Tages der alte Militarismus in seiner ganzen Furchtbarkeit wieder über uns kommen.

§ 570 des B.G.B.

Vom **Geheimen Regierungsrat Karl Häfner.**

Nach § 570 des B.G.B. können Militärpersonen, Beamte, Geistliche und Lehrer an öffentlichen Unterrichtsanstalten im Falle der Versetzung nach einem anderen Orte das Mietverhältnis in Ansehung der Räume, welche sie für sich oder ihre Familie am bisherigen Garnisons- oder Wohnorte gemietet haben, unter Einhaltung der gesetzlichen Frist kündigen. Die Kündigung kann nur für den ersten Termin erfolgen, für den sie zulässig ist.

In der Rechtswissenschaft ist streitig, ob diese Vorschrift auch auf die Pensionierung von Beamten anzuwenden ist. Die Mehrzahl der Schriftsteller, darunter auch der Kommentar der Reichsgerichtsräte, verneint diese Frage, Dernburg in seinem bürgerlichen Rechte aber bejaht sie. Durch die Erklärung des Reichsfinanzministers Erzberger in der Nationalversammlung über die bevorstehende Pensionierung von Reichsbeamten hat diese Rechtsfrage aktuelle Bedeutung gewonnen, eine kurze Untersuchung derselben dürfte deshalb im öffentlichen Interesse liegen.

Versetzung ist eine von den zuständigen staatlichen Organen im dienstlichen Interesse angeordnete Maßregel. Darum liegt es nahe, geht man vom bloßen Wortlaute aus, die Frage, ob § 570 des B.G.B. auf die Versetzung der Beamten in den Ruhestand Anwendung finden kann, zu verneinen. Allein die bloße Wortauslegung wird gemäß § 133 des B.G.B. nicht den Ausschlag geben dürfen. Denn der Grundgedanke der im § 570 am angeführten Orte gesetzten Vorschrift besteht darin, daß der Vermieter der vorzeitigen Kündigung des Beamten unter Einhaltung der gesetzlichen Kündigungsfrist unterliegen soll, wenn dieser seinen Wohnsitz nicht behält und einen anderen Wohnort nimmt. Nach öffentlich-rechtlichen Bestimmungen hat der Beamte seinen Wohnsitz an dem Orte zu nehmen, an welchem die Behörde seines Wirkungskreises ihren Sitz hat. Diese Verpflichtung besteht für den pensionierten Beamten nicht mehr. Die Vorschrift des § 570 a. a. O. verfolgt das Ziel, die Versetzung dadurch zu erleichtern, daß sowohl für den Beamten als auch für die beteiligten öffentlichen Behörden der mit dieser Versetzung verknüpfte Aufwand möglichst verringert wird. Der Gesetzgeber wollte also nicht bloß den Fiskus begünstigen, damit dieser Umzugskosten spart. Die hier befürwortete Auslegung des § 570 bedeutet auch nicht eine ungerechtfertigte Schädigung des Vermieters. Denn wer einem Beamten vermietet, hat den Vorteil, einen besonders zuverlässigen Mieter zu haben, von dem er pünktliches Eingehen des Mietzinses und die Vermeidung von Schikanen erwarten kann. Dagegen muß er die vorzeitige Kündigung des Beamten für den Fall in Kauf nehmen, daß dieser seinen Amtssitz nicht mehr am Orte behält, es kann ihm also vollkommen gleichgültig sein, ob der Beamte seinen Wohnsitz um deswillen verläßt, weil er an ein anderes Amt oder in den Ruhestand versetzt wird. Sollte die hier vertretene Rechtsauffassung dem Wortlaute des § 570 B.G.B. gegenüber nicht allgemein gebilligt werden, so ist es meines Erachtens ein Gebot der Gerechtigkeit, durch ein Gesetz dem § 570 einen besonderen Zusatz des Inhalts zu geben, daß seine Bestimmungen auch auf die Versetzung in den Ruhestand Anwendung finden. Die wirtschaftliche Notlage der Beamten, die auch in Zukunft noch fortbestehen wird, macht meines Erachtens den vorgeschlagenen Rechtssatz zu einer Notwendigkeit.

Die wirtschaftlichen Bestimmungen des Friedensvertrages.

Von Martin Munk.

Überblickt man die Fülle der wirtschaftlichen Bestimmungen in dem Friedensvertrage, so lassen sich zwei Tendenzen unterscheiden: Einmal gruppieren die Alliierten ihre Forderungen um die Fiktion, ihre Kriegskosten aus dem aus allen Wunden blutenden deutschen Volkskörper herausholen zu können. Mit deren Aufnahme in die Friedensbedingungen hat sich die Gesamtheit unserer Feinde zu ihnen bekannt. Wenn es jetzt auf einmal heißt, Deutschland solle grundsätzlich für alle Schäden haften, die durch den Krieg entstanden sind, so steht diesem Anspruch eigentlich, neben seiner Unerfüllbarkeit, vor allem die beiderseitige Bindung auf die 14 Punkte Wilsons entgegen. Nach diesen Wilsonschen Sätzen hätten wir nur zu leisten: die Wiederherstellung des der Zivilbevölkerung durch unsere Kriegführung zugefügten Schadens. Es ist eine ganze Reihe von Maßnahmen, die die Schadloshaltung der Sieger garantieren sollen. Der vorgeschlagenen, von der Entente abgelehnten Festsetzung der provisorischen Summe von 20 Milliarden, die in Gold, Waren oder Schiffen bis Mai 1921 zu entrichten gewesen wären, kann noch nicht einmal das Hauptgewicht zugesprochen werden. Diese Forderung ist ohne sichtbare Grenze geblieben. Das Maß ihrer Erweiterungsfähigkeit bestimmt der Sieger nach seinem Gutdünken. In die Gruppe der Forderungen, die auf Entschädigungen bedacht sind, gehört auch vor allem die absolute Nutznießung des Saar-Reviers durch Frankreich, und Deutschlands Verpflichtung, Tonne für Tonne und Klasse für Klasse des versenkten Handelsschiffraumes zu ersetzen. Von unserer Handelsflotte behalten wir kaum mehr wie von der Kriegsflotte, die jetzt schon ganz an die Entente ausgeliefert ist. All die Dampfer über 1600 Tonnen müssen als Kriegsentschädigung abgeliefert werden. Hinzu kommt noch die Hälfte der Schiffe unter 1600 bis 1000 Tonnen, und der vierte Teil unserer Fischdampfer. Auf unseren Werften sollen in den kommenden fünf Jahren 200 000 Tonnen Handelsschiffraum jährlich für die Entente hergestellt werden. Ob nach dem Bau dieser Tonnage noch die Möglichkeit besteht, für uns selber zu bauen, ist sehr fraglich und hängt ganz davon ab, wie leistungsfähig unsere Industrie sein wird, und ob uns das Ausland genügend Erze und Baustoffe liefern wird. Die Absicht der Entente ist klar. In den fünf Jahren, in denen wir für unsere Gegner arbeiten müssen, sind die deutschen Reeder wegen der ihnen zur Verfügung stehenden beschränkten Tonnage für den allgemeinen Welthandelswettbewerb nicht zu befürchten. Der Entente ist es also leicht gemacht, sich den ganzen Schiffsverkehr der Welt zu sichern. Wenn dann nach Ablauf der fünfjährigen Frist die deutschen Schiffer wieder zahlreicher auf dem Meere und an den Handelsplätzen erscheinen, finden sie überall verschlossene Pforten, und in hartem Kampfe wird es ihnen nur möglich sein, sich ein neues Arbeitsfeld zu suchen. Diese Entschädigungsforderungen haben Sicherungsmaßnahmen im Gefolge. Schließlich könnte man auch die Beschlagnahme der Saargruben als eine Sicherungsmaßnahme für die Erfüllung der Entschädigungsforderung halten, wenn die Art und Weise, wie sie vorgenommen wird, nicht den Charakter einer Sicherungsmaßnahme verleugnen würde. Es sollen in diesem Zusammenhang nur die Maßnahmen erwähnt werden, die einen wirtschaftlichen oder finanziellen Charakter haben. Da ist zunächst an die im 9. Abschnitt getroffene Bestimmung zu denken, die die gesamten Einnahmen Deutschlands und seiner Gliedstaaten für die Bezahlung der Kosten an erster Stelle haftbar erklärt. Diese Bestimmung ist dehnbar und unbestimmt. Ferner muß als Sicherheitsmaßnahme die Beschränkung Deutschlands in seiner Goldausfuhr, die nur unter Zustimmung einer alliierten Kommission erfolgen kann, gekennzeichnet werden. Als wirtschaftliche Sicherung des neu geschaffenen politischen Zustandes mag die Verpflichtung Deutschlands gelten, elsaß-lothringische Erzeugnisse fünf Jahre zollfrei nach Deutschland hineinzulassen, ähnlich wie es Luxemburg gegenüber verpflichtet wird und auf drei Jahre den neu-polnischen Gebietsteilen gegenüber.

Damit kommen wir zur zweiten Tendenz des Vertrags. Über Schadenersatzansprüche und Sicherungsmaßnahmen hinaus weist eine Fülle von Bestimmungen einen ganz anderen Charakter auf; sie bezwecken die Deklassierung Deutschlands. Nicht nur daß Deutschland aufhören soll eine Großmacht zu sein. Es soll zukünftig

— vorläufig als Outsider des Völkerbunds — als nicht völkerbundsfähiger Staat angesprochen und demgemäß behandelt werden. Es soll mehr oder weniger Objekt für andere sein, wie eben die Kolonie im Sinne der imperialistischen Kolonialpolitik nur Ausbeuteobjekt war. Der Völkerbund verlangt im großen Maßstab die Beschränkung der Souveränität; das ist durchaus erträglich, weil diese auf Gerechtigkeit beruht. Uns aber zertrümmert man die staatliche Souveränität ohne Aufnahme in den Bund. Um nur Eines zu nennen: Man gebietet uns, auf alle Verträge zu verzichten, die uns eine Mitarbeit in internationalen finanziellen und wirtschaftlichen Kommissionen sicherten, auf Aufgabe aller mit der Türkei sowie mit der österreichisch-ungarischen Regierung abgeschlossenen finanziellen Transaktionen. Die Entente-Kommission beansprucht das Recht, von Deutschland alle öffentlichen Konzessionen seiner Staatsangehörigen in Rußland, China, Österreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei zu erwerben und seine Forderungen in den drei letzten Ländern an die Alliierten abzutreten. Das ist der Wirtschaftskrieg nach dem Krieg.

Es werden Forderungen an uns gestellt, die den Mitgliedern des Völkerbundes nicht auferlegt werden. Auf uns scheint man den dritten Punkt der 14 Wilsonschen Sätze nicht anwenden zu wollen, weil man uns wohl zu zwingen verstand, dem Frieden beizutreten, uns aber verwehren will, uns mit den anderen zur Sicherung zusammenzuschließen. Hier liegt der Schwerpunkt des Unrechts; daß man ein Land gewaltsam ausschließt, das ganz und gar bereit wäre, einem idealen Völkerbund beizutreten, und daß man es während dieser Karenzzeit ausbeutet. Die Beschlagnahme deutschen Privateigentums, die Verpflichtung Deutschlands, seine Staatsangehörigen zu entschädigen, die Bestimmungen über Schiffahrt und Wettbewerb, all dies sind Maßnahmen, um den Outsider-Charakter Deutschlands festzulegen. Sie schließen bereits zum Teil die Strafmaßnahmen des Völkerbundes in sich. In dem Gestrüpp der finanziellen und wirtschaftlichen Bedingungen stecken Gefahren für Deutschland, die zu den schlimmsten gehören. Der deutsche Wirtschaftsmarkt befindet sich infolge des Krieges und der Revolution an sich schon in einem Zustand schwerer Krankheit. Die Gesundung des Zustandes wäre selbst bei einem guten Frieden sehr schwer und erforderte pflegliche Behandlung. Der angenommene Friedensvertrag aber macht sie unmöglich. Er stellt zudem in finanzieller Hinsicht schlechthin unerfüllbare Anforderungen. Er zertritt unser Kredit-System und zerstört jede Ordnung des Geldwesens. Der Industrie wird ihre wichtigste Grundlage, die Steinkohle, entzogen. Das Reichskohlen-Kommissariat sagte in einem Telegramm an die Regierung, der Zustand, der infolge der uns auferlegten Zwangslieferungen in der Kohlenversorgung eintreten würde, würde für die Industrie, den Verkehr und die Haushaltungen schlimmer als der schlimmste bisher gewesene Zustand sein. Von der Eisenerzproduktion gehen uns durch die Abtrennung Elsaß-Lothringens 75 Prozent verloren. Damit wird die wichtigste deutsche Industrie der sicheren Grundlage des einheimischen Rohstoffbesitzes beraubt. Sie wird auf die Einfuhr angewiesen und wird künftig ein von Zufälligkeiten abhängiges ungewisses Dasein führen. Der Export, den wir zur Bezahlung der Lebensmittel und der Rohstoffe brauchen, wird so gut wie unmöglich gemacht durch Aufrichtung feindlicher Pufferstaaten gegen den nahen Osten, Beseitigung der Meistbegünstigungen für ungewisse Zeit, Wegnahme der Seeschiffe, der Kabel usw. Deutschland wird aufhören, ein Industriestaat zu sein. Es wird nur kümmerliche und unsichere industrielle Existenzen hervorbringen können. Die Hauptquelle des Unterhalts der Bevölkerung wird versiegen.

Auch ein Agrarstaat kann Deutschland nicht werden. Die Möglichkeit hierzu wird ihm durch Abtretung der östlichen Provinzen, die etwa 20 Prozent der landwirtschaftlichen Produktion liefern, weggenommen. Einst das zweite Industrievolk der Erde, will man uns jetzt zu einem armen Agrarvolk machen, das nicht seine Millionen ernähren kann. All unsere Arbeit muß für die Entente getan werden, keinen Nutzen, keine Entschädigung erhalten wir dafür. Zu Arbeitssklaven Amerikas, Englands, Frankreichs und Polens sollen unsere Arbeiter werden. Schon die harten Bestimmungen über Schiffahrt, den Bau von Dampfern und über die Meistbegünstigung, die wir unseren Gegnern zugestehen müssen, lassen das klar erkennen. Die Loslösung Ostpreußens vom Mutterlande durch den polnischen Korridor nach der Ostsee, vor allem aber der Raub des Saarbeckens, alles das verfolgt den Zweck, unserem Wirtschaftsleben den Todesstoß zu versetzen und jegliche Konkurrenzfähigkeit unserer Industrie, die ohnehin schon garnicht mehr besteht, ein für allemal aus der Welt zu schaffen. Keinerlei Zugeständnisse aber macht man uns für all die Opfer, die uns abgefordert werden.

Künstler.

Siegfried Ochs.

Es ist ein leidiges Vorurteil der großen Masse, selbst der musikalisch gebildeten, im Chordirigenten so etwas wie einen Dirigenten zweiter Klasse zu sehen. Und damit hängt es denn auch zusammen, daß selten ein Chordirigent zu der äußerlichen „Berühmtheit" so vieler Orchesterdirigenten gelangt. Wir haben aber gerade in Berlin gottlob Beispiele, die genügen dürften, jenes haltlose Vorurteil zu widerlegen. Das vielleicht schlagendste Beispiel dieser Art ist wohl die Persönlichkeit des Leiters des Philharmonischen Chors: Professor Siegfried Ochs.

Wie so viele namhafte Musiker, war auch der 1858 zu Frankfurt a. M. geborene Siegfried Ochs ursprünglich zu einem anderen Beruf bestimmt. Er studierte Chemie am Darmstädter Polytechnikum und später in Heidelberg. Nebenbei trieb er eifrig Musik und betätigte sich bereits am Theater der romantischen Neckarstadt als Chorsänger, Korrepetitor u. s. f. Zwanzigjährig kam er nach Berlin auf die Königliche Hochschule zu Friedrich Kiel, dem damals berühmten Chorkomponisten, der es verstand, dem jungen Künstler den Geist der Alten einzuimpfen, ohne ihn dabei mit pedantischer Gelehrsamkeit zu schrecken. Der junge Mann hörte viel Musik, bildete sich vielseitig weiter und wurde bald ein gern gesehener Gast in mehreren Berliner Salons. So kam es, daß er in einem dieser Salons, dem Hause des Herrn Max Sabersky, ein paar sangesfreudige Damen und Herren zu einem mehrfach besetzten Gesangsquartett vereinigte, mit dem er regelmäßig vierstimmige Gesänge studierte. Es ist dies der Uranfang des Philharmonischen Chors.

Der Energie und begeisterten Art ihres Dirigenten hatte die junge Gesangvereinigung es zu verdanken, daß sie bereits am 18. Februar 1883 zum ersten Male öffentlich in einem Wohltätigkeitskonzert auftreten konnte. Es wurden dort gesungen: „Zigeunerleben" von Schumann, „Gebet vor der Schlacht" von Schubert, sowie das Finale von Mendelssohns unvollendeter Oper „Loreley". Eine einzige Berliner Zeitung, das „Deutsche Tageblatt", wies nach diesem Abend darauf hin, daß der neue Chor wohl einmal im Musikleben Berlins eine große Rolle spielen würde. Und die Prophezeiung hat sich bekanntlich in der glücklichsten Weise erfüllt. Der Chor vergrößerte sich mählich, gab am 24. März 1886 sein erstes großes eigenes Konzert mit dem Philharmonischen Orchester, und im Jahre 1888 nahm er die Bezeichnung „Philharmonischer Chor" an, der nun regelmäßige Konzerte gab, für die die Konzertdirektion Hermann Wolf zeichnete. Es würde hier zu weit führen, nähere Details aus der weiteren Entwicklung des Chores zu geben. Jedoch ist es interessant, einen kurzen Überblick über die ungeheure Fülle dessen, was Siegfried Ochs mit seiner Schar im Laufe der Jahrzehnte geleistet hat, zu gewinnen. Da sind zahlreiche, zum Teil in Berlin erstmals gehörte Werke J. S. Bachs, dessen jetzige Popularität im Berliner Musikleben dem Philharmonischen Chore zu danken ist; da sind von Klassikern, Romantikern und alten Meistern mit mehreren Werken vertreten Beethoven, Mozart, Gluck, Carissimi, Händel, Haydn, Mendelssohn, Schubert, Schumann u. a., von Modernen d'Albert, Berlioz, Brahms, Bruch, Bruckner, Hermann Götz, Friedrich E. Koch, Liszt, Rubinstein, Rüfer, Strauß, Otto Taubmann, Edgar Tinel, Anton Urspruch, Verdi, Wagner, Hugo Wolff, Max v. Schillings, Arnold Mendelssohn. Diese Liste ist aber absolut unvollständig. Besondere Verdienste erwarben sich Chor und Dirigent um Bruckner und Wolff.

Was Siegfried Ochs als Dirigenten im besonderen kennzeichnet, das ist seine große männliche Frische, seine unbesiegbare Energie, seine echte Musizierfreudigkeit, mit der er alles um sich herum anfeuert. Daher die überraschende Disziplin in diesem Chor, der seinen Dirigenten auf den geringsten Wink folgt, — bei einem gemischten Chor eine Seltenheit! Seinen Kunstenthusiasmus hat Prof. Ochs stets durch die uneigennützige energische Propaganda der neueren Komponisten bewiesen. Wie dankbar waren ihm Bruckner und Wolf, die sonst in Berlin wohl noch lange auf die Aufführungen ihrer Chorschöpfungen hätten warten müssen! Von Bruckner wollte er auch sämtliche Sinfonien in Berlin in eigenen Orchesterkonzerten aufführen, deren er in jüngeren Jahren einige veranstaltete; aber es wurde ihm hinter den Kulissen bedeutet, daß er als Chordirigent keine Orchesterkonzerte veranstalten dürfe! Das entspricht ganz jenem bornierten Vorurteil, das oben erwähnt wurde.

Siegfried Ochs hat in unzähligen Proben seinen Chor zu einem der leistungsfähigsten in Europa gemacht. Mit hinreißender Begeisterung und einer „göttlichen

Grobheit" hat er das vollbracht, aber dieser letztere entspringt nur der ersteren, und wer ihn zu kennen das Glück hatte, der weiß: es ist ein großer Künstler und ein guter Mensch. — Schließlich wird es seine Verehrer interessieren, zu hören, daß er seit mehreren Jahren an einem Buch über Bach arbeitet; es wird das Bekenntnis eines echten Künstlers werden, nicht die lederne fruchtlose Arbeit pedantischer Gelehrsamkeit, mit der uns heute so oft die Kunst verekelt wird.

Die Sinnlichkeit des Schauspielers.

Von **Direktor Georg Schade.**

Sinnlichkeit und Sittlichkeit sind Gegensätze. Sinnlichkeit ist die Empfänglichkeit der Psyche für alle von außen erfolgenden Eindrücke und gleichzeitig Kollektivbegriff für alle Leidenschaften, Triebe und Begehrungen des leiblichen Organismus ohne Kontrolle durch Vernunft und Verstand. Wirken diese bei den durch sich und in der Form von Moralgesetzen als Regulator der Sinnlichkeit, so entsteht der Begriff der Sittlichkeit. Sinnlichkeit an sich ist somit unsittlich.

Die Empfänglichkeit der Psyche für alle äußern Eindrücke ist eine notwendige Vorbedingung für den Schauspieler. Ja, er muß, wie ich in meinem Artikel „Die Psyche des Schauspielers" (siehe „Kritiker" 24) ausführte, die Fähigkeit besitzen, diese Empfänglichkeit bis zum äußersten zu steigern; er muß sehr sensitiv sein. Also muß er auch sehr sinnlich sein. Die Leidenschaften und Begehrungen des leiblichen Organismus (Nahrungs- und Geschlechtstrieb) müssen also logisch bei ihm stark entfaltet sein, so daß er auch im ethischen Sinne als „sinnlich" zu bezeichnen ist.

Die starke Betonung der sogenannten „niedern Triebe" in der Psyche des Schauspielers wird denjenigen befremden oder gar abstoßen, der gewöhnt ist, im Schauspieler den Verkünder und Verkörperer ethischer Ideale, heroischer Taten und Empfindungen, idealer Lehren zu sehen, denjenigen, der nicht gewöhnt ist, den Schauspieler vom Menschen zu trennen und der dadurch übersieht, daß der Schauspieler in diesem „verkündenden" Teil seiner Tätigkeit nur reproduzierend ist und erst in der Umgestaltung seiner Psyche zu der für den Träger jener ethisch-ästhetischen Ideale nötigen Form produziert! Starke Sinnlichkeit in Verbindung mit vielem Temperament und jener Schmiegsamkeit der Seele (siehe „Psyche d. Schauspielers") machen ja erst den Schauspieler zu dem großen Künstler, der uns durch seine Darstellung hinreißt.

Sittlichkeit ist Sinnlichkeit gebändigt durch Vernunft und Verstand, sagte ich eingangs. Welche Art von Schauspielern ist die, die uns meistens kalt läßt, selbst bei vollendeter Beherrschung aller technischen Ausdrucksmittel? Es sind die sogenannten „Verstandesschauspieler". Der Verstand soll bei der schauspielerischen Leistung nur bis zu einem geringen Grade beteiligt sein. Alles muß mehr durch Empfinden entstehen; es soll ein Schauen „von innen heraus" sein. Die „Schmiegsamkeit der Seele" muß sich so stark betätigen, daß der Verstand fast nichts mehr zu tun hat; das geschaffene Ego muß durch Imagination so vollendet gestaltet sein, daß der Darsteller fühlt, empfindet, aufschluchzt, Tränen vergießt und jubelt, wie das eben jene im Schauspieler erschaffene Seele innerhalb der vom Dichter erschauten Situation muß. Das vollkommenste Aufgeben der eigenen Psyche, das Durchleben einer dem Ego des Darstellers völlig fremden Empfindungswelt muß erreicht werden.

Was nun ist das Agens für alle Handlungen von Bedeutung, für jede große, gewaltige Heldentat, für jedes niedrigste, gemeinste Verbrechen seit Anbeginn der Weltgeschichte? — Die Sinnlichkeit! Hunger und Liebe bewegen an erster Stelle das All. Ja, die Liebe noch mehr als der Hunger. Der Urgrund jedes Verbrechens, das Abscheu erweckt, wie jeder Großtat, die Anerkennung fordert, liegt letzten Endes in irgend einer sexuellen Regung, sei sie auf ein Individuum oder auf die Möglichkeit der Befriedigung des Sexualtriebes im allgemeinen und in dieser oder jener Form gerichtet, direkt oder indirekt. So ist es unvermeidlich, daß die Werke der Dichter wie der Stückeschreiber sich alle mehr oder minder mit der Gestaltung und Lösung sexueller Probleme in ethisch-ästhetischer oder grob-sinnlicher, ja, lasciver Form befassen.

In dieser fortwährend wechselnden Atmosphäre von Sinnlichkeit jeden Grades atmet und lebt der Schauspieler. All diesen verschiedenen Empfindungen und Regungen muß seine schmiegsame sensitive Seele sich anpassen, er muß all jene Regungen ganz zu seinen eigenen machen und darf und kann sie nicht einmal durch Vernunft und Verstand kontrollieren! Jedes an sich ethisch noch so verwerfliche Empfinden muß er — wenigstens auf „2½ Stunden" zu seinem eigenen machen. Soll man da noch erwarten, daß der Schauspieler in seinem sinnlichen Empfinden zurückhaltend, ja nur begrenzt sein kann? Nein, das ist unmöglich. Der wirklich bedeutende, fortreißende Darsteller muß von glühender Sinnlichkeit sein, die sich oft bis zur Schrankenlosigkeit steigern kann. Ich behaupte, ein nicht stark sinnlicher, nicht stark sexuell empfindender Schauspieler wird nie eine gewaltige, erschütternde Leistung seiner Kunst zustande bringen können. Die Schauspielkunst fordert eben vielerlei Opfer am eigenen Ego von ihren Priestern und Priesterinnen.

Im Theaterjargon sind viele Redensarten üblich, die auf den ersten Blick einen abstoßend zynischen Eindruck machen; sie werden gedankenlos hingeplappert und enthalten doch große Wahrheiten und Erkenntnisse. So sagt man häufig bei einer guten Leistung einer Anfängerin anerkennend: „Wenn das Mädel mal erst ein Kind gehabt hat!" Das klingt scheußlich und enthält doch eine große Wahrheit. Diese Redensart weist auch auf ein Opfer, das die Schauspielkunst gebieterisch fordert. Wie soll ein keusches, unberührtes junges Mädchen die Empfindungssphäre in der eigenen Psyche auslösen, wie die Töne im Innern finden, die die Empfindungen einer Mutter ausdrücken, wie die Empfindungen einer bis zur Sinnlosigkeit berauschenden Leidenschaft, wenn sie ähnliches nur aus Büchern kennt? — Selbst bei einem Höchstmaß von Talent wird das Gegebene nur Schablone sein und nicht mitreißen können. Priester der Kunst sein heißt eben: sich selbst opfern. Der Mantel der seelischen Keuschheit muß fallen.

Dies alles, in Gemeinschaft mit der notwendigen Schmiegsamkeit der Seele, muß notwendig eine gewisse Unbeherrschtheit erzeugen, die störend in allen Lebensgewohnheiten der Bürgerlichkeit wirken muß. Das zu beleuchten wird Aufgabe meiner Artikel „Bürgermoral und Schauspielersittlichkeit" und „Schauspielerehen" sein, die in den nächsten Heften des „Kritiker" erscheinen werden.

Zur Sinnlichkeit gehört neben dem Geschlechtstrieb der Nahrungstrieb. Auch diese Seite der Sinnlichkeit ist beim Schauspieler unbeherrscht. Ich muß seltsame Erscheinungen dieser Art wenigstens streifen, um zu zeigen, daß nicht etwa nur irgendein Teil einer Gruppe seelischer Regungen — der durch die Tätigkeit direkt betroffen wird — sondern alle zu der Gruppe gehörenden Sinnesäußerungen, also die Gruppe in ihrer Gesamtheit, stark aktiv entwickelt ist.

Daß der Schauspieler im ganzen großen Wert auf gute Speisen und Getränke legt, ist bekannt. Eine charakteristische Erscheinung ist es auch, daß ziemlich alle Schauspielerinnen gute Köchinnen sind. Sie mögen gegen jederart Hausarbeit eine noch so große Abneigung haben, kochen werden sie alle gern und meist ganz vorzüglich. Daher kommt es auch, daß oft die „Komische Alte" den „Jugendlichen Liebhaber" leicht fesseln kann. „Die Liebe geht durch den Magen!" Doch, das sind Intimitäten, die nicht hierher gehören . . . Das Sprichwort an sich aber beweist, daß das Volksempfinden den ursächlichen Zusammenhang zwischen Nahrungs- und Geschlechtstrieb wohl kennt.

Die Betätigung des Nahrungstriebes beim Schauspieler treibt oft seltsame Blüten. Ein Schauspieler kann eben ein ausgiebiges Souper zu sich genommen haben, und es kann seiner in „2½" Stunden wieder ein solches warten, er wird, wenn es auf der Szene etwas zu essen gibt, unbedingt recht kräftig, ja oft unmotiviert gierig zulangen. Er ißt, um zu essen; ohne Hunger, ja, ohne jeden Appetit. Genau wie das Kind, das, wenn es auch ganz vollgestopft ist, von allem, was es sieht, noch etwas „haben" muß. Ich habe gute, sonst absolut zuverlässige Darsteller kennen gelernt, die lieber einen Einsatz verpaßten, ehe sie ein Stückchen Wurst oder dergl. hätten liegen lassen. Auch hier zeigt sich wieder die Unbeherrschtheit, die Kindlichkeit des Schauspielers, womit ich mich noch weiter zu beschäftigen haben werde.

Auftakt.

Von Karl Fischer.

Es regt und rührt sich allenthalben im Reich der Kulissen, und man ist außerordentlich rüstig im Entwerfen von Plänen und Projekten. Indessen, was sind Hoffnungen und Entwürfe, und wenn ja, so paßt auf alle Dinge in theatralibus das skeptische Wort des Dichters: Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!

Die neue Saison wird bald einsetzen, und der Auftakt, das Aufzeigen von allem, was man zu unternehmen und aufzuführen gedenkt, ist in Berlin immer sehr stark und auf das Mannigfachste bewegt. Diesmal aber hat man besonders viel neue Botschaften von der neuen Saison vernommen, und es ist daher besonders viel Glaube notwendig. Die Botschaften und Verkündigungen beziehen sich aber heuer nicht nur auf neue Stücke, von denen gesprochen und verheißen worden ist, sondern vornehmlich auf neue Theater. Nicht weniger denn fünf neue Theater sollen uns beschert werden, und der liebe Gott mag wissen, ob alles gelingen und gut gehen wird. Da ist zunächst das Große Schauspielhaus von Professor Max Reinhardt, auf das viele gespannt sind, und das hoffentlich alle die hochgestimmten Erwartungen nicht täuschen und trügen wird. Der Bau des Zirkusgebäudes an der Friedrichstraße geht schnell voran, und wenn nicht Streiks störend dazwischen treten, dürfte die feierliche Einweihung Ende des nächsten Monats stattfinden. Von dem ursprünglichen Plan, in dem Theater der Dreitausend nur klassische Stücke mit dem Massenaufgebot der Chöre und der ganzen, gewaltig großen Komparserie aufzuführen, hat man Abstand genommen. Auch dem modernen Dichter soll hier das Wort erteilt werden, und Gerhart Hauptmann wird mit seinem „Weißen Heiland" den Reigen eröffnen. Rolf Lauckner, der Stiefsohn Hermann Sudermanns, soll mit seinem neuen Drama „Wahnschaffe" unmittelbar folgen.

Und die anderen vier neuen Bühnen? Ja, mein Gott, vielleicht befinden sie sich noch in einem solchen embryonalen Zustand, daß es am besten ist, möglichst wenig Worte von ihnen zu machen. Jedenfalls aber verheißen sie alle Schönheiten der Kunst, und das Geschick möge ihnen günstig sein. An erster Stelle muß in diesem Zusammenhang wohl von der „Tribüne" gesprochen werden, der Theater-Neugründung, die im Herbst in Charlottenburg, unmittelbar am Untergrundbahnhof Knie, ins Leben gerufen werden soll. Die Direktion hat Franz Wenzler, die künstlerische Leitung Karlheinz Martin, der als Regisseur einen Namen besitzt, und Dramaturg Rudolf Leonhardt, der Verfasser der „Vorhölle". Diese Herrschaften wollen etwas absolut Neues, Abkehr vom bisherigen Theaterbetrieb und unter Ablehnung nur formal-artistischer Änderungsversuche grundsätzliche Lösung des räumlichen Problems des Theaters. Man will Revolution des Bühnenraums, man wünscht die einfache Shakespeare-Bühne und man wird ohne Dekoration spielen und den Schauplatz auf einer bescheidenen Papptafel durch bildhafte Andeutung und gegenständliche Arabeske bemerklich machen. Das Publikum aber soll in diesem „aktivistischen Theater" nicht nur aus Zuschauern, sondern aus „produktiv erregten Teilnehmern" bestehen! Das ist ein bißchen viel des Neuen auf ein Mal, und man fragt sich unwillkürlich und fürchtet, ob auch genugend schöpferische Kräfte zur Stelle sein werden, um den puritanischen Raum dieser Kunststätte mit genügend Geist und Flamme zu erfüllen.

Weniger, viel weniger haben bisher die andern geplanten Neugründungen zu uns gesprochen, aber vielleicht haben sie uns einmal trotzdem viel zu sagen. Da ist zunächst das Theater an der Hardenbergstraße, das aus dem einstigen Landwehr-Offizierskasino werden und wachsen soll. Man hat uns erklärt, daß guter, gediegener und großer Kunst auf dieser Stätte Raum gegeben werden soll, und eine Schauspielerin, die sich in der verflossenen Spielzeit einen Namen gemacht hat, ist unter den Gründern. Dieses neue Theater hat übrigens, noch bevor es selbst zum Leben erwacht ist, einen herben Verlust durch den Tod erlitten. Der junge und so sehr eigenartig begabte Julius Szalit, der die Hauptstütze und Stärke des neuen Musentempels sein sollte, ist nicht mehr. In München hat er Hand an sich gelegt, und mit ihm ist ein Schauspieler ins Land der Schatten gegangen, von dem die Bühnenkunst die Erfüllung vieler Schönheiten mit Recht sich versprochen hatte. Daneben muß eines neuen Volkstheaters gedacht werden, von dem man bislang nicht viel mehr als den Namen weiß und nur hoffen kann, daß es nicht auf den törichten Gedanken kommen wird, der Volksbühne Konkurrenz zu machen, Kräfte zu verzetteln und große Teile des Publikums kopfscheu zu machen.

Eines der neuen Theater aber, und damit kommen wir zu Nummer fünf der Neugründungen, ist schon eröffnet, das phantastische Theater. Etwas abseits vom lauten Leben der Großstadt, am Lietzensee in Charlottenburg und ein wenig abseits auch vom sonstigen Schein und Schema des Theaters weiß man heute noch nicht so recht, was und wie es werden soll. Ein Idyllchen im Theaterland hat das phantastische Theater immerhin viel versprechend begonnen.

In diesem Zusammenhang darf gewiß noch von einem Direktionswechsel gesprochen werden. Das Kleine Schauspielhaus gibt Professor Reinhardt ab und die Eysoldt wird Direktorin. Doch nein, halt, Direktor Altmann behauptet ebenfalls, der neue Lenker und Leiter zu sein und will im Oktober beginnen. Der Außenstehende aber kann sich bis zur Stunde in diesem Wirrwarr der Dramatik noch nicht ganz zurechtfinden. Hoffentlich werden die präsumtiven Nachfolger untereinander einig, bevor der Vorhang aufrauscht. Es wäre doch jedenfalls ein ganz unberechenbarer Schade, wenn Berlin ein Theater weniger haben sollte in der nächsten Saison!

Fünf neue Theater! Wenn sich in letzter Stunde nicht noch ein Anwärter melden sollte! Fünf neue Theater, wieviel neue Stücke, wieviel neue Kunst und neue Künstler können uns damit beschert werden! Nun denn, Vorhang hoch! Der Worte sind genug gewechselt, laßt uns Taten sehen!

Die Kinokritik.

Von **Laroche.**

Es ist kein Scherz, es ist bitterer Ernst. Wir haben wirklich und wahrhaftig eine Kinokritik. Sie ist nicht plötzlich über uns hergefallen, sie hat uns nicht in offenem Kampfe besiegt und sich uns aufdrängt mit der Kraft ihrer Überlegenheit, sie hat uns nicht über Nacht beglückt. Sie ist, wohl wie alles Gute von ihrer Sorte, langsam, schleichend, man möchte sagen heimtückisch, herangewachsen. Sie hat uns unmerklich umgarnt, hat uns überwuchert und ist jetzt im Begriffe, uns zu erdrücken, wenn wir nicht schleunigst an das Ausrodungswerk gehen.

Die Geburt der Kinokritik vollzog sich in den Blättchen dritten und vierten Ranges, als sie zum ersten Mal für ihre Leser die Spielpläne der Ortskinos brachten. Das gab einigen findigen Geistern den Gedanken ein, einerseits mit den Kinos, andererseits mit den Zeitungen entsprechende Verträge abzuschließen. Das war der erste Typus des Kinokritikers. Er bezog seine Haupteinkünfte aus den Lichtbildtheatern, dessen Filme er bedingungslos loben mußte. Er entdeckte an jedem Schmarren irgendeinen Vorzug, den er berufsmäßig verhimmelte.

Inzwischen vergrößerte und vervollkommnete sich die Kinoindustrie. Man lernte den Wert von künstlerischen Aufnahmen zu schätzen, man begann kilometerlange Filmschlangen herzustellen, man baute Kinopaläste, gegen die das prächtigste Theater eine elende Scheune war. Dadurch gewann das Kino eine solche öffentliche Bedeutung, daß auch die ersten Zeitungen sich der Sache nicht mehr verschließen konnten, sie reichten dem Film einen Finger und dieser packte natürlich die ganze Hand. Jedes einzelne Machwerk, jede Ausgeburt der Phantasie eines Filmregisseurs spreizte sich und verlangte eine eigene „Kritik". Die ersten Zeitungen konnten ihres Rufes wegen nicht alles loben, und so entwickelte sich der zweite Typus des Kinokritikers, der nun seinen Erwerb in der Hauptsache (sagen wir öffentlich) von der Zeitung bezog und dafür einen Teil der Filme verriß, jedoch meistens so, daß er ihnen durch sein Urteil Reklame machte.

Gleichzeitig mit der Filmindustrie wuchs auch das Interesse des Publikums in geometrischer Proportion. Es wollte immer mehr von seinen Filmlieblingen hören, immer Neues von den erschütternden Dramen ohne Worte erfahren, und sofort fanden sich Leute die ihm mit Vergnügen die Neugier stillten. Ein Filmblatt nach dem andern schoß aus der Erde. Der geistige Horizont dieser Zeitschriften hat beim Kino seinen Anfang und sein Ende. Da wird ein Star der zappelnden Leinewand nach dem andern in allen möglichen und unmöglichen Posen und Situationen photographiert und beschrieben. Da werden „Geschäftsgeheimnisse" der Filmfabriken „ausgeplaudert", da wird das Blaue vom Himmel heruntergelogen, blos um irgendwie den Sensationshunger des Publikums nach Leinewandereignissen zu stillen. Diese Blätter haben eine dritte Art der Filmkritik erfunden: sie leben sowohl vom Publikum wie von den Filmgesellschaften, schlagen Reklame, machen großen Skandal und scheuen kein Mittel, um Popularität und klingenden Lohn

einzustecken. Sie sind das schlimmste Produkt unserer Presse. Sie verderben vollständig den Geschmack des Publikums und versperren durch ihre marktschreierische Aufmachung den wenigen wirklich wertvollen literarischen Blättern den Absatz.

Und endlich hat sich nebenbei und zwischendurch eine vierte Art von Filmkritikern ausgebildet, die Harmloseste und die Gefährlichste zugleich. Das sind sonst ganz normale, vernunftbegabte Wesen, die äußerlich allen anderen Menschen gleichen. Durch irgend welchen Zufall, sei es Veranlagung, sei es unglückliche Lebensverhältnisse, ein besonderer Nervenchok oder dergleichen, haben sich bei ihnen die Begriffe derartig verwirrt, daß sie allen Ernstes im Film etwas wie eine neue Kunst erblicken. Es ist möglich, daß sie in ihrer Manie wirklich an diese Chimäre glauben, daß sie, wie die indischen Fakire, durch Verkümmerung ihrer anderen Fähigkeiten den einen Sinn derartig ausgebildet haben, daß sie etwas wahrnehmen, was anderen Sterblichen verborgen bleibt. Diese Tatsache an sich wäre nicht weiter schlimm. Da diese Kritiker sonst harmlos sind, könnten sie nur einen neuen interessanten Fall für die Pathologen abgeben, aber leider fühlen sie sich berufen ihre Beobachtungen auch den anderen Menschen mitzuteilen: sie schreiben. Nun gibt es aber keinen Verrückten, der nicht einen noch Verrückteren fände, der des ersten Verrücktheiten bewundere und gegebenenfalls nachahme. Die Folge davon ist, daß das große Publikum ebenfalls schon von verschiedenen ästhetischen und noch tieferen Gesetzen aus die Filme zu schätzen und zu beurteilen und in ihnen Kunst zu finden glaubt. Es dauert nicht mehr lange und wir werden expressionistische, kubistische, futuristische, dadaistische und der Teufel weiß was noch für Filmrichtungen bekommen, die den letzten Rest des gesunden Menschenverstandes, der einem in dieser Zeit noch geblieben ist, verschlingen werden.

Wenn wir uns vor diesem drohenden Untergang bewahren wollen, müssen wir sofort eine Reihe von Gesetzen hervorbringen, die mit drakonischen Strafen die Herausgabe von Filmzeitschriften das Schreiben von Filmkritiken, die Nennung von Filmstars, das Sprechen über Films ahnden. Denn für die Films gibt es nur eine einzige Kritik, die in dem Ursprung und dem ganzen Wesen des Films begründet ist: Die Filme haben von jeher nur einen Zweck gehabt, den Unternehmern Geld zu bringen. Da jene Vergnügungsart, die auf die niedrigsten Volksinstinkte appelliert, am meisten einbringt, ist klar, daß der Film der beste ist, der am zügellosesten, lüsternsten, gemeinsten und schmutzigsten wirkt. Bis jetzt hatte die Zensur diese Krone der Filme unmöglich gemacht, jetzt sind die letzten Schranken gefallen, der Wettbewerb um die Palme hat eingesetzt, die freie Bahn allem Tüchtigen gilt auch hier, und es wird nicht mehr lange dauern, bis wir den Gipfel dieser Kunst erklommen haben. Es lebe der kommende schönste Film der Welt, die Krone aller Filme!

Neue Bücher.

Hermann Essig: **Der Taifun.** (Kurt Wolff, Verlag, Leipzig.)

Der neueste Band Kurt Wolffs Serie: Der neue Roman. Ein Nachlaßwerk des so früh verstorbenen Dramatikers Essig. Ein wirklicher Roman? Von Essig? — Ja und nein. Ja, betrachtet nach der äußeren Form, nach dem Umfang, nach der Zahl der darin geschilderten Personen, nach dem Stückchen Welt, das in dem Werk dargestellt worden ist. Nein, dem Kern des Werkes nach, dem eigentlichen Inhalt nach. Denn der Inhalt ist die übersprudelnde Phantasie des Dichters, der rücksichtslos Menschen und Träume, bizarre Einfälle und den Alltag, den bitteren Ernst und die lustigste Karrikatur durcheinander quirlt und sich an dem Hexengebräu unbändig freut. Er betrachtet alles Geschehen und alle Gestalten durch das geschliffene Prisma seines Humors, das er fortwährend dreht, sodaß die Schleifflächen mit einander ständig abwechseln und unzählige Lichtbrechungen entstehen. Das soeben noch wirkliche trifft jetzt in einen anderen Lichtstrahl, der es bizarr erscheinen läßt, während die Beleuchtung des nächsten Augenblicks es ganz sputhaft macht. Dieses bunte Durcheinander gibt dem Roman eine ungewöhnliche Fülle, den Gestalten dagegen etwas Visionäres, das jedoch ihre Lebendigkeit nicht ausschließt. Trotzdem uns die geschilderte Berliner Kunstrichtung so wohlbekannt ist, trotzdem es bei niemand einen Zweifel geben kann, wer dieser Taifunistenführer mit seiner Gemahlin ist, wäre es ganz falsch das Werk als einen Schlüsselroman aufzufassen. Essig hat es verstanden, alles in das Überpersönliche zu erheben, ohne den Zusammenhang mit dem kleinen Alltäglichen zu verlieren. Die bekannte Vorliebe Essigs für die Schilderungen des Perversen findet bei

dieser Gesellschaft viel Nahrung, und Essig nützt sie gründlich aus, aber auch hier hält er noch kurz vor der Grenze des Anstößigen ein. Alles zusammen, wie von dieser Serie nicht anders zu erwarten war, ein lesenswertes Buch, ein wertvolles Zeitdokument. Und nun noch einige Worte für den Verlag: daß es möglich ist in jetziger Zeit ein Buch wie dieses in einer so geschmackvollen Ausstattung zu einem Preise von 5.— Mark herauszugeben, müßte dem Publikum ein Merkzeichen sein, was bei gutem Willen geleistet werden kann, und was andere Verlage leisten, die für ein Büchlein vom halben Umfang und bei weitem nicht solcher literarischen Qualität das anderthalb- bis Zweifache verlangen. Die „Neue Roman-Serie" hat immer noch nicht in vollem Umfang die gebührende Beachtung gefunden.

M. Charol.

Schalom Alechem: **Die erste jüdische Republik.** (Oesterheld & Co., Verlag, Berlin.)

Ein herzerfrischender Humor weht uns aus diesen Erzählungen entgegen. In launiger Weise schildert uns der Verfasser in der Titelnovelle das Schicksal von dreizehn auf eine weltentlegene Insel verschlagenen Glaubensgenossen. Originell und wundervoll versteht er es, das Eigenartige des jüdischen Charakters zu betonen, und neben dem innigen Humor gibt er jedem einzelnen Charakter ein besonderes Gepräge. Die folgenden Novellen greifen uns direkt ans Herz. Rührend sind die Kindergeschichten, sie erinnern durch das Stimmungsvolle und auch in ihrer Tragik lebhaft an die wundervollen Erzählungen von Karl Emil Franzos. Man möchte lachen und weinen zugleich ....

Ein wertvolles Buch, welches man wahrhaft befriedigt aus der Hand legt.

Gertrud Seelig.

Ausfuhrbeförderung durch das Meßamt in Leipzig.

Das Meßamt für die Mustermessen in Leipzig hat ein planmäßiges Verzeichnis der auf der Leipziger Messe ausstellenden deutschen Ausfuhrfirmen angelegt, mit Angabe der Warenarten und soweit möglich der Länder, nach denen ausgeführt werden kann. Die Käufer deutscher Waren im Auslande erhalten durch das Meßamt jede gewünschte Auskunft über geeignete Bezugsquellen für die von ihnen benötigten Artikel. Die Anfragen werden außerdem in der amtlichen Zeitung des Meßamts „Die Leipziger Mustermesse" veröffentlicht.

Zur Entwurfs- und Modellmesse in Leipzig haben sich bis jetzt annähernd 100 Künstler mit Entwürfen für industrielle Erzeugnisse angemeldet. Über die wirkliche Beteiligung besagt diese Ziffer noch nichts, da täglich neue Anmeldungen eingehen und auch weil die Zulassung von einem Aufnahmeausschuß abhängt, der sich aus Künstlern, Fabrikanten und Kaufleuten zusammensetzt. Von bekannten Künstlern haben das Richteramt u. a. übernommen Professor Peter Behrens, Neubabelsberg, Erich Gruner, Leipzig, Professor Jos. Hoffmann, Wien, Professor Adelbert Niemeyer, München und Professor Bernhard Pankok in Stuttgart. Dresden ist durch den Direktor der Kunstgewerbeschule, Professor K. Groß, Weimar durch den Akademiedirektor Gropius, Breslau durch Professor Wislicenus vertreten.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin.
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

Tägliche Weltſtimme iſt die politiſche Zeitung des nachdenkenden Menſchen, denn ſie verhilft zum objektiven Urteil. Ohne ſich in den Kampf der Meinungen zu miſchen, bringt ſie täglich vormittags eine unparteiiſche Wiedergabe der Tagespreſſe des In- und Auslandes. Politiſche und wirtſchaftliche, kulturelle und ſoziale Zeitſchriften werden berückſichtigt. Die Meinungen der verſchiedenen Parteien zu den Fragen des Tages werden einander gegenübergeſtellt und dadurch klare, nicht parteipolitiſch befangene Ueberſicht ermöglicht. Jedem Gerechtdenkenden iſt die Tägliche Weltſtimme die notwendige Ergänzung ſeiner Parteizeitung.

Annahme für Vorwetten.

Rennen zu

Düsseldorf	24. August
Bln.-Karlshorst	24. August
Bremen	24. August
München-Riem	24. August

Trabrennen zu

Hamburg-Farmsen	24. August
Straubing	24. August

Annahme von Vorwetten für Berlin bei **persönlich** erteilten Aufträgen bis **3 Stunden** vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 6¾ Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9 (Eingang Innsbrucker Str. 58)
Oranienburger Str. 48/49 a. d. Friedrichstraße
Friedrichstraße 83
Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)
Potsdamer Str. 23a.
Neukölln, Bergstraße 43

und an den Theaterkassen der Firma **A. Wertheim**

Leipziger Str. 132	Rathenower Str. 3
Nollendorfplatz 7	Königstraße 31/32
Planufer 24	Unter den Linden 14
Tauentzienstr. 12 a	Moritzplatz

Rosenthaler Straße.

Für **briefliche** und **telegraphische** Aufträge Annahme bis **3 Stunden** vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

Soeben erschien
das neueste Werk des berühmten jiddischen
DICHTERS SCHALOM ALECHEM

Die erste jüdische Republik

Preis Mk. 5.—, geb. Mk. 7.50

Dieses von Humor, Satire und tieferer Bedeutung sinnvoll durchtränkte neue Buch des berühmten jiddischen Dichters ist eines der fesselndsten und erfrischend heiteren Werke utopischer Erzählungskunst

Durch jede Buchhandlung erhältlich oder durch
Oesterheld & Co. Verlag / Berlin W

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II - Berlin NW. 87, Reuchlinstraße - Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten, und Erweiterungsbauten von Gasanstalten für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.

Sämtliche Ausrüstungsteile für Ofen mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.

Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.

Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.

Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.

Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.

Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.

Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.

Geräte und Werkzeuge.

Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.

Triebwerke.

Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Wasserwerken und Kanalisationen,

Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

Nummer 26 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Probleme von J. Frank

Geldtheoretische Betrachtung zur Frage des Abbaus der Löhne von Justizrat Richard Meyer

Kampf gegen die Metapher von Hans Tessmer

Die Kinokritik von Hans Pander

Bürgermoral und Schauspielersittlichkeit von Direktor Georg Schade

Eine falsche Richtung von Laroche

Erscheint jede Woche * Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co

BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Mampes Gute Stube
am Kurfürstendamm

Kurfürstendamm 14/15

Feine Liköre ✻ Edelbranntweine ✻ Seltene Weine
Schaumweine ✻ Champagner ✻ Eisgetränke

Rennen
zu Berlin-Grunewald
(Rennen des Union-Club)

7. Tag: Dienstag, den 2. September, nachm. 2 Uhr,
8 Rennen im Werte von M. 154 000, u. a.:
Hertefeld-Rennen 40 000 M.

Verkehrsverbindungen:
Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Strassenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstraße etc.

8. Tag: Sonntag, den 31. August, nachm. 2½ Uhr:
8 Rennen, u. a.: **Schmidt-Pauli-Jagdrennen**

Rennen zu Karlshorst.

Eintrittspreise einschl. 20 % Billetsteuer:
1. Platz 10 M., Sattelplatz 6 M., Einlaufseite 3 M., Eisenbahnseite 2 M., Wagenkarte 10 M., Kinder 2 bzw. 1 M. — Fahrplan etc. siehe Anschlagsäulen.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 28. August. Nummer 28.

Probleme.

Von J. Frank.

Überkommt euch nicht allmählich das Grauen, Väter des Staates? Seht ihr nicht, wie Not und Elend am Horizont der Zukunft drohend heraufdämmern? Doch, ihr seht es wohl, aber ihr scheint hilflos zu sein, ohnmächtig gegen die allzwingende Not. Kaum habt ihr den Frieden uns ins Haus gebracht, da tauchen schon vor der Tür draußen die grauen, grausigen Sorgenschwestern auf wie gespenstische Schatten. Väter, es wird unheimlich, in unserem Hause zu wohnen! Nicht waltet wahrer Familienfriede drinnen, den die grausigen Gespenster vor dem Tor nimmer aufkommen lassen.

Aber lassen wir die Metapher, sprechen wir deutlich und ohne Scheu von unserer Not. Der Winter kommt, der furchtbarste Winter, den das deutsche Volk je erlebt hat. Es wird sich nicht wärmen können, wird nicht kochen können, es wird kein Dampfrad sich drehen, kein Zug mehr fahren. So oder fast so sprach doch der preußische Eisenbahnminister. Und dazu kommt die Forderung der Entente: Jährlich 40 Millionen Tonnen Kohlen! Man glaubt Irrenhäusler vor sich zu haben, die sich im Ausbrüten imaginärer Zahlen gefallen. 40 Millionen! Wahnsinn, aber Wahnsinn, der Methode hat, destruktive Methode. Man will uns das Leben unmöglich machen.

Braucht man uns dazu wirklich frieren zu lassen? Genügt dazu nicht, daß man uns vollstopft mit all dem Hübschen und Angenehmen, das wir solange entbehrt haben? Wenn ich durch die Straßen gehe und die Läden sehe, voll lockender Konserven, voll glühender Südweine, voll saftiger Früchte, voll süßer Pralinés, dann blutet mir das Herz; denn alle diese Herrlichkeiten sind uns geschickt, den letzten Pfennig aus unserer Tasche zu ziehen. Alle diese Schleckereien werden uns gereicht, um uns desto rascher zu morden. Köder sind es, weiter nichts, mit denen man uns in den sicheren Tod lockt. Mit jedem Tage verfallen wir mehr der Entente, werden wir ihr mehr tributpflichtig. Heute scheinen wir noch freie Käufer zu sein, morgen sind wir ihre niedrigsten Schuldknechte. Sie macht uns bankrott, rettet sich noch, was sie sich retten kann und läßt uns die Scherben einstigen Glückes. Väter des Staates, wißt ihr auch daraus keinen Ausweg? O ja, ihr wißt ihn schon, das heißt, ihr erhofft ihn nur, denn euer Wissen ist Hoffen, trügerisches Hoffen. Ihr hofft auf die wiederkehrende Arbeit, auf die wiederkehrende Produktivität, ihr hofft auf Rohstoffe, hofft, hofft ... Wie lange hofft ihr noch? Seht ihr die Rohstoffe schon kommen? Und wenn sie auch schon kämen, wie wollt ihr sie bearbeiten, wenn ihr uns heute schon prophezeit, daß im Winter unsere Fabriken stillstehen werden? Wie denkt ihr im nächsten Jahr die Volkswirtschaft zu führen? Heute führt ihr sie, indem ihr Anleihen aufnehmt, neue Schulden auf die alten türmt. Aber wer wird euch im nächsten Jahre dazu noch Kredit geben? Nein, nein, Väter des Staates, so geht es nicht. Das Elend pocht an die Tür, ein Schritt noch und es steht mitten in der Stube. Und ist es einmal drinnen, so schafft ihr es nimmer hinaus.

Aber das sind noch lange nicht alle Probleme, die ihr lösen sollt und auch lösen wollt. Ihr sollt es und wollt es auch, wir zweifeln nicht daran, aber was hilft alles Wollen, wenn die Kraft, ja die Möglichkeit zur Tat fehlt. Es steht nicht nur ein graues Gespenst, es stehen ihrer viele draußen vor dem Tor. Gedenket bloß unserer

Finanzen, Väter des Staates! 90 Milliarden wollt ihr uns nehmen und wir sind bereit, sie zu geben. Wir möchten sogar wünschen, daß dieses Opfer, das ihr uns auferlegt, mehr trüge, als ihr erwartet. Sorgt dafür, daß es mehr trägt, es hängt nur von eurer Strenge und Gründlichkeit ab. Ihr verkündet uns laut, es soll bestimmt sein, unsere schwebende Schuld abzutragen und wir atmen auf, weil zum ersten Mal von Schuldentilgen und nicht von Schuldenmachen die Rede ist. Soll es wirklich besser werden? Soll wirklich die Last, die uns drückt, fast zerdrückt, uns wenigstens um ein kleines erleichtert werden? Wir möchten euch gerne glauben, aber wir sind vorsichtig geworden und mißtrauisch und glauben den Worten der Regierenden nimmer. Ihr sagt bloß: Gebt her, Bürger, von eurem Gut, es wird ja zu eurer Entlastung dienen. So sagt ihr, aber wir wissen, daß es Stärkere gibt als euch und uns, die nicht reden, aber dafür handeln. Und diese Stärkeren werden kommen und ohne weitere Umstände das nehmen, was wir für unser Wohl opfern wollen. Und ihr, Väter des Staates, werdet es nicht hindern, ihr werdet ihnen alles aushändigen und wäre es der letzte Pfennig. Ist das schön von euch und ehrlich, wenn ihr uns sagt, das opfert ihr zu eurer Entlastung, aber im Ernste denkt ihr gar nicht daran. Nein, Väter des Staates, das lieben wir nicht, wie ihr mit uns verfahrt. Sagt uns ungeschminkt die Wahrheit: Gebt her, Bürger, den letzten Pfennig, heraus mit ihm, die Entente will ihn haben! Wollt ihr das alte Versteckspielen, das die früher Regierenden mit uns trieben, weiter fortsetzen? Ihr habt doch mit der alten Zeit gebrochen, so brecht auch mit ihren Manieren. Sagt uns einmal, bisher haben wir es noch nicht gehört, sagt uns, wenn die Entente ihre erste Rechnung präsentiert haben wird — die letzte wird es noch lange nicht sein — sagt uns dann offen und ehrlich: So müssen wir in Zukunft wirtschaften. Verhehlt uns nichts, denn wir wissen ja doch, was kommen wird, kommen muß. Wir brauchen ja nur Aug' und Ohr aufzutun. Ist es nicht ein Schauspiel, das uns genug des Künftigen kündet, wenn wir jetzt die Bundesstaaten und das Reich streiten sehen um die Frage der Steuerhoheit. Es ist ein Konkurrenzkampf schärfster Art, der sich da vor uns abspielt, Reich und Staat möchten sich den ersten Steuerpfennig des Bürgers sichern. Das ist ein Menetekel des Kommenden. Das Reich will nicht hinter dem Einzelstaat, der Staat nicht hinter dem Reich zurückstehen, weil keines von beiden weiß, ob es morgen noch das haben wird, was es unbedingt braucht. Heute ist es keine Kunst, Finanzminister zu spielen, denn heute kann man noch aus dem vollen schöpfen, oder was man wenigstens so nennen mag, aber wie soll man im nächsten Jahre aus dem Leeren seine gleich großen — ach, wie schön wäre es, wenn sie gleich groß blieben! — ja vielfach gesteigerten Ansprüche befrieden? Man wird es uns vielleicht nicht sagen wollen, denn man müßte das bittere Wort aussprechen, das doch in aller Munde liegt, das doch in aller Herzen brennt: Wir sind bankerott! Neu würde es ja nur für die Tauben und die Blinden sein. Tatsächlich sind wir es längst, komplett bankerott. Aber es ist nicht wohlgetan, ja vielleicht sogar verbrecherisch, es uns nicht sofort laut zu künden. Ihr, Väter des Staates, wißt ganz genau, daß wir die Schulden, die ihr noch täglich mehrt und mehrt durch die sorgloseste, leichtsinnigste aller Finanzführungen, nicht ewig mit uns schleppen können, weil wir gar bald nicht einmal mehr die Schuldzinsen aufbringen werden. Gar bald! Was aber dann? Gesteht es ruhig ein, daß die Probleme, die euch und uns bedrücken, unlösbar sind, unlösbar in der Art, wie ihr sie heute zu lösen vorgebt. Sagt es heute schon: Es geht nicht mehr. Es ist unmöglich, unlösbare Dinge zu lösen. Hier, Entente, hast du unsere Forsten, unsere Eisenbahnen, unsere Bergwerke, unsere sozialisierten Betriebe, nimm sie hin und finde dich damit ab, es ist das letzte, was wir haben!

So wird früher oder später das Ende der Wirtschaft sein, die wir heute führen, so die einzige Lösung der Probleme, die uns umgeben. Wenn es wirklich so weit kommen muß, dann, Väter des Staates, spielt nicht die Komödie der Friedensunterzeichnung noch einmal mit uns, sondern sagt es frei heraus, daß uns keine andere Lösung bleibt. Dann wahrt ihr euch wenigstens den Ruf der Ehrlichkeit und uns erspart ihr die Beschämung einer neuen feigen Tat.

Geldtheoretische Betrachtung zur Frage des Abbaus der Löhne.

Von Justizrat Richard Meyer.

Über das Wesen und die Bedeutung des Geldes besteht, wie ich bereits in der Zeitschrift „Der Kritiker" 1919 Nr. 3 S. 11 ff. auszuführen gesucht habe, in den weitesten, selbst gebildeten Kreisen die größte Unklarheit. Es erscheint dringend erwünscht, hierüber und zwar in erster Linie unter den Arbeitern, weitgehendste Aufklärung zu verschaffen. Hier sei nur hervorgehoben, daß das Geld, als solches, überhaupt keinen Wert besitzt.

Wenn man vom Wert des Geldes spricht, so ist dies nur in Beziehung auf andere Güter möglich, die man sich dafür beschaffen kann. Wir sind aber in eine solche kapitalistische Geldwirtschaft hineingeraten, daß diese Binsenwahrheit im Bewußtsein des Einzelnen nicht mehr gegenwärtig ist. Das liegt einfach an der langen Zeit wirtschaftlicher Prosperität, die nun leider hinter uns liegt. Wer damals Geld hatte, der konnte gut leben, weil er alles, was er wünschte, dafür bekam. Daher war Geldbesitz das wirtschaftlich einzig erstrebenswerte Ziel.

In der „alten, guten Zeit" war das auch soweit ganz richtig. Die vorhandene Gütermenge, welche man für Geld erhalten konnte, war im steten Wachsen. Wer damals seine Preise, seine Lohnforderungen zu erhöhen trachtete, der handelte richtig. Denn er erhielt auch wirklich etwas „für sein Geld". Eine kluge Finanzpolitik und Geldgebahrung in einem geordneten Staatswesen sorgte dafür, daß die Unternehmungslust in gesunden Schranken gehalten wurde, daß die Geldmenge im richtigen Verhältnis zu den vorhandenen Gütern stand, und daß wiederum die Gütererzeugung nicht zu übermäßig wurde. Denn darin besteht ja gerade die Aufgabe des Staates im Geldwesen, daß die Menge des Geldes im richtigen Verhältnis zum Güterumsatz steht. Der Staat sorgte dafür, daß man für seine „Werteinheit", die deutsche Mark, auch wirklich das erhalten konnte, was man in der Zeit vor dem Kriege dafür erwartete. Dementsprechend war nun aber auch das reguliert, was der Einzelne für seine Leistungen in Ware oder Arbeit an Geld verlangte. Entsprechend der damals vorhandenen Gütermenge hatte die Mark ihren Einheitswert, und so wurde er auch im Ausland im Verhältnis zu fremdem Geld, das damals auch ziemlich konstante Kaufkraft hatte, eingeschätzt. Danach also, nach der Quantität der vorhandenen Gütermenge richtete sich auch die Höhe der Geldforderungen, und weil ein Schwinden der Gütermenge ganz außerhalb des Bereichs jeder Möglichkeit lag, vielmehr mit Recht dauerndes Wachstum erwartet werden konnte, war das Bestreben nach immer höheren Geldforderungen, insbesondere Löhnen, gerechtfertigt.

Da kam der Krieg mit seiner fürchterlichen Vernichtung, seinem ungemessenen Verbrauch aller wirtschaftlichen Güter. Die Produktion wurde bis aufs äußerste beschränkt, die Zufuhr abgeschnitten, der Konsum vermehrt. Es ist nach Vorstehendem klar, daß schon hierdurch ein Mißverhältnis des für Geld erhältlichen Güterbestandes nicht nur zu dem Geld als solchem, sondern vor allen Dingen zu den damals bereits bestehenden Geldforderungen für früher gemachte Lieferungen inzwischen vernichteter und nicht wieder zu ersetzender oder gar voraussetzungsgemäß zu vermehrender wirtschaftlicher Güter entstehen mußte. Denn der Staat schafft das Geld nicht nur aus Willkür, sondern nach dem wirtschaftlichen Bedarf. Der Bedarf aber richtet sich wiederum nach den vorhandenen Forderungen auf Zahlung von Geld. Die Entstehung solcher Forderungen ihrerseits ist abhängig von den Preisen, welche in der Privatwirtschaft bewilligt werden. Der Staat muß nötigenfalls, wenigstens nach dem derzeitigen Stande der Gesetzgebung, so viel Geldzeichen schaffen, daß eventuell alle vorhandenen Geldforderungen damit beglichen werden können, da ja jeder Gläubiger das Recht hat, von seinem Schuldner bare Zahlung zu verlangen, und der Schuldner daher die Möglichkeit haben muß, die hierzu nötigen Geldzeichen, sei es Metallgeld oder das jetzt mit Zwangskurs versehene Papiergeld zu erhalten. Um eine Verschlechterung der Währung zu verhüten, hätte also schon bei Beginn des Krieges eine Herabminderung der Preise wenigstens für unproduktive Arbeit, also besonders die Kriegslieferungen, eintreten müssen. Das Gegenteil trat ein. Das Kriegsgewinnlertum wurde gezüchtet. Es bleibe dahingestellt, ob die alte Regierung hierfür die Vorwürfe verdient, welche ihr von all den Herren, die jetzt vom Rathause zurückgekehrt sind, gemacht werden. Sie tat dies natürlich nicht um der

schönen Augen der Kriegsgewinnler wegen, sondern offenbar, weil sie glaubte, nur so den Krieg zu gewinnen und dann entsprechende Gütermengen schaffen zu können. Aber die nächste, wirtschaftliche Folge bestand natürlich darin, daß nunmehr ein katastrophales Mißverhältnis zwischen Geld und Geldforderungen und Gütermenge eintrat. Nunmehr war für die Mark vielleicht nur noch der dritte Teil dessen, wie früher, in Deutschland zu erlangen.

Es war daher nunmehr klar, daß die Leute, welche von dem Erträgnis ihrer Tätigkeit leben, in erster Linie die Arbeiter, erhöhte Lohnforderungen stellen mußten. Die in allerletzter Zeit aber aufgetretene geradezu sinnlose Sucht nach höheren Bezügen unter Mißachtung jeder wirtschaftlichen Rentabilität ist sicherlich mit auf das gänzliche Unverständnis des hier kurz entwickelten Wertes des Geldes als solches zurückzuführen. Wie ich weiter in dem oben angeführten Aufsatz dargelegt habe, mußte nunmehr die weitere Entwicklung in der Weise vor sich gehen, wie sie nachträglich tatsächlich stattgefunden hat. Insoweit nach Abschluß des Waffenstillstandes ohne Rücksicht auf die vorhandene Gütermenge eine ungerechtfertigte Erhöhung der Arbeitslöhne stattgefunden hat, verteuerte sie alle zum nackten Leben notwendigen Bedürfnisse derartig, daß sie auf die übrigen, von festen Bezügen lebenden Stände übergreifen mußte, wodurch nun ihrerseits wieder die Arbeiter in Mitleidenschaft gezogen wurden, da sie anderen entsprechend höhere Preise zahlen müssen. Das allgemeine Verhältnis gleicht sich aus, und die Erhöhung des Arbeitslohns wird mangels der gleichen Vermehrung der Gütermenge insofern zu einer „optischen Täuschung" für diejenigen, welche sie zum Nachteil des Volksganzen durchgesetzt haben.

Gerade diese Entwicklung hindert aber daran, etwa einseitig mit dem Abbau der Arbeitslöhne zu beginnen. Denn dadurch würde bei dem derzeitigen Preisverhältnis aller Leistungen untereinander die Befriedigung der Notdurft der Arbeiter in Frage gestellt, was auch nur für die zur Rückentwicklung unbedingt notwendige Zeit ganz unmöglich ist. Helfen kann lediglich eine Vermehrung der Gütermenge, um dem nun einmal vorhandenen Geldbestand die frühere Kaufkraft zu verleihen. Auch diese Betrachtung kommt also zu dem allgemeinen Ruf aller Wirtschaftler nach :Arbeit, Arbeit, Arbeit.

Nur dadurch kann die in Deutschland vorhandene Gütermenge im Verhältnis zur Geldmenge wieder auf einen den Friedensverhältnissen seiner Zeit angepaßten Stand gebracht werden. Dann wird die Mark allmählich wieder ihre alte Kaufkraft zurückerlangen. Erst dann kann ein Abbau der Löhne im Inland, eine höhere Bewertung unserer Währung im Ausland erfolgen.

Kampf gegen die Metapher.

Von **Hans Teßmer.**

Metapher ist, was unser Leben einzwängt in Gleichnisse, Vergleiche, in Begriffe und Worte, deren Sinn der Mensch willkürlich verändert, also weiter gedacht: in Lüge, Unreinheit, Unfreiheit. Metaphern leben auf Grund ihrer Tradition; aber Tradition läßt sich besiegen. Zweck und Ziel des wahrhaft geistigen Lebens muß sein: die Befreiung des Geistes aus der Gefangenschaft der Metapher; des erklügelten, faulen, jeder Einfachheit spottenden, das Einzelne generalisierenden Begriffes.

So lauten die drei großen Leitsätze einer Programmschrift „Das neue Geschlecht" von Theodor Tagger: „Es kommt nicht darauf an, weise zu sein, sondern entschlossen. Es kommt nicht darauf an, geistreich zu handeln, sondern einfach. Es kommt nicht darauf an, geschickt zu leben, sondern geistig."

Wir leben im Zeitalter (— ganz abgesehen jetzt von Krieg und Frieden —) der „Erklärungen", der diffizilen Erläuterungen. Wer aber fühlt, — ohne Erläuterung? Die Wenigen, die — im Grunde — nicht von dieser Welt sind. Kampf gegen die Metapher heißt auch: Kampf gegen die Erläuterung, gegen professorale Brödelei, unter der das Eigne, Neue eines Geistes, den nicht jeder gleich begreift, erstickt werden soll. Also auch Kampf gegen die versippte Borniertheit all derer, die nicht hören und sehen, nicht empfinden und handeln können, und die deshalb reden. All derer, die an ihrem „Wissen" zugrundegehen, die aus ihrem Überwissen heraus keine Einfalt, keine innere entschlossene Geistigkeit kennen und anerkennen.

Ein Beispiel etwa heißt: Politik. — „Man nannte Politik eine Sache nicht kennen, von der man alles weiß." Ist jemals der Sinn der Metapher „Politik" nackter enthüllt worden? Und hören wir weiter: „Rein und von allen Vernunftparasiten, die an ihm haften, gelöst, heißt politisch sein, geistig sein. Im unbedingtesten Anfang war Geist, der eine Handlung beging: das ist Politik, doch sie wurde auf den Kopf gestellt zu einer Handlung, die den Geist benützt. Der politische Mensch wäre höchste Form des geistigen Menschen, hätte der geistige nicht unbedingt Not, die Flucht vor dem zu ergreifen, was man überall politisch nennt. Kein Zweifel, daß es anders werden wird. Doch anzufangen hat die Änderung nicht beim Geistigen, sondern bei der Politik." So wird die Metapher „Politik" rücksichtslos ihres Daseins beraubt, das sie in jenem furchtbar verzerrten Sinne fristet, unter dem nun jahre-, jahrzehntelang die Menschheit leidet. Die Menschheit, die vor lauter Metaphern nicht oder nicht mehr zur Erkenntnis des Menschlichsten durchdringt. Wo sind die geistigen Führer gewesen? Wo sind sie geblieben? Haben die Dichter mit aller „Psychologie" nicht das wahrhaft Seelische erstickt?

Ein „neues Geschlecht" muß werden. Ein Geschlecht von gestaltendem Geist. „Was dieser tut, ist wichtig: Darin unterscheidet er sich vom Metaphermenschen, bei dem alles, was er tut, unwichtig ist." Das ist es ja: was die Menschheit in ihrer heutigen Konstellation tut, ist meistens so unwichtig. Es ist alles „geistvoll", „notwendig" u.s.f. Aber es ist selten etwas an sich wichtig genug, um wahrhaft geistvoll und notwendig zu sein. Dichter und Schriftsteller schreiben ein Buch, mit dem sie „Erfolg" haben. Dann, durch den Erfolg verführt, schreiben sie fünfundzwanzig weitere Bücher. Druckereien arbeiten fieberhaft, Menschen verschlingen Band für Band, Geld rollt —, so wirkt der „tätige Geist", dessen Metapher „Geschäft" heißt. So nennt er es zwar nicht, denn er steht ja im „Kampf ums Dasein", — und da ist alles erlaubt. So ist alles in die Lüge verstrickt. — Wo ist die All-Liebe Beethovens? Die erlauchte Geistigkeit Goethes? Die tiefe metapherlose Menschlichkeit Gustav Mahlers? Die überwindende Wahrhaftigkeit Tolstois?

„Nicht geschickt zu leben, sondern geistig: ist man bereit, am Anfang anzufangen." Wer fängt heute noch an? Alle sind schon „etwas"; an Faulheit grenzende Behäbigkeit ist Zeichen auch unseres geistigen Lebens, — wer wird sich die Mühe machen, anzufangen, oder gar: noch einmal anzufangen? Das ist für die „Dummen", die nicht zu leben wissen! — Im Anfang war die Wahrheit. Wer sucht heute Wahrheit? Hat nicht erst der Krieg von neuem unselige Lüge tief in die Herzen der Menschen gesenkt? Und der Kampf der Parteien, hat er nicht Verwirrung gestiftet, wo endlich, endlich Klarheit nottat? Wo ist der Geist der Wahrheit, der Geist über den Parteien, dessen wir bedürfen, rein und frei von der Metapher?!!

„Doch das Gold tröstete genügend." — Das Gold tröstete, das heißt: es tötete —, es tötete Wahrheit, Liebe, Demut, Reinheit, Güte, Glauben, es umfing und umfängt uns mit eisernen Fesseln, deren wir uns entledigen müssen, sollen wir uns zu wahrhaften Menschen erneuern. Um Gold wurde Gott verschachert, um Gold wurden Menschen zu Kanonenfutter, um Gold wurde Geist und Kunst tief erniedrigt, um Gold wurde Wahrheit getötet, um Gold wurde Liebe in Haß verwandelt, um Gold wurde in der Menschheit die Bestie entfesselt, die sich selbst zerfleischt. Und Gold, — auch diese Metapher muß aufhören zu sein, um des „neuen Geschlechtes" willen, das kommen muß und kommen wird.

„Ich bin Mensch, und liebe. Ich bin Geist, und liebe. Meine Handlung ist Geist, und ich liebe. Tat befreit das Gefühl, und meine Handlung gibt mir einen Bruder. Geist, der geschieht, öffnet immer die Arme an die Horizonte." — Mit diesen hymnischen Worten beschließt der Dichter Theodor Tagger sein schönes Bekenntnis zum „neuen Geschlecht", zu dessen Verwirklichung es neuer Ideale bedarf. Neuer Ideale, — die ja doch nur die alten, ewigen sind, neu geweckt und emporgetragen von einer neuen, wahrhaften Jugend. Wir Deutsche dürfen nicht versinken im Schmutz der Metaphern, die unser Leben überflutet haben, in der materialistischen Unterdrückung alles Innerlichen. Wir müssen im Geiste über den Parteien die Metapher bekämpfen von Grund auf und von neuem anfangen, die Ideen des ewig Guten, Wahren und Schönen in uns zu festigen und aus ihnen die schöpferische Kraft zu gewinnen zum Aufbau unserer neuen Zukunft.

Die Kinokritik.

Eine Erwiderung an Laroche

von Hans Pander.

Wir haben wirklich und wahrhaftig eine Kinokritik. Das ist kein Scherz, es ist kein bitterer Ernst, sondern es ist ein Grundirrtum Laroches. Ein anderer Grundirrtum steckt im Schlusse seiner Ausführungen über Kinokritik (vgl. Nr. 25 des „Kritikers"): die Forderung, wir müßten sofort eine Reihe von Gesetzen hervorbringen, die die Herausgabe von Filmzeitschriften, das Schreiben von Kinokritiken, die Nennung von Filmstars, das Sprechen über Films, bedrohen. Offenbar verspricht er sich Wunderdinge von solchen Gesetzen. Sicherlich wäre es der Nationalversammlung ein Leichtes gewesen, innerhalb einer Viertelstunde ein Viertelduzend oder mehr solcher Gesetze hervorzubringen, allein ebenso sicher hätten davon weder Filmschreiber, Filmhersteller und Filmbühnen noch die Kinobesucher, deren Wohl Laroche augenscheinlich besonders am Herzen liegt, irgend einen Vorteil.

Und das aus guten Gründen. Zunächst kann man in eine Industrie, die hunderte von Millionen des Volksvermögens in Bewegung hält, nicht ohne weiteres mit der Begründung eingreifen: „die janze Richtung paßt uns nicht". Wir müssen unter den gegenwärtigen Verhältnissen froh sein, wenn wir noch irgend eine Industrie haben, die allenfalls als blühend bezeichnet werden kann und vielen Tausenden das Leben ermöglicht. Auch ein geschworener Filmfeind kann sich dieser volkswirtschaftlichen Einsicht nicht verschließen. Sodann ist der Gedanke solcher Gesetze durchaus undemokratisch: das Volk verlangt nach „Kino und Kartoffeln", und soweit beides vorhanden ist, muß man es ihm in einem Staate geben, in dem die Regierung vom Volke ausgeht. Drittens schließlich haben Gesetze, die sich auf Kunst und alles, was damit zusammenhängt, beziehen, von jeher selten eine günstige Wirkung gehabt. Selbst durch Zensur — und zahlreiche Stimmen verlangen ja jetzt die Wiedereinführung der Filmzensur — kann der Gesetzgeber nur eine hemmende Wirkung in einer gewünschten Richtung, nie aber eine Förderung erzielen. Und fördern, verbessern muß man den Film, da er doch einmal vorhanden ist und nicht beseitigt werden kann, ja die große Vorliebe der meisten Menschen für das Bilderbesehen ist recht eigentlich ein Hinweis darauf, daß der Film unter allen Umständen zur Volkserziehung zu verwenden ist. So wie die Filmleute dies bisher versucht haben, ist dieses Ziel allerdings nicht zu erreichen — die Lehre kann aus der Unzahl der Aufklärungsfilme gezogen werden.

Den Leuten vom Bau ist es überhaupt bisher wenig geglückt, den Film in gute Bahnen zu lenken. Kein Wunder: wer Filme macht, will damit Geld verdienen, und wenn Laroche dies als verwerflich hinzustellen sucht, so tut er Unrecht, denn auch dem Schriftsteller, der eine Abhandlung, ein Bühnenwerk oder was sonst schreibt, kommt es keineswegs allein auf die Bereicherung der Literatur, die Durchsetzung seiner Meinung oder geistige Werte überhaupt an: auch er schreibt für Geld. Daß die Fachleute guten Ratschlägen keineswegs unzugänglich sind, hat unlängst das Schicksal eines Films gezeigt, von dem viel die Rede war; der Bioskopkonzern hat das „Gelübde der Keuschheit" von Dr. Bruck verfilmt; in katholischen Gegenden hat die Vorführung des Films bei einzelnen Geistlichen Anstoß erregt, und daraufhin hat die Firma den Film erneut der Presse vorgeführt und ausdrücklich um „vorurteilslose Prüfung und Kritik" gebeten. Ja noch mehr, der Generaldirektor der Firma, Peter Heuser, hat dieser Tage in einer Berliner Pressevorführung erklärt, die Firma werde den Film vom Markte zurückziehen, falls die Presse ihn für ein Schmutzwerk oder auch nur einen Tendenzfilm erkläre. Der Film ist sicher keins von beiden. Jedoch ein Urteil, das diese beiden Fragen verneint, ist noch keine Kritik, und eine Filmkritik im wahren Sinne des Wortes gibt es bisher in Deutschland nicht; vielleicht sogar kann es noch gar keine geben. Hier ist eine Lücke auszufüllen. Aufgabe der Tagespresse, die doch auch die Volkserziehung zu ihren Zielen rechnet, ist es, hier einzugreifen.

Laroche beurteilt die bisherige Filmkritik vernichtend. Das ist begreiflich. Nicht begreiflich aber ist etwas anderes. Ob wirklich die bisherigen Filmkritiken, wie er es darstellt, nur von Bestochenen oder von Schwachköpfen geschrieben worden sind, soll

nicht untersucht werden. Allein wie konnte es Laroche, der doch sonst recht scharfsinnig ist, verborgen bleiben, daß das, was über Filme geschrieben wird, gar nicht als Kritik anzusprechen ist?

Die sogenannten Filmkritiken sind Berichte, Referate — mehr nicht. Begnügen sich doch selbst die Film-Fachblätter, die sonst den Mund gehörig voll zu nehmen wissen, mit diesen bescheidenen Bezeichnungen: Ihre Aufgabe ist ja auch nicht die Volkserziehung, sondern in erster Linie die Wahrnehmung der Interessen der Kinoindustrie, und so wären Filmkritiken, die etwa auf einer Stufe mit den Theaterkritiken der führenden Tageszeitungen ständen, in ihnen gar nicht am rechten Platze. Man lese die folgenden Ausführungen über einen Film: „Das bedeutende Werk des bekannten Dichters . . . ist in vornehmer Weise in die Filmsprache von . . . . übersetzt. Das Erdgewachsene des Werkes, den Geruch der Scholle kann uns das Bühnenwerk nicht übermitteln. Hier packt der Film unsere Nerven viel stärker. Die feingeschliffene Sprache des Dichters fehlt, aber brausend spricht zu uns der größte Kanzelredner aller Zeit — die Natur. In ihrem Rahmen reden zu uns die Seelenkämpfe eine viel wuchtigere Sprache". Einerlei, wo diese Worte auch ständen, kein Einsichtiger wäre im Zweifel, daß es sich um eine Anpreisung durch die herstellende Filmfirma handelt. Denn Klappern gehört zum Handwerk.

Nun halte man das dagegen, was in Zeitungen über Filme geschrieben wird. Da findet man die Wiedergabe der Fabel, ein Hauptdarsteller erhält eine Zensur — manchmal auch mehrere Darsteller, die Photgraphie und ebenso die Regie werden als gut oder schlecht bezeichnet, manche Berichterstatter suchen einen neuen Film in eine Gattung einzureihen, mancher hält den dramatischen Knoten für gut geschürzt, es heißt etwa: die künstlerische und innere Größe verbürge einen Erfolg, und in seltenen Fällen lautet eine ungünstige Besprechung etwa so: „das Manuskript ist minderwertige Marke. Die darstellerische Wiedergabe steht auf gleicher Höhe . . . . . Was sich um und gegen ihn — den Helden — bewegt, ist gleichfalls unergötzlich. Mit derartigen Mittelchen und übertriebenen Gesichtsverrenkungen mimt 1919 der unerfahrenste Provinzstatist nicht mehr Kientopp." All dies geht über den bloßen Bericht und ein subjektives Werturteil nicht hinaus. Von Kritik ist nicht die Rede.

Was Kritik bei einem Kunstwerk ist, läßt sich einigermaßen sagen: der Kritiker sucht aus der Fülle der neuen Erscheinungen das herauszufinden, was dauernden Wert besitzt, und dieses Werturteil zu begründen. Bei dem kurzlebigen Film muß Kritik eine andere Aufgabe sein, und zwar war die Aufgabe der Filmkritik vor zehn Jahren eine andere als heute, wie sie nach weiteren zehn Jahren wieder eine andere sein wird. Denn vorläufig steckt der Film trotz der erstaunlichen technischen Verkommnung ja noch immer in den Kinderschuhen. Die Fachleute selbst haben noch nicht herausgefunden, was ein Film dem Zuschauer geben kann, wo seine Grenzen sind, wie er sich zum dramatischen Kunstwerke, wie zum erzählenden verhält. Nimmt man den Spielfilm so, wie er heute ist, so könnte man ihn vielleicht definieren als die Darstellung einer bedeutenden (oder — leider — unbedeutenden) Handlung in Form von bewegten Bildern, die mit kurzen Texten abwechseln. Er steht tatsächlich so, wie er heute ist, der erzählenden Form viel näher, als dem Drama. Trotzdem aber verfilmen die Filmschreiber beinahe wahllos alles Gedruckte und nennen das Ergebnis Drama oder Lustspiel. Was nun wirklich filmmäßig ist, darüber sind die Filmfachleute noch nicht einig. Und eine Filmkritik, die das herausbrächte und auf dem Ergebnis weiter baute, gibt es bisher noch nicht. Solange die Filmtheater tagtäglich gestopft voll sind, ist das Bedürfnis der Filmhersteller nach einer Filmkritik auch verschwindend klein. Der Andrang zu den Filmtheatrn beweist aber durchaus nicht, daß das Gebotene gut ist oder gefällt, sondern nur, daß in der gesamten Bevölkerung ein fast unstillbarer Hunger nach bequemem Vergnügen vorhanden ist.

Diese eine Tatsache allein sollte für die Tagespresse Grund genug sein, eine ernsthafte Filmkritik aufzunehmen. Blätter aller Parteien haben des öfteren auf die Wirkung der Filmhochflut hingewiesen, von der Verflachung, der Verödung und manchem andern gesprochen. Das war letzten Endes ein Versuch, den Film zu bekämpfen. Ein solcher Kampf ist aber auf alle Fälle aussichtslos. Predigen hilft nichts; will man der verflachenden Wirkung des Films entgegentreten, so muß man den Film reformieren, und einer der Wege zu diesem Ziel ist die ernsthafte Kritik.

Bürgermoral und Schauspielersittlichkeit.

Von **Direktor Georg Schade.**

Sittlichkeit ist Sinnlichkeit, die durch Vernunft und Verstand reguliert wird, so daß das Verhalten des Individuums mit den Sittengesetzen übereinstimmt. Die wahre Sittlichkeit (Moralität) verlangt, daß das Rechte aus Achtung vor den Sittengesetzen und *mit freiem Willen* getan werde. Ist die Übereinstimmung der Handlungen mit den Sittengesetzen eine rein äußerliche, so entsteht *unechte* Sittlichkeit.

Bürgermoral und Schauspielersittlichkeit scheinen scharfe Gegensätze zu sein. Der Bürger sieht meist achselzuckend auf den Schauspieler herab und lächelt vielsagend-mokant, wenn von dessen Sittenanschauungen die Rede ist. Und doch besteht diese Gegensätzlichkeit meist nicht. Im Gegenteil: beider Moral sind innerlich fast immer völlig kongruent und unterscheiden sich nur in der äußeren Form. Die allgemeine Moral, die allgemeine Sittlichkeit ist nur unechte Sittlichkeit; nur ein verschwindend geringer Prozentsatz der Menschen ist wahrhaft moralisch. Was uns als Moral im täglichen Verkehr erscheint, ist nichts als das Mäntelchen des äußeren Zwanges, der Klugheit, der Berechnung, der selbstischen Rücksichtnahme, mit dem die gewaltig kochenden und brodelnden Triebe der Sinnlichkeit eingedämmt werden. — Nur nichts zeigen von der inneren Individualität! Nur sich keine Blöße geben, damit nicht der, der sein Mäntelchen fester um sich schlagen kann, auf den andern mit Fingern zeige und dieser vielleicht an Ansehen einbüße oder gar Schaden leide! Das sind die Erwägungen, die den größten Teil unserer Mitbürger zu „moralischen" Menschen machen!

Und mit diesem Mantel scheinbarer Moral sich zu behängen, ihn mit allen Kräften zu halten, verschmäht der Schauspieler meist, teils aus freiem Willen, teils weil es ihm unmöglich ist, den Mantel zu halten. Unmöglich darum, weil seine Leidenschaften frei sind, frei werden müssen zufolge der Schmiegsamkeit seiner Psyche (siehe: Psyche d. Schausp. in Nr. 24 des „Kritiker") und der Unmöglichkeit, seine Sinnlichkeit durch Verstand ständig zu kontrollieren. (Siehe: Sinnlichkeit des Schauspielers in Nr. 25 des „Kritiker".) Aus freiem Willen, weil er zufolge eigener Erkenntnis — die er mit der Zeit schöpfen muß aus dem Aufgehen seiner Psyche in hundert andere — und aus seinem immer wechselnden Verkehr in allen Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft, der ihn erkennen läßt, daß auch die sogenannte Bürgermoral meist recht fadenscheinig ist. Darum wirft er im privaten Verkehr mit stolzer Gebärde den Mantel moralischen Zwanges von sich und erscheint, wenn nicht schöner, als seelischer Mensch, so doch wahrer.

In der Hauptsache trifft dieses Bild auf den jungen Schauspieler und auf den in der Provinz zu. Hat der Schauspieler erst an größten Bühnen Fuß gefaßt, die ihn auf lange Jahre an einen Platz fesseln — er ist inzwischen meist auch älter geworden und weltkluger — so pflegt auch er der Bürgermoral Konzessionen zu machen und sein Mäntelchen fester um die Schultern zu ziehen, so viel — er das kann! Die stolze Gebärde der „freiwilligen Entblößung" verschwindet dann meist. Solange er aber als junger Schauspieler in Engagements ist, die ihn nur auf Monate an einen Ort fesseln, wird er sich in seiner moralischen Blöße geradezu brüsten.

Woher kommt dem Schauspieler die Verachtung aller Bürgermoral? Was hat ihm die Erkenntnis ihrer Lazheit vermittelt? Der Bürger selbst war sein Erzieher.

Nicht im „Sündenpfuhle" der Weltstadt, der großen Städte allein (wo man im ganzen tolerant ist, kleine Seitensprünge beim Nebenmenschen kaum beachtet, schon weil man ihn nicht oder nur flüchtig kennt, und jeder — großzügig — mit sich selbst genug zu tun hat), sondern vor allem in den Provinzstädten findet er seine Lehrmeister und Lehrmeisterinnen. In der Provinz ist „man" so exklusiv, so moralisch, sittlich-ernst. Kaum einer wird je vom andern merken (es seien denn „Freunde"), daß man auf Abwegen geht, denn — das macht man nicht zu Hause, sondern man fährt in die Nachbarstadt oder lieber in die nächste Großstadt, wenn das Deckmäntelchen falscher Sittlichkeit gar zu drückend wird ....

Es beginnt eine neue Theatersaison. Mit ihr kommen neue, unbekannte junge Schauspieler und Schauspielerinnen. Zunächst hält „man" sich zurück; alles atmet Ehrbarkeit und strenge Sitte, so daß der junge Schauspieler von Hochachtung

für die allgemeine Sittlichkeit erfüllt wird. Aber bald zeigt der „Drahtverhau der Exklusivität" Lücken. Es finden sich „Kunstfreunde" ein, zuerst wenige, dann mehr und mehr. Man ist fröhlich bei Wein und Bier, und alle Bande frommer Scheu reißen. Mit Staunen sieht der junge Schauspieler die Masken der Gesittung fallen, und brutalste Sinnlichkeit, widrigste Gier, wie sie kaum in den vielgelästerten „Sündenpfuhlen" der Weltstadt gröber anzutreffen sind, zeigen faunisch lächelnd ihre Fratzen. Man schleppt den Kunstjünger zu den verschwiegenen Orten des „Amüsements", denn man will sich doch brüsten damit, daß „wir doch das alles auch haben". Hier fühlt sich der Schauspieler viel weniger wohl als der Bürger, der da meist ganz zu Hause ist; er hat es nicht nötig, in diese Tiefen zu steigen, denn .... Nun folgen Einladungen in die Familien, und mit Staunen — oder wenn er schon erfahrener ist — mit ironischem Lächeln blickt der Schauspieler umher und atmet die Luft der Ehrbarkeit, der Gesittung, denn nur die machen sich bemerkbar. — Zur Kategorie der „Kunstfreunde" kommt nun bald die der „Kunstfreundinnen", die kleinen, liebebedürftigen, schwärmerischen jungen Mädchen, die „unverstandenen Frauen", deren Zahl in den Provinzstädten keineswegs geringer ist als in der Großstadt; im Gegenteil. — Auch sie alle sehen im Schauspieler ein geeignetes Objekt zur Ableitung aller möglichen Empfindungen, ein Objekt, das an sich sehr angenehm und bequem ist, denn — man wird es bald wieder los; das Engagement endet oder der Aufenthaltsort wird bald gewechselt, und der Schauspieler leidet nicht an langdauernden sentimentalen Regungen; er ist nur relativ treu. So ist die Gefahr, entdeckt zu werden, nicht eben groß.

Die gesuchte Gegensätzlichkeit zwischen Bürgermoral und Schauspielersittlichkeit ist somit an sich durchaus ungerechtfertigt und durch nichts begründet. Sie besteht nur in der äußern Form. Der Bürger ist praktischer denkend und „wahrt das Dekorum" aus eingangs angeführten Gründen. Der Schauspieler ist weitherzig; ihn geniert sein ethischer Defekt nicht. In meinem Artikel: Die Sinnlichkeit des Schauspielers zeigte ich, wie der Schauspieler ständig in einer mit Sinnlichkeit hochgespannten Atmosphäre leben muß. Bei der Sensitivität seiner Psyche kann es nicht ausbleiben, daß Eindrücke zurückbleiben. Sein Empfinden, speziell auf dem Gebiet der Sinnlichkeit, muß verwirrt werden, zumal da die Kontrolle durch Vernunft und Verstand bei ihm nur gering ist. So wertet er besonders in sinnlicher und speziell sexueller Beziehung alle Fragen gering; sie scheinen ihm nicht von großer Bedeutung; es entsteht Leichtfertigkeit in Moralbegriffen, und er sieht nicht ein, daß es — wie die Anschauungen der Welt einmal sind — nützlich und daher nötig ist, falsche Sittlichkeit zu heucheln. Der nüchterne Bürger hingegen begreift diese Nützlichkeit sehr wohl und betätigt sie. Mit pharisäerhaftem Dünkel blickt er dann auf den Schauspieler und vergißt, daß dieser seine falsche Sittlichkeit nicht für echte ansehen kann, und wenn der Bürger sein Mäntelchen noch so fest um die Schultern nimmt, da er selbst es ja war, der dem Schauspieler seine moralische Blöße öfter und leichter als dem besten Freunde zeigte. Und der Schauspieler, der zufolge seiner eigenartig konstruierten Psyche ein gewisses trauriges Anrecht auf seine moralische Blöße hat, sieht wiederum mit Verachtung auf den Bürger, den er wegen der Ängstlichkeit, mit der er sein Mäntelchen festhält, wohl nicht zu unrecht der Heuchelei bezichtigt.

Und die kleine Gruppe der wirklich Moralischen: die wahrhaft Sittlichen? Sie gehen in der Betätigung ihrer Ethik meist nicht soweit, mit liebevollem Verstehen die innerliche Gleichheit der Masse der Menschen zu erkennen. Sie bedenken nicht, daß die Stellung des Schauspielers eine isolierte ist, wodurch jedes Vorkommnis hundertfach auffallen muß. Stellt man sich die Bürgerschaft als einen großen Kreis vor, so ist der Schauspieler der Mittelpunkt. Alle Punkte des Kreises können den Mittelpunkt sehen und beobachten, während jeder Punkt der Peripherie nur von seinen Nebenpunkten rechts und links beobachtet werden kann und von einigen gegenüberliegenden Punkten. So sieht man von den moralischen Mängeln der Punkte in der Peripherie nur wenige, während man vom Mittelpunkt alles von allen sieht.

Das bedenkt und dann richtet!

Eine falsche Richtung.

Von **Laroche.**

Seit einiger Zeit scheint in Deutschland in den staatsbürgerlichen Gemütern ein falscher Wind zu wehen. Als nach dem Ausbruch der Revolution die Politik einen seit Menschengedenken unerhörten Aufschwung erlebte und politische Versammlungen — wie ehedem die Schieber — in unzähligen Mengen aus der Erde schossen, konnte jeder, der sich gern reden hörte, seinen Unsinn ungestört vorbringen. Der Unsinn breitete sich derartig aus, daß die wenigen vernünftigen Worte darin spurlos verschwanden, und die bis jetzt unpolitischen Köpfe jede Orientierung verloren. Sie füllten nach wie vor die Säle, verstanden nichts, berauschten sich an Phrasen und wußten im Grunde weder aus noch ein.

Diesen Zustand machten sich die verschiedenen Parteimänner zunutze. Sie übernahmen die Leitungen der Versammlungen, beriefen neue ein, stellten ein paar Wortedrescher auf das Podium, die die Parteigrundsätze in schöne Gewänder kleideten und köderten sich die Anhänger. Unter ihrer Leitung gewannen die Versammlungen an Disziplin, der meiste wilde Unsinn verschwand, die Anwesenden bekamen je nach der Tagesordnung eine oder zwei Fragen vorgekaut, bis sie sie scheinbar verstanden und um eine Erkenntnis reicher nach Hause trotteln konnten. Aber diesem Vorteil gegenüber stand ein neuer Nachteil. In den wilden Versammlungen der ersten Revolutionszeit wurden alle möglichen Fragen durcheinandergeworfen, kein Mensch sprach zur Sache, keiner kümmerte sich um die Tagesordnung, aber eins zeichnete alle diese Redner aus: sie sprachen wahr, nach ihren Begriffen wahr. Jeder sprach aus dem vollen Herzen seine Meinung und seine Überzeugung aus. Alles gärte, aber aus der Gärung konnte jeder Denkende sich das herausdestillieren, was ihn interessierte, er konnte sich eine eigene Anschauung bilden. Jetzt war es nicht mehr möglich. Die Parteien stellten alle Ereignisse in dem ihnen passenden Lichte dar. Die Ehrlichkeit, das Streben nach Wahrheit verschwand, eine neue Vertuschung und Verdrehung der Tatsachen begann. Man konnte die neu geköderten Mitglieder noch nicht gleich richtig einlullen, und so bürgerte sich zuerst in den Versammlungen der Brauch der Diskussion ein. Darin wurde den Anhängern anderer Parteien die Möglichkeit gegeben, ihre Anschauungen darzulegen ... und merkwürdigerweise blieb immer die Anschauung der einberufenden Partei der Sieger.

Wie kommt es? Betrachten wir den Verlauf einer solchen Sitzung. Der Referent berichtet in einer anderthalb- bis zweistündigen Rede über eine Frage genau im Sinne der Partei. Er unterläßt alles, was irgendwie Zweifel an der Richtigkeit seines Standpunktes erregen könnte, er hebt hervor und betont jeden Punkt, der ihm unbedingt Recht geben muß. Die Zuhörer, selber schon Mitglieder dieser Partei, haben vollständig seine Ansicht. Dann tritt man in die Diskussion ein. Infolge der vorgeschrittenen Stunde wird die Redezeit von der überwiegenden Majorität auf zehn oder gar fünf Minuten festgesetzt. Es treten zuerst noch einer oder zwei Parteianhänger, die ihre meist sehr sinnreichen Bemerkungen zu diesem oder jenem Punkt machen, über den der Referent zu schnell hinweggegangen ist, auf. Dann fordert der Vorsitzende die „Gegner" auf, sich zuerst zu äußern. Diesem Gegner werden jedoch beileibe nicht mehr als die festgesetzten zehn Minuten gewährt. Diese Zeit wird durch minutenlangen Lärm und fortwährende Zwischenrufe verkürzt, die bei jeder seiner Behauptungen niederhageln. Und bleibt er störrisch, so wird ihm die Möglichkeit, weiter zu sprechen, überhaupt genommen. Und unter solchen Verhältnissen, in dieser Situation soll es jemand möglich sein, die anders gesinnten Menschen zu überzeugen? Soll es möglich sein, die Unwahrheiten und Vertuschungen eines listig gefärbten Berichtes zu beweisen, dessen Inhalt man bisher nicht kannte, den man soeben zum ersten Male gehört hatte? Es ist selbstverständlich, daß hier auch die Verfechter der lautersten Wahrheit nicht durchdringen könnten, einfach weil diese Aufgabe über Menschenmöglichkeiten hinausgeht. Und der Erfolg dieser scheinbaren Niederlage des Gegners ist, daß der Parteidünkel wächst, daß Andersdenkende von oben herab, vielleicht mit Verachtung oder gar Haß behandelt werden. Ein neuer Haß wird hier gezüchtet, der noch schlimmer und verwerflicher als der alte Haß der Völker ist, der Partei- oder, was ungefähr das Gleiche ist, der Klassenhaß. Die ersten Erfolge dieses Hasses haben wir während des laufenden Jahres zur Ge-

nüge zu spüren bekommen. Ohne ihn würde das Bruderblut nicht so reich geflossen haben.

Aber der Haß ist nicht die einzige Folge dieser Parteipolitik. Durch die Mißachtung anderer Ansichten züchtet sie den Eigendünkel und nimmt damit ihren Mitgliedern das letzte Streben nach Wahrheit. An der Spitze stehen wieder wie früher einige unfehlbare Parteibonzen, die die Wahrheit für sich gepachtet haben, und die ganze Schar läuft ihnen blindlings nach. Lüge und Vertuschungspolitik blühen wieder auf, die Parteimitglieder bekommen rosafarbene Berichte zu hören und lassen sich einlullen, und was wird die Folge der ganzen Geschichte sein? Die Parteien, die früher einige Hunderttausende von Mitgliedern hatten, werden jetzt nach Millionen zählen. Es werden Millionen von Namen in ihren Listen stehen, aber diese Namen werden nur Menschen gehören, die nicht die geringste Ahnung von den wahren Vorgängen haben, die allen Schwindel, der ihnen aufgetischt wird, wörtlich glauben und sich von einer kleinen Gruppe an der Spitze regieren lassen. Genau wie früher wird das Volk zu jedem Irrsinn, zu jedem Märchen verleitet werden können, es wird weiter ein Ausbeuteobjekt für ehrgeizige Pläne oder gewissenlose Manipulationen abgeben und nur einen neuen Nachteil haben: Früher wußte jeder, daß er das Maul zu halten habe und regiert werde, jetzt wird er regiert, ohne daß ihm das Maulhalten befohlen wird: im Gegenteil, er wird noch für die Taten anderer zur Verantwortung gezogen werden, da offiziell doch jeder in der deutschen demokratischen Republik mitregiere.

Durch die Köpfe der Staatsbürger Deutschlands weht ein ganz falscher Wind. Sie merken gar nicht, wie ihnen eine Fessel nach der anderen aufgelegt werde, wie das Volk immer mehr von seiner Mitbestimmung zurückgedrängt wird, wie die Leitung in die Hände der Parteien hinübergleitet. Diese Wirtschaft muß aufhören, falls wir nicht noch üblere Folgen zu spüren bekommen wollen, als wir nach dem alten Regime zu tragen haben. Die Parteipolitik muß in jedem Fall aufhören.

Was wäre an deren Stelle zu setzen? Das ist schwer zu sagen. Eins ist jedoch klar: das Gros des Volkes gehört nicht in eine Partei. Ihr können nur aktive Politiker angehören, aus deren Mitte sich die Regierenden zu rekrutieren hätten. Das Gros müßte über jede wichtige Frage von den Männern aus verschiedenen Parteien aufgeklärt werden, so daß die Frage wirklich allseitig beleuchtet werden würde, und jeder dann durch Abstimmung sich in dieser Frage zu dem oder jenem Standpunkt bekennen könnte. Dieses System ist kompliziert, es führt nicht zum Ziel, es verzögert alle Staatsgeschäfte . . . ohne Zweifel: Es soll aber auch kein in die Praxis umzusetzender Vorschlag sein, sondern nur ein Wink, auf welchem Wege wir zu einer gerechten, wirklich demokratischen Regierung kämen, eine kleine theoretische Andeutung, für die Männer der Praxis eine praktische Ausführung wohl finden könnten — denn in der Art wie jetzt, kann es unmöglich weiter gehen.

Magerkeit

Schöne, volle Körperformen durch unsere orientalischen Kraftpillen, auch für Rekonvaleszenten und Schwache, **preisgekrönt goldene Medaillen und Ehrendipl.**, in 6—8 Wochen bis 30 Pfd. Zunahme, garant. unschädl. Aerztl. empfohl. **Streng reell! Viele Dankschreiben.** Preis Dose 100 St. M. 5.—. Postanw. od. Nachn. Fabrik **D. Franz Steiner & Co.**, G. m. b. H., **Berlin W.**, 30/256. Eisenacherstr. 16.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin; für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin.
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

Tägliche Weltſtimme iſt die politiſche Zeitung des nachdenkenden Menſchen, denn ſie verhilft zum objektiven Urteil. Ohne ſich in den Kampf der Meinungen zu miſchen, bringt ſie täglich vormittags eine unparteiiſche Wiedergabe der Tagespreſſe des In- und Auslandes. Politiſche und wirtſchaftliche, kulturelle und ſoziale Zeitſchriften werden berückſichtigt. Die Meinungen der verſchiedenen Parteien zu den Fragen des Tages werden einander gegenübergeſtellt und dadurch klare, nicht parteipolitiſch befangene Ueberſicht ermöglicht. Jedem Gerechtdenkenden iſt die Tägliche Weltſtimme die notwendige Ergänzung ſeiner Parteizeitung.

Annahme für Vorwetten.

Rennen zu

Bln.-Karlshorst	31. August
München-Riem	31. August
Bln.-Grunewald	2. September
(Rennen des Union-Club)	
Leipzig	6. September

Trabrennen zu

Hamburg-Farmsen	31. August
Straubing	31. August
Norderney	31. August

Annahme von Vorwetten für Berlin bei persönlich erteilten Aufträgen bis 3 Stunden vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 6¾ Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9 (Eingang Innsbrucker Str. 58)
Oranienburger Str. 48/49 a. d. Friedrichstraße
Friedrichstraße 83
Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)
Potsdamer Str. 23a.
Neukölln, Bergstraße 43

und an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim

Leipziger Str. 132	Rathenower Str. 3
Nollendorfplatz 7	Königstraße 31/32
Planufer 24	Unter den Linden 14
Tauentzienstr. 12 a	Moritzplatz

Rosenthaler Straße.

Für briefliche und telegraphische Aufträge Annahme bis 3 Stunden vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

Soeben erschien
das neueste Werk des berühmten jüdischen
DICHTERS SCHALOM ALECHEM

Die erste jüdische Republik

Preis Mk. 5.—, geb. Mk. 7.50

Dieses von Humor, Satire und tieferer Bedeutung sinnvoll durchtränkte neue Buch des berühmten jüdischen Dichters ist eines der fesselndsten und erfrischend heiteren Werke utopischer Erzählungskunst

Durch jede Buchhandlung erhältlich oder durch
Oesterheld & Co. Verlag / Berlin W

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II - Berlin NW. 87, Reuchlinstraße - Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten, und Erweiterungsbauten von Gasanstalten für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.

Sämtliche Ausrüstungsteile für Öfen mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.

Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.

Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.

Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.

Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.

Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.

Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.

Geräte und Werkzeuge.

Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.

Triebwerke.

Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Wasserwerken und Kanalisationen,

Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin SW 68, Kronenstr. 37.

Nummer 27 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Pogrom! Von Georg Schade

Das Problem des Preisabbaues. Von Georg Horwitz

Luftfahrtrecht. Von Rechtsanwalt Dr. Münch

Otto Sommerstorff

Schiebers Ehrenrettung. Von Hans Natonek

Schauspielerehen. Von Direktor Georg Schade

Von „großen" Kunstausstellungen. Von Michael Charol

Neue Bücher.

Erscheint jede Woche * Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co

BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Mampes Gute Stube
am Kurfürstendamm

Kurfürstendamm 14/15

Feine Liköre ✻ Edelbranntweine ✻ Seltene Weine
Schaumweine ✻ Champagner ✻ Eisgetränke

Rennen

zu Berlin-Grunewald

10. Tag: Sonntag, den 7. September, nachm. 2 Uhr,

8 Rennen im Werte von M. 234 000, u. a.:

Gladiatoren-Rennen, 100 000 M.

Verkehrsverbindungen:
Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Straßenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstraße etc.

Rennen

zu Berlin-Grunewald

(Rennen des Union-Klub)

8. Tag: Donnerstag, den 11. Sept., nachm. 2 Uhr,

8 Rennen im Werte von M. 130 000, u. a.:

Renard-Rennen 28 000 M.

Verkehrsverbindungen:
Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Straßenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstraße etc.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 6. September Nummer 27.

Pogrom!

Von Georg Schade.

Ein Wort, das einen entsetzlichen Begriff ausdrückt, einen Begriff, der uns leider in den verflossenen fürchterlichen Jahren nahegekommen ist und daher von seinen Schrecken für uns eingebüßt hat. Das Wort entstammt dem Russischen und bedeutet „Verwüstung". Und nun trifft man dieses Wort auf Schritt und Tritt bei uns. — Ein böses Zeichen! Ein Beweis dafür — wenn es noch eines solchen bedürfte — wie weit die Entsittlichung unserer Zeit vorgeschritten ist. Verwüstung, Vernichtung von Werten ist unsittlich, denn sie entspringt dem niedersten Triebe der menschlichen Natur: der Sinnlichkeit, die ihrer Kontrolle durch Vernunft und Verstand verlustig gegangen ist und so ihre ethische Form als Sittlichkeit verloren hat. Diese Unsittlichkeit wurde in der vergangenen Zeit gefordert und geübt; sie bekleidete sich mit dem Mantel des Rechts und nahm die Maske der Ethik vor ihr schreckliches Gorgonenantlitz. So ging sie durch alle Lande, vernichtete, verwüstete, raubte, plünderte, mordete. So hat die Entsittlichung Orgien gefeiert, Pogrom gezeitigt, Pogrom allerwärts, und hat die Welt entwürdigt.

Entsittlichung und Haß regierten. Nun aber ist es an der Zeit, daß wieder Sittlichkeit und Liebe zum Rechte kommen. Und da wenden sich Diener und Bekenner der christlichen Liebereligion gegen das jüdische Volk in Haß, zur Vernichtung, zur Verwüstung!

Die neue Zeit, die die ersten Morgenstrahlen einer besseren Zukunft, einer ethischen Gemeinschaft freier, schaffender, denkender Menschen, uns zusendet, darf nicht so entwürdigt werden!

Woher nehmen Menschen das Recht, andere Menschen um ihrer Religion oder um der Rassenzugehörigkeit willen zu verfolgen, zu verspotten, zu vernichten? Wer und was gibt uns dieses überhebliche Recht, uns, die wir uns ein „christliches Volk" nennen oder, wem die Bezeichnung zu religiös klingt, die wir uns ein „gesittetes Volk" nennen? Seltsamerweise gehört die Mehrzahl der Verfolger zu jenen, die ihren christlichen Standpunkt betonen. Wo ist euer Christentum, wo ist die Liebe, die liebt? Liebe in ihrer großen Allgewalt ist Licht, ist Sonne die schafft, Blüten und Früchte treibt, ist nicht aber Finsternis, Haß, Zerstörung, Vernichtung. Liebe, Allliebe, Menschenliebe ist der höchste, reinste Begriff ethischer Vollkommenheit. Und dieser sich ein wenig wieder zu nähern, ist unserem Volk am meisten not. Sittlich müssen wir wieder werden nach dieser fürchterlichen Zeit grauenhaftester Entsittlichung. Wir müssen lernen Achtung zu haben vor Menschenleben, vor Besitz und Recht. Alles sittliche Begriffe, die uns verloren gegangen sind.

Darum fort mit allen entwürdigenden Hetzen! Menschen sind wir, Menschen wollen wir sein. Menschen, die vor einander Achtung haben, weil sie wissen, daß die Tätigkeit des einen so viel wert ist, wie die des anderen im Getriebe des Staatshaushaltes. Menschen, die den ethischen Wert der Arbeit schätzen. Menschen, die den Menschen schätzen um seiner Menschheit willen. Blindwütiges Hassen und Vernichten müssen endlich ein Ende nehmen.

Nicht ob einer Christ, Jude, Heide oder Mohammedaner ist, darf den Ausschlag geben bei seiner Beurteilung, bei der Einschätzung seines Wertes, sondern nur, wie er als Mensch ist. Geboren wird er als Mensch, und nur seine menschlichen Eigenschaften dürfen ihm den Platz anweisen, der ihm gebührt. Ich habe die besten Freunde, gute, edle, hochherzige Menschen unter Juden gefunden; Menschen voll selbstloser Güte; allerdings auch andere. — Unter meinen Glaubensgenossen sind mir recht schofle Charaktere begegnet; allerdings auch andere. Für den wahren ethischen Wert des Menschen wird eben nie sein Glaubensbekenntnis oder seine Rassenzugehörigkeit ausschlaggebend sein, sondern seine innerste Wesensart. Die müssen wir beim einzelnen ergründen und danach ihn einschätzen.

Hassen und Hetzen, Pogromstimmungen propagieren ist eine Schmach für das deutsche Volk und seiner unwürdig. Würde und Gesittung sind die beiden Werte, die unser Volk schnellstens sich zurückgewinnen muß, soll es sich wieder zum Lichte erheben.

Das Problem des Preisabbaues.

Von **Georg Hortwitz.**

Der Abbau der Preise, mit dem in Deutschland fast alle Kreise nach dem Fallen der Blockade gerechnet hatten, vollzieht sich doch nicht so einfach, wie es die große Menge der Verbraucher erhofft hatte. Als Deutschland sich bereit erklärte, den Frieden von Versailles zu unterzeichnen, trat in allen Ländern ein scharfer Preisrückgang ein. Es zeigte sich, daß überall während des Krieges die Industrien ihre Leistungsfähigkeit stark erhöht hatten. Die Kriegsindustrien sahen sich der Tatsache eines plötzlichen Aufhörens der Kriegsaufträge gegenüber, und so stand denn die Industrie aller Länder im Zeichen der Überproduktion. Das galt ganz speziell von den amerikanischen Industrien. Die amerikanischen Industriellen öffneten nun sofort das Abzugsventil eines scharfen Exportes, vor allem nach Europa. Überall unterboten die Amerikaner die Preise und die Folge war, daß zunächst die Preise der Rohstoffe und die der Fabrikate auf dem Weltmarkte sich scharf nach unten neigten.

Für Deutschland schien diese Entwicklung Vorteile mancher Art in sich zu bergen. Rings um das ausgehungerte und von den meisten Waren entblößte Deutschland wurden ungeheure Vorräte an Lebens- und Genußmitteln, an Textilwaren, Verbrauchsgegenständen, freilich auch an Luxuswaren und Fertigfabrikaten, aufgestapelt, und da in den besetzten Gebieten die Zollgrenze und die Devisenordnung praktisch als aufgehoben gelten konnten, so setzte ein riesenhafter Warenschmuggel ein. Obwohl die Wuchergewinne dieses Warenschmuggels und der ungünstige Stand der deutschen Valuta die ausländischen Waren stark verteuerte, waren die Preise doch niedriger als die Wucherpreise, die der Schleichhandel in Deutschland vor der Unterzeichnung des Friedens mit gieriger Hand durchgesetzt hatte. Als die Überflutung mit ausländischen Waren immer riesenhaftere Dimensionen annahm, trat im Schleichhandel ein Preissturz ein. Die Lebensmittelpreise senkten sich, zumal die Regierung durch den Verkauf von Lebensmitteln zu niedrigeren Preisen dem Schleichhandel zu Leibe rückte. Auch die Warenpreise, insbesondere die für Bekleidungsstücke, gingen angesichts des starken ausländischen Angebots zurück. Eine Zeitlang war fast allgemein in Deutschland der Glaube verbreitet, daß die Preiskurve sich schnell weiter nach unten senken werde. Die Hoffnung wagte sich hervor, daß dieser Preisabbau die innerpolitische Lage bessern, die Arbeitslust und die Arbeitsleistungen erhöhen und so die Nachteile, die die starke Erhöhung der Einfuhr für unsere Valuta im Gefolge hatte, sehr bald aufwiegen werde. Die Erwartung weiterer Preisrückgänge rief eine allgemeine Einkaufsangst, eine Abneigung des Handels vor größeren Abschlüssen hervor.

Seit einiger Zeit hat nun die Preisentwicklung in Deutschland wieder andere Bahnen eingeschlagen. Die Preise begannen wieder zu steigen, der weitere Rückgang der Mark bedeutete eine automatische Erhöhung der Einkaufspreise. Dazu kam, daß in England wie in Frankreich sich die Herstellungskosten aller Waren im Zusammenhange mit starken Lohnsteigerungen und mit der Einführung des Achtstundentages stark erhöhten. Die Hoffnung, daß unsere Industrien schnell ausländische Rohstoffe erhalten und in absehbarer Zeit alle die Fabrikate zu angemessenen Preisen würden herstellen können, die der deutsche Konsum in der letzten Zeit zu immer noch sehr hohen Preisen aus dem Auslande bezogen hatte, erwies sich leider als trügerisch. Kapitalsstarke ausländische Rohstoffspekulanten setzten die Preise gerade der Rohstoffe, die die deutsche Industrie schmerzlich entbehrt, stark in die Höhe. Auch in Deutschland stiegen im Zusammenhange mit der Arbeiterfrage die Preise der wichtigsten Rohstoffe, vor allem Kohle und Eisen, weiter und die Folge war ein neues Anziehen sämtlicher Fabrikatpreise. Die Preiskurve ging wieder nach oben. Auch der Schleichhandel, den man schon tot gewähnt hatte, lebte wieder auf. Die unheilvollste Phase in dieser Entwicklung ist aber darin zu erblicken, daß das Scheitern der Hoffnung, bald inländische Fabrikate zu angemessenen Preisen erhalten zu können, die Nachfrage nach ausländischen Waren, die eine Zeitlang nachgelassen hatte, wieder gesteigert hat. Angesichts dieser Entwicklung hat die Regierung Maßnahmen getroffen, um im Interesse unserer Valuta durch schärfere Überwachung des Güterdienstes die Einfuhr unnötiger Waren, insbesondere von Luxuswaren aus den besetzten Gebieten, zu unterbinden. Leider muß die Feststellung gemacht werden, daß gerade die Ankündigung dieser Maßregel neue Preissteigerungen herbeigeführt und dem Schleichhandel neue Abnehmer zugetrieben hat.

Man müßte die Situation als hoffnungslos bezeichnen, wenn nicht neuerdings von Amerika aus eine Hoffnung auf Gesundung der Preisfrage winken würde. Die scharfen gerichtlichen Maßnahmen, die Wilson gegen die amerikanischen Lebensmittelwucherer eingeleitet hat, um die starke Gährung in der amerikanischen Arbeiterschaft über das hohe Preisniveau aller Waren zu beseitigen, haben plötzlich scharfe Preisrückgänge in allen amerikanischen Waren herbeigeführt. Die Rohstoffspekulanten, die in Kupfer, Baumwolle, Schmalz und dergleichen mehr der Welt die Preise diktieren zu können hofften, haben sich, offenbar aus Furcht vor einem Vorgehen Wilsons auch gegen sie, veranlaßt gesehen, die Preise herabzusetzen. Es ist anzunehmen, daß diese Vorgänge in Amerika früher oder später Rückwirkungen auf das Preisniveau in Europa ausüben werden. Die Welt fiebert nun einmal nach einem Preisabbau, weil nur von ihm eine Gesundung in der Lohnfrage zu erhoffen ist. Da die Amerikaner sich energisch bemühen, mit Deutschland unter Einräumung großer Kredite direkte Geschäftsverbindungen anzuknüpfen, so dürfte die Preisentwicklung in Deutschland in der nächsten Zeit stark von der Entwicklung der Preise in Amerika abhängen. Voraussetzung ist freilich, daß die amerikanische Bundesregierung ihre Absicht, Deutschland bei der Wiederingangsetzung seiner Industrien Hilfe zu leisten, energisch durchführt gegenüber den Plänen der großen Truste, die ein amerikanisches Verkaufsmonopol in Europa, vor allem aber in Deutschland, anstreben.

Luftfahrtrecht.

Von **Rechtsanwalt Dr. Münch.**

Die neue Zeit läßt uns mit neuen Werten rechnen, Dinge, die wir ehedem als Ausgeburten krankhafter Phantasien verlachten, erscheinen uns heute als etwas Alltägliches, und der Menschengeist wagt sich an Probleme, an die er früher nicht zu tasten wagte.

Zwei kurze Notizen, so lakonisch in ihrem Wortlaut wie nur möglich, gingen vor einigen Monaten durch die Presse, die eine: aus Genf wird uns gedrahtet: Am Sonntag morgen um 10 Uhr wird der erste Luftomnibus von Paris nach London fliegen, und die andere: „Der Generaldirektor der holländischen Post teilt mit, daß die Aussicht bestehe, daß noch in diesem Jahre eine indirekte Luftpostverbindung mit Holländisch-Indien errichtet würde." Bald darauf wurde in Deutschland ein regelmäßiger Luftverkehrpostdienst geschaffen und heute besitzen wir bereits Luftverkehrslinien für Passagierverkehr. Selbst der verschlafenste Philister im entlegensten Krähwinkeldörfchen wacht bei diesen Meldungen auf und spürt den Flügelschlag einer neuen Zeit an sich vorüberrauschen. Perspektiven und Möglichkeiten öffnen sich, die wir jetzt noch nicht mal ahnen können. Die Menschheit soll in Zukunft nicht mehr allein auf Schienenbahnen oder auf Wasserwellen zueinanderkommen, sie wählt den schnelleren und hemmungsloseren Weg, den Flug durch's Luftmeer.

Die Technik des Flugwesens, die ständig nach Vervollkommnung strebend, immer neue Verbesserungen ersann, tritt gleichberechtigt neben diejenige von Eisenbahn und Schiffahrt.

Ein Verkehrszweig, der bereits eine so hohe Entwicklung erreicht hat, wie sie das Luftfahrwesen für sich in Anspruch nehmen kann, bedarf nicht zum wenigsten der gesetzlichen Regelung und Klärung aller jener Fragen, die mit ihm im Zusammenhang stehen.

Die Regierung hat diesem Bedürfnis und dem Geist der neuen Zeit, in der die Freiheit und der Fortschritt das Szepter führen sollen, Rechnung getragen. Sie hat zunächst am 26. November 1918 eine Verordnung betreffend vorläufige Regelung der Luftfahrt erlassen, in der bestimmt ist, daß bis zum Erlaß eines Gesetzes über die Regelung der Luftfahrt das Reichsamt des Innern die Verhältnisse der Luftfahrt provisorisch zu ordnen und zu diesem Zwecke ein „Reichsluftamt" zu errichten hat. Auf Grund dieser Verordnung hat der Staatssekretär des Innern am 4. Dezember 1918 dieses Amt errichtet und Herrn August Euler aus Frankfurt a. M., der sowohl praktisch wie theoretisch auf dem Gebiete des Luftfahrwesens Bahnbrechendes geleistet hat, mit der Leitung des Amtes beauftragt. Der Staatssekretär des Innern hat dann weiterhin am 7. Dezember 1918 eine Verordnung betreffend die vorläufige Regelung des Luftfahrrechts erlassen. Durch diese Verordnung soll zunächst einmal d. h. bis zum Erlaß eines Gesetzes eine Grundlage geschaffen werden,

auf der weiterbauend in Zukunft alle Probleme, die das Luftfahrwesen mit sich bringt, gesetzlich geregelt werden können.

Die Verordnung vom 7. Dezember 1918 ähnelt sowohl in der Form wie im Inhalt in überraschendem Maße dem Gesetz über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen vom 3. Mai 1919 (Automobilgesetz) und überträgt somit die vielen Berührungspunkte, die Automobil und Luftfahrzeug miteinander haben, auch auf die Rechtsgrundlagen beider.

Eigenartigerweise hat die wichtige Frage der Haftpflicht im Gegensatz zum Automobilgesetz noch keine Regelung gefunden. Gerade die Haftpflicht wird aber, ebenso wie im Automobilwesen, auch im Luftfahrrecht von ganz besonderer Bedeutung sein. Man denke beispielsweise an Zusammenstöße von Luftfahrzeugen, Tötungen und Verletzungen von Menschen und Beschädigungen von Sachen auf den Flugplätzen oder durch abstürzende Flugzeuge, schadhaft gewordene Propeller, Motorexplosionen u. a. m. Man denke weiterhin an die Unzahl von Fragen, die sich auftun werden, bei einer Verteilung der Haftung zwischen dem Eigentümer des Luftfahrzeuges (entsprechend dem „Halter" des Kraftfahrzeuges im Automobilgesetz) und dem Führer, sowie bei einem etwaigen Mitverschulden des Passagiers.

Die Verordnung bestimmt, daß lenkbare Luftfahrzeuge (Luftschiffe und Flugzeuge) außerhalb der Luftplätze nur verkehren dürfen, wenn die Behörde sie zugelassen hat und außerdem so verkehrssicher gebaut und eingerichtet sein müssen, daß Gefahren, sei es durch Feuer, sei es durch Explosion, sowie Belästigung und Gefährdung von Personen und Sachen nach Möglichkeit ausgeschlossen sind. Beim Fehlen dieser Voraussetzungen kann die Behörde das Fahrzeug vom Verkehr ausschließen. Der Führer eines Luftfahrzeuges bedarf ähnlich wie der Führer eines Kraftwagens behördlicher Erlaubnis, und hat durch einen Führerschein sich auszuweisen, der ihm durch die Behörde unter Umständen wieder entzogen werden kann. Landungs- und Flugplätze, Zuverlässigkeits- und Wettbewerbsfahrten von Luftfahrzeugen, sowie die gewerbsmäßige Beförderung von Personen und Sachen durch Luftfahrzeuge (Luftfahrunternehmen) bedürfen der Genehmigung der Behörde.

Die Bestimmungen im einzelnen, beispielsweise über die Prüfung und Kennzeichnung der Luftfahrzeuge, über die Ausbildung der Führer, über den Verkehr innerhalb der Flugplätze, über räumliche Begrenzungen des Fliegens im Inland und über das Überfliegen der Grenzen durch in- und ausländische Luftfahrzeuge sollen einer späteren Regelung vorbehalten bleiben.

Eine gesetzliche Regelung aller Fragen, die mit dem Luftfahrwesen und dem Luftverkehr in Verbindung stehen, erfordert naturgemäß umfangreiche Vorarbeiten und verlangt eine sorgsame Abwägung aller in Betracht kommenden Interessen. Insbesondere wird es auch notwendig sein, mit anderen Staaten vertragliche Abmachungen über die Regelung des Luftverkehrs zu treffen, ähnlich den internationalen Abkommen über den Verkehr mit Kraftfahrzeugen.

Es dürfte nicht uninteressant sein, daß in letzter Zeit sich Bestrebungen geltend machen, die gesamte Luftfahrt zu verstaatlichen. Man mag über Staatsmonopole denken wie man will, jedenfalls kann man aber wohl mit Recht behaupten, daß ein Wirtschafts- und Verkehrszweig, wie ihn die Luftfahrt darstellt, zur Verstaatlichung noch nicht reif ist. Es wäre ein Unding, wenn man den Schaffens- und Erfindergeist, der nur dem privaten Unternehmer und Ingenieure eigen ist, durch die Einführung eines Staatsmonopols jetzt schon ausschließen oder hemmen wollte. Nach kurzer Zeit würde das verstaatlichte deutsche Luftfahrwesen demjenigen anderer Länder, in denen der private Unternehmungsgeist durch staatliche Schranken nicht gehemmt ist, unterliegen. Voraussetzung für die Einführung eines Staatsmonopols ist aber endlich auch, daß der zu verstaatlichende Wirtschaftszweig bereits soweit vorgeschritten ist, daß eine gewisse Rentabilität gesichert ist. Dies ist aber bei dem deutschen Luftfahrwesen vorläufig noch nicht der Fall. Wenn es auch im Laufe weniger Jahre, durch die Forderungen der Kriegstechnik gewissermaßen gezwungen, einen beispiellosen Aufstieg genommen hat, so kann es doch des freien Konkurrenzkampfs noch nicht entbehren. Daß es diesen im Wettstreit der Nationen nicht verlieren wird, dafür bürgen uns die Erfolge, die unsere Industrie in so kurzer Zeit für sich hat buchen können.

Schiebers Ehrenrettung.

Ein verfrühter Nekrolog aus der Froschperspektive

von **Hans Natonek.**

Es geht ein Singen und Sagen durchs Land, des Schiebers letztes Stündlein sei gekommen und abgelaufen seine Uhr. Schieberdämmerung . . . Noch einmal verstärken sich die hunderttausend Flüche und schallen hinter ihm her, dem Vielgehaßten. Alle haben von ihm gern genommen und durch seine Gnade gelebt, aber er hat, wenn auch mit 300 Prozent Gewinn, so doch ohne den Dank und die Liebe derer geschoben, die er versorgte. Dem Schieber flicht die Nachwelt keine Kränze. Und dennoch . . . .

Und dennoch! Was wären wir ohne ihn gewesen?! Er half dem bemittelten Bürger vier Jahre durchhalten; es ist seine noch nicht völlig erkannte historische Sendung, Deutschlands Durchhaltewillen bis zum Weißbluten des fünften Kriegsjahres gestärkt zu haben. Denn auch die Liebe zum Vaterland ging durch den Magen, den eben dieses Vaterland selbst nicht mehr füllen konnte. Da sprang der Schieber in die Bresche. Mit der gesetzlichen Rationierung konnte man schließlich keinen Durchhalter mehr hinter dem Ofen hervorlocken. Wer will dem Schieber das Verdienst absprechen, daß er einem Teil der Bevölkerung — und einem für die politische Haltung nicht einflußlosen — das Durchhalten und die strapazierenden Kriegsjahre in der Heimat nach besten Kräften erleichtert hat? Es war der Schieber, der dafür sorgte, daß jeder Mensch (über eine gewisse Einkommensgrenze) täglich seine Butter auf dem Frühstückstisch hatte, daß Schinken, Braten, Edelweine, Leckerbissen nicht fehlten. Für ihn, der nie greifbar war, war alles stets greifbar.

Der Schieber gehörte so notwendig zu diesem Krieg, wie Geld und Schießpulver. Er war der Leib- und Hoflieferant Seiner Majestät, des Zahlungsfähigen. Mit dem Unterschied nur, daß wirkliche Hoflieferanten Orden und er nur Verachtung erntete. Er war der Zauberer, der alles zur Stelle schaffen konnte, was das Herz begehrte. Das Zauberwort war: Pinke, Pinke. Und schon war er da. Du wolltest Rheinlachs und Kaviar — für ihn eine Kleinigkeit. Dich gelüstete es nach Pfirsichen im Januar und frischen Weintrauben im Mai — ihm war nichts unmöglich, für ihn gab es keinen Widerstand der Jahreszeiten, ja nicht einmal die Blockade. Für ihn war sie praktisch aufgehoben und auch für den, der mit ihm auf gutem Fuße stand. Und wer mochte nicht gern mit ihm auf gutem Fuße stehen! Zum Schieber drängt, am Schieber hängt doch alles — weh uns Armen!

Es gibt in Deutschland keinen Menschen, diese Armen ausgenommen, die nicht ständig oder zeitweise mit dem Schieber in Verbindung gestanden haben. Wenn die Unterernährung nicht noch schrecklichere Folgen gezeitigt hat, so ist das seiner Hintenherumbelieferung mit Fleisch, Mehl und Fett zu danken. Auch der Mittelstand, soweit er nur konnte, erweiterte die Hungerration mit Hilfe des Schiebers. Bei einer Erkrankung war er geradezu ein rettender Engel. Wohl ist es wahr, er nahm für ein Stückchen Butter einen ganzen Haufen Banknoten, aber das war nur schmutziges, wertloses Papier, nur eine Illusion von Geld, aber die Butter, das war Realität. Nein, man tat Unrecht, auf den Schieber, den man benützte, zu schimpfen. Er wuchs zu dieser gewaltigen, unentbehrlichen Kriegserscheinung, weil man ihn brauchte, ohne ihn nicht leben konnte. Was er tat, war nur, was man wollte, daß er es tue. Er nahm das Geld und die Verachtung dazu. Aber zur Verachtung hatte das Bürgertum, das nach dem Schieber rief, keine moralische Berechtigung, da es nicht die moralische Kraft besaß, ihn zu entbehren. Man haßte den Schieber zähneknirschend, weil man von ihm abhängig war und weil er das bessere Geschäft machte. Aber er war über den Haß und die Verachtung seiner Kundschaft erhaben. Mochten sie ihn hassen, wenn sie nur von ihm kauften.

Auch als Klassenerscheinung betrachtet, hat der Schieber seine Verdienste. Er war asozial. Er war mit dem Besitz verbündet und mied die Armut. Er hat die Unterschiede zwischen Besitz und Armut scharf herausgearbeitet und die Unzufriedenheit der besitzlosen Schichten verstärkt. Er ließ einen Teil der Bevölkerung darben, den anderen sich gütlich tun. Er schuf zwei Klassen von Menschen, die Hungrigen und die Satten. So wurde er, ungewollt, ein Vorbereiter des Umsturzes. Wie jeder Kriegsverlängerer, war auch er schließlich ein Beschleuniger des Zusammenbruchs. Wer den Umsturz gutheißt, wird nicht umhin können, auch dem Schieber als einem unfreiwilligen Helfer der Revolution, Anerkennung zu zollen. Denn haben, aus einer gewissen Froschperspektive gesehen, nicht schließlich auch die Borkenmade und der wuchernde Holzschwamm um den Sturz eines faulen Baumstammes ihre Verdienste?

Künstler.

Otto Sommerstorff.

Als im Herbst 1906 bekannt wurde: „Sommerstorff geht ans Schauspielhaus", da jubelten alle; denn jeder wußte: nur dort an der traditionellen Pflegestätte der Romantik und Klassik findet seine Phantasie geeignete Anregungen, nur dort kann sich seine reiche Künstlerseele ganz ausleben. Wie sie sich offenbart, das erlebten und erleben wir in unsagbar herrlichen Schöpfungen. Nach Matkowskys Tode hat Otto Sommerstorff einen Teil seines künstlerischen Erbes im Schauspielhause angetreten. Wenn ihm auch die „äußere Kraft" jenes Recken nicht ganz zur Verfügung stand, so waren dafür seine Helden in ihrer tief durchlebten Seelengröße und ihrer inneren Kraft wahre Idealisten, wie er selber. Die glühende heilige Begeisterung, die einst den angehenden stud. jur. von seinen trockenen Studien hinweg in die Welt der idealen Täuschungen riß, beseelt ihn noch heute. Sie durchloht seine Gestalten und gibt ihnen die Kraft, wahr und echt zu erscheinen und zu Herzen zu sprechen. Und man mag heute über die „alte Schule", aus der auch Otto Sommerstorff hervorgegangen ist und deren letzte erhabene Größe er repräsentiert, denken wie man wolle, eines aber steht fest: sie schuf keine Zerrbilder, sondern wahres Menschtum. Wenn man sich daraufhin Sommerstorffs Gestalten vom Pfarrer Hell bis zum Coriolan vor die Seele zurückruft, so findet man in jeder das vom Dichter erträumte Ideal und jene echte, innerlichste Menschlichkeit, die einzig ein Künstler zu geben vermag, dem die Kunst Heiligstes, Höchstes ist. Mit seiner edlen, wundervollen Sprache und den feinen, an unseren Schiller gemahnenden Zügen gehört Otto Sommerstorff seit langem zu den vornehmsten Persönlichkeiten der deutschen Bühne.

Und wie alle diese Eigenschaften den Künstler auszeichnen, so zieren den Menschen grade, deutsche Gesinnungsart, ernstes und doch liebenswürdiges Wesen. In seinem Leben gibt es zwei Pole: seine Familie und seine Kunst. An der Seite seiner einstigen Kollegin, der gefeierten Theresina Geßner, blüht ihm ein sonniges Familienglück. 1886 trafen diese beiden seltenen Künstlernaturen an dem von l'Arronge geleiteten „Deutschen Theater" zusammen. Beiden war geniale Größe und eine tiefernste Auffassung ihrer Kunst gemeinsam. Und dann verbanden sich auch ihre Herzen zu dauerndem Glück.

Nun weilt der Künstler schon seit 1883 in Berlin und ist unserer Stadt unentwegt treu geblieben. Am Deutschen, am Lessing-, am Berliner Theater, überall gab er durch seine Künstlerschaft den Aufführungen Adel und Größe. Und wie einst, so heute. Um unseren Kunsttempel am Gendarmenmarkt wäre es wohl arg bestellt, wenn ihm nicht ein Sommerstorff die Weihe gäbe. Sein Wallenstein, Wilhelm Tell, Uriel Acosta, Tellheim und neuerdings sein Coriolan gehören zu den bedeutendsten schauspielerischen Leistungen unserer Tage. In allen lebt er mit seinen Dichtern. Seine Phantasie geht restlos in seiner Darstellung auf: wir erleben die Offenbarungen. Große und kleine „Rollen" gibt es für ihn nicht. Dies zeigte sich auch damals, als er den „Schiller" bei der Feier des 150. Geburtstages des Dichters lebenswahr verkörperte. Seine Züge spiegelten die leuchtende Hoheit des Dichterfürsten wieder. Ein Erlebnis, das man nie vergessen wird. — Wie ideal der Künstler von seiner Kunst denkt, beweist am besten, daß er sie nie dem Film preisgegeben hat. Für ihn gibt es nur einen Wirkungskreis, und der ist die Bühne.

Doch nicht allein dem unvergleichlichen Schauspieler, dem wahren, prächtigen Menschen, sondern auch dem Dichter Otto Sommerstorff gilt unsere Liebe. Als solcher hat er uns reizende, von frischem Humor erfüllte Gaben beschert, die mit ihrem Witz und den feinen Wortspielen stets freudigste Zustimmung fanden. Und sicher wird man noch viel Köstliches aus seinem „Reimstübl" erhoffen dürfen.

Schauspielerehen.

Von Direktor Georg Schade.

Sollen Schauspieler heiraten? Diese Frage muß ich für alle, die ihrem Berufe treu bleiben wollen, verneinen. Ob nun beide Ehegatten künstlerisch tätig sind oder nur einer, ist im allgemeinen zur Beantwortung dieser Frage gleichgiltig; eine wirklich ideal-harmonische Ehe im höchsten ethischen Sinne (wie sie allerdings auch in Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft äußerst selten ist) wird weder bei dieser noch bei jener Konstellation möglich sein. Aus der Psyche des Schauspielers schon ergeben sich zu viele Reibungsflächen, deren Zahl durch die Art der Berufstätigkeit des Schauspielers und durch die unvermeidlichen häuslichen Beengungen der Ehe vermehrt wird. Die Ehe bringt unabweisbar solche Beengungen mit sich, wodurch sich für den Schauspieler eine gewisse äußere Unfreiheit ergibt, die wiederum innere Unfreiheit erzeugt, die nachteilig auf das künstlerische Schaffen wirken muß, denn äußere und innere Freiheit sind unerläßliche Vorbedingungen für jede künstlerische Leistung. Die Beengungen der Individuen sind in jeder Ehe da, aber sie werden in ihren Wirkungen von keinem so stark und nachhaltig empfunden als vom Künstler, und hier wiederum am stärksten vom Schauspieler, weil bei ihm der innerste Nerv, das Agens seiner ganzen künstlerischen Schöpfertätigkeit getroffen wird. Der Schauspieler ist, wie ich in meinen vorangegangenen Artikeln gezeigt habe, psychisch anormal, in gewissem Sinne psychopathisch. Dem psychopathischen Individuum erscheinen meist nichtige Vorkommnisse ungeheuer schwer und bedeutend, während wirklich bedeutende von ihm mit größter Leichtigkeit abgetan werden. (s. „Bürgrmoral und Schauspielersittlichkeit" und „Die Sinnlichkeit des Schauspielers"). Die an sich vielleicht geringfügigen Beengungen in der Ehe müssen ihm also meist als sehr schwere erscheinen, und erscheinen ihm so, weil er unbewußt die entstehenden Lähmungen in seiner Psyche, die Beeinträchtigung ihrer Schmiegsamkeit (s. Psyche d. Schauspielers") empfindet.

Betrachten wir nun die Ehe eines Künstlerpaares. Die Ehe, besonders wenn Kinder vorhanden sind, bedingt eine gewisse systematische Zeiteinteilung, und hierdurch ergibt sich schon eine dem Schauspieler unbequeme Beengung, eine äußere und damit innere Unfreiheit. Seine an sich schon bestehende Nervosität wird aufs höchste gesteigert und verhindert, daß er die tatsächlich entstehenden kleinen Mißhelligkeiten (die ihm ja groß erscheinen) mit gutem Humor hinnehme. So entsteht eine gereizte Stimmung. Diese also ist vorherrschend in einer Ehe zwischen zwei Menschen, die gleiche Berufspflichten haben, die sie beide aber durchaus verschieden beschäftigen. Die Rollen bedingen vielleicht, daß jeder zu verschiedenen Zeiten probiert. Der Mann muß um 10 Uhr zur Probe, die Frau erst um 11½ Uhr. Der Mann ist um 1 Uhr mit der Probe fertig, die Frau erst um 2¼ Uhr. Einer muß noch studieren, während der andere seine Garderobe richten muß. Das alles geschieht vielleicht in beengten Räumen. Die Kinder kommen zu verschiedenen Zeiten aus der Schule. Unter kleinen Verhältnissen ist kein Dienstmädchen zu halten. Wann wird gekocht? Wann wird gegessen? Vielleicht wohnt man möbliert. Das kann Vorteile haben, wenn die Wirtin sehr viel Verständnis für die Bedürfnisse der Künstler hat, aber auch sehr viele Nachteile. — Kann von gedeihlichem künstlerischen Schaffen unter solchen unglücklichen Verhältnissen, wie sie zu vielen Hunderten bestehen, die Rede sein? — Nein. Hat das Ehepaar eingesehen, daß die Kinder störend für Lebensführung und Beruf sind, so gibt es sie wohl zur Erziehung und Pflege zu Verwandten oder (wenn man es sich pekuniär leisten kann) in ein Pensionat. So werden die Kinder den Eltern entfremdet, die Eltern den Kindern. Die Eltern können nicht teilnehmen an den kleinen Leiden und Freuden ihrer Kinder, sie können nicht das Wachsen und Reifen ihrer Seelen beobachten und mit liebender Hand beeinflussen und werden so um die menschliche Gottheit der Ehe betrogen. Und die Kinder? Sie wachsen unter Fremden auf, meist sich selbst überlassen, vielleicht ohne Liebe. Nun kommt der Engagementswechsel. Vielleicht finden die Ehegatten kein gemeinsames neues Engagement. Vielleicht winkt dem einen eine gute Position an einem Theater, an dem für den andern kein Platz ist. Der andere Teil aber kann und will nicht feiern. Eine Saison nicht spielen, bedeutet schon einen starken künstlerischen Rückschlag. Vielleicht bekommt er auch für sich von einem andern Theater ein günstiges Angebot, das er in Rücksicht auf sein Fortkommen nicht ausschlagen

darf, oder die Rücksicht auf Verdienst zwingt den größten Teil, in ein anderes Engagement zu gehen. Die Gatten trennen sich also, vielleicht auf Monate, vielleicht auf Jahre. — Kann da von einem Familienleben die Rede sein? Nein.

Das alles mildert sich natürlich, wenn die beiden Künstler, die eine Ehe eingehen, sich schon Positionen erworben haben, an ersten Theatern engagiert sind und über reiche Geldmittel verfügen. Heiraten aber Künstler, die noch jung beim Theater und in untergeordneten Engagementsverhältnissen sind, so begehen sie damit ein Verbrechen an sich, an ihrem Leben, an dem Leben ihrer Kinder und an der Kunst, die sie schmählich verraten.

Nun zur Stellung der Ehegatten zueinander. Bei der anormalen Struktur der Psyche des Schauspielers müssen sich selbstverständlich viele Reibungsflächen schon dadurch ergeben, daß die Ehegatten als solche einerseits nach idealen Forderungen zu völliger Seelengemeinschaft in sich aufgehen *sollen* (Idealbild der Ehe) und andererseits zwei völlig getrennt für sich schaffende und ringende Individuen *sein wollen*. — Hier kommt als erstes Moment seelischer Disharmonie der berufliche Neid zur Geltung. Es wird in den seltensten Fällen jeder ethisch so hoch stehen, daß er des andern berufliche Erfolge mit inniger Herzensfreude hinnimmt oder doch höchstens (wenn er sehr verliebt ist) einmal — fünfmal — zehnmal. Dann aber melden sich sicher Neid und die zersetzende vergleichende Kritik. Er zieht Vergleiche zwischen seiner Leistung und der des andern (wobei die seine sicher nicht zu gering bewertet wird!) und zwischen dem Erfolg des andern und dem eigenen (wobei der eigene nie groß genug sein wird!). — Diese Überschätzung des eigenen Wertes ist, wie ich in „Die Psyche des Schauspielers" ausführte, ein hervorragender Charakterzug des Schauspielers und ein typisches Zeichen des Psychopathen, bei dem sich diese Überschätzung bis zur krankhaften Renommisterei und zur pathologischen Lüge (pseudologia phantastica) entwickelt.

Und nun die leidige Eifersucht! — Der Schauspieler ist stark sinnlich und muß es sein, wie ich in „Die Sinnlichkeit des Schauspielers" begründete. Hierzu kommt, daß der Beruf an sich auch zu außerberuflicher Betätigung dieser psychischen Eigenschaft geradezu drängt. Die „künstlerischen" Erfolge des Schauspielers sind ja recht häufig von seiner Person abhängig; „Liebling des Publikums" zu sein, verpflichtet. — („Bürgermoral und Schauspielersittlichkeit.) Der junge Ehemann in seiner jungen Liebe wird vielleicht zunächst sein Herz ganz der jungen Gattin zuwenden. Mit dem Augenblick seiner Verheiratung hat er beim Publikum und bei seinem Direktor, der sich einer „Zugkraft" beraubt sieht, schon verloren, und sein Thrönchen als „Liebling" beginnt zu wanken. Darüber sieht er zunächst mit souveräner Verachtung hinweg und ertränkt das aufsteigende Gefühl des Unbehagens, der Vereinsamung in häuslichen Freuden der jungen Ehe. Bald aber wird er den gewohnten Weihrauch schmerzlich vermissen, und der nun beginnende Kampf zwischen Mensch und Künstler wird in den meisten Fällen so ausgehen, daß der Künstler den Sieg davonträgt. Der Schauspieler kann und wird nur relativ treu sein. Gibt dies nun schon in Ehen zwischen Künstlern zu Zerwürfnissen Veranlassung, wie viel mehr in eine Ehe zwischen einem Schauspieler und einem Mädchen aus bürgerlichem Hause! — Sind beide Teile Künstler, so wird der andere meist Verständnis haben für ein momentan aufflackerndes Interesse, einen Flirt, sogar eine Leidenschaft, wohl wissend, daß das alles ja nicht von langer Dauer ist. Variatio delectat! ist der Grundzug im Wesen und Leben des Schauspielers, eine notwendige Folge des in ihm steckenden Vagantentums. Zudem braucht er zum Aufbau seiner Leistung ein Idol, das bei ihm aber leicht durch ein anderes ersetzt wird. Genau wie der Wilde seinen Götzen vernichtet, der sein Gebet nicht erhört hat und sich einen neuen Götzen schnitzt. Und doch ist da ein Unterschied: der Schauspieler pflegt sein Idol auch dann bald durch ein anderes zu ersetzen, wenn es ihn „erhörte".

Woher soll die Tochter aus bürgerlichem Hause das Verständnis für solche psychischen Zwangsvorgänge nehmen? Die Ehe mit einem Schauspieler bringt sie in eine psychisch und physisch völlig fremde Welt, in der sie sich nicht so leicht zurechtfinden wird. Sollte sie selbst durch Erfahrung wissen, daß das Idol bald einem andern weichen wird, kann sie doch damit nicht zufrieden sein, denn sie wird nicht die Notwendigkeit dieser Vorgänge begreifen, weil sie sich nicht in die abnorme Struktur der Schauspielerseele versetzen kann, und wird nie begreifen, daß erst die Anbetung des Idols dem Schauspieler die geistige Schwungkraft gibt, die er braucht. Die Folge ist eine unglückliche Ehe, die entweder auseinandergeht oder unter dauernden psychischen Qualen für beide Teile bestehen bleibt, in der aber dann jede Höherentwicklung des Künstlers unmöglich wird; seine Schaffenskraft wird zer-

brochen, vernichtet; er wird unlustig, mürrisch und eilt bald mit Riesenschritten völliger Vernichtung als Mensch und Künstler zu. Ich habe eine große Zahl bedeutender Talente kennengelernt, die unter solchem Druck häuslicher Verhältnisse völlig verkamen; die meisten von ihnen wurden Trinker und gingen so für die Menschheit verloren.

Es kann sich eine solche Ehe natürlich auch anders gestalten. Aber wie selten ist die Frau, die so viel geistige Größe aufbringt, um liebend, unter Qualen, sich zu bemühen, die Eigenart der Künstlerseele zu verstehen, unter lächelnder Miene die Wunden ihres Herzens zu verbergen! Sie wird zur Märtyrerin ihrer Liebe und wird trotz aller Liebesopfer das Glück in der Ehe nicht finden . . .

Es gibt nun noch eine dritte Art von Schauspielerehen: zwischen einer Schauspielerin und einem Manne aus Bürgerkreisen. Die Zahl dieser Ehen ist gering, weil sie sich in der Form gewöhnlich bald verändern. Meist tritt die Frau mit dem Zeitpunkt der Verheiratung oder bald danach von der Theaterlaufbahn zurück, dann kommt diese Ehe für vorliegende Betrachtung nicht in Frage, oder der Mann ist in einem dem Theater verwandten Berufe tätig: als Impresario, Agent, Unternehmer oder dergleichen. Dann gehört die Ehe — mit Modifikationen — zur ersten Gruppe. Oder aber der Gatte ist gesellschaftlich und pekuniär so gestellt, daß die vorerwähnten Mißhelligkeiten — wenigstens in wirtschaftlicher Beziehung — nicht in Frage kommen. Hier ergeben sich dann so viele Schattierungen, daß eine Klassifizierung nicht möglich ist, wollte man nicht Bände füllen oder — Romane schreiben.

Aber etwas anderes gehört hierher: Das „Verhältnis" beim Theater. Diese Form der Ehe ist eigentlich ein Kapitel für sich und doch von dem der Schauspielerehe unzertrennlich. „Das Verhältnis" ist die Form der Ehe, die ganz und gar der Eigenart der Schauspielerpsyche entspricht, und die einzige Form, in der zwei Menschen beim Theater — auch ehe sie etwas erreicht haben — eine eheliche Gemeinschaft führen können, ohne Schaden in ihrer künstlerischen Entwicklung nehmen zu müssen. Das „Saisonverhältnis" ist eine Zeitehe, deren Dauer sich aber weniger nach dem Bestehenbleiben gegenseitiger Zuneigung richtet, als nach dem Ergebnis praktischer, auf Erhaltung der Künstlerschaft gerichteter Erwägungen. Man findet sich durch Neigung zusammen und lebt miteinander. Das Engagement endet. Ein anderes Doppelengagement ist nicht zu finden, und — man geht auseinander, weil man einsieht, daß ein längeres Zusammenleben künstlerischen Niedergang bedeuten würde. Auch das ist ein Opfer, das der Kunst gebracht werden muß. In bürgerlichen Kreisen perhorresziert man die illegitime Ehe, aber ganz zu unrecht. Ich habe in sehr viele solcher Zeitehen, solcher „Saisonverhältnisse" tiefe Einblicke gewonnen und muß sagen, daß ich so viel seelische Harmonie, so viel Duldsamkeit und liebendes Verstehen, so viel gegenseitiges Tragen und Helfen, so viel sittliches Empfinden wie dort, nur äußerst selten in legitimen Ehen gefunden habe. Woran mag das liegen? — Wieviele legitime Ehe werden nicht aus Liebe, nicht aus gegenseitiger Zuneigung, sondern nur aus egoistischen Gründen aller Art geschlossen! Das fällt beim „Verhältnis" fort. Hier führt nur gegenseitige Neigung zwei Menschen zusammen. Und dann: der Zwang, die Beengung, eben die Hauptursachen aller Zerwürfnisse in der legitimen Schauspielerehe, kommen nicht zur Geltung. Man weiß, daß man jeden Augenblick frei sein kann, wenn man es will, und so drücken die Fesseln, die de facto teilweise ja vorhanden sind, nicht; sie werden zu Rosenketten, die man gern trägt, während sie in der legitimen Ehe zu Eisenfesseln werden, gegen deren drückenden Zwang man mit Verzweiflung ankämpft. Man fühlt sich im „Saisonverhältnis" frei, aber man sucht die Freiheit gar nicht, während der Schauspieler in der legitimen Ehe sich so lange selbst quält, bis er in neunzig von hundert Fällen zum Mittel der Scheidung greift. Daher sind Ehescheidungen beim Theater sehr häufig . . . Wenn man einen verheirateten Schauspieler nach Jahren wiedersieht und man sich bei dieser Gelegenheit nach dem Befinden seiner Gattin erkundigt, so kann es geschehen, daß er in Verlegenheit kommt und erst überlegen muß, welcher Frau wohl die Frage gilt! — Denn das ist das seltsame: selten findet man einen Schauspieler, der nur einmal verheiratet war. So unglücklich er sich in seiner ersten Ehe auch fühlte, kaum ist sie geschieden, so macht er einen zweiten Versuch, dem dann wohl im Laufe der Jahre auch der dritte und vierte folgen. —

Jedenfalls erhellt aus den angeführten Gründen, daß Schauspieler nur in seltensten Fällen, und nur, wenn beide Teile sich schon Positionen errungen haben, heiraten sollten. Im allgemeinen taugt der Schauspieler nicht zur legitimen Ehe und sollte schon im Interesse seiner Kunst niemals heiraten.

Von „großen" Kunstausstellungen.

Von **Michael Charol.**

Die „Kunstausstellung Berlin 1919" in dem zurechtgestutzten Moabiter Glashaus, die den Beinamen „groß" eingebüßt hat, kann sich rühmen, den einen entscheidenden Erfolg gezeitigt zu haben: sie hat die kunstkritischen Organe der Berliner Presse in eine ziemlich eifrige Bewegung versetzt. Von rechts und von links und nicht am wenigsten aus der Mitte regnet es Tadel und Schimpf. Die Ausstellung kann stolz sein: wenn alle schimpfen, ist sicher viel Gutes daran. Umsonst ereifern sich die Kritiker nicht.

Die meisten Referenten beginnen ihre Artikel mit Flüchen auf die Weitläufigkeit des Glashauses, auf die Anzahl der Ausstellungsräume, die, um ausgefüllt zu werden, eine Unmasse von Bildern erforderten und einen dementsprechenden Aufmarsch von Kitsch verursachten. Ist das ein Grund ungehalten zu werden? Wer zwingt denn die Kritiker all den Schund zu sehen, der die Wände verziert? Da geht man doch einfach durch, als ob hier überhaupt nur eine kahle Fläche, als ob das ein Vorraum wäre, um zu den Kunstwerken zu gelangen. Denn daß die Herren Kritiker erst ein eingehendes Studium jedes Bildes brauchen, um zu entscheiden, ob es Kitsch oder Kunst ist, das wollen wir doch nicht hoffen. Oder ist für die Kritiker der Unterschied zwischen Kunst und Schmiererei wirklich so gering? Doch sicherlich nicht. Jeder Kritiker erkennt ja den Kitsch sofort. Die fabelhafte Übereinstimmung der Urteile der Berliner Kunstkritiker in dieser Richtung ist der schlagendste Beweis dafür, daß der Kitsch für den Einen, das Meisterwerk für den Andern ist. Aber nehmen wir an, daß durch eine Abstimmung unter den Kritikern der Begriff des Kitsches mit zwei Drittel Majorität festzustellen wäre, soll man ihn da aus den Ausstellungen verbannen, und sie dementsprechend kleiner machen? Das würde für sie von großem Schaden sein, denn der Kitsch gehört mit auf die Ausstellung. Er muß der dunkle Fond sein, der Kontrast, an dem man den Wert der Kunst, an dem man die wahre Kunst dem Laien deutlich machen kann. Wenn auf jeden Saal ein einziges Werk von wirklichem Kunstwert kommt, kann man zufrieden sein. Alles übrige ist Staffage, ist eine Anhäufung von Fehlern, an denen das große Publikum die Vorzüge dieses einen Werkes schätzen lernen soll. Und die Aufgabe des Kritikers ist nur, dieses eine Werk zu besprechen, auf alle seine Werte aufmerksam zu machen und alles, was herumhängt, gar nicht zu sehen. Dann werden die Ausstellungsbesucher das Bild sich näher begucken, werden es unwillkürlich vergleichen, und langsam, ganz langsam wird ihnen das Verständnis für den Kunstwert aufwachen. Das ist der ideelle Zweck der Ausstellungen, und er würde bald den materiellen Erfolg nach sich ziehen, daß schließlich nicht mehr der Kitsch, sondern die Kunstwerke die Verkaufsware bilden werden. Deshalb ist es auch grundfalsch, wenn ein bedeutender Berliner Kritiker verlangt, daß man besondere Verkaufs- und besondere Ausleseausstellungen veranstalte. Was würde die Folge dieses Vorschlags sein? Doch nur eine Verschlimmerung des auch so wahrlich nicht beneidenswerten Loses der strebenden Künstler. Die talentlosen Machéproduzenten würden weiter in Geld schwimmen und sich breit spreizen überall, den wirklichen Künstlern den Weg sperrend. Der Geschmack des Publikums würde womöglich noch tiefer sinken, so weit das noch möglich ist, und die strebenden Künstler würden die Genugtuung haben, innerhalb einer feinen Zunft genannt und bekannt zu sein und für diese Ehre weiter darben können. Wir wollen nicht ein Volk der Banausen und eine kleine Gruppe der Kunstkenner haben, das Ziel ist die Hebung des Kunstverständnisses der großen Masse, und dieses kann am besten durch „große" Kunstausstellungen geschehen, wo die Laien reichliches Material zur Vergleichung und reichliche Kontraste haben.

Andere Beurteiler der Moabiter Ausstellung gehen von der Tatsache aus, daß keine der beteiligten Gruppen diese Ausstellung gewünscht habe, und glauben daraus den Schluß ziehen zu dürfen: die Ausstellung sei nicht angebracht. Gerade! Gerade weil die einzelne Gruppen nur widerstrebend in diese Räume gingen, ist diese Ausstellung eine Notwendigkeit gewesen. Natürlich ist es viel bequemer, im Kreise Gleichgesinnter seine Bilder auszustellen. Es ist viel vorteilhafter sich an einer Ausstellung zu beteiligen, in der alle Richter und Künstler dieselbe Meinung haben, derselben Anschauung über die Kunst huldigen, in der der Unterschied zwischen den Bildern nur ein Gradunterschied auf derselben Skala ist. Hier mußte man dagegen der Welt erst beweisen, daß das, was man trieb, überhaupt den Namen Kunst verdiene. Hier handelt es sich nicht mehr um Gradunterschiede, sondern um verschiedene Wesen, um Grundfragen der Kunst, um Fragen der gesamten Weltan-

schauung. Welches Wunder, daß da den Allzuvielen, die in jeder Richtung die kompakte Majorität ausmachen, bange wurde.

Auch die Unlust der Kritiker an solchen prinzipiellen Fragen ihren Standpunkt offen festzunageln, ist leicht verständlich. Und so hat sich denn auch kein Kritiker in dem guten Dutzend der Besprechungen, die ich gelesen habe, über die verschiedenen Kunstanschauungen ausgesprochen. Sie lobten einzelne Gemälde, tadelten andere, stellten fest, welche Maler schon früher ihnen aufgefallen waren, von welchen sie schon bessere Sachen gesehen haben, die Fragen der Kunstanschauungen dieser Maler berührten sie nicht. Der Kern, aus dem die Bilder entstanden sind, die Seele der Kunstwerke scheint die Kunstkritiker nichts anzugehen.

Endlich werfen noch die Kritiker der Moabiter Ausstellung ihr Zerrissenheit vor. Dadurch, daß die einzelnen Kunstrichtungen unter eigener Jury ausgestellt haben, sind die einzelnen Gruppen schroff gegeneinander abgezirkelt und es lassen sich keine Übergänge zwischen ihnen herstellen. Ich kann es nur als einen großen Vorteil bezeichnen. Die Ausstellung soll kein künstlich zusammengeleimtes Konglomerat geben, das in der Wirklichkeit nicht existiert und nie existieren kann. Das was den betreffenden Kritikern wahrscheinlich vorschwebt: ein aus all den Verschiedenheiten herausdestilliertes zusammenfassendes Kriterium unserer Zeit zu geben, ist eine Aufgabe eines Kunsthistorikers der Zukunft. Eine Ausstellung, die aus der Gegenwart für die Gegenwart ist, muß im Gegenteil die Verschiedenheit, die Vielseitigkeit unseres Kunstschaffens unserer Kunstanschauungen unterstreichen. Sie muß alle Spannungen, alle Gegensätze auf die Spitze getrieben zeigen. Und die Aufgabe des Kritikers dieser und solcher Ausstellungen ist: in jeder Richtung das künstlerische finden, es genau definieren und es dem Laien für jede Richtung nahebringen. Daran reiht sich dann die zweite Aufgabe: das Künstlerische jeder Richtung in Beziehung zu dem übrigen kulturellen Leben der Gegenwart zu stellen, den Umfang dieser Beziehungen zu umgrenzen und die am meisten mit unserem Leben zusammenhängende Kunstrichtung als die für uns typischste herauszufinden. Endlich dann die dritte: den Laien den besonderen Wert dieser Richtung für uns klarzumachen, und den Künstlern dieser Richtung das Wertvolle der Anderen anregend vorzuhalten.

Meines Wissens hat kein Kritiker auch nur eine dieser Aufgaben zu erfüllen gesucht.

Neue Bücher.

„Der fremde Gast" von Maurice Maeterlinck. (Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena.

Ein äußerst interessantes Buch. Schon allein seines Inhalts wegen. Maeterlinck behandelt darin das Problem „des fremden Gastes." So nennt er den unsterblichen Teil unseres Ichs, der uns Kunde vom Jenseits bringt und in wenigen verworrenen Zeichen eine Fülle dunkler Mysterien verkündet, die unser irdisches Leben von allen Seiten umgeben. Was es auch sei: Hellseherei, Psychometrie, die Erscheinungen der spiritistischen Geister, alles hängt ihm mit diesem fremden Gast zusammen, alles ist in ihm begründet, alles ist er selbst, dieser ewige, geheimnisvolle, unsterbliche und unerklärbare Teil unseres Ichs, der in uns wohnt, uns lenkt, uns beherrscht, trotz unseres Verstandes und unseres Bewußtseins. Aber einem aufmerksamen Beobachter wird dieses Buch durch seine Form noch viel interessanter sein als durch diesen Inhalt. Denn er kann Seite für Seite, Zeile für Zeile beobachten, wie die zwei Seelen in der Brust des Verfassers um dieses Werk ringen. Der Dichter Maeterlinck will dem Forscher Maeterlinck, der den Plan dazu faßte und an die Ausführung gegangen war, das Buch streitig machen. Wenn dieser in langwieriger Arbeit alle Fakta gesammelt und sie übersichtlich geordnet vorgebracht hat, erscheint der Dichter und spinnt die wenigen sich ergebenden Folgerungen weiter aus. Seine Phantasie ergreift die Zügel und findet wunderbare Möglichkeiten, an die der Forscher nie gedacht haben würde. Und wenn man von ihrer Stichhaltigkeit nicht überzeugt ist, wenn man die Folgerungen auch lieber nicht auf logische Notwendigkeit prüfen möchte, man freut sich ihrer doch. Wie ein bunter Märchenwald breiten sie sich vor unseren Augen aus, und wir genießen die Möglichkeiten, auch wenn sie nicht wahr sein sollen, vielleicht auch gerade deshalb, mit großer und reiner Freude, ja manchmal mit Staunen darüber, was alles — sich in unseren Seelen wohl bergen könnte.

M. Ch.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin.
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

Die Buchhändler-Warte, Berlin, ſchreibt in Nr. 12: Trotz Papiermangels ſchießen Zeitungen wie Pilze aus der Erde, enden allerdings auch meiſt ſo ſchnell. Eine Zeitſchrift — oder beſſer Tageszeitung —, der wir ein ſolches „Pilzdaſein“ nicht wünſchen, iſt die **Tägliche Weltſtimme.** Vor uns liegen die erſten fünfzehn Nummern. Sie enthalten Auszüge aus einer großen Anzahl der führenden Tageszeitungen und Zeitſchriften ſowohl des Reiches wie auch des neutralen und feindlichen Auslandes. Die Ausſchnitte ſind entſprechend rubriziert, um ein ſchnelles Orientieren zu ermöglichen. Ferner ſind auch Parlamentsreden uſw. auszugsweiſe wiedergegeben. Bei unparteiiſcher Redaktion kann eine ſolche Zeitung zweifellos viel Gutes ſtiften und dem Vielbeſchäftigten, dem Politiker und Journaliſten manch unnötige Zeit für Zeitungsleſen erſparen und auch die Tageszeitungen ſelbſt ergänzen.

Annahme für Vorwetten.

Rennen zu

Bln.-Grunewald	7. September
Bln.-Grunewald	11. September
(Rennen des Union-Club)	
Leipzig	6. September
Dresden	7. September
Königsberg i. Pr.	7. September
München-Riem	7. September

Trabrennen zu

Hamburg-Farmsen 7. 10. September

Annahme von Vorwetten für Berlin bei persönlich erteilten Aufträgen bis 3 Stunden vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 6¾ Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9 (Eingang Innsbrucker Str. 58)
Oranienburger Str. 48/49 a. d. Friedrichstraße
Friedrichstraße 83
Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)
Potsdamer Str. 23a.
Neukölln, Bergstraße 43

und an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim

Leipziger Str. 132	Rathenower Str. 3
Nollendorfplatz 7	Königstraße 31/32
Planufer 24	Unter den Linden 14
Tauentzienstr. 12 a	Moritzplatz

Rosenthaler Straße.

Für briefliche und telegraphische Aufträge Annahme bis 3 Stunden vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

Soeben erschien
das neueste Werk des berühmten jiddischen
DICHTERS SCHALOM ALECHEM

Die erste jüdische Republik

Preis Mk. 5.—, geb. Mk. 7.50

Dieses von Humor, Satire und tieferer Bedeutung sinnvoll durchtränkte neue Buch des berühmten jiddischen Dichters ist eines der fesselndsten und erfrischend heiteren Werke utopischer Erzählungskunst

Durch jede Buchhandlung erhältlich oder durch
Oesterheld & Co. Verlag / Berlin W

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II - Berlin NW. 87, Reuchlinstraße - Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten, und Erweiterungsbauten von Gasanstalten für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.

Sämtliche Ausrüstungsteile für Öfen mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.

Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.

Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.

Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.

Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.

Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.

Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.

Geräte und Werkzeuge.

Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.

Triebwerke.

Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Wasserwerken und Kanalisationen,

Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

Nummer 28 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft
Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Bac. Von Karl Heinrich
Das Wort im Dienste menschlicher Verständigung. Von Hans Natonek
Hermine Körner.
Die Schraube ohne Ende. Von Theo Rie
Beamtenwirtschaft in kaufmännischen Betrieben. Von Martin Munk
Zeitgemäßes.
Theater und Musik.
Glossen.

Erscheint jede Woche * Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co
BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Rampe-Stube 1918

Friedrichstr. 169 (frühere Volksstube)

Feine Liköre * Edelbranntweine * Seltene Weine
Schaumweine * Champagner * Eisgetränke

Rennen

zu Berlin-Grunewald

(Rennen des Union-Klub)

9. Tag: Sonntag, den 14. September, nachm. 2 Uhr,

8 Rennen im Werte von M. 125 000, u. a.:

Omnium, 33 000 M.

Verkehrsverbindungen:
Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Straßenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstraße etc.

Rennen

zu Berlin-Grunewald

(Rennen des Union-Klub)

10. Tag: Donnerstag, den 18. Sept., nachm. 1½ Uhr,

8 Rennen im Werte von M. 142 000, u. a.:

Asseburg-Rennen, 40 000 M.

Verkehrsverbindungen:
Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Straßenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstraße etc.

❖ Der Kritiker ❖

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 13. September Nummer 28.

Das Wort im Dienste menschlicher Verständigung.

Von **Hans Natonek.**

Im Haag (Niederlande) ist eine Zeitung „Das Wort" (The Word) gegründet worden, die sich diesem Dienste widmen will. Hat denn das Wort bisher nicht der menschlichen Verständigung gedient? Offenbar nicht, denn dieser Krieg, und das, was ihm folgte, war menschliche Entzweiung, Unverstand, Lüge, Hysterie, wirres Aneinandervorbeireden. Im Haag, in dem die unvergängliche Erinnerung an ein großes, leider unvollendet gebliebenes Friedenswerk fortlebt, erscheint seit dem 1. August diese Zeitung in drei Sprachen, die sich die Völkerverständigung zum Ziele gesetzt hat. Alle Stimmen der Menschlichkeit, alle aufrüttelnden Worte der besten Sprecher aller Länder sollen hier zusammentönen zu einem gewaltigen Choral der Völkerversöhnung, der das Gewissen der Welt wecken und wachhalten soll. Ein solches Organ ist eine brennende Notwendigkeit, denn schon beginnt die nationalistische Presse aller Länder wieder ihr völkerverhetzendes Werk, das sie ja im Grunde nie unterbrochen hat. Im Inseratenteil einer Zeitschrift war dieser Tage die folgende Anzeige zu lesen: „Wer liefert schnellstens militärisch-politische Prophezeiung? Die Arbeit soll den Zukunftskrieg und als Folge davon eine für Deutschland günstige Zukunft schildern." Solche „prophetische" Werke (à la Bernhardi) an der blutigen Einzugspforte dieses Friedens sind ein grelles Symptom für die Unbelehrbarkeit und Unverbesserlichkeit des menschlichen Geschlechts. Billige Prophetie, zu sagen, ein zweiter Weltkrieg wird kommen, da gerade diese Voraussage, gerade das Fehlen eines Geistes, der diese literarische oder tatsächliche Vorbereitung des nächsten Weltkrieges niederkämpft, ihn in der Tat herbeiführen wird! Stets wird die nationalistische Presse mit dem Feuer des Krieges, das nicht sie, sondern andere verzehrt, spielen, da sie davon lebt. Und die wenigen Presseorgane, die, von vereinzelten Verirrungen abgesehen, sich um eine Verständigung bemühten, sind zu schwach, und versagen vor allem dann, wenn die von den chauvinistischen Elementen hochgepeitschte Sturmflut der Kriegsbegeisterung an die mühsam errichteten Dämme der Völkerversöhnung heranbrandet. Es wäre billig, heute Steine auf alle Preßorgane zu werfen, die in der allgemeinen Geistespanik des August 1914 ihre kritische Haltung verloren haben und umschlugen. Um so notwendiger ist es, daß irgendwo, allen sichtbar und über alle erhaben, eine Flamme leuchte, Blinkfeuer und Signale des geistigen Völkerverkehrs, die solche Krisenzeiten verhindern und, wenn sie doch kommen, ihnen heimleuchten.

Die im Haag erscheinende Zeitung „Das Wort im Dienste menschlicher Verständigung" verspricht eine solche Flamme zu werden. Mit Millionenmitteln gegründet, die nicht für den Gewinn, sondern für den Ausbau der Kulturaufgaben unserer Zeit arbeiten sollen, wird die „Weltfriedensunion" im Haag nicht nur diese Zeitung herausgeben, sondern auch in einem „Internationalen Zentralinstitut für Jugendkunde" alle Mittel und Wege prüfen, die zu einer Humanisierung der Erziehung der kommenden Generation führen können. Angegliedert an die Zeitung ist ein „Internationales Pressearchiv" zum Zwecke der Kontrolle der Weltpresse. Wenn man bedenkt, wie unkontrolliert und unverantwortlich eine gewisse Presse den Weltkrieg geistig vorbereiten half, wie gewissenlos sie mit allen Mitteln der Verhetzung die Annäherung der Völker vier furchtbare Kriegsjahre hindurch verhindert hat, kann man die segensreiche Wirkungsmöglichkeit eines solchen Archivs ermessen. Es darf nicht sein, daß geistige Urheber oder Handlanger eines Weltverbrechens straflos ausgehen. Daß der Sieger ein paar Schuldige des besiegten Volkes vor ein Gericht zitiert, ist Stückwerk, solange die anonymen Beihelfer in der chauvinistischen Presse ihr Handwerk unbehindert weitertreiben können. — Um schließlich die einwandfreie Orientierung dieser kulturpolitischen Zeitung durchführen zu können und sie dem Einfluß jeder Sensations- und Situationspolitik zu entziehen, wird noch

im Laufe dieses Jahres die P. W. U.- (Pacific-World-Union) Telegraphen-Union, durchgeführt werden, welche die Zeitung unabhängig von der telegraphischen Berichterstattung der bestehenden imperialistischen Telegraphen-Agentur machen wird. (Es braucht nur an eines der vielen Beispiele böswilliger Berichterstattung oder der Geistesverwirrung erinnert zu werden: an die französischen Bombenwürfe auf Ingolstadt und Nürnberg vor der deutsch-französischen Kriegserklärung, Bomben, die niemals abgeworfen wurden, die aber das große Verhängnis kongenial mit einer großen Lüge eingeleitet haben.) Eine völkerverbindende Zeitung, um die der Geist vom Haag weht, entspringt dem tiefsten Bedürfnis der Zeit. Washington ist schuldig geblieben, was einst das Haager Friedenswerk verhieß; vielleicht wird dennoch hier die erhabene Arbeit in reinerem Sinne weitergeführt werden als dort. — Dem Arbeitsausschuß der neuen Zeitung, die vorerst wöchentlich, ab 1. Januar täglich erscheint, gehören an: G. Beckerhoff, L. v. Stoffregen, A. J. J. de Winter, P. Ruscart, W. Breithaupt, F. M. Huebner.

Beamtenwirtschaft in kaufmännischen Betrieben.

Von **Martin Munk.**

Die endgültige Friedensratifikation und damit die Möglichkeit alter und neuer Handelsbeziehungen steht vor der Tür. Anstatt diese so weit als irgend möglich zu pflegen, hat man bei uns anscheinend Wichtigeres zu tun. In Regierungskreisen und politischen Korporationen bis zum kleinsten Wahlverein erwägt man, wer die Tür öffnen dürfe und wie weit das überhaupt erlaubt sei. Je weniger Sachkenntnis, desto größer das Geschrei. Der Handel mit seiner überwiegenden Sachkenntnis, mit seinem vitalen Interesse an den gerade für die nächste Zeit wichtigen Maßnahmen ist nicht selten in die Rolle des Bittstellers, wenn nicht gar des Angeklagten, gedrängt. Man erlaubt ihm bestenfalls, seine Ansicht bescheiden zu äußern; Entscheidungen, Gesetzesvorlagen schaffen wirtschaftsfremde Theoretiker. Die vorsichtige Rücksichtnahme in allen Dingen auf die radikalen Strömungen und das Konzessionsmachen ist so ziemlich das Verkehrteste, was in unserer Lage geschehen kann. Verarmt und verschuldet sehen wir uns wirtschaftlichen Riesenaufgaben gegenübergestellt, die lediglich durch Zusammenfassung aller Kräfte und durch restlose Ausnutzung aller Möglichkeiten gelöst werden können. Selbst wenn die Vermögensabgabe das erwartete Resultat bringt und nur zur Abtragung unserer inneren, besonders der schwebenden, Schulden verwendet wird, dürften die alljährlichen Erfordernisse immer noch auf 20 Milliarden zu schätzen sein. Um sich eine Vorstellung zu machen, was das heißt, braucht man nur auf das Jahr 1913 zurückzublicken. Damals wurde der einmalige Wehrbeitrag von einer Milliarde auf drei Jahre verteilt, weil die Abführung in einer Rate das Wirtschaftsleben gefährden konnte. Heute sind etwa jährlich 16 Milliarden aufzubringen. Daneben müssen die Kriegsentschädigungen in noch ungenannter Höhe an unsere Feinde geleistet werden. An weiteren wird es auch nicht fehlen, wie das Beispiel des französischen Soldaten Manheim zeigt, für dessen Tod die Stadt Berlin eine Million in Gold, also tatsächlich etwa drei Millionen Mark, zahlen soll! Es gehören starke Nerven und ein eiserner Wille dazu, um in der gegenwärtigen Lage Deutschlands nicht zusammenzubrechen und sich selbst aufzugeben. Der Ruf „Durchhalten" muß heute mit weit mehr Berechtigung erklingen, als in den ersten Kriegsjahren. Es dürfen in keinem Falle auch noch aus uns selbst Schwierigkeiten entstehen, die irgend eine Kraft zurückschrecken, die am Aufbau hätte nützlich mitwirken können. Es gilt jetzt kraftvoll die Wege zu gehen, die maßgebende Faktoren des Handels ihr weisen. Der Widerstände sind viele. Aber sie müssen niedergerungen werden. Auf einen besonders gefährlichen Herd sei hier hingewiesen: es sind die Leiter und Angestellten der bisherigen Kriegsgesellschaften. Diese Herren haben während einer Reihe von Jahren Positionen eingenommen, die sie teilweise nie im Frieden gehabt hätten. Sie haben häufig, unbeschwert von Sachkenntnis, das geruhige Leben eines Beamten in gehobener Stellung und die Annehmlichkeiten, die oft hohe Bezüge gewähren, schätzen gelernt. Werden diese Gesellschaften jetzt aufgelöst, so sind diese Leute brotlos. Neue Stellungen sind nur sehr schwer zu erlangen. Diese Aussicht macht das Verzichten noch schwerer. Kennt man das feste Gefüge der Beamtenhierarchie, zu der auch die Kriegsgesellschaften gehören, dann wird man den Einfluß und die dadurch große, wenn auch nur im Stillen arbeitende Macht ermessen können. Gerade diese geheimen Widerstände sind es, die immer

wieder fühlbar in die Erscheinung treten, wenn die vereinzelten Vorstöße des freien Handels für sein gutes Recht und seine Lebensbedingungen erneut zum Scheitern gebracht werden. Es sind nicht einzelne Personen, die über einen solchen Einfluß verfügen, daß alle Äußerungen unserer ersten Handelskreise ungehört verhallen. Ich will nicht bestreiten, daß es sich einfacher und bequemer mit diesen Gesellschaften arbeiten läßt, die pünktlich im angegebenen Schema fortwirken, als mit dem individuellschaffenden Kaufmann. Aber schließlich sind wir heute nicht mehr in der Lage, uns den Luxus gönnen zu können, auf Bequemlichkeit irgend welche Rücksicht zu nehmen. Für uns handelt es sich heute um die nackte Nützlichkeitsfrage. In deren Beantwortung liegt schon die Verwerfung der Beamtenwirtschaft auf kaufmännischem Gebiet. Es ist ein Unding, den Handel schematisieren zu wollen. Der einzelne Kaufmann, der zur gegebenen Zeit ein Risiko auf sich zu nehmen weiß, der eigene, persönliche Beziehungen überall besitzt und immer weiter ausbaut, ist der gegebene Mann, die abgebrochenen Verbindungen zu den bisher feindlichen Ländern wieder aufzunehmen. Darum fort mit den Kriegsgesellschaften!

Mag es für den Einzelnen noch so unangenehm sein, die durch Jahre innegehabte gute Stellung aufgeben zu müssen. Er wird, wenn er richtig und noch nicht zu sehr Beamter geworden ist, vielleicht auch als ein nützlicher Mitarbeiter im freien Handel seinen Platz ausfüllen können. Wenn dieser Wechsel ihm zu schmerzlich sein sollte, so sei er daran erinnert, daß ein großer Teil der Kaufmannschaft als Soldat seinem Wirkungskreis entrissen war, und ein anderer nicht unbeträchtlicher Teil, alle Schiebergeschäfte zurückweisend, die Arbeit ruhen lassen mußte. Viele hatten das Schwerste für den tätigen Kaufmann zu vollbringen. Sie mußten geduldig abwarten, bis ihre Zeit kommen würde, bis zum Frieden. Nun haben wir den Frieden, diesen Frieden, der uns, wenn wir weiter existieren wollen, zur schärfsten Anspannung aller unserer Kräfte zwingt. Jetzt heißt es dringend: „Bahn frei für den freien Handel!" Wir müssen uns daran gewöhnen, den Krieg zum Vergangenen zu rechnen, und den Frieden als ein Neues, wahrscheinlich vorerst noch weit Schwereres zu betrachten. Das Zweckdienlichste darf heute für uns das einzig Maßgebende sein. Schon aus dieser Nützlichkeitserwägung heraus müssen wir den Ruf nach Beseitigung der Kriegswirtschaft erheben. Es ist erste Pflicht der Regierung, den Handel weitgehendst zu unterstützen. Deshalb hat sie in allen wichtigen Fragen, die ihn angehen, zuerst einmal seine berufenen Vertreter zu hören. Das sind in erster Linie die Handelskammern und die großen kaufmännischen Verbände. Die Zeit drängt, die verantwortlichen Stellen müssen endlich handeln.

Die Schraube ohne Ende.

Von **Theo Nie.**

Jedesmal, wenn irgendwo im Deutschen Reiche ein Streik ausbricht, also durchschnittlich einmal in der Woche, wird uns in vielen Blättern der Satz von der „Schraube ohne Ende" vorgesetzt, eine der wenigen Weisheiten, bei denen die Volkswirtschaftler festen Grund unter den Füßen zu haben glauben. Dieser Lehrsatz — dazu ist er durch häufiges Wiederkäuen geworden — besagt, wenn man das dürftige Gerippe mit Fleisch und Bein bekleidet, etwa folgendes: falls irgend eine Gruppe von Arbeitnehmern durch Streikdrohung oder Streik die zugehörigen Arbeitgeber zur Zahlung höherer Löhne zwingt, erzielt sie dadurch eine scheinbare Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage, erreicht aber in Wirklichkeit nur, daß die allgemeine Preissteigerung einen neuen Anstoß erhält, setzt also die „Schraube ohne Ende" in Bewegung. Volkstümlich ausgedrückt hieße das, an einem Beispiel klar gemacht: die Arbeiter von Müller & Söhnen in Dingskirchen erhalten vor dem Streik durchschnittlich 125 ℳ Wochenlohn. Sie fordern 135 ℳ und erhalten sie auch. Müller & Söhne haben also fortan wöchentlich 10 ℳ mehr für jeden Arbeiter an Wochenlohn auszubezahlen, insgesamt, da sie 2000 Arbeiter beschäftigen, 20 000 ℳ, im Jahre mithin eine volle Million. Müller & Söhne als tüchtige Kaufleute denken nicht daran, diese Million aus ihrer Tasche zu bezahlen, sondern verteilen sie auf ihren Kundenkreis, indem sie ihre Verkaufspreise in die Höhe setzen. Alle Käufer, die mittel- oder unmittelbar Waren von Müller & Söhnen in Dingskirchen beziehen, denken aber ebenfalls nicht daran, die Mehrkosten selbst zu tragen, sondern wälzen sie ab; der Kaufmann setzt auch seine Preise entsprechend — oder stärker — in die Höhe, der Arbeitnehmer fordert mehr Lohn oder Gehalt, kurz, die eine Million Mehrkosten bei Müller & Söhnen in Dingskirchen zieht immer weitere Kreise.

Wer dies ein paar Mal gelesen hat, dem ist die „Schraube ohne Ende" nach Ursache und Wirkung bekannt. Die Herren Volkswirtschaftler und ihre gelehrigen

Jünger, die für Tageszeitungen schreiben oder Flugblätter verfassen, können sich also füglich beim nächsten Streik, der heute oder morgen losgeht, die Mühe sparen, die alte Weisheit zu wiederholen. Statt dessen sollten sie uns lieber die einzige Frage beantworten, die uns in diesem Zusammenhange angeht: gibt es ein Mittel, das der Wirkung der Schraube ohne Ende entgegenarbeitet? Antworten sie mit nein, so heißt das, daß der allgemeine wirtschaftliche Zusammenbruch nicht mehr aufzuhalten ist, und mit dieser Aussicht mag sich dann ein jeder nach seiner Veranlagung abfinden; fällt die Antwort bejahend aus, so muß dieses Gegenmittel angewandt werden, einerlei, wie schmerzhaft es für die ganze Bevölkerung oder einzelne Teile sein mag.

Dem gesunden Menschenverstande, der von den Kartenhäusern der verschiedenen volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen nichts mehr wissen will, seit der Sturm der Zeitereignisse ihre Schwäche aufgedeckt hat, scheint es nur ein einziges Mittel zu geben, den Gang der „Schraube ohne Ende" zu beeinflussen. Das Schlagwort klingt bestechend klar; tatsächlich aber ist das gewählte Bild ziemlich unglücklich, denn offenbar ist das Wesentliche die in sich geschlossene Kreisbewegung, und dem Schöpfer des Schlagwortes hat beim Prägen der Redewendung gleichzeitig das dauernde Anziehen einer Schraube vorgeschwebt. Eine geschlossene Kreisbewegung kann aber zwei Drehrichtungen haben; hat das Drehen in einem Sinne eine bestimmte Wirkung, so wird das in entgegengesetzter Richtung vielleicht auch die entgegengesetzte Wirkung erzielen. So gut die Preise, nachdem einmal irgendwann und irgendwo der Anstoß dazu gegeben war, fortdauernd gestiegen sind, so gut können sie doch allgemein sinken, wenn hierzu der richtige Anstoß gegeben wird. Unlängst hat die Regierung mehrere Millionen zur Senkung der Lebensmittelpreise ausgeworfen, um eine Preissenkung auch auf anderen Gebieten zu erzielen. Der Erfolg ist ausgeblieben. Wenigstens hat von einem allgemeinen Billigerwerden der Lebensmittel niemand etwas gemerkt, und von einer allgemeinen Preissenkung vollends ist überhaupt nicht mehr die Rede. Kein Wunder; weiß doch ein jeder, daß die ausgeworfenen Millionen, die die Regierung mit der einen Hand gibt, von der andern alsbald wiedergefordert werden, in Form von Steuern und Abgaben anderer Art, die entsprechend erhöht werden. Der Gedanke an sich scheint so übel nicht zu sein — wenigstens enthält er einen gesunden Kern. Vielleicht liegt der Fehler darin, daß man den Eingriff in die Preisbildung an verkehrter Stelle, nämlich in der Mitte einer Stufenleiter, versucht hat?

Wie wäre es, wenn man mit dem Abbau der Preise, den doch alle Bevölkerungskreise gleichermaßen wünschen, an anderer Stelle, nämlich am Ende der Stufenleiter begänne? Der einzige, der großzügig und wirksam seine Preise abbauen kann, ist der Staat, weil er letzten Endes für alle seine Verbindlichkeiten das gesamte Volksvermögen als Deckung hinter sich hat. Der Staat soll also versuchen, billiger zu arbeiten er setze die Sätze für Güter- und Personenbeförderung herab, er ermäßige Brief- und Paketporto, die Telephongebühren, die Steuern und Abgaben aller Art. Die nächste Folge dieses Schrittes wäre natürlich, daß die Staatseinnahmen um Milliarden sänken, während die Verpflichtungen die gleichen bleiben, also eine Erhöhung der Schulden. Allein, es sind ja alle Staatsbürger, die diese Milliarden weniger aufzubringen hätten, und dadurch wäre ihnen der Abbau der Preise ermöglicht: der Lebensmittelhändler, der einige Tausend Mark weniger an Fracht zu bezahlen hat, kann seine Ware entsprechend billiger verkaufen, und das gleiche gilt für alle Waren, die irgendwie mit Spesen behaftet sind, die in die Hände des Staates gelangen. Der Staat kann jederzeit nachrechnen, um wieviel sich die Unkosten eines jeden Betriebes erniedrigen, und durch regelmäßige Veröffentlichung zahlenmäßiger Übersichten die einzelnen Berufe zwingen, ihre so entstehenden Ersparnisse auch wirklich auf den Abbau ihrer Preise zu verrechnen. Und das kann allmählich, in kleinen Schritten geschehen, so daß mit jeder Herabsetzung der Preise durch den Staat ein Anstoß zum Abbau der allgemeinen Preise gegeben würde, der sich wellenartig, im Kreise ringsum verebbend, in vielen Betriebsarten bemerkbar machen müßte. Könnte etwa eine bestimmte Gruppe von Lebensmitteln um 5 % billiger verkauft werden, so würden die Unkosten aller Haushalte entsprechend, freilich nicht im selben Maße, geringer werden; dann könnten etwa die Arbeitslöhne und Gehälter irgend einer Berufsgruppe eine entsprechende geringe Senkung erfahren, die ihr zugehörenden Betriebe könnten ihre Waren entsprechend billiger auf den Markt bringen, und so könnte die Abwärtsbewegung der Preise allgemein werden und allmählich eine Ernüchterung von dem gewaltigen Zahlenrausche eintreten.

Vorläufig macht der Staat es genau wie die streikenden Arbeiter; wenn er seine Forderungen an die Bürger erhöht, steigen alle Preise weiter. Baut er als erster ab, so können alle andern folgen, und so können wir zu dem wesentlichen Ziele kommen: dem Rechnen mit kleineren Zahlen.

Bac.

Von **Karl Heinrich.**

„Das Spiel ist die Leidenschaft der Dummköpfe und eine Zerstreuung für die Leute von Geist" sagt der jüngere Dumas.

Haben wir in Deutschland, speziell Berlin, unter den Spielern mehr Dummköpfe oder Weise? Mir scheint, Dummköpfe. Die wenigen Klugen haben schon selber längst einen Klub aufgetan und ihr „Schäfchen" ins Trockene gebracht.

Die Regierung hat auch in diesen Fragen, wie so häufig, nach langem Schwanken mit ziemlicher Sicherheit daneben gegriffen. Zuerst schwankte sie, ob sie die Klubs nicht als kommunale Steuerquelle billigen sollte, und hat es auch dann bei einigen großen Spielklubs, in denen verhältnismäßig selten betrogen wird, bei der Billigung gelassen; dann hat sie energisch, auch gegen einige große Klubs durchgegriffen und hat erreicht, daß sich eine noch erheblich größere Anzahl von kleinen fliegenden Klubs aufgetan hat, die zum Teil nur wenigen Eingeweihten bekannt, sich ganz und gar der Kontrolle der Steuerbehörde entziehen können und in denen leider recht häufig der gewerbsmäßige Betrug durch planmäßige Falschspielerbanden ausgeübt wird. Es gibt auch anständige kleine Klubs, in denen ein kleines aber gut gewähltes Stammpublikum verkehrt, doch sind das leider Ausnahmen. Wird die Luft irgendwo dick, dann zieht der Klub um und nimmt einen anderen Namen an. Häufig hat er auch keinen eigentlichen Namen, sondern nennt sich nur mit Anfangsbuchstaben, z. B. Z. C. Das kann heißen: Zahlkellner-Klub, Zähringer-Klub, Zocker-Klub, Zuhälter-Klub, Zentral-Klub, Zoo-Klub; das bietet den Vorteil, daß er die meist mit dem Monogramm versehenen Ships (Spielmarken), wenn sie bei der letzten Schließung nicht konfisziert wurden, wieder in seinem neuen Laden benutzen kann. Oder der Klub sucht sich irgend einen gelehrt, alldeutsch kommerziell oder an Wohltätigkeit anklingenden Namen, z. B. „Akademischer Lehr-Verband" oder „Jo-Bund Loge", „Teutonia", „Pommerania", „Bund deutscher Kulturfreunde", „Interessenverband für die gesamte Herrenkonfektion", „Der Planet", oder er tut sich auf als „Sportklub", „Jagdklub", „Automobilklub". Da kann man sie dann beieinander sitzen sehen, die „Zocker" und die „Freier". Zocker sind die, meist durch langjährige Bekanntschaft eng miteinander liierten Herren, die im Kriege und vor dem Kriege in der Umgegend des Schlesischen Bahnhofs und am Wedding in den Hinterzimmern gewisser Bierkneipen ein schlichtes „Kümmelblättchen" schlagen und die die große Welle, wie so manchen Andern, gehoben und nach dem Westen getragen hat. „Freier" nennt man die andern, ihre Opfer, Rentiers, Beamte, Kaufleute, Akademiker, Offiziere, Schieber und wer sonst noch nicht eingesehen hat, daß er als Einzelner vergeblich ankämpft gegen den ziemlich fest organisierten Ring der Zocker, die sich gegenseitig, wenn sie „anverchorum" (stark im Verlust) oder „geplatzt" (zahlungsunfähig) sind, in liberalster Weise unterstützen, und deren Treiben auch die Klubinhaber aus guten Gründen meist mit einem nassen und einem heitern Auge dulden, wenn sie nicht gar selber Zocker sind.

Wenn man in einen solchen Klub, den der naive Leser sich als schlimme Räuberhöhle denkt, hineintritt, glaubt man zunächst, wenn man nicht gerade ein guter Physiognost ist, in der besten Gesellschaft zu sein. Da hört man sich nur anreden mit „Herr Justizrat", „Herr Major", „Herr Doktor", „Frau Baronin", „Frau Gräfin", „Herr Admiral". Auch wird, solange sie noch nicht geplatzt sind beim Kassierer, ein solcher Luxus mit Brillanten und goldenen Armbändern getrieben, solche Haufen Banknoten oder Spielmarken sind im Umlauf, daß man zuerst die kleinen Verwechslungen von „Mir und Mich" und von „Mein und Dein" nicht gewahr wird. Wenn man aber plötzlich erkennt, daß der Herr „Direktor" im seidenen Oberhemd, der gerade eine „Zwiete" (Suite) gibt, früher Shipkellner in einem benachbarten Klub war, und wenn man hört, daß der Herr „Justizrat", der die „Zwiete" übernimmt, soeben eine „Futterage (faux tirage) d. h. absichtlicher oder unbeabsichtigter Fehler beim Ziehen der Karten) macht, ein bekannter Winkelkonsulent, Wucherer und „Zocker" ist, der außerdem den „Jagdschein" in der Tasche hat (gerichtliche Zubilligung des § 51 des Reichs-Strafgesetzbuches, Ausschluß der freien Willensbestimmung wegen krankhafter Störung der Geistestätigkeit), dann zieht man doch den Hundertmark-„Tschipp" (Ship), den man „à Schwalbe" gesetzt hat, zurück (richtig heißt es à cheval, d. h. zu Pferde). Die Sätze à cheval gelten ebenso wie beim Rouletteſpiel auch beim Baccarat für zwei Chancen oder Tableaus und werden auf den Grenzstrich der beiden Felder gesetzt und stehen dann für jede der beiden Chancen mit der Hälfte des Gesamtwertes. Ein biederer Baccarat-Gentleman erklärte mir die Sätze „à Schwalbe"

folgendermaßen: „Sehen Sie, die Schwalbe hat einen Schwanz wie eine Gabel, und jede Schwanzspitze steht gewissermaßen auf einem Tableau . . . .“). Unter diesen Umständen wartet man besser ab, ob der Herr Justizrat vielleicht nur die „Zwiete“ übernommen hat, weil der „Schlitten“ nach dem „Spanischen“ oder „Französischen Schlüssel“ gelegt ist. (Der „Schlitten“ ist ein länglicher Kasten, in dem die zum jeweiligen Spiel gemischten [oder „gelegten“] Karten Aufnahme finden. Der „Spanische Schlüssel“ ist eine Formel, nach der Berliner Falschspieler gerne ihre Karten, oder am besten einen Teil derselben, zurechtlegen. Dieser Teil der Karten bleibt ungemischt und wird von dem kupierenden Herrn, der meistens im Komplott ist, nach oben gelegt. Die Formel für den „Spanischen Schlüssel“ lautet: 1, 2, 7, 9, Bild, Bild, 4, 3, 5, 10, Bild, 8, 6. Sämtliche Züge, ganz gleich mit welcher Angabe die Bank beginnt, sind für die Bank gewonnen; eine Ausnahme macht der Coup, der 7 als erste Karte für Tableau I ausgibt. Diesen Coup, den man vor der Ausgabe daran erkennt, daß die beiden letzten Karten des vorherigen Coups (Kaufkarten auf Tableau I und II, die Bank hat im Lager 6 und Bild) eine 1 und eine 2 sind, kann man getrost beliebig hoch ansetzen, und wenn möglich, durch den Ruf „Rest der Bank auf beiden Seiten“ die Falschspielerbank zum Platzen bringen. Die Ausgabe, die mit dem ersten Bilde auf Tableau I beginnt, ist für Seite II gewonnen, wenn der Handhalter auf 5 stehen bleibt, was er indes bei einer gewinnenden Bank oder im Beginn des Spieles zumeist nicht tut. Die Formel für den französischen Schlüssel umfaßt die gesamten 52 Karten in einem Turnus.) Inzwischen sind sich die „Baronin“ oder die „Gräfin“ in die teils falschen, teils gefärbten Haare geraten, weil beide ein „Schäfchen“ machen wollten, d. h. sie haben z. B. auf dem überreich mit Spielmarken belegten Tisch jede für sich eine Spielmarke beansprucht, die einem Dritten oder der Bank gehört.

Da wendet sich der „Gast“ mit Grausen, ohne „Mitglied“ des Klubs zu werden und läßt sich in einen sogenannten anständigen Klub führen.

In einer geschmackvoll elegant eingerichteten Villa, die höchstens für dreißig Personen bequemen Aufenthalt bietet, drängen sich etwa zweihundert Herren und Damen um die Spieltische, größtenteils guten gesellschaftlichen Ständen angehörend, bekannte Künstler, bekannte Gelehrte, reiche Kaufleute, Ärzte, Offiziere und Beamte. Bekannten „Zockern“ ist der Eintritt verweigert. Die Mitgliederzahl ist so hoch, daß selbst sehr gut situierte Personen, gegen deren guten Ruf nicht das Mindeste vorliegt, nicht zugelassen werden können, es sei denn ausnahmsweise als Gast, oder wenn man sicher ist, einen geduldigen und reservereichen „Bänker“ vor sich zu haben. Es wird gerade eine neue „Bank“ ausgeboten. Die Angebote steigern sich, bis zehntausend Mark, bis zwanzigtausend, dreißigtausend Mark. Das Spiel beginnt, in zwanzig Minuten, in einer halben Stunde spätestens, häufig in wenigen „Coups“ hat sich das Schicksal der Bank entschieden, der Bankier ist um dreißigtausend oder fünfzigtausend oder mehr oder weniger Mark reicher oder ärmer; auf die Dauer muß er sich, mathematisch genommen, etwa gleich stehen (abgesehen von einem geringen Vorteil, den er beim Kauf der Karten vor den Tableaux voraus hat, der aber wiederum durch den Vorteil der Pointeure, die ihre Ansätze variieren können, nahezu ausgeglichen wird), wenn nicht das böse Kartengeld wäre, die 5 oder 10 Prozent, die er an die Klubkasse abzuführen hat. Das macht, wenn er an einem Abend zehn Banken zieht, jede zu tausend Mark, bei 10 Prozent genau soviel, wie das Geld für eine ganze Bank. Nehmen wir also an, er hatte, in einem glücklichen Falle, sein Anfangsgeld (1000 Mark) nach diesen zehn Banken verdoppelt, dann muß er schon diesen ganzen Gewinn in den 10 Banken als Kartengeld an den Klub abführen. Ein gutes Geschäft ist es sicher nicht, dauernd Banken zu ziehen, daher hat der Andrang der „Bänker“ in den Berliner Klubs schon stark nachgelassen, und die Bankiers werden von den Klubleitungen eifrig poussiert. Kleinere Klubs leben in der Regel nur so lange (falls sie nicht vorher ausgehoben werden) als ihre zwei oder drei Hausbankiers Geld haben oder dumm genug sind, es herzugeben. Wenn der anständige Hausbankier pleite oder klug geworden ist, gerät der Klubleiter in Versuchung, die Zockerbankiers zuzulassen, die dann früher oder später dem Klubinhaber die Alternative stellen, „gelegte Schlitten“ und andere Betrügereien zuzulassen, oder aber seinen Klub wegen der geringen Beteiligung zu schließen. Denn von einem magern Tournant, zu dem er sich flüchten muß, wird kein Klubbesitzer fett.

Kehren wir zurück zu unserm „anständigen“ Klub. Das „Anständigste“ daran sind die enormen Kartengelder-Gewinne, die die Besitzer einstreichen. In einem guten Klub werden im Durchschnitt in der Stunde drei Banken gezogen à 20 000 ℳ, das macht bei 7 % Kartengeld einen Bruttogewinn von mehr als 4000 ℳ für den Klub in der Stunde, oder in den etwa täglichen 10 Spielstunden 40 000 ℳ, im Monat gut eine Million. Bei einigen großen Klubs, z. B. im Kaiserhof, sollen noch erheblich

höhere Durchschnittswerte erzielt worden sein. Die Einkünfte aus dem Kartengeld für Suiten, für das Tournantspiel und aus der Kartenrationsverpachtung wollen wir nicht rechnen. Die Ausgaben des Klubs, wenn er einmal eingerichtet und allenthalben geschmiert ist, sind nicht sehr hoch. Ein Kassierer, der nebenbei in der Regel hohe Bezüge aus der Dienerkasse erhält — ein ziemlich umfangreiches Extratrinkgeld, das der Bankier nolens volens zu geben genötigt ist, wenn er schon mal gewinnt — ist mit 20 000 ℳ Fixum im Monat ganz gut bezahlt, desgleichen der oder die Spielleiter (in der Regel sind zwei Spielleiter in guten Klubs). Das macht 60 000 ℳ. Dann bleiben noch 40 000 ℳ für den eigentlichen Klubdirektor, der mit dem Besitzer nicht identisch zu sein braucht, und für den Besitzer oder die Besitzer, die meistens wenig gekannt und selten genannt im Hintergrunde stehen, fällt das schöne Sümmchen von etwa 900 000 ℳ im Monat ab.

Es ist erstaunlich, daß die Spieler, unter denen doch immerhin einige intelligente Menschen zu finden sind, sich auf die Dauer diese Zustände gefallen lassen. Anstatt Rechnung über ein Klubvermögen zu verlangen, deren Mitbesitzer sie doch eigentlich sind, lassen sie sich meist auch noch namhafte Eintritts- und Mitgliedsbeiträge aus der Tasche ziehen.

Man sollte dem Spielbetrieb und der Spielsucht, die sich seit einigen Monaten bei uns eingenistet hat, weder mit puritanischer Negation und der Regierungsknute entgegentreten, noch auch mit völliger Passivität, noch auch mit einer teilweisen indirekten Gutheißung und staatlichen Appprobation durch die Steuerschraube einiger großer Klubs gegenüber.

Zunächst ist es jedermanns eigene Angelegenheit, wo er sein Geld läßt. Soziologisch gesehen und volkswirtschaftlich entbehrt das Spiel natürlich jeder Produktivität. Dafür ist es aber auch Spiel, und keine Arbeit, und soll der Erholung und der geselligen Anregung dienen. Darum soll es ruhig kultiviert und von Auswüchsen befreit werden. Das wird gelingen, wenn der Staat private Konzession erteilt. Denn erstens fehlt dann der starke psychologische Anreiz des Verbotenen. Zweitens wird dann die private Konkurrenz die Anforderungen des spielenden Publikums an ihren Klubs steigern, d. h. die Bequemlichkeit erhöhen und das Kartengeld verringern. Drittens wird jeder Klubbesitzer die schlimmsten Schädlinge der kleinen Klubs, die Falschspieler, der Polizei übergeben können, ohne Gefahr laufen zu müssen, dadurch die Aufmerksamkeit der Behörde auf sich zu ziehen und eine Schließung seines Betriebes zu gewärtigen. Viertens, und das ist das Wichtigste, wird die Spielsucht allmählich von selber abreagieren. Das heißt: Nach einer zweifellosen anfänglichen Steigerung des Spielertums werden weitere Volkskreise als bisher, einsehen, daß man beim Spiel auf die Dauer nicht reich werden kann, und daß das auch nicht der Zweck des Spiels ist.

Der Staat könnte selber bequeme und wohlfeile Spielsäle einrichten, in denen staatliche Beamte, die mit festem Gehalt und Tantiemen zu arbeiten hätten, den Betrieb leiten. Wenn der Staat mit gutem Beispiel, mit niedrigem Kartengeld (vielleicht 1 Prozent) vorangeht, kann er bessere Geschäfte machen, als mit seiner Steuerschraube, der jeder Klubbesitzer mit Gerissenheit gut entschlüpfen kann. Auch kann er durch die Konkurrenz dieser niedrigen Preise die privaten „Klubs", die einem „Besitzer" gehören, zum Verschwinden bringen und behält über das Spiel, das er doch nie wird verhindern können, die genaueste Kontrolle. Und was man nicht verhindern kann, das soll man tunlichst nicht verbieten.

Es ist in Zeitungen häufig darauf hingewiesen, daß in den Klubs (angeblich entweder zu sehr hohen Preisen oder aber angeblich spottbillig) die herrlichsten Speisen und besten Leckereien zu haben sein sollen und der Konsum dieser Dinge in den Klubs auch quantitativ sehr groß sei. Die Preise halten sich jedoch in Wahrheit in der mittleren Höhe eines guten Bierrestaurants, sind meist jedoch qualitativ und in der Zubereitung sorgfältiger. Höchstens sind die Spieler meist von ihrer Tätigkeit so absorbiert, daß sie Essen und Trinken eher vernachlässigen als pflegen.

Wenn der Staat, der in all diesen Dingen ja meist zu schwerfällig ist, nicht die Initiative ergreift, so sollten es die Spieler in eigener Regie tun, indem sie unter sich freie Kommanditgesellschaften gründen und ihre eigenen Spielleiter und Direktoren anstellen und sich nicht länger von diesen Herren das Geld aus der Tasche locken lassen.

Vielleicht könnten gut geleitete Spielsäle in deutschen Kurorten und Hauptstädten auch das ausländische Publikum anziehen und neben dem guten Gelde auch zur seelischen Annäherung der Völker beitragen.

Hermine Körner.

Vor einigen Jahren machte Hermine Körner eine Gastreise durch Deutschlands Provinzbühnen. In einer der größten Städte des Reiches, anno dazumal Residenzstadt eines Königs, gastierte sie unter anderem als Hedda Gabler. Eine junge Schauspielerin, die an jenem Abend die Frau Elvsted zu kreieren hatte, erzählte mir, noch nach einem Jahr, voller Begeisterung von dieser Vorstellung. Sie wäre ihr größtes künstlerisches Erlebnis gewesen. Besonders der Augenblick im letzten Akt, als Hedda-Körner auf sie und Tesman zuging und „mit tieftrauriger Stimme" fragte, ob sie ihnen denn gar nichts nutzen könne: „Ihre todtraurigen Augen" würde sie niemals vergessen. Auch alle ihre Kolleginnen und Kollegen, die mit der Körner zu spielen hatten, wären voll Lob über deren Kunst.

Alle meine Einwendungen nutzten nichts: Körner blieb für sie „die größte Künstlerin". Es besteht kein Zweifel, daß Hermine Körner sehr viel kann. Ja, sie kann unendlich viel. Sie kann sogar so viel, daß sie empfindlichen und naiveren Gemütern den Glauben einzusuggerieren vermag, ihr Spiel wäre wirkliches Leben. In diesem Falle traten noch infolge der unmittelbaren Nähe der Schauspielerin besonders starke Wirkungen ein: erstens der Persönlichkeit und zweitens des bis in das kleinste Detail sichtbaren, ja durch die Berechnung auf Entfernung stark vergrößerten Mienenspiels. Bei einer solchen Praktikerin wie Hermine Körner zwei nicht zu unterschätzende Machtmittel, die wohl genügen können, um dieses Urteil zu erklären.

Wir, durch verschiedene Sesselreihen und die Rampe von ihr getrennt, wir, die wir aus der dunklen Außenwelt in den grellen Guckkasten blicken, in dem sie sich bewegt, wir unterliegen weder dem starken persönlichen Einfluß noch der Unmittelbarkeit der Gesten und des Mienenspiels. Alles braucht, um zu uns zu gelangen, Zeit, und wenn es nur Bruchteile von Sekunden sind, es muß eine räumliche Entfernung überwinden, es muß erst eine Brücke zu uns schlagen. Und das genügt, damit wir erkennen, daß Hermine Körner keine Erleberin sondern nur eine Schauspielerin ist. Hier werden wir nicht vom wahren Leben erschüttert, hier müssen wir eine phänomenale Darstellung bewundern. Wir sehen ein Spiel nicht aus den Nerven heraus, sondern aus Kunst. Alle die Leidenschaften, die Ausbrüche, die Empfindungsäußerungen kommen hier nicht aus der Tiefe des inneren Erlebnisses. Vielleicht glaubt die Körner selbst an ihre Wahrheit und Wirklichkeit, sie empfindet sie vielleicht selbst so. Aber ihr Erlebnis hat seine Wurzeln nicht in ihr Herz geschlagen. Es liegt an der Oberfläche. Es ist so geartet, daß der bewußte Geist es in jedem Augenblick überwachen und dirigieren kann, nicht einen einzigen Augenblick lang taucht es in die Sphäre des Unterbewußtseins hinab, aus dem und nur aus dem heraus es mit elementarer Kraft hervorbrechen könnte.

Der zu nahe Stehende kann die Tiefe des Erlebnisses nicht beurteilen. Die Leidenschaften, die keine echten Leidenschaften sind, greifen, um ihr Talmi zu verdecken, zu stärkeren Gesten. Dem Zunahen erscheinen sie dann überlebensgroß. Er wird von ihnen überrumpelt, betäubt, verfällt in ihren Bann, und glaubt, da er sie so mächtig sprudeln sieht, unbedingt an ihre Ursprünglichkeit. Die echten Leidenschaften und Erlebnisse haben diesen Aufwand nicht. Ein Blick, eine Bewegung, ein unwillkürliches Zusammenzucken — und jeder prüfende Beobachter spürt, was dieser Mensch in diesem Augenblick durchgemacht hat. Hermine Körner kennt solche Erlebnisse nicht und deshalb auch nicht die Wirkungen dieser kleinen verhaltenen Äußerungen. Sie greift sofort zu übergroßen Gesten und wird theatralisch. Sie schlägt die große Masse in ihren Bann und läßt den kritisch Urteilenden kalt. Nur ihr fabelhaftes Können, die Sicherheit, mit der sie ihre Effekte vorbereitet und herausbringt, zwingen auch ihn zur Bewunderung, die jedoch etwas ganz anderes als Begeisterung oder Miterleben ist.

Und doch muß man ihr eine Leistung zugestehen, vor der auch der schärfste Kritiker sich bedingungslos beugen muß: die Elisabeth in der Maria Stuart. Zu ihren Glanzleistungen gehören aber die Bombenrollen wie die der Magda in Sudermanns Heimat. Soll man das als typisch, soll man es als Zufall bezeichnen?

Obgleich Hermine Körner von Geburt eine Berlinerin ist, sie ist hier am 30. Mai 1878 geboren, begann sie ihre Laufbahn in der anderen Hauptstadt der deutschen Kunst. Zwanzigjährig debütierte sie am Hofburgtheater in Wien, das sie schon im nächsten Jahre mit dem Wiener Kaiserjubiläums-Stadttheater vertauschte. Ihre nächste große Etappe war Dresden. Dann kam 1915 der Kontraktbruch mit dieser Bühne und der Fall Reinhardt, der so viel Staub in der Öffentlichkeit aufrührte, daß jedes weitere Eingehen auf diese Sache sich wohl erübrigt. Und zuletzt das Merkwürdige: Nach einer Einführung mit so viel Reklame die so geringe Beschäftigung in Berlin und die vielen Gastspielreisen. Und jetzt endlich die Nachricht von der Übernahme der Direktion der Münchener Kammerspiele durch Frau Hermine Körner.

Zeitgemäßes.

Vom neuen Götzen. (Nietzsche: Zarathustra.)

Irgendwo gibt es noch Völker und Herden, doch nicht bei uns, meine Brüder: da gibt es Staaten.

Staat? Was ist das? Wohlan! Jetzt tut mir die Ohren auf, denn jetzt sage ich euch mein Wort vom Tode der Völker.

Staat heißt das kälteste aller kalten Ungeheuer. Kalt lügt es auch; und diese Lüge kriecht aus seinem Munde: „Ich, der Staat, bin das Volk."

Lüge ist's! Schaffende waren es, die schufen die Völker und hängten einen Glauben und eine Liebe über sie hin: also dienten sie dem Leben.

Vernichter sind es, die stellen Fallen auf für viele und heißen sie Staat: sie hängen ein Schwert und hundert Begierden über sie hin.

Wo es noch Volk gibt, da versteht es den Staat nicht und haßt ihn als bösen Blick und Sünde an Sitten und Rechten.

Dieses Zeichen gebe ich euch: jedes Volk spricht seine Zunge des Guten und Bösen: die versteht der Nachbar nicht. Seine Sprache erfand es sich in Sitten und Rechten.

Aber der Staat lügt in allen Zungen des Guten und Bösen; und was er auch redet, er lügt — und was er auch hat, gestohlen hat er's.

Falsch ist alles an ihm; mit gestohlenen Zähnen beißt er, der Bissige. Falsch sind selbst seine Eingeweide.

Sprachverwirrung des Guten und Bösen: dieses Zeichen gebe ich euch als Zeichen des Staates. Wahrlich, den Willen zum Tode deutet dieses Zeichen! Wahrlich, es winkt den Predigern des Todes!

Viel zu viele werden geboren: für die Überflüssigen ward der Staat erfunden!

Seht mir doch, wie er sie an sich lockt, die Viel-zu-vielen! Wie er sie schlingt und kaut und wiederkäut!

„Auf der Erde ist nichts Größeres als ich: der ordnende Finger bin ich Gottes" — also brüllt das Untier. Und nicht nur Langgeohrte und Kurzgeäugte sinken auf die Knie!

Ach, auch in euch, ihr großen Seelen, raunt er seine düsteren Lügen! Ach, er errät die reichen Herzen, die gern sich verschwenden!

Ja, auch euch errät er, ihr Besieger des alten Gottes! Müde wurdet ihr im Kampfe, und nun dient eure Müdigkeit noch dem neuen Götzen!

Helden und Ehrenhafte möchte er um sich aufstellen, der neue Götze! Gerne sonnt er sich im Sonnenschein guter Gewissen, — das kalte Untier!

Alles will er euch geben, wenn ihr ihn anbetet, der neue Götze: also kauft er sich den Glanz eurer Tugenden und den Blick eurer stolzen Augen.

Ködern will er mit euch die Viel-zu-vielen! Ja ein Höllenkunststück ward da erfunden, ein Pferd des Todes, klirrend im Putz göttlicher Ehren!

Ja, ein Sterben für viele ward da erfunden, das sich selber das Leben preist: wahrlich, ein Herzensdienst allen Predigern des Todes!

Staat nenne ich's, wo alle Gifttrinker sind, Gute und Schlimme: Staat, wo alle sich selber verlieren, Gute und Schlimme: Staat, wo der langsame Selbstmord aller — „das Leben" heißt.

Seht mir doch diese Überflüssigen! Sie stehlen sich die Werke der Erfinder und die Schätze der Weisen: Bildung nennen sie ihren Diebstahl — und alles wird ihnen zu Krankheit und Ungemach!

Seht mir doch diese Überflüssigen! Krank sind sie immer, sie erbrechen ihre Galle und nennen es Zeitung. Sie verschlingen einander und können sich nicht einmal verdauen.

Seht mir doch diese Überflüssigen! Reichtümer erwerben sie und werden ärmer damit. Macht wollen sie und zuerst das Brecheisen der Macht, viel Geld, — diese Unvermögenden!

Seht sie klettern, diese geschwinden Affen! Sie klettern übereinander hinweg und zerren sich also in den Schlamm und die Tiefe.

Hin zum Throne wollen sie alle: ihr Wahnsinn ist es, — als ob das Glück auf dem Throne säße! Oft sitzt der Schlamm auf dem Thron — und oft auch der Thron auf dem Schlamme.

Wahnsinnige sind sie mir alle und kletternde Affen und Überheiße. Übel riecht mir ihr Götze, das kalte Untier: übel riechen sie mir alle zusammen, diese Götzendiener.

Meine Brüder, wollt ihr denn ersticken im Dunste ihrer Mäuler und Begierden? Lieber zerbrecht doch die Fenster und springt ins Freie.

Geht doch dem schlechten Geruch aus dem Wege! Geht fort von der Götzendienerei der Überflüssigen!

Geht doch dem schlechten Geruch aus dem Wege! Geht fort von dem Dampfe dieser Menschenopfer!

Frei steht großen Seelen auch jetzt noch die Erde. Leer sind noch viele Sitze für Einsame und Zweisame, um die der Geruch stiller Meere weht.

Frei steht noch großen Seelen ein freies Leben. Wahrlich, wer wenig besitzt, wird um so weniger besessen: gelobt sei die kleine Armut!

Dort, wo der Staat aufhört, da beginnt erst der Mensch, der nicht überflüssig ist: da beginnt das Lied des Notwendigen, die einmalige und unersetzliche Weise.

Dort, wo der Staat aufhört, — so seht mir doch hin, meine Brüder! Seht ihr ihn nicht, den Regenbogen und die Brücken des Übermenschen? —

Also sprach Zarathustra.

Theater und Musik.

Opernhaus: „Die lustigen Weiber von Windsor".

Mit der Neueinstudierung von Nicolais Meisterwerk hat die Staatsoper ihren Spielplan günstig erweitert. Frisch und reich strömen die Melodien in dieser vorbildlichen komischen Oper. Schon die Ouvertüre, in der fast durchweg Themen der Oper verwendet werden, zeigt die blühende Melodik und feine Instrumentierungskunst Nicolais. Daher ist sie auch ein beliebtes Repertoirstück der Konzertsäle geworden, wo sie allerdings oft unter Verhetzung des Zeitmaßes leiden muß. Die Handlung selbst wird durch die Musik, die den Ton stets ausgezeichnet trifft, glänzend illustriert. Das Frauenduett des ersten Aktes, die Arie „Frohsinn und Laune" und Fentons Romanze „Horch die Lerche singt" gehören zu den schönsten Gesangsstücken der gesamten Opernmusik.

Die Wiedergabe des Werkes stand auf durchaus anzuerkennender Höhe. Vor allem war es Leo Blech, der der Partitur zu neuem Leben verhalf und den nach der Ouvertüre und am Schlusse der Vorstellung wohlverdienter Beifall lohnte. Die gesanglich beste Leistung des Abends war unstreitig die des Herrn Hutt als Fenton. Nur selten dürfte diese Partie eine derartig vorzügliche Wiedergabe erfahren. Das neuengagierte Frl. von Catopol war darstellerisch eine bezaubernde Frau Fluth. Gesanglich war sie der Partie jedoch nicht ganz gewachsen. Sie besitzt eine etwas spröde, zum Tremolieren neigende Stimme, und obwohl ihr die Koloraturen recht gut gelangen, konnte sie die anspruchsvolle As-dur-Arie nicht voll zur Geltung bringen.

Auch Maria Gerhart hat für die Jungfer Anna nicht die nötigen Stimmmittel. Die Frau Reich war bei Emmy Leisner in trefflichen Händen. Nur ist es nicht recht begreiflich, weshalb sie die Ballade vom Jäger Herne unterschlug. Diese Stelle ist zwar gesanglich ziemlich undankbar, aber einer Sängerin von der Klasse des Frl. Leisner dürfte sie kaum Schwierigkeiten bieten. Schließlich ist es doch auch die größte Arie der ganzen Partie!

Falstaff und Fluth waren mit den Herren Knüpfer und Bronsgeest gut besetzt. In den kleineren Rollen bewährten sich die Herren Stock (Reich), Henke (Spärlich) und Krasa (Cajus).

Die „Lustigen Weiber" werden dem Spielplane des Opernhauses nun wohl erhalten bleiben. — Hoffentlich kommt Lortzing dort nun auch bald zu Ehren! Es wäre durchaus zu wünschen, wenn „Mignon" endlich durch „Undine" abgelöst würde.

Dr. S.

Glossen.

„Die Antisemiten vergeben es den Juden nicht, daß die Juden „Geist" haben — und Geld", sagt Nietzsche. Nun, Geld haben die Antisemiten auch! Und dafür geben sie Zeitungen und Flugblätter heraus. Mit dem Geist dagegen sieht es schon viel übler aus. Da sie in den Zeitungen den Juden recht viele Schlechtigkeiten nachsagen müssen, es ihnen aber beim besten Willen nicht gelingt, bei diesen mehr Strolche zu entdecken, als bei den Andersgläubigen, so greifen die Antisemiten zu dem wirklich nicht sehr geistreichen Mittel, jeden Menschen, der sich irgendwie und irgendwo unliebsam bemerkbar macht, zu einem Juden zu stempeln. So behaupteten sie, der Fabrikant der Hamburger Rattenfülze sei ein Jude, Liebknecht ein Jude, Dr. David von den Sozialdemokraten ein Jude, Levien, aus München ein Jude und jetzt behauptet das „Deutsche Wochenblatt" sogar Noske und Emil Eichhorn seien ebenfalls Juden. Da das „Deutsche Wochenblatt" nun doch schon so viel heraus hat, so können wir auch schon alles gestehen. So höret und vernehmet denn: Es gibt noch mehrere solcher Juden! Zum Beispiel: Hindenburg heißt eigentlich Hinterberg und ist Jude! Ludendorffs richtiger Name lautet Judendorf; auch er ist Jude! General Falkenhain ist ebenfalls Jude und heißt Falkenstein! Man sieht, der ganze Generalstab war verjudet. Ist es da ein Wunder, daß wir den Krieg verloren haben?

Ich kenne aber noch mehrere solcher Juden. Und wenn die Antisemiten noch einige gebrauchen sollten, stehe ich ihnen zur Verfügung. S.

Ein einigermaßen aufmerksamer Beobachter kann an den Verordnungen der Regierung ihre jeweilige Ansicht über die augenblicklichen Zeitverhältnisse herauslesen. Im November bestand allgemein die Meinung, daß wir uns in einer Revolution befinden. Sofort wurden die Waffen ausgeteilt, wie gewöhnlich in solchen Fällen wahl- und unterschiedslos. „Sogar die Zuhälter haben alle ihre Waffen bekommen" erklärte ein Politiker in einer Versammlung als man darauf zu sprechen gekommen war. Dann fand die sozialistische Regierung: die Revolution wäre zu Ende. Als Folge schickte sie die Reichswehr in die Bürgerhäuser und begann zu entwaffnen. Die Linksradikalen meinten, die Regierung hätte sich geirrt und bewaffnete ihre Anhänger, oder Individuen, die sich als ihre Anhänger ausgaben, um auf diese Weise zu billigen und zuverlässigen Waffen zu gelangen. Nachdem die Waffen auf beiden Seiten eine Zeitlang eifrig in Gebrauch waren, merkte die offizielle Regierung, daß ihre Entwaffnung nicht die gewünschten Resultate gezeitigt hatte. Sie begann die Säuberung von neuem. Und wieder fanden sich bei den Bürgern und den Unvorsichtigen Waffen, wieder wurden sie weggenommen, und wieder liest man täglich von Schießereien zwischen Einbrechern und Polizisten, von allerlei Putschen, von Ueberfällen usw. und ständig unter Benutzung der modernsten und besten Waffen. Statt nun ihre Ohnmacht einzugestehen, statt zuzugeben, daß die Bevölkerung Waffen tragen soll, um sich gegen die gesellschaftsfeindlichen Elemente behaupten zu können, überrascht man uns mit neuen Verordnungen, die den Waffenverkauf verbieten. Was wird die Folge sein? Der Schleichhandel und Wucher bekommen ein neues Gebiet zugewiesen, die Verbrecher werden weiter bewaffnet sein und durch die weisen Verordnungen der Regierung einen immer geringeren Widerstand finden. Die Vorsorge der weisen Väter der Gesellschaft für ihre verlorenen Söhne ist rührend. C.

Ludendorff soll mit seinem Buch über den Weltkrieg zwanzig Millionen Mark verdient haben. Das ist recht! Da er den Krieg nicht gewinnen konnte, so gewinnt er jetzt wenigstens am Kriege, da er kein Kriegsgewinner wurde, so wird er zum Troste Kriegsgewinnler. Ausgleichende Gerechtigkeit! S.

Nachdruck nur mit vollständiger Quellenangabe erlaubt.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin.
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

Die Buchhändler-Warte, Berlin, ſchreibt in Nr. 12: Trotz Papiermangels ſchießen Zeitungen wie Pilze aus der Erde, enden allerdings auch meiſt ſo ſchnell. Eine Zeitſchrift — oder beſſer Tageszeitung —, der wir ein ſolches „Pilzdaſein" nicht wünſchen, iſt die **Tägliche Weltſtimme.** Vor uns liegen die erſten fünfzehn Nummern. Sie enthalten Auszüge aus einer großen Anzahl der führenden Tageszeitungen und Zeitſchriften ſowohl des Reiches wie auch des neutralen und feindlichen Auslandes. Die Ausſchnitte ſind entſprechend rubriziert, um ein ſchnelles Orientieren zu ermöglichen. Ferner ſind auch Parlamentsreden uſw. auszugsweiſe wiedergegeben. Bei unparteiiſcher Redaktion kann eine ſolche Zeitung zweifellos viel Gutes ſtiften und dem Vielbeſchäftigten, dem Politiker und Journaliſten manch unnötige Zeit für Zeitungsleſen erſparen und auch die Tageszeitungen ſelbſt ergänzen.

Annahme für Vorwetten.

Rennen zu

Bln.-Grunewald 14. 18. September
(Rennen des Union-Klub)
Dresden 14. September
Magdeburg 14. September

Trabrennen zu

München-Daglfing 14. 17. September
Hamburg-Farmsen 14. September

Annahme von Vorwetten für Berlin bei persönlich erteilten Aufträgen bis 3 Stunden vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 6¾ Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9 (Eingang Innsbrucker Str. 58)
Oranienburger Str. 48/49 a. d. Friedrichstraße
Friedrichstraße 83
Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)
Potsdamer Str. 23a.
Neukölln, Bergstraße 43

und an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim

Leipziger Str. 132	Rathenower Str. 3
Nollendorfplatz 7	Königstraße 31/32
Planufer 24	Unter den Linden 14
Tauentzienstr. 12 a	Moritzplatz

Rosenthaler Straße.

Für briefliche und telegraphische Aufträge Annahme bis 3 Stunden vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

Soeben erschien
das neueste Werk des berühmten jiddischen
DICHTERS SCHALOM ALECHEM

Die erste jüdische Republik

Preis Mk. 5.—, geb. Mk. 7.50

Dieses von Humor, Satire und tieferer Bedeutung sinnvoll durchtränkte neue Buch des berühmten jiddischen Dichters ist eines der fesselndsten und erfrischend heiteren Werke utopischer Erzählungskunst

Durch jede Buchhandlung erhältlich oder durch
Oesterheld & Co. Verlag / Berlin W

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II - Berlin NW. 87, Reuchlinstraße - Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten, und Erweiterungsbauten von Gasanstalten für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.

Sämtliche Ausrüstungsteile für Öfen mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.

Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.

Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.

Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.

Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.

Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.

Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.

Geräte und Werkzeuge.

Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.

Triebwerke.

Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Wasserwerken und Kanalisationen,

Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin SW 68, Kronenstr. 37.

Nummer 29 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Die kulturelle Gemeinschaft. Von Michael Charol

Zur Tuberkulosenfrage. Von Dr. med. H. Fehlinger

Oskar Fried.

Rückkehr zur Akkordarbeit. Von Georg Horwitz

Der Schauspieler und sein Idol. Von Direktor Georg Schade

Die Macht der Musik. Von Karl Fischer

Zeitgemäßes.

Theater und Musik.

Glossen.

Erscheint jede Woche * Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co

BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Rampe-Stube 1918

Friedrichstr. 169 (frühere Volksstube)

Feine Liköre * Edelbranntweine * Seltene Weine
Schaumweine * Champagner * Eisgetränke

Rennen

zu Berlin-Grunewald

11. Tag; Donnerstag, den 21. Sept., nachm. 1½ Uhr,

8 Rennen im Werte von M. 224 000, u.a.:

Deutsches Saint-Leger, 50 000 M.

Verkehrsverbindungen:
Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Straßenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstraße etc.

❖ Der Kritiker ❖

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 20. September Nummer 29.

Die kulturelle Gemeinschaft.

Von **Michael Charol.**

Der Kriegsausbruch hatte mit einem Schlage alle Verbindungen zwischen den Völkern vernichtet. Die Friedensverträge haben die politischen Beziehungen, wenigstens der Form nach, wiederhergestellt. Der Handel bemüht sich redlich auf beiden Seiten die wirtschaftlichen Verhältnisse von neuem zu beleben. Nur die wichtigsten, die völkerverbindenden Bande fehlen, und die offiziellen Vertreter der Nationen scheinen auf keiner Seite Lust zu haben sie zu knüpfen: die kulturelle und geistige Gemeinschaft zwischen den Völkern will nicht werden. Hüben und drüben wird weiter gehetzt und verleumdet. Man kann es nicht mehr auf die lügnerische Weise von früher tun, da die Einzelnen schon zuviele Berührungspunkte unter einander haben, und so wird dieses Geschäft versteckter, gewissermaßen durch die Blume betrieben. Auf der einen Seite durch die Auftischung alter Greuel, durch die immer wieder herangezerrte Schuldfrage, durch die künstliche Züchtung des Heldentums und des Chauvinismus usw.; auf der anderen Seite durch Klagen über Unterdrückung, Ungerechtigkeiten usw. Auf beiden Seiten soll der Haß, die Entfremdung weiterbestehen, man soll ja nicht die Welt, die Gedanken, die Gefühle der Anderen verstehen lernen.

Diese Angst ist leicht verständlich. Es ist die Angst eines Verbrechers vor jedem Richter. Wenn die Völker einander verstehen und kennen lernen werden und mit einem Mal erfahren, daß alles, was man ihnen eingeredet und eingedrillt hatte, infame Lüge war, ist es klar, daß sie mit einem ganz anderen Eifer nach den Schuldigen fahnden und sie auch finden, entlarven, richten und verurteilen werden. Um das zu verhindern, wird die Völkerverständigung mit jedem Mittel zu hintertreiben gesucht, und die Presse, die sich früher so willig zu den Kriegshetzereien hergab, läßt sich auch jetzt bewußt oder unbewußt als lenksames Werkzeug gebrauchen. Das einzige, was wir vom Ausland erfahren, ist Politik: Entscheidungen der Regierung, Entscheidungen des Parlaments, Reden der Minister, lauter Aeußerungen, Beschlüsse und Taten der verantwortlichen Männer, die den Krieg gebilligt, geführt und gewonnen haben und nun die Konsequenzen dieser Jahre ziehen. Es ist selbstverständlich, daß diese Konsequenzen ihren früheren Ansichten und ihrem früheren Wirken entsprechen müssen, und wenn wir sie verurteilen wollen, müssen wir bedenken, wie die frühere Regierung, wie die Staatsmänner des Kaiserreiches sich nach einem solchen Sieg benommen hätten.

Aber wie auch hier außerhalb der Regierung noch ein ganzes anders denkendes Volk stand, wie es auch hier eine ganze Reihe von Männern im schroffsten Gegensatz zu dem Willen der Regierung wirkten und nur durch deren scheinbare Macht verhindert waren, sich durchzusetzen, bis ihre Zeit reif geworden war, so ist es auch bei der Entente. Wir erfahren nichts von dem Leiden der Entente-Völker, wir erfahren nichts von der dort herrschenden Schieber- und Kriegsgewinnlerwirtschaft, wir wissen nichts von der Rückwirkung dieses Zustandes auf das geistige und kulturelle Leben der Nationen. Die paar bei uns abgedruckten Telegramme sind so unklar und widersprechend, daß man daraus alles und nichts entnehmen kann. Wissenschaftlich, künstlerisch, geistig, kulturell sind sie von uns immer noch abgeschnitten.

Wir haben nur noch eine ganz kleine Gruppe von Zeitschriften, die sich schon während des Krieges und auch jetzt redlich bemühen, diese Beziehungen zu dem Ausland aufrecht zu erhalten. An ihrer Spitze stehen die tapferen „Weißen Blätter". Aber trotz ihres besten Willens können sie nicht mehr als winzige Bruchstücke der Anschauungen einer kleinen internationalistischen Gruppe geben, mit der sie immer in Verbindung ist. Was wir jedoch brauchen, ist das Bild von Nationen. Es ist nicht wahr, daß alle Franzosen im Rausch des Sieges ihre Besinnung verloren haben. Es ist nicht wahr, daß England im Besitze der Weltmachtstellung nicht

mehr an Kultur und Menschlichkeit denkt. Es ist nicht wahr, daß Amerika im Taumel der neuen Milliarden die übrige Welt verhungern und im Elend verkommen lassen will. Die Gärungen und Bewegungen in Italien sind so stark, daß ihre Erzitterungen sogar durch die hermetisch geschlossenen Grenzen Deutschlands dringen. In der ganzen Welt regt es sich. Ueberall tauchen neue Probleme und Aufgaben auf, die ganze Welt steht miteinander in Verbindung und wechselseitiger Beziehung, und nur wir werden weiter von ihr isoliert gehalten, damit wir ja keine Gemeinschaft zwischen den andern und uns entdecken. Und gerade diese Gemeinschaft ist das, was uns augenblicklich so bitter not tut.

Deutschland ist politisch, militärisch und wirtschaftlich ruiniert. Es ist auf Jahrzehnte hinaus lahmgelegt und ist in jeder Beziehung auf das Ausland angewiesen. Auf Generationen hinaus hat es seine führende Stellung in der Industrie und im Handel eingebüßt, es hat aufgehört eine Kolonialmacht zu sein. Wenn es noch irgendwie in der Welt gelten will, wenn es nicht auf die Stufe eines Staates zweiter Ordnung, auf die Stufe eines halbzivilisierten Volkes hinabsinken will, hat es nur ein einziges Gebiet offen, das ist das Geistige. Nur auf dem Gebiete der Kultur kann und muß es noch einen Wettstreit führen und könnte vielleicht sogar noch siegen.

Es ist ja schon oft in der Geschichte vorgekommen, daß der besiegte Staat nachträglich dem Sieger seinen Stempel aufgedrückt hat. Ich will nur zwei Beispiele bringen: das besiegte Griechenland zu dem das stolze Rom kam, um geistige Nahrung zu erbitten und das niedergeworfene Frankreich nach 1871 das der Welt von neuem Kunst, Literatur, Mode und neue Kultur schenkte. Jetzt ist die Reihe an Deutschland. Nicht Abgeschlossenheit mit unfruchtbarer Verbitterung, nicht stumpfe Arbeit im Frondienst, sondern offener Sinn und Verständnis für die Nöte der Welt und die Eigenen und ihre Ueberwindung durch den Geist, das ist die neue Aufgabe Deutschlands.

Dazu braucht es aber die Welt. Wissenschaft und Kunst sind immer international gewesen. Jede Einengung, jede Abgeschlossenheit bedeuteten stets Stillstand und dann Rückschritt. Bestenfalls brachten sie Virtuosentum hervor. Es ist Wahnsinn zu denken, daß andere Länder in diesen fünf Jahren, die wir von ihnen getrennt waren, in fünf Jahren solcher Krisis, solchen Kampfes nichts Geistiges, nichts neues Künstlerisches hervorgebracht hätten, und es ist Verbrechen, uns diese Errungenschaften fremder Geister vorzuenthalten. Wir müssen sie gründlich kennenlernen, wir müssen sie uns zu eigen machen, wir müssen das Beste daraus ziehen und weiterbauen. Darum auf mit allen Grenzen, auf mit allen Pforten, alles, alles, was das Ausland in dieser Zeit Neues hervorgebracht hat, muß herein. Ob es französisch, englisch oder russisch ist, herein damit! Der Chauvinismus hat uns genug gekostet, er soll uns nicht weiter zu Grunde richten. Herein mit allem, auch wenn es den Wächtern unserer Grenzen nicht wertvoll erscheint. Sieben werden wir schon selbst, und wenn auf hundert eingeführte geistige Produkte ein einziges sein wird, die uns e i n e n Schritt weiterbringt, so haben sich damit auch die neunundneunzig übrigen reichlich bezahlt gemacht. Herein mit den geistigen Erzeugnissen des Auslands, wir müssen sie alle kennen lernen!

Zur Tuberkulosenfrage.

Von **Dr. med. H. Fehlinger.**

In größter Abhängigkeit von den Wirtschaftsverhältnissen eines Landes ist die Erkrankungs- und Sterblichkeitshäufigkeit seiner Bevölkerung. Ganz besonders die Ernährungs- und die Wohnweise sind von Belang. Diese haben sich im Krieg beständig verschlechtert und es darf uns daher auch nicht wundern, wenn es jetzt um die Volksgesundheit recht schlecht bestellt ist. Die Blockade, die abnehmende Neigung der Landwirte zur Ablieferung von Nahrungsmitteln, die schlechte Valuta, welche die Einfuhr erschwert, die Wohnungsnot, die durch die allgemeine Arbeitsunlust noch immer schlimmer wird, alle diese Umstände untergraben die Volkskraft. Besonders deutlich äußert sich ihre Wirkung in der Zunahme der Tuberkulosesterblichkeit in den Städten. In den Orten Deutschlands mit 15 000 und mehr Einwohnern, die etwa drei Achtel der Gesamtbevölkerung des Reichs beherbergen, starben im letzten Friedensjahre rund 40 300 Personen an Tuberkulose, 1918 aber fast 90 000. Damit hat die Häufigkeit der Tuberkulose in Deutschland wieder den Stand wie vor etwa einem Vierteljahrhundert erreicht, alle Erfolge planmäßiger und umfassender Arbeit im Kampfe gegen diese furchtbare Krankheit sind zunichte gemacht. Bei dem infektiösen Charakter der Tuberkulose ist es klar, daß die verderblichen Wirkungen der Kriegsernährung noch nachwirken werden, wenn bereits wieder bessere Verhältnisse eingetreten sein werden.

Dauernder Nachteil wird jedoch unserem Volke hieraus nicht erwachsen, vorausgesetzt, daß es gelingt, seine Lebensweise wieder normal zu gestalten; wir haben nicht zu befürchten, daß die körperliche Herabgekommenheit weiter Volksschichten, die unstreitig vorhanden ist, zu erblicher Entartung Anlaß geben kann. Die biologische Forschung hat in unzweideutiger Weise den Beweis erbracht, daß erworbene Eigenschaften, also auch Krankheiten, nicht auf die Nachkommenschaft der behafteten Person vererbbar sind. Ebenso fest steht aber, daß angeborene mangelhafte Körperbildung weiter vererbt wird und daß sie vielfach, wenn schon nicht immer, die Grundlage ist, auf der sich Krankheiten entwickeln können. Deshalb spielt auch im Auftreten der Tuberkulose die Erblichkeit eine Rolle, obzwar die *Krankheit selbst* nicht vererbt werden kann. Erhöhte Neigung zur Tuberkulose bedingen unter anderen ungünstigen Körperbildungen Engbrüstigkeit und Rundrücken. Jüngst hat nun J. Paulsen nachgewiesen, daß diese Eigenschaften „dominant" vererbt werden, das heißt, sie erscheinen bei den Nachkommen eines Elternpaares, wenn auch nur der Vater *oder* die Mutter damit behaftet ist. Demzufolge müßte eine langsame Verschlechterung der Körperbeschaffenheit des ganzen Volkes eintreten und die Neigung zu Tuberkulose müßte zunehmen. Aber dem Ueberhandnehmen der in Rede stehenden schädlichen Bildungen wird höchst wahrscheinlich dadurch entgegengewirkt, daß die Behafteten gegen krankmachende Einflüsse, namentlich gegen Tuberkuloseerreger, viel weniger widerstandsfähig sind als die Normalen, so daß die Untüchtigen zu einem großen Teil vor der Fortpflanzung ausgemerzt werden. In diesem Zusammenhang ist auf die Erfahrung hinzuweisen, daß in Tuberkulosenfamilien die Sterblichkeit der Kinder auch an *anderen* Krankheiten ungewöhnlich groß ist. Es liegt die Möglichkeit vor, daß diese Personen eine besondere Häufung ungünstiger erblicher Eigenschaften besitzen und dadurch im Lebenskampf frühzeitig erliegen. Das würde vom rassenhygienischen Standpunkt eine Selbstheilung des Volkskörpers darstellen.

Bemerkenswert ist die Tatsache, daß Engbrüstigkeit in frühester Jugend kaum zu beobachten ist. Sie wurde deshalb vielfach als *Folge* in der Jugend überstandener Tuberkulose aufgefaßt. Mancherlei Gründe sprechen aber gegen diese Annahme. Es scheint vielmehr, daß es sich dabei um eine Folge der Störung der inneren Abscheidung gewisser Drüsen handelt, denn die Engbrüstigkeit tritt am häufigsten im Alter der Geschlechtsreife auf, wie es bei anderen krankhaften Erscheinungen der Fall ist, deren Anlässe Störungen der inneren Absonderung sind. Eine äußere Beeinflussung der gestörten inneren Absonderung ist durch alle aus der Tuberkulosebehandlung bekannten Heilfaktoren möglich, die den Schäden unserer Lebensweise entgegenwirken.

In den meisten Fällen ist die Tuberkulose nicht durch eigenartige Körperbildung begünstigt, wohl aber durch die Lebensumstände — ungenügende Nahrung, schlechtes Wohnen und häufige Ansteckungsgelegenheit. Die Erfahrung hat gelehrt, daß zur *Erkrankung* an Tuberkulose in den meisten Fällen eine wiederholte *Ansteckung* notwendig ist. Mit jeder neuen Infektion wird die Empfindlichkeit des Organismus eine größere. Die Gefahr der Erkrankung wächst also mit der Zahl der Kranken in der Umgebung und mit der Dauer der Infektionsgelegenheit. Auch andere Infektionskrankheiten (wie z. B. Grippe, Masern) steigern die Empfänglichkeit für Tuberkulose. Sehr förderlich ist deren Ausbreitung schlechtes Wohnen, das Mangel an Luft und Licht mit sich bringt. Der Tuberkuloseerreger ist dem Sonnenlichte gegenüber sehr empfindlich. Im direkten Sonnenlicht stirbt er in wenigen Stunden ab, im diffusen Tageslicht geht er binnen vier Tagen zugrunde, im Halbdunkel lebt er noch nach drei Wochen. Weil die Menschen auf dem Lande mehr im Sonnenlicht sind als in der Stadt, deshalb war auch auf dem Lande die Tuberkulosehäufigkeit schon immer geringer als in den Städten. Im Kampf gegen die Tuberkulose darf die Wohnungsreform als das wirksamste Mittel gelten. Förderung verdient insbesondere die Kleinhaussiedlung in der unmittelbaren Umgebung der Städte, weil beim Wohnen in solchen Siedlungen die Möglichkeit, Luft und Licht zu empfangen, weit größer ist als beim Wohnen in Vielfamilienhäusern, die dicht aneinander gebaut sind. Durch den Baustoffmangel und die enorme Baukostenteuerung wird freilich ein gesundes Wohnen sehr erschwert, die Ueberfüllung der großstädtischen Mietkasernen wird immer ärger. Doch können die Folgen der Arbeitsunlust die Kleinhaussiedlung weniger hemmen als die Herstellung großer Gebäude; namentlich dann ist erstere im Vorteil, wenn sie, so weit es nur geht, zu Ersatzbaustoffen und sparsamer Bauweise Zuflucht nimmt; es handelt sich dabei z. B. um die Einführung von Bauweisen, zu denen man die Baustoffe oft an der Verwendungsstelle findet, wie den Lehmstampfbau, den Schlackenbetonbau und den Holzbau, ferner um die Typisierung von Bauteilen zum Zweck der Verbilligung usw. Zur Förderung der hierauf gerichteten Bestrebungen, die im Interesse der Volksgesundheit sehr zu begrüßen sind, ist bereits ein Reichsverband für sparsame Bauweise mit dem Sitz in Berlin gegründet worden.

Rückkehr zur Akkordarbeit.

Von **Georg Hortwitz.**

Werden die deutschen Arbeiter sich mit der Wiedereinführung der Akkordarbeit, die einem großen Teile von ihnen bisher eine hassenswerte Ausgeburt kapitalistischer Ausbeutung war, einverstanden erklären? Wird die Wirtschaftsnot, die zu einem großen Teile auf den Rückgang der industriellen und wirtschaftlichen Produktionsfähigkeit Deutschlands als Folge irrationeller Betriebsmethoden zurückzuführen ist, die Arbeiter geneigt machen, jahrzehntelang hindurch genährte Irrtümer und Vorurteile in der Lohnfrage zu begraben? Fast scheint es so. Bei der Firma Karl Zeiß in Jena, jener großen optischen Anstalt von Weltruf, deren Arbeiter von jeher eine Art von Vortrupp der deutschen Arbeiterschaft darstellten, hat sich eine Mehrheit für die Wiedereinführung der Akkordarbeit ergeben, nachdem bei einer erst vor kurzer Zeit durchgeführten Abstimmung eine Mehrheit gegen die Akkordarbeit gestimmt hatte. Gleichzeitig hat der staatliche Schlichtungsausschuß in Braunschweig der Automobilfabrik H. Büssing in Braunschweig die Berechtigung zuerkannt, ihren Betrieb solange stillzulegen, wie die Rentabilität des Unternehmens durch Verweigerung der „zeitgemäßen Akkordarbeit" gefährdet wird. Die mehrheitssozialistische Presse, insbesondere das führende Organ der Mehrheitssozialdemokratie, der „Vorwärts", tritt seit einiger Zeit überaus energisch für den Akkordlohn ein. In einem Artikel des „Vorwärts" über dieses Problem hieß es vor einiger Zeit: „Der Umstand, daß der Arbeitsunlustige den gleichen Lohn erhält, als der Arbeitslustige, wirkt lähmend auf die guten Elemente in der Arbeiterschaft. Sie fragen sich mit Recht, warum sie für ihre treue, gewissenhafte Arbeit genau so bezahlt werden, als andere für mangelhafte Arbeitsleistung. Die Regelung der Lohnfrage muß also so erfolgen, daß der tüchtige Arbeiter entsprechend seinem besonderen Fleiß den höchst denkbaren Lohn erreichen kann, und daß der träge Arbeiter gezwungen ist, ein gewisses Minimum von Arbeit zu leisten, wenn er einen auskömmlichen Lohn erzielen will. Der Weg, diesen Zustand zu erreichen, ist die Einführung der Akkordarbeit."

Der „Vorwärts" ist sogar in einem Aufsatz über die Transport- und Kohlenkrisis für einen Zwang gegen Arbeitsscheue eingetreten. Es heißt da: „So beschämend es ist, ein sehr erheblicher Teil der Eisenbahnarbeiter bedarf eines Zwangsmittels zur Erfüllung der Arbeitspflicht, die jeder dem Staate schuldig ist. Der tüchtige Arbeiter muß Gelegenheit haben, aus der nützlichen Anwendung seiner Arbeitskraft einen höheren Ertrag zu erzielen, als ihn der fixierte Stundenlohn darstellt, und der unwillige Arbeiter muß fühlen, daß er eine gute Bezahlung nur erreichen kann, wenn er gute Arbeit leistet."

Um ganz würdigen zu können, wie sehr sich unter den Führern der Sozialdemokratie infolge der Wirtschaftsnot und infolge des bedrohlichen Rückganges der Arbeitsleistung die Anschauungen über die Akkordarbeit geändert haben, muß man sich an die erbitterte Feindschaft erinnern, mit denen jahrzehntelang die führenden Kreise der Arbeiterbewegung den Akkordlohn bekämpft haben. Schon 1848 verlangten die französischen Sozialisten vergeblich die gesetzliche Abschaffung der Stücklohnarbeit. Karl Marx hat in einem berühmten Kapitel seines Hauptwerkes, des „Kapitals", die Akkordarbeit als die „furchtbarste Quelle von Lohnabzügen und kapitalistischen Prellereien" bezeichnet. Der internationale sozialistische Kongreß zu Brüssel im Jahre 1891 erklärte in einer Resolution, daß der Akkordlohn die Ausbeutung der Arbeiterkräfte und damit die Armut und das Elend der Arbeiter immer mehr vergrößere, und daß „dieses fluchwürdige System intensivster Ausbeutung eine notwendige Folge der kapitalistischen Gesellschaftsordnung" sei. In Kampfliedern gegen die Akkordarbeit wurde sie als des „Teufels Erfindung" verflucht. In den letzten Jahren vor dem Weltkriege hatte freilich die Agitation gegen die Akkordlöhnung sehr nachgelassen. Die englischen Gewerkvereine änderten ihren Standpunkt dahin, daß gegen die Akkordarbeit nichts einzuwenden sei, sofern ein Akkordlohntarif durch gemeinsame Übereinkunft von Unternehmern und Vertretern der gesamten Arbeiterschaft aufgestellt würde.

Jetzt verlangt die offizielle Sozialdemokratie eine Art Modernisierung der Akkordarbeit, einen sozialen Akkordlohn. Der „Vorwärts" hat über diese Frage jüngst Vorschläge gemacht, die offenbar die Auffassung der Regierung wiedergeben, denn auch der preußische Eisenbahnminister Oeser hat sich diese Vorschläge in seiner Rede über die Betriebslage der Eisenbahnen zu eigen gemacht. Der Akkordlohn, so führte der „Vorwärts" aus, dürfte nicht „Mordlohn" sein. Daher müsse den Ar-

beitenden in jedem Falle ein Mindestlohn garantiert bleiben, den er ohne Rücksicht auf seine Arbeitsleistung erhalte. Ferner dürfe er über eine gewisse Höchstleistung, die in der gesundheitlichen Verfassung des Arbeiters ihre Grenze finde, nicht tätig sein. Praktisch ausgedrückt würde die Forderung etwa lauten: „Man setze als Mindestlohn etwa zwei Drittel des heutigen Zeitlohnverdienstes fest, steigere das Interesse an der Produktion durch gute Akkordprämien zunächst nur soweit, daß insgesamt etwa ein Drittel mehr verdient werden kann als heute. Über diese Grenze hinaus gebe man keine Prämie. Der Erfolg wäre, daß die Arbeiterschaft nicht dazu veranlaßt wird, die Höchstleistung zu überschreiten." Der Vorschlag führte dann noch weiter aus, daß zur Verhinderung kapitalistischer Ausnützung der Arbeiter durch den Unternehmer die Dividenden auf einen bestimmten Prozentsatz beschränkt und die darüber hinaus erzielten Gewinne dem Gemeinwohl nutzbar gemacht werden müßten.

Es steht zu hoffen, daß die großzügige Agitation, die die Sozialdemokratie innerhalb der Arbeitsstätten für die Rückkehr zur Akkordarbeit betreibt, die deutsche Arbeiterschaft veranlassen wird, sich mit einer modernisierten Akkordarbeit zu befreunden. Schon jetzt nimmt unter den vernünftig denkenden Arbeitern die Erkenntnis zu, daß der Rückgang der Arbeitsleistung der Hauptgrund für den Verfall des Verkehrswesens ist, der im Zusammenhange mit dem Lokomotiv- und Wagenmangel seinerseits wieder der Vater der Kohlennot ist, die das ganze deutsche Erwerbsleben und damit natürlich auch in erster Reihe die Arbeiterschaft mit dem Gespenst der Arbeitslosigkeit, mit Hunger, Kälte, Verarmung und dauernder Ausschaltung vom Weltverkehr bedroht. Deutschland ist verarmt, der noch vorhandene Reichtum besteht zum größten Teil in Papier, das bei weiterem Rückgang der Produktion völlig wertlos zu werden droht. Die Rettung unseres Landes und jedes Einzelnen kann nur durch die Erhöhung der Arbeitsleistungen erreicht werden. Die Wiedereinführung einer modern ausgestalteten Akkordarbeit ist einer der Hauptwege zu diesem Ziele.

Der Schauspieler und sein Idol.

Von Direktor Georg Schade.

In „Schauspielerehen" (Kritiker Nr. 27) führte ich aus, daß der Schauspieler zum Aufbau seiner Leistung eines Idols bedürfe. Ein „Idol" ist ein Götze, ein Heiligenbild, ein Kleinod, von dem derjenige, der es sich schafft oder beschafft, eine besondere Wirkung, eine Kraftäußerung erwartet, und ist somit eigentlich Mittel zum Zweck einer suggestiven Wirkung. Genau, wie ein glänzender Metallknopf, ein Kristall Mittel zur Erzeugung von Schlafbedürfnis ist. Der Zweck (die Wirkung) tritt natürlich nur dann ein, wenn der Glaube (Autosuggestion) an das Mittel stark ist, und tritt um so kraftvoller und sicherer ein, je stärker der Glaube an die Kraft des Idols ist.

Das natürliche Idol für den Schauspieler wäre seine Rolle, und sie ist es auch im allgemeinen, wenigstens, soweit es sich um eine „schöne Rolle" handelt. Die „schöne Rolle" ist überhaupt im Berufsleben des Schauspielers von ausschlaggebender Bedeutung. Für eine schöne Rolle erträgt der Schauspieler alles, leidet alles, wagt alles, von ihr erhofft er aber auch alles: Erfolg, Ruhm, Reklame, ein gutes Engagement, Aufstieg für die Zukunft. Die „schöne Rolle" ist so wichtig für ihn, daß ihr ein eigenes Kapitel gewidmet werden muß.

An zweiter Stelle steht für den Schauspieler als Idol das Publikum im allgemeinen. Es ist das Agens von dem er Anregung zu weiterm Schaffen, zu einer erhöhten Kraftentfaltung empfangen soll und empfängt. Das Publikum in seiner Unpersönlichkeit aber ist dem Schauspieler ein zu weitfassender Begriff als Idol. Er sucht es sich zu verkleinern, greifbarer zu gestalten, zu komprimieren, für die Gegenwart, den Augenblick umzuschaffen, und es entsteht so das Idol aus dem Publikum: Freund, Gönner, Geliebte. So ergab sich das Bild der „Waschfrau im Theater". Wenn ein Schauspieler etwa bei einem Abgang einen eigentlich unmotivierten Applaus bekommt, sagt sich sofort ein „liebenswürdiger" Kollege: „Aha, er hat heute seine **Waschfrau im Theater.**" Unter diesem karikaturistischen Bilde wird sofort, unbewußt, des Idols gedacht.

Der Schauspieler ist durch die Eigenart seiner Tätigkeit völlig Gegenwarts-, völlig Augenblicksmensch. Er klammert sich an den Augenblick, denn er schafft für den Augenblick, er genießt für den Augenblick, er leidet für den Augenblick. Sein ganzes Sinnen und Denken liegt hauptsächlich in der Gegenwart wie seine Leistung,

die ja auch nur für den Augenblick berechnet ist und keine Möglichkeit des Bestehens für längere Zeitdauer hat. „Die Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze."

Da also seine ganze Berufsbetätigung und hierdurch folgerichtig sein Leben mit größter Intensität auf den Augenblick gerichtet, zeitlich und räumlich begrenzt, abhängig vom Persönlichen ist, strebt er auch immer, bewußt oder unbewußt, nach dem realen, persönlichen Gegenwartswert und sucht sein Idol möglichst in greifbarer Einheit. Es ist ihm Bedürfnis „für jemanden zu spielen". Das Hoftheater der vergangenen Zeit bot ihm hierzu ohne weiteres Gelegenheit, denn es brachte ihm den Götzen, das Idol in den Personen der Fürstlichkeiten, in deren Dienst er stand und die bei den meisten Aufführungen gegenwärtig waren. Der Fürst war das erste persönliche Idol des Hoftheaterschauspielers, von dessen „Gnade" er wohl auch Anerkennungen in greifbarer, realer Form: Orden f. K. u. W., Busennadeln oder dergleichen erhoffte, erstrebte und erhielt, die ihm zu Idolen von längerer Wirkung wurden. In Abwesenheit der Fürstlichkeiten vertrat wohl der Intendant die Stelle des augenblicklichen, des Gegenwartsidols. Das Idol flößt dem Schauspieler immer ein seltsam gemischtes Gefühlskompositum ein: ein Gemisch von etwas Scheu, ein wenig Ehrfurcht, etwas Bewunderung, ein wenig Zuneigung und etwas freudig-zagende Erwartung (wie sie das Kind beim Gedanken an den Weihnachtsmann empfindet). Dieses Gefühlsgemisch zwingt ihn, sich selbst bis zu einem gewissen Grade in seiner künstlerischen Leistung zu kontrollieren, sich etwas zu disziplinieren. Und das ist gut. Im allgemeinen neigt der Schauspieler sehr leicht zur Disziplinlosigkeit selbst in künstlerischen Fragen: er läßt sich leicht gehen, macht sich kein Gewissen daraus, sich einmal, wenn er gerade die Laune hat, in seiner Rolle über das Publikum lustig zu machen, allerlei Allotria zu treiben. Ausnahmen machen da nur ganz hervorragende, ernsthafte Künstler, die immer scharf Selbstzucht üben; aber ihre Anzahl ist in dieser Beziehung äußerst gering, denn auch hervorragende Künstler lassen oft ihre Laune schießen und leisten sich dann Unglaubliches. Besonders kann man das beobachten, wenn ein Schauspieler, der „etwas ist" oder sich einbildet „etwas zu sein", bei Gelegenheit in einem Ensemble spielen muß, das an künstlerischer Qualität seiner sonstigen Umgebung nachsteht, oder aber — wenn das Theater einmal schlecht besucht ist! Da der Schauspieler, wie ich schon früher ausführte, an einer sehr gesteigerten Wertschätzung seiner Person leidet, pflegt er jedes schlecht besetzte Haus fast wie eine persönliche Beleidigung aufzufassen. Diese seinem Künstlerstolz zugefügte „Beleidigung" sucht er meist damit zu vergelten, daß er in seiner Rolle allerlei Unfug verübt, der ja — zum Glück — dem Publikum aber meist verborgen bleibt. Daß bei solchen Umständen von einer guten Darstellung des Stückes nicht die Rede sein kann, ist selbstverständlich; so ergibt sich die bekannte Tatsache, daß man bei einem leeren Hause nur in seltensten Fällen eine gute Vorstellung finden wird. Bei einem Schwank oder einer Posse kann unter Umständen das sprühende Feuer toller Laune auch eine gute Vorstellung zeitigen; es ist das aber selten und bleibt unter allen Umständen — soweit sich bei dieser Kunstgattung von Kunst reden läßt — unkünstlerisch. Hierher gehört das leidige Kapitel des Extemporierens, das aber nicht im Rahmen dieses Artikels behandelt werden kann.

Nach dieser scheinbaren Abschweifung, die zum Verständnis nötig war, kehre ich zum Thema des Idols zurück. Der „Disziplinlose" braucht also etwas, das ihn disziplinliert, etwas, das ihn veranlaßt, das Beste in seiner Rolle zu leisten und zu geben. Das fühlt er unwillkürlich selbst und sucht sich, wenn nicht ein natürliches Idol — und auch neben diesem (eventuell sogar in größerer Zahl) — im Gönner, Intendanten, dem Direktor oder dem diensttuenden Regisseur (der dem Schauspieler auch Idol sein kann, wenn er an ihn, an seine ernste Künstlerschaft glaubt) vorhanden ist, ein persönliches Idol, dem eigentlich seine Huldigungen durch seine Leistungen gelten. Naturgemäß wird dieses Idol meist ein Wesen des anderen Geschlechts sein, sei es nun aus dem Kreise der Kollegenschaft oder aus dem der Theaterbesucher. Oft gilt auch das Aufgehen in eine Leistung dem unbekannten, dem ersehnten Idol. Gleichsam wie zur Paarungszeit im Tierreich das Männchen, sich unbewußt, durch Naturzwang, mit dem Hochzeitskleide schmückt, gibt der Schauspieler seine reinsten, tiefsten Töne, den gewaltigsten Überschwang der Empfindungen aus der ihm selbst fast immer unbewußten Sehnsucht nach dem Idol. Er hat hier ungemein viel Ähnlichkeit mit dem lyrischen Dichter, der ganz unbedingt eines Idols zum Schaffen bedarf, dessen Harfe nie klingen kann und wird, wenn er nicht sinnlich durch ein Idol gereizt ist und in Sehnsucht nach dessen Besitz entbrennt. Das Idol ist keineswegs immer an sich ein Ideal, sondern oft das Gegenteil. Das ist für den Erfolg gleichgültig, wenn es nur im Augenblick anreizend wirkt, um Gefühle und Stimmungen auszulösen. Die wundervollsten Lieder unserer Lyriker haben oft

sehr minderwertige, ja abstoßende und gemeine Idole als Hilfsmittel gehabt. Die Phantasie des Dichters schafft sich ja sein Idol für den Augenblick um; er behängt es mit dem Schleier der Poesie und setzt ihm die goldene Märchenkrone seiner Idealgestalt auf, aber er bedarf zum Schaffen, ebenso wie der Schauspieler, des körperlichen Mediums, das ihm kein reines Phantasiegebilde ersetzen kann. Die Lieder des Lyrikers werden darum auch immer nach einer Zeit enttäuscht und entsagend ausklingen, weil die Märchenkrone und der Phantasieschleier in Augenblicken nüchterner Erkenntnis nicht die Täuschung aufrecht halten und so die Unerreichbarkeit des Ideals zutage tritt. So auch beim Schauspieler: Er sucht das Idol mit Sehnsucht, bewußt oder unbewußt. Dieser Sehnsucht verdanken wir seine schönsten Gaben. Ist ihm das Idol aber greifbar nahegerückt, so sieht er bald, daß es nicht der Idealgestalt seiner Phantasie entspricht und er sucht sich, ohne viel Kopf- und Herzzerbrechen (dadurch unterscheidet er sich wieder vom lyrischen Dichter) ein neues Idol! Im Überschwang seiner Phantasie stellt der Schauspieler auch meist an sein Idol, das ja in menschlicher Körperlichkeit gefunden sein soll, Anforderungen, die es unter vernünftiger Berücksichtigung von Umständen, Zeit und äußeren Bedingnissen gar nicht erfüllen kann. Solche vernünftigen Erwägungen kann der Schauspieler aber nicht walten lassen, denn ihm sind ja Vernunft und Verstand nun bedingt untertan; Temperament, Sinnlichkeit, Unrast, Sucht nach ewigem Wechsel spielen ihm da einen Streich. So verbraucht der Schauspieler fast vom ersten Auftreten bis an sein irdisches Ende eine Unmasse an Idolen, von denen er oft mehrere nebeneinander hat. Er ist aber ohne Idol nicht denkbar, denn erst das Idol gibt ihm die Kraft, sich mit allen Fibern und Fasern seines Egos zu höchster Kunstleistung aufzuschwingen.

Künstler.

Oskar Fried.

Äußerlich nähert sich dieser geborene Berliner, der es bis zur Europa-Berühmtheit gebracht hat, stark den Fünfzigern. Innerlich ist er fünfundzwanzig geblieben. Das hat seine inneren und äußeren Gründe.

Fried gehörte nicht zu den frühreifen Talenten. Zwar trieb es ihn von früher Jugend auf zur Musik; aber die Verhältnisse lagen so, daß er lange Wanderjahre als musikalischer Handwerksbursche in aller möglichen Herren Länder verbringen mußte. Dabei bildete er sich nebenher autodidaktisch stets weiter, bis es dem Dreißigjährigen endlich gelang, in Berlin bei Philipp Scharwenka seinen Studien Erfolge abzugewinnen, nachdem er vorher schon einmal eine Zeitlang von Humperdinck wertvolle Unterweisung erfahren hatte. Damals erwachte auch der Dirigent in ihm: Fried übernahm die Leitung des Sternschen Gesangvereins. Und als dann 1904 vom Wagnerverein sein starkes Chorwerk „Das trunkene Lied" zum ersten Male aufgeführt wurde, da ward der Name Oskar Fried fest geprägt.

Das Werk hatte einen starken Erfolg, der später noch von dem hinreißenden „Erntelied" (Dehmel) für Männerchor mit Orchester überboten wurde. Seitdem ist Oskar Fried leider nicht mehr mit Werken großen Stils hervorgetreten. Um so mehr interessierte im Laufe der Jahre der Dirigent. Wenn man ihn zum ersten Male sieht, bildet sich leicht das Urteil: ein ursprüngliches, starkes Musiktalent gebe sich hier lediglich die große Pose des Orchesterleiters. Aber später sieht man ein, daß es doch ehrliche Arbeit ist. Nur eben manchmal nichts weiter als dies. Fried ist ein so gebildeter und talentvoller Musiker, daß er halt auch dirigieren kann und darf. Aber er ist nicht das geborene Dirigentengenie im Sinne Nikischs oder Haus-eggers oder Strauß'. Kritik ist hier also stets am Platze. Dagegen hat sie zu schweigen gegenüber dem inbrünstig starken Willen, der sich rücksichtslos und vorurteilsfrei für die moderne Musik einsetzte und sich die besonders ehrenvolle Aufgabe stellte, für Gustav Mahler eine Lanze zu brechen. Da ist Fried denn auch in seinem Element: eine innere Verwandtschaft zieht ihn zum Meister des „Liedes von der Erde", dessen Popularität in Berlin er anbahnte; auch die deutsche Uraufführung der nachgelassenen IX. Symphonie Mahlers im Jahre 1912 sei ihm unvergessen, ebenso seine temperamentvolle Berlioz-Propaganda. Für alle derartige Werke wirbt er mit einer Intensität, die ihn stets sympathisch erscheinen läßt. — Oskar Fried ist mehrere Jahre lang in Berlin nicht mehr erschienen (mit Ausnahme eines Volksbühnen-Konzerts im vergangenen Jahr) —; man hat ihn nicht vermißt. Aber wenn er jetzt mit seinem jugendlichen Temperament wieder einmal erschiene, als Herold Mahlers etwa, so würde er stürmisch begrüßt werden.

Die Macht der Musik.

Von **Karl Fischer.**

Die neue Saison der Theater hat begonnen, und die Konzertsäle warten auch bereits auf den sattsam bekannten Besuch bis auf den letzten Platz. Neben den Ankündigungen der Reger-Woche, Konzerten von Hermann Scherchen und anderen Großen aus dem Reich der Töne findet man auch in diesem Jahre wieder Inserate irgend eines Lottchen Müller und irgend eines Karl Friedrich August Schulze, die Kunst und Konzerte versprechen. Das große Publikum aber stellt sich diesen Allzuvielen und allzu Unbekannten fremd, ja fast feindlich gegenüber, und so wird eine Tragik in die Konzertsäle getragen, von deren Größe und Grausamkeit nur die Wenigsten wissen. Auf der anderen Seite aber steht die Tatsache, daß manche dieser Unbekannten wirkliche und echte Künstler sind, die durch die Ungunst der Verhältnisse nicht bekannt und gewürdigt werden können. Und leise klingt in verhaltenem Weh das Lied von jenen, die am Wege sterben! Denn an das Kindische und Verlogene des so oft zitierten: das Genie bricht sich Bahn, ringt sich durch, kann der Eingeweihte und Wissende nicht glauben.

Das schon so oft Beklagte und in allen Tonarten und von allen Temperamenten Erörterte soll noch einmal hier kurz gestreift und dadurch noch einmal die Hoffnung auf Besserung gestellt werden.

Berlin war und ist noch heute die Konzert- und Musikstadt par excellence. Das wußten namentlich Amerikaner und Amerikanerinnen zu würdigen, die in hellen Scharen über den großen Teich gondelten, sich in den Konservatorien und bei allen Musikschulen drängten; und da sie ganz gehörig money mitbrachten, ließen sich die Lehrer und Lehrerinnen diesen embarras de richesse gar wohl gefallen, auch wenn die Kleinheit ihrer Begabung im umgekehrten Verhältnis stand zur Größe ihres Dollarvorrates. So viele Konzerte wie in Berlin an einem Abend im Winter gab und gibt es weder in New-York, noch London, oder in Paris. Aber gerade in diesem Umstand liegt die Tragik der Unbekannten, die Winter für Winter tapfer um Ruhm und Anerkanntwerden kämpfen und in den allermeisten Fällen weiter nichts als Verzweiflung erreichen.

Wie spielt sich nun dieser Kampf ab? Wie auf allen andern Gebieten, so ist auch auf dem Felde der Musik und der Konzerte der Zuzug aus dem Reich außerordentlich groß. Man hat daheim gelernt und gelernt, studiert und studiert, und nun soll Berlin, soll ein Konzert in Berlin die Probe auf das Exempel und die letzte Weihe geben. Aber das Pflaster in Berlin ist teuer, und der Agent ist teuer, wenn auch vor ein paar Jahren durch eine Novelle zur Gewerbeordnung eine Besserung eingetreten ist und heute Agenten und Konzertagenturen Anfängern und Unkundigen nicht mehr ganz das Fell über die Ohren ziehen dürfen. Und der Saal kostet viel Geld, die Programme und das Drucken der Eintrittskarten, und dann kommt endlich der Abend, und der Saal bliebe leer, wenn der Agent nicht im letzten Augenblick ein paar Dutzend Freikarten verteilt hätte, die aber heute auch nur dann genommen werden, wenn man Fahrgeld und Garderobe ersetzt erhält. Die Zeitungen bringen keine Besprechung, auf die man baute und vertraute, und auf die man sich in der Heimat eine Existenz als Lehrkraft gründen wollte. So viel hundert Mark sind nutzlos ausgegeben und mit Verzweiflung im Herzen fährt man entmutigt, enttäuscht nach Hause.

Und die Presse, die Mittlerin sein soll zwischen Künstler und Publikum? Die großen Berliner Tageszeitungen haben drei und vier Musikkritiker, die an jedem Abend im Winter in mindestens vier Konzerte hetzen müssen, hier ein Lied, dort ein Geigensolo oder ein Klavierstück hören, da es aber außerdem noch eine Reihe von Theatern gibt, deren Spielplan Musik, Oper oder Operette beherrscht und die im Lauf der Saison verschiedene Premièren veranstalten, bei denen die Musikkritik zur Stelle sein muß, kommt in die Konzerte der ganz Unbekannten kein Kritiker, ja, meistens erscheint nicht einmal ein Hinweis auf das Konzert, der so beliebte Waschzettel im redaktionellen Teil der Zeitungen. In der Saison und Hochflut der Konzerte werden die Zeitungen von den Konzertagenturen mit Waschzetteln überschwemmt, überschüttet, und die Redaktion kann beim besten Willen und infolge des Raummangels nur Notizen von bekannten Künstlern abdrucken, welche das Publikum interessieren.

Ist denn nun aber gar kein Ausweg aus dieser Wirrnis? Vielleicht! Die in Berlin Musik studiert haben, Schüler der Konservatorien gewesen, sind ein wenig besser daran. Das Konservatorium veranstaltet am Schluß des Schuljahres und am Schluß der Saisen, wenn die Flut der Konzerte abgeebbt ist, Schülerkonzerte. Hier pflegt sich

auch die Presse einzufinden, dieser und jener Name wird in der Kritik genannt, ein schüchterner Anfang ist gemacht, gewissermaßen ein Nagel eingeschlagen, an dem man vertrauensvoll sein Schicksal aufhängen kann. Der Besuch der Konservatorien aber ist teuer, und nur Wenige, die nicht in Berlin wohnen, können sich diesen Luxus erlauben. Deshalb wird es notwendig sein, daß der Staat solche Musikschulen einrichtet, wie es in Paris schon lange der Fall ist, wodurch übrigens auch Opernhäuser und Operettentheater auf das Beste und Würdigste ihren Bedarf an Kräften decken und mit Leichtigkeit ein tüchtiges Ensemble zusammenbekommen. So lange aber der Staat für die armen Musikstudierenden nicht sorgt, nicht sorgen kann, sollten alle jungen Leute mit hohen Hoffnungen und stolz zur Sonne fliegenden Plänen nicht zur Feuertaufe nach Berlin kommen. Sie ist lediglich teuer und enttäuscht nur. Sie sollten überzeugt davon sein, daß es für sie besser, bequemer und billiger ist, wenn sie sich in der Heimat, oder in der nächsten größeren Provinzstadt öffentlich hören lassen. Hier werden sie sicher das Ohr des Publikums und der Kritik haben, und wenn sie dann nach Berlin kommen, brauchen sie nicht die Furcht zu haben, daß sie als ganz Unbekannte auf ungewohntem Pflaster straucheln und fallen.

Dann wird vielleicht auch für die jungen und noch weiteren Kreisen unbekannten Künstler die Macht der Musik eine wohltätige Macht sein!

Theater und Musik.

Kleines Theater: „Summa Summarum".

Tragikomödie von **Hermann Kesser.**

Hauptperson: ein Baron, ehemaliger Minister, der Monologe hält, wie Faust, Erinnerungen schreibt, wie Bethmann Hollweg und dauernd auf den Tisch schlägt, wie General Hoffmann. Er zieht die Bilanz seiner politischen Tätigkeit und findet summa summarum Lüge und Heuchelei. Er schreibt auch, mit Hilfe seines Sekretärs, alles fein säuberlich auf, um der Regierung einen Spiegel vorzuhalten, bringt aber schließlich doch nicht den Mut zu solchem Bekenntnis auf, sondern findet sich, nachdem er seine Ahnen um Hilfe angefleht, wieder zum rechten politischen Glauben zurück und stirbt, als ihn die Sozialisten als ihren Genossen feiern, einen komischen Bühnentod.

Das Werk, das in einem, zwei Stunden dauernden, Akt geschrieben ist, ist nicht überwältigend, aber immerhin interessant und wirksam. Im übrigen ist es jetzt gerade aktuell, obwohl es schon im Herbst 1917 geschrieben wurde.

Die Darstellung ist im ganzen zu loben, obwohl Hans Junkermann keinen Diplomaten gab, der sich glatt und geschmeidig auch noch als a. D. zu beherrschen weiß, sondern eher einen verabschiedeten, verärgerten und polternden General auf die Bühne stellte. S.

Zeitgemäßes.

Bismarck an die Gegenwart.

Ich muß bekennen, ich ziehe den Staat vor, wo die Minister sich noch ein feines Gefühl, eine Entrüstung, wenn sie beleidigt werden oder wenn ihnen eine Niederträchtigkeit ins Gesicht geschleudert wird, wo die Minister sich noch die Möglichkeit, zu erröten, bewahrt haben; — kurz, abgehärtete, dickfellige Minister sind nicht mein Ideal, und ich glaube, man kommt besser durch mit Ministern von feinerem Ehrgefühl. Härten wir sie erst so ab, daß sie für keine öffentliche Meinung mehr zugänglich sind oder keine Scham und Empfindung für öffentliche Beleidigungen übrig haben, dann kann es sehr leicht vorkommen, daß wir künftig einen Minister haben, der sich sagt, was hilft es mir, daß ich ehrlich bin, verleumdet werde ich ja doch; und von jedem Minister wird heutzutage behauptet, daß er persönlichen Eigennutz verfolgt, wenn er nach seiner Ueberzeugung handelt.

*

Ich gehöre nicht zu denen, die jemals im Leben geglaubt haben, oder heute glauben, sie könnten nichts mehr lernen, und wenn mir einer sagt: Vor zwanzig Jahren waren Sie mit mir gleicher Meinung, heute habe ich dieselbe Meinung noch, und Sie haben eine entgegengesetzte, so antworte ich ihm darauf: Ja, so klug, wie Sie heute sind, war ich vor 20 Jahren auch, heute bin ich klüger, ich habe gelernt in 20 Jahren.

*

Der reiche Mann behält ja sein Geld nicht, er gibt es aus, klug oder verrückt, und von diesen Ausgaben leben viele andere Leute. Wenn wir keine Leute hätten, die aus Ueberfluß ausgeben, so würden alle, die vom Luxus leben: die Künstler, die Verfertiger von Modewaren, Konfektion usw. nicht existieren; wovon sollen sie leben, wenn jeder nur knapp hat, seinen Hunger zu stillen? Es ist notwendig, daß es Leute und Familien gibt, die auch für Luxus ausgeben können; Millionen leben davon. Schaffen Sie den Luxus ab, so zerstören Sie eine Menge Existenzen. Schaffen Sie den wohlhabenden Mann ab, der etwas mehr hat, als sich satt zu essen, und überlegen Sie sich einmal, was für Produktionen, was für Gewerbe und Industrien dann nichts mehr zu tun haben. Wenn alle Leute aufhören wollten, andere Ausgaben, als die für ihre einfache Ernährung zu machen, müßten viele Gewerbe ausfallen. Deshalb möchte ich Ihnen empfehlen: halten wir alle zusammen, Produzenten jeder Art, Industrielle, Handwerker, Landwirte, aber auch Kaufleute!

*

Es ist so leicht, so unfruchtbar, alles zu negieren, alles schlecht zu finden — jedes Ding hat ja zwei Seiten — und sicher zu sein, daß man nie auf die Probe gestellt werden kann, selbst zu versuchen, es besser zu machen. La critique est aisée, et l'art est difficile. Ein Kritiker wie Lessing hat sich noch nie damit geschmeichelt, daß er selbst, wenn er Laokoon kritisierte, imstande wäre, irgend ein Bildhauer zu sein. Ich kann versichern, die Politik ist keine Wissenschaft, die man lernen kann, sie ist eine Kunst, und wer sie nicht kann, der bleibt besser davon!

*

So klug wird man nie wieder, wie man gewesen ist, als man einfacher Abgeordneter war, ohne jede Verantwortlichkeit, wo man mit unskrupulöser Sicherheit über alles urteilte, was überhaupt dem Menschen gebracht werden kann.

Glossen.

Die Regierung versichert jeden Tag, daß sie alles tue, um die Arbeitslust und die Arbeitskraft ihrer Bürger zu erhöhen und zu stärken. Zur Erhöhung der Arbeitskraft dient aber auch unstreitig der sonntägliche Ausflug für denjenigen, der sechs Tage der Woche angestrengt arbeiten muß. Nun hat Berlin eine wirklich schöne Umgebung. Um sie aber zu erreichen, ist man auf die Stadtbahn angewiesen. Kommt nun der Erholungsuchende an den Bahnhof, so wird er allemal und immer die Beobachtung machen, daß von den vier Fahrkartenschaltern drei geschlossen sind, während sich vor dem einzigen geöffneten, in unabsehbarer Schlange die Ausflügler drängen. Da ein Mangel an Beamten nicht mehr besteht und die Eisenbahnverwaltung natürlich nichts ohne Absicht tut, so ist nur anzunehmen, daß diese Behörde den Benutzern der Stadt- und Vorortbahnen gute Gelegenheit geben will, sich in christlicher Demut zu üben. Denn hat der Erholungsbedürftige nach einer dreiviertel Stunde glücklich eine Fahrkarte erwischt und will nun zum Bahnsteig eilen, so trifft er von neuem auf eine Menschenstauung, denn es ist ebenfalls nur eine Sperre geöffnet. — Hat er aber nach einer weiteren halben Stunde den Bahnsteig wirklich erreicht, so ist der Zug, mit dem er fahren wollte, meistens schon längst abgedampft, und der nächste geht erst in drei Stunden. Fluchend geht nun der Ausflügler a. D. in irgend eine Kneipe, spült seinen Aerger mit Bier und Cognak herunter und schimpft zu Unrecht auf die Regierung, die doch „Alles tut, um die Arbeitskraft zu erhöhen". — S.

Ein günstiger Wind hat jüngst dem „Vorwärts" ein Papierchen auf den Redaktionstisch geweht, aus dem eindeutig hervorgeht, daß die Eisenbahndirektion Berlin einem Cognac-Lieferanten für gute Bedienung „im dienstlichen Interesse" allerlei gute Dinge, Lebensmittel und Seife, geben wollte; die abgegebenen Mengen sollten dabei als „Schwund" verbucht werden. Diese Verbuchung als Schwund empfiehlt das Blatt der vorgesetzten Eisenbahnbehörde zur Untersuchung. Damit hat es sicherlich recht. Daß bei dieser immerhin merkwürdigen Angelegenheit noch etwas anderes dringend der Untersuchung bedarf, scheint ihm entgangen zu sein, und dieses andere ist der „günstige Wind". Man liest neuerdings auffallend oft, und zwar in Blättern aller Richtungen, daß ein „g'instiger Wind" ihnen irgend etwas auf den Redaktionstisch geweht habe, dessen Veröffentlichung irgend einem Gegner höchst unangenehm ist. Warum hat nun wohl dieser günstige Wind immer die Richtung auf eine gegnerische Redaktion zu? Kein Lehrbuch der Wetterkunde gibt hierüber auch nur Andeutungen. Der Gegenstand wäre gewiß wert, einem Musensohne zum Doktorhute irgend einer

hohen Fakultät zu verhelfen. Sicherlich würden bei einer eingehenden Untersuchung dieser Vorzugsrichtung des Windes recht merkwürdige Zusammenhänge aufgedeckt werden. Soviel ist von vornherein sicher: der Schreiber wie der Empfänger solcher heiklen Papiere — wenn das Schriftstück sein Ziel überhaupt erreicht — werden sich gewiß hüten, es auf irgend einen Redaktionstisch zu blasen. Also muß wohl zwischen ihnen irgend jemand eingreifen, der die alte Zauberformel „Wehe, wehe, Windchen" wirksam anzuwenden weiß. Ueberall, bei den Behörden, bei den Parteien, bei großen Verbänden, aber auch bei Privatleuten mengen sich solche Windmacher ein, die auf saubere Finger nur wenig geben. Sie sind die Stehler, und wer ihre Diebesbeute für sich verwertet, spielt folglich die Rolle des Hehlers. Wobei der mildernde Umstand nicht zu vergessen ist, daß diese Hehler mit ihren Veröffentlichungen manchmal die Belange der Gesamtheit fördern. Manchmal aber auch nur ihre eigenen. Warum in aller Welt schlagen sie nicht zwei Fliegen mit einer Klappe, indem sie in solchen Fällen auch über das Zustandekommen des „günstigen Windes" ein Wörtchen fallen lassen? Handelt es sich um einen bloßen Zufall — die Post soll ja manchmal ein Schreiben fehlleiten! —, was hätten sie dabei zu scheuen? Oder sollte — das wagen wir nur anzudeuten — eine ganz entfernte Möglichkeit bestehen, daß sie selber Hand in Hand mit den Windmachern arbeiten? Daß sie selber zaubern können: „Wehe, wehe, Windchen"? P.

Endlich ist die Kohlenfrage gelöst. Wir werden wieder warme Winterquartiere haben. Die Kohlenkarten werden wieder voll beliefert und sogar zur rechten Zeit. Die Winterkohle wird nicht erst im darauffolgenden Spätfrühling herausgegeben. Der Zugverkehr wird wieder in vollem Umfange aufgenommen werden können. Sogar etwaige Streiks in den Kohlenrevieren können nicht mehr gefährlich werden. Und wodurch das alles? — Nur durch den Scharfblick des Kohlenkommissars. Er hat das Grundübel unserer Kohlenverhältnisse entdeckt und mit kühnem Griff beseitigt. Er hat in allen Häusern mit Personen-Fahrstuhl den Betrieb dieses Aufzuges untersagt. Es wird natürlich für die Allgemeinheit gleichgültig sein, ob die paar an den Fahrstuhl gewöhnten Leutchen Trepp-auf Trepp-ab laufen lernen und ob sie alle Flüche des Himmels und der Hölle auf das Haupt des Kommissars herabwünschen oder nicht. Aber es wird sicher für die Allgemeinheit ebenso unmerklich sein, ob die paar tausend Fahrstühle sich bewegen oder still stehen. Denn in der Hauptsache werden sie sich ja trotz aller Verbote doch bewegen, und sogar mit der ausdrücklichen Erlaubnis der hohen Behörde. Denn da in jedem solchen Hause irgend eine hinfällige Person vorhanden sein wird, die auf keinen Fall die Treppen steigen kann, wird der Fahrstuhl ihretwegen nicht abgestellt werden können (gemäß der ausdrücklichen Klausel der Verordnung), und wer will nachprüfen, ob lediglich diese kranke Persönlichkeit oder auch weniger befugte Personen den Aufzug benutzen. Also keine Sorge: die Fahrstühle werden gehen, die Kohlennot wird nicht behoben sein, Berlin wird frieren, und die Archive werden um eine neue Verordnung reicher sein. Also alles in Ordnung — immer weiter im alten Gleise. C.

Nachdruck nur mit vollständiger Quellenangabe erlaubt.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin.
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

Die Buchhändler-Warte, Berlin, ſchreibt in Nr. 12: Trotz Papiermangels ſchießen Zeitungen wie Pilze aus der Erde, enden allerdings auch meiſt ſo ſchnell. Eine Zeitſchrift — oder beſſer Tageszeitung —, der wir ein ſolches „Pilzdaſein“ nicht wünſchen, iſt die **Tägliche Weltſtimme.** Vor uns liegen die erſten fünfzehn Nummern. Sie enthalten Auszüge aus einer großen Anzahl der führenden Tageszeitungen und Zeitſchriften ſowohl des Reiches wie auch des neutralen und feindlichen Auslandes. Die Ausſchnitte ſind entſprechend rubriziert, um ein ſchnelles Orientieren zu ermöglichen. Ferner ſind auch Parlamentsreden uſw. auszugsweiſe wiedergegeben. Bei unparteiiſcher Redaktion kann eine ſolche Zeitung zweifellos viel Gutes ſtiften und dem Vielbeſchäftigten, dem Politiker und Journaliſten manch unnötige Zeit für Zeitungsleſen erſparen und auch die Tageszeitungen ſelbſt ergänzen.

Annahme für Vorwetten.

Rennen zu

Bln.-Grunewald	21. September
Leipzig	21. September
Bremen	21. 23. September
Hamburg-Horn	24. 25. September

Trabrennen zu

München-Daglfing	21. September
Hamburg-Farmsen	21. September

Annahme von Vorwetten für Berlin bei **persönlich** erteilten Aufträgen bis **3 Stunden** vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 6¾ Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9 (Eingang Innsbrucker Str. 58)
Oranienburger Str. 48/49 a. d. Friedrichstraße
Friedrichstraße 83
Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)
Potsdamer Str. 23a.
Neukölln, Bergstraße 43

und an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim

Leipziger Str. 132	Rathenower Str. 3
Nollendorfplatz 7	Königstraße 31/32
Planufer 24	Unter den Linden 14
Tauentzienstr. 12 a	Moritzplatz

Rosenthaler Straße.

Für **briefliche** und **telegraphische** Aufträge Annahme bis 3 Stunden vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

WORAN MAN NICHT DENKEN MAG

Ein neuer Roman von

GABRYELA ZAPOLSKA

Preis Mk. 7,— broschiert, Mk. 10.— gebunden.

Ein Anklageroman gegen die moderne Gesellschaft. „Die Darstellung des sittlichen Zornes der anständigen Frau, die als Weib und Mutter schwer gelitten hat, findet Ausdrucksmittel von solcher Kraft, daß eine tiefe Erschütterung des Lesers zurückbleibt." Kölnische Zeitung.

Durch jede Buchhandlung erhältlich oder durch

OESTERHELD & CO / VERLAG BERLIN W 15

Gesamt-Prospekt aller Romane unberechnet.

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II - Berlin NW. 87, Reuchlinstraße - Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten, und Erweiterungsbauten von Gasanstalten für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.

Sämtliche Ausrüstungsteile für Öfen mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.

Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.

Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.

Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.

Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.

Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.

Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.

Geräte und Werkzeuge.

Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.

Triebwerke.

Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Wasserwerken und Kanalisationen,

Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

Nummer 30 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft
Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Valuta-Politik. Von J. Frank

Wohnungsvermittlung und Wucher.
Von Rechtsanwalt Dr. Ernst Eckstein

Karl Muck.

Der Wirtschaftskritiker spricht. Von Spekulatius.

Der Kuss auf der Bühne. Von Direktor Georg Schade

Theater und Lichtspiele.

Glossen.

Erscheint jede Woche • Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co
BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Mampes Gute Stube
am Kurfürstendamm

Kurfürstendamm 14/15

Feine Liköre * Edelbranntweine * Seltene Weine
Schaumweine * Champagner * Eisgetränke

Rennen
zu Berlin-Grunewald
(Rennen des Union-Klub)

11. Tag: Sonntag, den 28. Sept., nachm. 1½ Uhr,

8 Rennen im Werte von M. 137 000, u.a.:

Hohenlohe-Oehringen-Rennen 40 000 M.

Verkehrsverbindungen:
Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Straßenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstraße etc.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 27. September Nummer 39.

Valuta-Politik.

Von J. Frank.

Wir leben in einer Zeit des Bizarren. Alles Geschehen, das sich um uns begibt, trägt den Stempel grotesker Unwahrscheinlichkeit. So sehr sind wir aus den Bahnen der früheren normalen Alltäglichkeit gerissen, daß unser Leben nicht mehr von Regeln beherrscht wird, sondern von Ausnahmen, die allerdings mehr oder minder bald zu verhängnisvollen Regeln zu werden drohen.

Die Mauer, die unsere Bewegungs-, Verkehrs- und Handelsfreiheit umgab, ist niedergelegt, wenigstens zum Teil, so daß wir doch wieder jene Erzeugnisse ausführen können, an denen dem exfeindlichen Auslande liegt und mit deren Einfuhr es sich nicht zu schädigen glaubt. Kaum ist die Mauer niedergelegt, so strömt dem englischen Kommissionär, dem englischen Exporteur, dem englischen Geschäftsmann die deutsche Offerte ins Haus. Die deutsche Offerte, über die er nicht genug staunen kann. Er hat irgend einen Artikel aus dem billigen Deutschland vor dem Kriege zu 2½ Shilling bezogen, und heute, wo das Material sich ins Ungemessene verteuert, wo alle Lebenshaltung, alle Löhne, alle Unkosten ins Märchenhafte gestiegen, da bietet ihm der deutsche Produzent den gleichen Artikel um 2 Shilling an! Hat er ihn einst in Deutschland gekauft, so tat er es nur, weil der Artikel in seinem Lande um 2½ Shilling nicht zu haben, sondern billigsten Falls 3 Shilling kostete. Und heute, wo er in England dafür mindestens das Dreifache, also 9 Shilling, zahlen müßte, bietet ihn ihm der Deutsche um 2 Shilling! Das sinnfällige Beispiel verblüfft. Doch ist es kein Wunder, sondern nur die bizarre Folge unserer jammerswert entwerteten Valuta. Vor dem Kriege waren eben 2½ Shilling 2,50 Mark und heute sind 2 Shilling eben 10 Mark.

Ja, ja, unsere schlechte Valuta, ja, ja! Das ist unsere alltägliche Klage. Wir begaffen täglich unsere schlechte Valuta, die vielleicht noch äußerst glänzend ist im Vergleich zu morgen und übermorgen, wir begaffen sie täglich, tun unsere täglichen Seufzer und lassen sie täglich sich aufs neue verschlechtern. Wir hören nur Vorschläge an, wie man sie bessern könnte, gute Vorschläge zum Teil, Vorschläge von Rüstung zu Arbeit und Produktion, begaffen sie aber weiter seufzend und lassen sie sich verschlechtern, soviel sie will. Verschlechterte sie sich gestern, so sagt man: Ja, da ist der Erzberger schuld mit seiner verdammten Notenabstempelung, weil es uns zu schmerzlich wäre zu sagen: Unsere Faulheit und unser Hunger nach ausländischen Luxusdingen richtet uns zugrunde, und verschlechtert sie sich morgen, so entdecken wir sicher einen neuen Grund, nur unsere Faulheit und unsere Gier nach Luxus entdecken wir nicht. Bisher hatten wir noch eine Ausrede: Ja, wir können ja nicht ausführen. Die Blockade! Nun ist die bequem-unbequeme Blockade gefallen, und doch sinkt unsere Valuta weiter.

Unserer Politik, wie sie sich heute darstellt, fehlt es an Konsequentheit, wir lavieren zu viel. Die Politik, die Wirtschaft ist heute nichts Tatsächliches mehr, nichts Konkretes, an dem sich wenig deuteln und rütteln läßt, sondern etwas Experimentelles. Wir machen damit die interessantesten Versuche, wie ein Chemiker mit einem neuen Element, vermischen sie heute mit dem Stoff, morgen mit jenem. Es ist eine wahre Lust zu experimentieren! Aber was dabei herauskommt, ist gerade

keine wahre Lust. Wir tasten und tappen! Aber wir kommen zu keinen Entschlüssen, zu keinen Entscheidungen. In Politik wie in Wirtschaft. Unsere ganze Jeremiade von der Valuta erinnert zu sehr an den ulkigen Studentenvers: Am Präsidium sitzt ein Greis, der .... Ja, vom bloßen Sitzen wird die Valuta nicht besser, auch nicht vom bloßen Klagen. Man muß wohl etwas tun. Und zu tun gibt es soviel, mehr als man ahnt. Kehren wir zu unserem konkreten Beispiel von den 2 Shilling zurück! Der englische Geschäftsmann kauft also von Deutschland einen Artikel für 2 Shilling, den er im eigenen Lande nicht unter 9 Shilling erhalten kann. Vielleicht könnte er ihn im produktivsten Industrieland von heute, in den Vereinigten Staaten, für 7 Shilling haben. Wir wollen in unserer Berechnung recht vorsichtig sein. Dann bliebe der deutsche Artikel immer noch unbesiegbar konkurrenzfähig, wenn er 6 Shilling kostete. Ich bin absolut nicht Wucherer von Beruf, daß ich auf einen Preis, in dem doch sicherlich ein annehmbarer Gewinn einkalkuliert ist, noch 200 % Überprofit aufschlagen möchte. Nein, diese 200 % sollen gar nicht dem Verkäufer zugute kommen, sondern — der würde sie ja gar nicht verdienen — sondern allein dem Deutschen Reich, das es wahrlich nötig hat, etwas zu verdienen. Ein Artikel von 2 Shilling brächte also dem Reich aus dem Aufschlag von 200 % eine Einnahme von 4 Shilling oder 20 Mark. Das wäre keine schlechte Einnahme, nicht kaufmännisch gesprochen, sondern staats- und volkswirtschaftlich. Staats- und volkswirtschaftlich; denn die neue Einnahmequelle sollte dem Staat, genauer den Reichsfinanzen, und der deutschen Volkswirtschaft zugute kommen. Sagen wir einmal je zur Hälfte. Die Ausnützung der deutschen Valuta würde also für den Staat eine nicht unbedeutende Besserung der Finanzen und damit zugleich für den Reichsbürger eine nicht zu verachtende Minderung der Steuerlasten bedeuten. Das allein müßte genügen, den Versuch einer solchen — heißen wir es einmal Steuer — Ausfuhrsteuer zu machen. Der technischen Ausführbarkeit stünde wohl kaum etwas im Wege. Die paar Beamten und Ämter, die man dazu nötig hätte — die Zollbehörde würde die hierzu zuständige Behörde sein — würden sich besser bezahlt machen als manche der Experimentierungsämter der neuen Republik.

Die steuerzahlenden Staatsbürger hätten auf jeden Fall Grund, etwas aufzuatmen. Wenn auch zu übertriebenem Optimismus keine Veranlassung gegeben ist. Denn man muß bedenken, daß leider, leider die Zahl der Güter, die wir ausführen können, zu solch günstigen Preisen ausführen können, eine recht beschränkte ist. Denn wir sind ja arm an solchen Rohstoffen, die ausreichen zur Fertigstellung von Dingen des Weltbedarfs. Was eben bei uns sich nicht vorfindet, das muß beschafft werden. Wir warten ja schon immer auf die nötigen Rohstoffe. Ja, wir warten ja schon darauf und zahlen sie mit unserer schlechten Valuta — die erhöhten Auslandspreise voll berücksichtigt — fünfmal teuerer als das Ausland sie uns verkauft. Wie sollten wir da mit den Gütern, deren Rohstoffe wir importieren müssen, für die Ausfuhr konkurrenzfähig bleiben? Das ist die alte Klage, die voll berechtigt ist. Zurzeit sind wir einfach ohnmächtig, in diesen Dingen mit dem Ausland in wirtschaftlichen Wettbewerb zu treten. Zurzeit, sage ich; aber wir könnten wieder konkurrenzfähig werden. Und dazu sollte die zweite Hälfte des erwähnten Ausfuhr-Überschusses dienen. Diese zweite Hälfte kommt nicht in die Hände des Exporteurs, nicht in die Hände des Fabrikanten, sondern in die Hände des Reiches, das dann dem Importeur Zuschüsse, prozentuall festgelegte Zuschüsse für seine importierten Güter aus diesen Überschüssen des Exportes überweist. Dadurch würde der eingeführte Rohstoff — sagen wir nicht zuviel — vielleicht 20, 30 % billiger, das hängt ja in der Hauptsache von der Menge der exportierten Güter ab, die sich ganz im eigenen Lande herstellen lassen. Dadurch würde das Fertigfabrikat auch wiederum um 20, 30 % billiger, dadurch rückte aber auch die Wahrscheinlichkeit langsam und allmählich näher, selbst wieder Güter, deren Rohstoffe wir erst einführen mußten, wenn auch mit geringerem Verdienst, wenn auch ohne Valuta-Überschuß, aber doch immer noch zu konkurrenzfähigen Preisen zu exportieren. Und mit diesem vereinten Export der halb und ganz bei uns hergestellten Güter ließe sich langsam und allmählich wieder das erreichen, was wir mit Klagen und Seufzen, mit Gaffen und Schauen, mit wohlgemeinten Vorschlägen nimmer leisten werden, sondern einzig und allein mit produktiver, verbilligter Arbeit: Die Hebung unserer Valuta. Denn sie allein bedeutet heute und morgen die Hebung unserer Wirtschaft, unseres Landes, unseres Volkes.

Wohnungsvermittlung und Wucher.

Von **Rechtsanwalt Dr. Ernst Eckstein**, Berlin.

Die Verhältnisse haben zum Himmel geschrien und nichts wurde unternommen. Jetzt schließlich ist eine Verordnung zur Bekämpfung des Wuchers bei der Wohnungsvermittelung erlassen worden und sie ist nichts weniger als geeignet, den Wohnungswucher zu bekämpfen.

Es ist schon nicht unbedenklich, die Frage durch Verordnung zu regeln, statt durch Gesetz, denn das Recht zur Verordnung ist nur gegeben für Angelegenheiten der Übergangswirtschaft, und ob die Wohnungsvermittlung dazu gehört, kann schon bestitten werden und damit auch die Gültigkeit der Verordnung.

Die Hauptsache aber ist ihr Inhalt: Es ist verboten die Ankündigung Belohnungen für den Nachweis von Mieträumen oder den Abschluß von Mietverträgen auszusetzen (womit doch nur die zu schützenden Mieter selbst getroffen werden), Mieträume unter einer Deckadresse anzubieten, Mieträume anzubieten unter Aufforderung zur Abgabe von Preisangeboten, Mietwohnungen (nicht etwa auch sonstige Mieträume) unter der Bedingung des gleichzeitigen Erwerbs von Einrichtungsgegenständen anzubieten. Zuwiderhandlung wird mit Geldstrafe bis zu 10 000 Mark bestraft. Ebenso wird bestraft, wer für Vermittlungen wucherische Leistungen verlangt.

Die Bestrafung des Wuchers ist gesund, aber warum nur Geldstrafe? Die ganze sonstige Gesetzgebung kennt Geld- und Freiheitsstrafen, hier ist das äußerste, was der Wucherer riskiert, Geldstrafe. Und warum nur halbe Arbeit? Wenn der Wohnungswucher gemein und strafwürdig ist, dann ist es der Wohnungsvermittlungswucher doch auch. Dagegen ist bis jetzt aber noch kein Kraut gewachsen, nicht einmal gesät. Der Wucherparagraph des Strafgesetzes trifft nur ganz vereinzelte Fälle, die Kriegsgesetzgebung bezieht sich nur auf Lieferung von Gegenständen, nicht auf Vermietungen und Leistungen, der Wohnungswucher ist also straflos!

Aber auch sonst ist das Gesetz mangelhaft. Will man einen Mißstand bekämpfen, so muß man sich nicht an die äußere Erscheinung halten, sondern die Axt an die Wurzel legen. Der Arzt, der nur die Krankheitserscheinungen beseitigt, nicht aber die Krankheit, ist nicht vielmehr als ein Kurpfuscher.

Ich glaube, der Wohnungsvermittler spielt gar nicht die Rolle, wie es scheinen möchte. Gewiß, wenn man einen Blick in die Zeitung wirft oder sonst einmal herumhörte, dann sah es böse aus, fand man doch in derselben Zeitung auf derselben Seite unter Mietgesuchen dieselben Namen wie unter Vermietungen. Aber wenn man es sich näher überlegt, so möchte man doch fragen, woher sollen denn die Vermittler die vielen Wohnungen bekommen? Findet der gewöhnliche Sterbliche keine Wohnung, dann der Vermittler doch auch nicht.

Die Sache muß also anders scheinen als sie ist. Und in der Tat. Ich glaube mit der Behauptung nicht fehl zu gehen, daß in weitaus den meisten Fällen der Vermieter hinter dem Vermittler steckt, der übrigens durchaus nicht immer derselbe zu sein braucht wie der Eigentümer. Es ist doch eigentlich ziemlich naheliegend: Der Vermieter kann die Miete, die ihm die Konjunktur ermöglicht, nicht herausschlagen. Diese Konjunktur aber ausnutzen zu wollen, ist menschlich begreiflich. Es kommt hinzu daß tatsächlich nicht selten der Eigentümer einen schweren Stand und mit Nahrungssorgen zu kämpfen hat. Und da die allgemeine Moral so vollständig erschüttert ist, darum haben eben viele keine Skrupel, es hinten herum zu machen. Da sie vornherum einen entsprechend hohen Mietpreis nicht fordern können oder wollen, darum wird ein Mittelsmann gewonnen, der unter dem Deckmantel eines Vermittlers die Wohnung vermietet und den größten Teil des Vermittlerlohns an den Auftraggeber abführt. Nimmt man ihm nun die Möglichkeit, es so herum zu machen, so wird es anders herum gemacht. Man erschwert den Wucher, aber bekämpft ihn nicht oder nicht wirksam.

Der Wohnung suchende Mieter darf keine Belohnung öffentlich aussetzen. So wird er es nicht öffentlich tun, er wird dem sich meldenden Vermittler die Belohnung mündlich versprechen. Er kann die Belohnung aussetzen, ohne das verpönte Wort

zu erwähnen, und wird künftig in Wohnungsgesuchen ankündigen: Vermittlung erwünscht.

Wohnungen dürfen nicht unter Deckadressen angeboten werden. Das hat schon bisher keine große Rolle gespielt. Der Eigentümer oder der Vermittler hat ruhig seinen Namen angegeben. Deckadressen benutzten vielfach gerade die reellen Mieter, die, bevor sie kündigten, sich eine andere Wohnung verschaffen wollten und das mit Rücksicht auf ihren Wirt nicht unter ihrem Namen tun wollten. Auch jetzt kann jeder Vermittler seinen vollen Namen verwenden, soll er nicht zu oft in der Zeitung stehen, dann wird nicht ein Deckname genommen, sondern ein Strohmann mit der Vermittlung beauftragt. Also nur eine geringe Erschwerung.

Mieträume dürfen nicht unter Aufforderung zur Abgabe von Preisangeboten angekündigt werden. Das hat auch keine große Rolle gespielt. Der Wettbewerb der Wohnungsuchenden kommt schon ganz von selbst. Im übrigen kann diese Aufforderung schriftlich oder mündlich erfolgen, da ja nur die öffentliche Ankündigung unzulässig ist.

Gleichzeitiger Erwerb der Einrichtung darf nicht in der öffentlichen Ankündigung zur Bedingung gemacht werden. Nichts ist müheloser zu umgehen als das. Mündlich und brieflich ist es nicht verboten, es macht also nur etwas mehr Arbeit. Ferner: Man braucht nicht die Wohnung unter der Bedingung des Erwerbs an Einrichtung anzubieten, sondern den Verkauf der Einrichtung mit „etwaigem" Eintritt in den Mietvertrag. Beileibe keine Bedingung — ich kann ja meine Einrichtung verkaufen an wen ich Lust habe und ich brauche ja keinen Mietvertrag abzuschließen, wenn ich auch die Wohnung lieber einem Käufer meiner Einrichtung geben will.

Übrigens würde auch ein Verbot solcher Geschäfte nicht viel nützen. Dann werden nicht Wohnungseinrichtungen zum Verkauf gestellt, sondern Waren. Sind denn jene Wechselschiebungen in Offizierskreisen vor etwa 6 Jahren ganz außer Vergessenheit gekommen, wo der Darlehnswucher damit umgangen wurde, daß der Offizier neben der Wechselverpflichtung eine Waggonladung Nachttöpfe kaufen mußte? Und in wie vielen Formen läßt es sich hier umgehen? Der Inhaber der Wohnung kann sie nur räumen, wenn der Interessent ihm die Kosten der Suche nach einer neuen Wohnung oder die Umzugskosten ersetzt oder ihm eine Entschädigung dafür geben muß, daß er eine kostspieligere Wohnung für sich nehmen muß, als sie seinen Verhältnissen entspricht.

Genug der Kritik! Wie kann geholfen werden? Wir leben im Zeitalter des Sozialismus. Ist nicht die Wohnungsvermittlung ein Gebiet, daß die Sozialisierung am besten verträgt, sie geradezu verlangt. Hat man nicht mit der ähnlichen Einrichtung der öffentlichen Arbeitsvermittlung die besten Erfahrungen gemacht und strebt man nicht dahin, im Wege der Tarifverträge die Inanspruchnahme der Arbeitsvermittlungseinrichtungen obligatorisch zu machen? Die Gemeinde allein übernimmt die Vermittlung und sie braucht damit in die Vertragsfreiheit der Beteiligten gar nicht einmal einzugreifen. Sie stellt eine Liste der Bewerber auf, auf der die Reihenfolge von verschiedenen Gesichtspunkten abhängig gemacht wird, von der Dauer der bisherigen Wohnungslosigkeit, der Zahl der Kinder, der Notwendigkeit der Wohnungsverschaffung (Bevorzugung der Beamten usw.), Bevorzugung schwangerer Frauen usw. sie führt ferner eine Liste der freiwerdenden Wohnungen. Das Verzeichnis von je 20 geeigneten Wohnungen wird an die nächsten 20 Bewerber verschickt, dann können diese sich, ohne die Konkurrenz zu befürchten, ihre Wohnung suchen. Anders abgeschlossene Mietverträge sind nichtig und dürfen nicht erfüllt werden. Was die Einzelheiten anbetrifft, so darf ich auf meine eingehendere Erörterung in der „Kommunalen Praxis" 1919 S. 92 f. verweisen.

Im übrigen ist nicht nur ein Schutz für die Zukunft nötig, sondern auch für die Vergangenheit. Zahlreiche Mietverträge sind abgeschlossen worden unter Erwerb der Wohnungseinrichtungen oder Zahlung wucherischer Vermittlungsgebühr. Alle diese Verträge müssen von Gesetzes wegen aufgehoben werden, damit der übervorteilte Mieter ein Rückforderungsrecht hat. Den Schutz, den die bisherige Gesetzgebung nach dieser Richtung hin gewährt, ist durchaus unzureichend.

Der Wirtschaftskritiker spricht.

Zwei Hauptmomente beherrschen zurzeit das deutsche Wirtschaftsleben: Kohlenmangel und Mangel an Auslandsguthaben für die Bezahlung der Einfuhr von Lebensmitteln und Rohstoff. Zu welchen schier unglaublich scheinenden Konsequenzen diese Situation führt, geht aus der Tatsache hervor, daß Deutschland augenblicklich Zement in der Schweiz kauft, während andererseits Metalle exportiert werden. Man stelle sich vor, was das bedeutet! Unsere Zementindustrie ist so ausgedehnt, daß sie schon im Frieden mit einer erheblichen Produktionseinschränkung arbeitete. Sie könnte also mit ihren technisch auf der Höhe stehenden Fabriken nicht nur den vollen Bedarf des Inlandes decken, sondern auch noch bedeutende Mengen nach dem Auslande ausführen. Da aber die deutschen Zementfabriken wegen unzureichender Belieferung mit Kohle auch nicht im entferntesten in der Lage sind, den deutschen Zementbedarf zu decken, so hat das süddeutsche Zementsyndikat jetzt mit Genehmigung der Regierung den in der Schweiz zur Ausfuhr verfügbaren Zement auf mehrere Monate aufgekauft. Zu dem Auslandskäse und dem Auslandsobst ist also in Deutschland jetzt Auslandszement hinzugekommen, der naturgemäß bei dem ungünstigen Stande der Mark in der Schweiz zu sehr hohen Preisen erstanden werden mußte und daher an deutsche Verbraucher zu jenen fantastisch hohen Preisen weiter verkauft wird, die schon seit geraumer Zeit im Schleichhandel mit Zement Gang und Gäbe sind. Es verlautet, daß dieser ausländische Zement sich auf über 4000 Mark pro Waggon stellt, das ist etwa das doppelte des gegenwärtigen Inlandpreises. Der Kohlenmangel zwingt uns also, eine Ware, die wir früher in großen Mengen nach der Schweiz verkauften, jetzt dort zu Riesenpreisen aufzukaufen und so die Baukosten in Deutschland noch mehr zu verteuern.

Fast noch unglaublicher klingt die Tatsache, daß die Kriegsmetall-Aktiengesellschaft Metalle aus Heeresbeständen, so Kupfer und Zinn, an das Ausland verkauft, um Auslandsguthaben für Lebensmitteleinkäufe für das Reich zu gewinnen. Man denke: die deutsche Industrie wird nach Aufzehrung der Heeresbestände unter einem schweren Metallmangel leiden. Es werden alle möglichen Maßnahmen getroffen, um uns Metalllieferungen aus dem Auslande zu sichern. Die Regierung aber veranlaßt die Kriegsmetall-Aktiengesellschaft, kostbare Metallvorräte aus Kriegsbeständen an das Ausland zu verkaufen, um Valuta für die Bezahlung von Lebensmitteln zu erhalten. Dieses Gegeneinanderarbeiten der einzelnen Reichsämter (die eine Stelle sucht ausländisches Metall zu erhalten, die andere verkauft Metall an das Ausland) sowie die oben geschilderten deutschen Zementkäufe in der Schweiz, die sich hätten vermeiden lassen, wenn einzelnen Zementfabriken relativ geringfügige Kohlenmengen zur Verfügung gestellt worden wären, illustrieren drastisch die verworrenen Zustände, unter denen das deutsche Wirtschaftsleben leidet.

* * *

Die alte Erfahrung, daß die Industrie sich von einer starken Haussebewegung an der Börse anregen läßt, daß sie trotz ihrer Skepsis gegenüber dem Auf und Ab der Kurse Anregung und Hoffnungsfreudigkeit aus einer starken Aufwärtsbewegung an der Börse zieht, zeigt sich auch diesmal. Freilich findet diesmal eine Art gegenseitiger Befruchtung zwischen Börse und Industrie statt. In maßgebenden Industriekreisen hört man jetzt öfters die Ansicht äußern, daß sich Anzeichen für einen Gesundungsprozeß bemerkbar machen, der selbst durch die Kohlen- und Transportkrisis nicht ganz aufgehalten werde. Es sind dies in vielen Fällen dieselben Industriekreise, die noch vor wenigen Wochen eine allgemeine Katastrophe an die Wand malten. Jetzt hat ihnen der Eingang größerer Aufträge aus dem Auslande neuen Mut gemacht. Sie sehen in dem Eintreffen dieser ausländischen Aufträge einen Beweis dafür, daß man im Auslande den Glauben an die Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie zurückgewonnen habe. Es wird auch vielfach darauf hingewiesen, daß unsere Konkurrenten auf dem Weltmarkte ebenfalls mit steigenden Produktionskosten rechnen müssen. Zur Wiederkehr des Vertrauens in den Kreisen der Industrie hat auch die Beobachtung beigetragen, daß bei den Arbeitern, insbesondere bei den Arbeitern außerhalb der Großstädte, vielfach allmählich eine Abneigung gegen Streiks und Lohnkämpfe sich bemerkbar macht Nach derselben Richtung hin wirken die Bestrebungen zur Wiedereinführung der Akkordarbeit, Bestrebungen, die in einzelnen Staatsbetrieben, aber auch in einzelnen Privatbetrieben bereits zu Erfolgen geführt haben. Eine Anregung geht ferner von den günstigen Ernteaussichten in Deutschland, sowie von den Fortschritten in der Wiederanknüpfung der ausländischen Handelsbeziehungen aus. So kommt es, daß in einem Zeitraum, in dem immer wieder Jahresabschlüsse

großer, einst blühender Industriegesellschaften zur Veröffentlichung gelangen, die geradezu katastrophale Gewinnrückgänge aufweisen, die Berliner Börse der Schauplatz einer Hausse der Industriewerte ist.

Geht man freilich dem Ursprunge dieser Haussebewegung nach, so kommt man zu dem Ergebnis, daß diese umfangreichen Käufe eigentlich auf nichts anderes zurückzuführen sind, als auf die Furcht vor einer völligen Entwertung der Reichsmark. Das Ausland sucht seinen sich täglich vergrößernden enormen Besitz an Marknoten in irgendeiner Form zu realisieren. So kauften die ausländischen Besitzer von Marknoten zunächst ausländische Wertpapiere, die sich in deutschem Besitze befinden. Dann ging das Ausland dazu über, mit seinem Marknotenbesitze deutsche Renten, Stadtanleihen, Hypothekenpfandbriefe und industrielle Obligationen zu erwerben. Und schließlich entschlossen sich die ausländischen Interessenten, nachdem sie schon vorher in Deutschland Grundstücke und ganze Fabrikanlagen aufgekauft hatten, deutsche Industriepapiere zu erwerben. Es mag sein, daß in diesen Käufen auch der Glaube ausländischer Kreise an die Zukunft der deutschen Industrie zum Ausdruck kommt. Den Hauptgrund für diese Käufe bildet aber der Wunsch des Auslandes, seine ungeheuren Markbeträge zu verringern. Die Börse aber denkt an diese Beweggründe des Auslandes nur sehr wenig, sie läßt sich von den Auslandkäufen immer wieder von neuem zu Käufen in Industriepapieren anregen. Dabei spielt freilich auch im Inlande der Wunsch eine Rolle, die so sehr entwertete Mark in industrielle Werte umzutauschen, die, so unsicher auch im Augenblick die industrielle Lage ist, immerhin in Gestalt von erstklassigen technischen Anlagen einen Besitz darstellen, der vielen Kapitalisten sicherer und erstrebenswerter erscheint, als der Besitz papierner Zahlungsmittel.

Spekulatius.

Der Kuß auf der Bühne.

Von **Direktor Georg Schade.**

Der Kuß. — Was ist eigentlich der Kuß? dachte ich, als ich mich zum Schreiben dieses Artikels an den Schreibtisch setzte, und eine Fülle von Gedanken, Ideen und Empfindungen stieg in mir auf. Der Kuß — was ist zunächst der Kuß *an sich*? — Sehen wir einmal, was das Konversationslexikon dazu meint . . .

Der „Große Meyer" Bd. 11 — Kimpolung bis Kyzikos — schreibt: „Kuß (lat. Osculum), das Aufdrücken der Lippen auf irgend einen Gegenstand und namentlich auf den Mund einer anderen Person als Zeichen der Freundschaft, Achtung und Liebe, eine vielen Völkern, z. B. den Chinesen und Japanern, unbekannte Gefühlsäußerung, für die bei uns mundartlich auch Schmatz oder Busserl gebräuchlich sind . . . ."

Brrr! Wie kalt, wie nichtssagend das klingt! — d. h. „Schmatz" oder gar „Busserl" mutet schon vertrauenerweckender an und kommt zweifellos in seinem schmeichlerischen Wortklang dem am nächsten, was die Theaterbesucher, unter ihnen vor allem die schwärmerischen Backfische, auf der Bühne zu sehen glauben, und über dessen Wesensart sie sich die Köpfe zerbrechen, wobei sie sich fast immer allerlei falsche Vorstellungen machen.

Der Kuß auf der Bühne löst bei den Zuschauern fast stets Schmunzeln, Lächeln, Kichern oder gar lautes Gelächter aus; ja ein langdauernder Kuß kann zu einer spontanen Beifallsäußerung führen. Woher kommt das? — Der Kuß gilt bei uns im allgemeinen an erster Stelle als Zeichen der Liebe und als Introduktion zur Lösung und Betätigung innerster psychischer und physischer Vorgänge, als Schlüssel zum Geheimnis aller Geheimnisse, und das mit Recht, denn er öffnet die allererste Pforte. Der Kuß ist nicht nur Symbol, sondern de facto mehr, wenigstens in der Liebe (soweit wir dieses Wort — wie üblich — als Sammelbegriff für die zahlreichen, erheblich von einander abweichenden Formen und Arten der Liebe auffassen wollen). Das Publikum wähnt nun, beim Kuß auf der Bühne einen jener innersten, geheimsten Vorgänge in der Psyche des Darstellers mitzuerleben, und entsprechend dem Fühlen und Denken des einzelnen Individuums, dem Grade seines ethischen Empfindens, seines Temperaments und dem Grade seiner eigentlichen Sinnlichkeit (die, ihm selbst unbewußt, mehr oder weniger tangiert und dadurch irritiert wird) äußern sich seine Empfindungen unwillkürlich in den oben angeführten Formen. Es sind also sozusagen reflexive Empfindungen im Einzelindividuum, die beim Anblick anderer im Kusse vereinigter Individuen ausgelöst werden; daher kommt das große Interesse, das von jeher von seiten des Publikums dem Kusse auf der Bühne entgegengebracht

wird, daher der große Reiz, den der Kuß auf der Bühne beim Zuschauer auslöst und der Phantasie des Zuschauers weitgehende Anregung gewährt.

Wie sind nun die Empfindungen beim Schauspieler während des Kusses auf der Bühne?

Wie ich in „Die Psyche des Schauspielers" (Kritiker Nr. 24) ausführte, ist das erste Erfordernis für einen guten Darsteller die Schmiegsamkeit der Seele, das absolute Selbstentäußern der eigenen Individualität, das völlige Aufgehen in eine ihm fremde Wesensart. Demzufolge empfindet der Schauspieler als eigenes Ego beim Kusse auf der Bühne garnichts! Sein Selbst betätigt sich ja rein als Medium. — Herr X. *als Romeo* empfindet wohl die Seligkeit des Kusses der *Julia*, nicht aber eine Seligkeit im Kusse der Darstellerin der Rolle! Und Fräulein Y. wird als Julia alle aufregenden Empfindungen aus dem Kusse des Romeo (nicht des Hern X.! !) empfinden. Nach Ablauf der bekannten „2½ Stunden" wird ihr kaum zum Bewußtsein kommen, daß sie in den Armen des Herrn X. gelegen hat; (als Fräulein Y. wohlverstanden; denn daß es als „Julia" natürlich der Fall war, ist ihr selbstverständlich klar). Dieses Unberührtsein der Persönlichkeit des Schauspielers durch die Vorgänge auf der Bühne ist sehr gut und notwendig. Wie wäre es sonst möglich, daß etwa zwei Darsteller eine glühende Liebesszene miteinander durchführen könnten, die sich als Menschen feindlich gegenüberstehen und glühend hassen? ! Dieser Fall ist keineswegs selten.

Natürlich ist es auch möglich, daß die sich auslösenden Empfindungen der Seligkeit im Kusse von den Darstellern *als Menschen* im Augenblick empfunden werden (obgleich dem meist Bedenken ästhetischer Art entgegenstehen, auf die ich noch zu sprechen kommen werde), wenn etwa ein reges Interesse, Freundschaft, Zuneigung und demzufolge Begehren oder gar Liebe sie aneinander kettet. Es wird damit keineswegs aber immer erreicht, daß der Kuß „natürlicher", zur Rolle „passender" werde. Liebesempfindungen müssen und werden zwischen verschiedenen Individuen stets verschieden sein, entsprechend dem Grade und der fein-unterschiedlichen Art der beiderseitigen Zuneigung. Kuß ist *nicht* Kuß! Liebe ist *nicht* Liebe, sondern beide können und müssen tausendfältig verschieden sein. Den Charakteren beider darzustellenden Personen entsprechend und in Rücksicht auf die vom Dichter geschaffene Situation würde also der Kuß so und so sein müssen. (Denn selbst hierauf muß feinunterschiedlich bei vollendeter Darstellung Rücksicht genommen werden, und es wird Sache des geschmackvollen, feinempfindenden Regisseurs sein, ev. korrigierend einzugreifen —, wenn nicht, wie es eigentlich sein soll —, die Darsteller derart im Innersten mit ihren Rollen verwachsen sind, daß selbst die Art des Kusses „erschöpfend natürlich" ist.) Nun sind aber die menschlichen Empfindungen der beiden Darsteller zu einander ganz anders, als sie den Rollen nach sein müssen, was zeigt sich dann? Durchbrechen die menschlichen Empfindungen beider Darsteller die engen Grenzen, die die Rollen ziehen, für den Augenblick und vergessen sich soweit, sich nicht zu vergessen (als individuelle Menschen in ihren Rollen), so wird der Kuß in seiner Art eventuell unwahr zu der darzustellenden Rolle, also unkünstlerisch sein. Wiederum ein Beweis, daß der Schauspieler bei der Darstellung seine eigene Persönlichkeit völlig vergessen, sein Empfinden verleugnen und von innen heraus ein ganz anderer werden muß, als er ist, daß er also ständig fremden Einflüssen auf seine Psyche Tür und Tor öffnen muß, wozu er der Schmiegsamkeit seiner Psyche bedarf. Gleichzeitig aber ist es ein Beweis dafür, daß der Schauspieler persönlich als individuelles Ego beim Kusse auf der Bühne nichts empfinden kann.

Wie ich bereits sagte, hindern auch Bedenken ästhetischer Art den Genuß bei einem Kusse auf der Bühne. Die Lippen beider Darsteller sind geschminkt. Dies bedeutet beim Kusse schon einen gewissen Grad von Rücksicht, der durch Ausführen eines technischen Hilfsmittels, unwillkürlich, beim routinierten Darsteller rein mechanisch, Rechnung getragen wird. Die Schminke soll nicht verwischt werden; ebensowenig etwa ein „geschminkter" oder „verschminkter" Bart. Dann auch ist es wirklich kein Genuß, mit Bewußtsein geschminkte Lippen zu küssen. Deswegen wird, um den ästhetischen, hygienischen und ethischen Gründen zu genügen, auf der Bühne beim Kusse meist der kleine Kunstgriff angewendet, daß ein Darsteller das Gesicht des andern derart mit den Händen faßt, daß beim Kusse seine Lippen die eigenen Finger oder den Handrücken treffen. Jeder routinierte Darsteller wird hierbei so geschickt sein, daß dieser Kunstgriff im Publikum kaum bemerkt wird.

Der Kuß auf der Bühne ist also an sich kein Genuß und besagt für die beteiligten Darsteller als Menschen nichts, er verdient demzufolge nicht das rege Interesse, das ihm im Publikum entgegengebracht wird.

Theater und Lichtspiele.

Deutsches Künstler-Theater: Die letzten Ritter.

Komödie von **Heinrich Pfeiffer.**

Das Thema des Stückes ist nicht neu. Das Duellunwesen ist schon zu oft behandelt worden, um noch die richtige Wirkung auf die Zuschauer auszuüben. „Die ritterliche Ehre hängt ab von dem, was irgend ein anderer sagt oder tut. Sie liegt sonach in der Hand, ja, hängt an der Zungenspitze eines jeden, und kann, wenn dieser zugreift, jeden Augenblick für immer verloren gehen, falls nicht der Betroffene durch einen bald zu erwähnenden Herstellungsprozeß sie wieder an sich reißt, welches jedoch nur mit Gefahr seines Lebens, seiner Gesundheit, seines Eigentums und seiner Gemütsruhe geschehen kann. Diesem zufolge mag das Tun und Lassen eines Mannes das rechtschaffenste und edelste, sein Gemüt das reinste und sein Kopf der eminenteste sein, so kann dennoch seine Ehre jeden Augenblick verloren gehen, sobald es nämlich irgend einem — der nur noch nicht die Ehrengesetze verletzt hat, übrigens aber der nichtswürdigste Lump, das stupideste Vieh, ein Tagedieb, Spieler, Schuldenmacher, kurz, ein Mensch, der nicht wert ist, daß jener ihn ansieht, sein kann — beliebt, ihn zu schimpfen." Das hat Schopenhauer schon 1851 geschrieben.

In der Pfeifferschen Komödie ist das Individuum, das man mit den Schopenhauerschen Attributen „Stupides Vieh, Spieler und Schuldenmacher" belegen kann, der Gutsbesitzer Petermann, dessen Besitztum zwangsweise versteigert werden soll und der vorher noch schnell den reichen Kaufmann Kleinmichel anborgen will. Da er diesem aber bereits eine größere Summe schuldet, so weigert sich Kleinmichel, dem Petermann ein neues Darlehen zu geben, worauf der ihn einen „Heringsbändiger" schimpft. Da dieser Delikatessenwarenhändler einige Semester studiert hat und auch in einem Korps aktiv gewesen ist, so ist er gezwungen, will er sich nicht in der besten Gesellschaft, in der er, trotz seines offenen Ladens, infolge seiner Freigebigkeit, verkehrt, unmöglich machen, den Beleidiger zu fordern. Zitternd, und immer auf Versöhnung hoffend, läßt er sich zum Kampfplatz schleifen. Schließlich läuft aber doch noch alles gut ab, da Petermanns Pistole versagt, während Kleinmichels Kugel ihn in den Arm trifft.

Das Stück enthält einige recht gut getroffene Figuren. Auch das Commentbanausentum ist hübsch glossiert.

Die Darstellung war in allen Teilen gut.

S.

Hasenclever in der „Tribüne".

Ekstase ist alles! sagt die heutige junge Dichtergeneration, so wie vor 150 Jahren der junge Sturm und Drang sagte: Gefühl ist alles! Auch die Bühne möchte diesem Ruf der andern Künste folgen, das ganz auf leidenschaftlichen Gehalt und ungebrochenen Ausdruck gestellte Leben der neuen Dichtung durch Zusammendrängung der Darstellung auf die sprachliche Form vollkommen verwirklichen. Vielleicht ist dies tatsächlich das Mittel für unsere Schauspielkunst, zu einer neuen Sprechkultur, die ihr seit Jahrzehnten fehlt, zu gelangen. Daß sie sie auch heute, trotz mancher Ansätze, noch nicht hat, das zeigte erst kürzlich die Erstaufführung von „Summa Summarum" im Kleinen Theater. Die „Tribüne" zeigt es von neuem: um so unzweideutiger, als sie den Versuch wagt, von allem Szenisch-Bildlichen abzusehen, das nach dem Niedergang des Naturalismus unter malerisch-barocker Fülle so oft den Mangel großer schauspielerischer Fähigkeiten verdecken mußte.

Vielleicht wäre es der organische Weg, im Rahmen des alten Bühnenbildes die von dem neuen Drama verlangte Sprechgewalt und Sprechtechnik zu entwickeln und erst dann das alte Gewand abzuwerfen. Die Tribüne machts umgekehrt, und Mut und guter Wille sind immer rühmenswert. Beides ist der Tribüne nicht abzusprechen, aber der Erfolg entspricht nicht den Erwartungen. Man hatte das Gefühl, daß sich die Schauspieler doch erst wohl fühlen, als sie im zweiten Stück wieder im Rahmen der Illusionsbühne auftreten und in der gewohnten Weise „spielen" konnten. Kaum hatten wir uns nämlich im ersten Stück („Der Retter") an die dekorationslose Szene gewöhnt, da tauchte sie geschwind im zweiten Stück („Die Entscheidung") wieder auf, wenn auch nicht in der althergebrachten Form, sondern in Anlehnung an ihre jüngste Modernisierung, an die Art, wie im Frühjahr die „Wupper" bei Reinhardt inszeniert worden ist. Auch ein neuer Sprachstil ist nach dieser Aufrüh-

rung noch nicht zu registrieren. Zwar waren die Körperbewegungen der sozusagen im luftleeren Raum sich bewegenden Personen fast metronomisch streng abgewogen. Gesprochen aber wurde im allgemeinen mit derselben Mischung aus Naturalismus und lyrischem Pathos, die den Stil der letzten Periode charakterisiert. Irgend eine neue einheitliche Form wurde so wenig erzielt, wie in den Kostümen, deren Stilmischmasch in der strengen Ruhe des einfarbenen Raums um so deutlicher zu Tage tritt.

Aber den zur Aufführung gelangten beiden Stücken von Hasenclever könnte auch wohl eine machtvollere Darstellung kein Dauerleben verschaffen. Sie liegen nach der Entstehungszeit weit auseinander. Das eine ist im ersten Kriegsjahr, das zweite in den jüngsten Monaten geschrieben worden. Das eine greift den Moloch Krieg, den männermordenden Militarismus, verkörpert in dem zum Herrn über Leben und Tod aller Volksangehörigen erhobenen Feldmarschall, an: eine wilde und feierliche Anklage des Geistes gegen den Ungeist, der Liebe gegen den die Welt regierenden Haß. Das andere verhöhnt die abgrundtiefe Jämmerlichkeit, in der eine revolutionäre Gruppe der andern den Garaus macht, eine boshafte Absage an den so freudig begrüßten und vom Dichter selbst, wie er ausdrücklich betont, mit vorbereiteten Geist der Revolution. Beide Stellungnahmen des Dichter konnten in lebendigen Erscheinungen Gestalt gewonnen haben und dann unabhängig von ihrer Entstehungszeit uns in ihre leidenschaftliche Bewegung hineinreißen. Aber beide gestalten nicht eine dichterisch-dramatische Situation, sondern illustrieren blos in sozusagen dramatischer Form die vom historischen Moment abhängigen Meinungen des Verfassers. Nicht Individuen, nicht einmal Typen, sondern rein abstrakte Vertreter bestimmter Standesanschauungen, politisch-ethischer Ideen treten auf, um diese in knappster, wuchtigster, am Widerspruch der Gegenfigur sich entzündender Form hinauszuschleudern. Wir setzen uns gedanklich mit ihnen auseinander wie wir uns mit Leitartikeln oder Broschüren auseinandersetzen, loben zum Schluß die Humanität des Dichters und beglückwünschen ihn, daß er „schon damals" so empfunden und so gesprochen hat. Aber kalt und fremd bleibt uns — trotz aller drohenden Gebärden und dröhnenden Worte — das Ganze, und gelassen verlassen wir die zum Tribunal gewordene „Tribüne" nach dieser ersten Darbietung, der hoffentlich bald glücklichere Abende des jungen Unternehmens folgen werden.

Artur Michel.

Madame Dubarry im Ufa-Palast am Zoo.

Jeder neue Film wird in den Filmfachblättern als unerreichte Meisterschöpfung angezeigt. Der Film „Madame Dubarry", mit dem die Ufa ihren Ufa-Palast am Zoo eröffnete, kann mit Fug und Recht, ohne Uebertreibung, als der beste Film angesprochen werden, den die deutsche Filmindustrie bisher gezeigt hat, und solchen Filmen gegenüber müssen die zahlreichen Einwände, die neuerdings, zum großen Teile mit Recht, gegen den Film an sich vorgebracht werden, verstummen. Das heißt nun keineswegs, daß der kritische Zuschauer in Madame Dubarry keine schwachen Punkte fände. Doch liegen diese ausschließlich in dem Buche (für das die Herren Orbing und Kräly verantwortlich zeichnen) oder eigentlich in dem Stoffe: die Verfasser haben aus dem Schicksal der Dubarry und dem Hofleben Ludwigs XV. eine lange Reihe im Film darstellbarer Ereignisse mit sicherer Hand herausgegriffen und den glänzenden Aufstieg des kleinen Konfektionsmädels zur mächtigsten Frau Frankreichs sowie ihr Ende glaubhaft auf dem Hintergrunde der Zeit darzustellen verstanden, mußten aber aus künstlerischen Rücksichten die Dubarry in ihrer Sünden Maienblüte, also jung — nicht erst als fünfzigjährige — ihr Ende finden lassen, und so wurden sie dazu gezwungen, die Revolution sozusagen unvermittelt auf den Tod Ludwigs XV. folgen zu lassen.

Die Schauplätze, Alt-Paris mit seinen engen Straßen und seinen großen Plätzen, hat der Ufa-Architekt Richter meisterlich aufgebaut, so echt wirkend, daß es eigentlich schade wäre, sollte die Scheinstadt wieder abgerissen werden, nachdem sie nur zu einem Film gedient hat. Der Photograph Sparkuhl und der technische Leiter Waschneck haben die künstlich aufgebauten Schauplätze und die prächtigen Schloßparkanlagen von Potsdam-Versailles zu technisch vollendeten Laufbildern verwertet; das Erstaunlichste an dem ganzen Film aber ist die Beherrschung der Massen, die Lubitsch, der Reinhardt des Films, wie man ihn ohne Uebertreibung nennen darf, in seiner glänzenden Regie von neuem gezeigt hat: seine bisher beste Leistung, die Carmen-Inszenierung, hat er hiermit weit übertroffen.

Daß die deutschen Kinoschauspieler es längst den besten, ohne Grund über den

grünen Klee gelobten Kräften des Auslandes gleichtun, hat der Madame Dubarry-Film von neuem gezeigt: Pola Negris Leistung in der Titelrolle war schlechthin nicht zu übertreffen; Jannings als Ludwig XV. war hervorragend, Schünzel als Minister Choiseul und Biensfeld als Kammerdiener Lebel boten Ausgezeichnetes namentlich in mimischen Einzelheiten, und Harry Liedtke, sonst Bonvivant, zeigte als Student der Medizin und Jugendgeliebter der Dubarry, daß er auch in einem andern Fache Bedeutendes zu leisten vermag. — Fast zwei Stunden läuft der siebenaktige Film. Und dennoch ist unter seinen zahllosen Szenen kaum eine, die gestrichen oder gekürzt werden könnte. Allenfalls könnten einige besonders krasse Bilder, so der Opfertod Armands im Gefängnis und das Nachspiel der eigentlichen Hinrichtung der Dubarry durch das Fallbeil, gewinnen, wenn die Scheere der freiwilligen Selbstzensur einiges wegschnitte.

P.

Künstler.

Karl Muck.

Anfang Oktober können wir den Unvergessenen in der Philharmonie zum ersten Male seit langen Jahren wiederbegrüßen. Wir werden dies in unbeschreiblichem Jubel tun, wir werden ihm Blumen aufs Pult legen und ihm danken, daß er — trotz allem — den Weg zu uns zurückfand und daß er drüben in Amerika allezeit ein Deutscher geblieben ist.

Wie war das doch, als Muck von uns ging? Vor sieben Jahren in der Philharmonie, — an einem Mai-Abende. Die „Neunte"! Ich habe sie, — trotz Weingartner und Strauß — vielleicht noch einmal bei Hausegger wieder annähernd so gehört, aber nur: annähernd. Mein Gott, war das ein Musizieren! Die Philharmoniker in strahlender Gebelaune, — und Muck, Muck, nochmals Muck! Man fühlte die Erleichterung mit ihm, die ihm die Befreiung vom Joch des wilhelminischen Opernbetriebes gegeben hatte. Der Freudenhymnus war ein ganz persönliches Bekenntnis an diesem Abend. Und dann blieb die Erinnerung übrig an einen Mann, den sein Vaterland gehen ließ wie einen Mohren, der seine Schuldigkeit getan hatte. Für einen Künstler von seinen ungewöhnlich reichen Fähigkeiten, von seiner Energie und Arbeitskraft war an unserer Oper schließlich kein Platz mehr. Der sehr tüchtige und ohne weiteres verläßliche Leo Blech war für den „Generalmusikdirektor" reif, und Muck war schon oft „unbequem" geworden durch die ganz persönliche und meistens ganz undiplomatische deutsche Art, wie er sich zu entfalten versuchte: — also machte man absolut keine Anstrengungen, ihn zu halten. Besonders Herrn von Hülsen war er stets ein Dorn im Auge. Unvergeßlich sind da zwei Bemerkungen Mucks, die dieses Verhältnis von Grund auf erhellen Gelegentlich einer Orchesterprobe erscheint Hülsen im Saal, und Muck wird darauf aufmerksam gemacht. Er klopft ab, dreht sich langsam um, näselt: „Ach so, der ist's bloß —", wendet sich wieder zu seinen, nun kichernden Musikern zurück und fährt unbeirrt in der Probe fort. — Ein anderes Mal: Bühnenprobe zur „Zauberflöte". Hülsen führt die Regie, und der Inspizient X. hat zu tun, alle Anordnungen Seiner Exzellenz in das Regiebuch einzutragen. Da ertönt mittenhincin aus dem Orchester empor Mucks Stimme: „Herr X., schreiben Sie aber nur mit Bleistift ein, — 's wird doch noch wieder alles umgeschmissen!" — Und solcher Geschichtchen kann man viele von Karl Muck erzählen.

Seine Spezialität ist Wagner, — dessen Profil das seinige so nahekommt, daß höhnische Leute die Legende erfanden, er sei ein unehelicher Sprößling des Bayreuther Meisters. Seine Bahn führte ihn von Salzburg über Brünn, Graz und Prag nach Berlin, wo er 20 Jahre lang (1892—1912) wirkte. Daneben war er ständiger Tristan- und Parsifaldirigent bei den Bayreuther Festspielen. Dann ging er nach Boston, wohin ihn weniger die amerikanische Gage lockte, als vielmehr die Möglichkeit, sich als Künstler frei und seinen Absichten entsprechend entfalten zu können. — Nun wird man ihn hoffentlich hier festhalten, den jetzt Sechzigjährigen, der, als er nach Amerika ging, noch so elastisch und jung war und dessen Blicke das Orchester noch blitzartig faszinierten. Nun möge er uns seinen Beethoven, Schubert, Wagner wiederbringen, und noch Vieles, Vieles dazu — wir wollen es ihm danken, dem beseeltesten Rhythmiker unter unseren großen Dirigenten!

Glossen.

Verfassung des Deutschen Reiches, Artikel 115: „Die Wohnung jedes Deutschen ist für ihn eine Freistätte und unverletzlich." — Veröffentlichung des Direktors des Berliner Wohnungsamtes: In größeren Wohnungen werden Einmietungen vorgenommen. Der Widerstand renitenter Großwohnungsbesitzer wird mit allen Machtmitteln gebrochen werden. Die Stadt hat bereits Möbelspeicher gemietet und wird Widerspenstige durch Truppen der Reichswehr zwangsweise die beschlagnahmten Räume ausleeren lassen. Der Reichswehrminister hat dem städtischen Wohnungsamt auf dessen Ansuchen bereits die notwendigen Truppen und Lastautomobile zur Verfügung gestellt.

Künftig werden freiwerdende Wohnungen nur noch durch das Wohnungsamt vermietet werden können, der Hauswirt wird gezwungen sein, den Mieter zu nehmen, der ihm vom Amt zugewiesen wird. Bei der Zahlungsunfähigkeit eines solchen Mieters erkennt die Stadt Berlin nur eine moralische Verpflichtung zur Entschädigung des Hauswirts an.

So ist also die Wohnung jedes Deutschen eine Freistätte für andere geworden, da wohl der Eingemietete recht häufig zahlungsunfähig sein dürfte. Der Hauswirt würde aber auch in diesem Falle auf seine Rechnung kommen, denn da die Stadt nur eine „moralische" Verpflichtung zur Entschädigung des Hauswirts anerkennt, wird sie natürlich dann auch die moralische Verpflichtung des Hauswirts zur Zahlung der Steuern anerkennen müssen. S.

Der Deutsche, bieder, fromm und stark, ist es nachgerade gewohnt, für sein Papiergeld geringe Leistungen und schlechte Ware zu erhalten. Staat und Stadt erhöhen dauernd ihre Steuern, setzen aber gleichzeitig ihre Leistungen, wie die Reinigung der Straßen und die Beleuchtung derselben, herab. Mit der Sicherheit des ruhigen Bürgers, der auch nicht mehr „zur Wehr greifen" kann, weil Herr Noske ihm seine Waffe fortgenommen hat, ist es schlecht bestellt.

Das Telephon, welches, wie der Herr Postminister des öfteren zugegeben hat, durchaus nicht zur Zufriedenheit der Teilnehmer funktioniert, wird nicht etwa verbessert, ach nein, die Gebühren werden um das Doppelte erhöht!

In der preußischen Landesversammlung wurde bei der Beratung des Eisenbahnetats (welcher ausgerechnet die Besprechung „der Volkswohlfahrt" folgte, obwohl seit fünf Jahren in unserem lieben Vaterlande niemand mehr wohl gefahren ist!) durch den Herrn Minister Oeser verkündet, daß die Eisenbahnen sehr schlecht funktionieren. (Worauf ihm niemand zu widersprechen wagte.) Trotzdem sei er gezwungen, die Tarife der Fracht- und Personenbeförderung um 50 Prozent zu erhöhen.

So ist es recht. Nur nichts für eine Verbesserung tun, sondern immer hübsch die Preise erhöhen. Ach wie klug waren die Herren doch als Abgeordnete. Aber kaum ist so ein Abgeordneter ein Minister, so verliert er allsogleich und augenblicklich seine Fähigkeiten. S.

Nachdruck nur auf Grund besonderer Vereinbarung erlaubt.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin.
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 287.
Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

Die Buchhändler-Warte, Berlin, ſchreibt in Nr. 12: Trotz Papiermangels ſchießen Zeitungen wie Pilze aus der Erde, enden allerdings auch meiſt ſo ſchnell. Eine Zeitſchrift — oder beſſer Tageszeitung —, der wir ein ſolches „Pilzdaſein“ nicht wünſchen, iſt die **Tägliche Weltſtimme.** Vor uns liegen die erſten fünfzehn Nummern. Sie enthalten Auszüge aus einer großen Anzahl der führenden Tageszeitungen und Zeitſchriften ſowohl des Reiches wie auch des neutralen und feindlichen Auslandes. Die Ausſchnitte ſind entſprechend rubriziert, um ein ſchnelles Orientieren zu ermöglichen. Ferner ſind auch Parlamentsreden uſw. auszugsweiſe wiedergegeben. Bei unparteiiſcher Redaktion kann eine ſolche Zeitung zweifellos viel Gutes ſtiften und dem Vielbeſchäftigten, dem Politiker und Journaliſten manch unnötige Zeit für Zeitungsleſen erſparen und auch die Tageszeitungen ſelbſt ergänzen.

Annahme für Vorwetten.

Rennen zu

Bln.-Grunewald 28. September
(Rennen des Union-Klub)
Hamb.-Großborstel 28. September
1. 3. Oktober

Trabrennen zu

München-Daglfing 28. September
1. Oktober

Annahme von Vorwetten für Berlin bei **persönlich** erteilten Aufträgen bis **3 Stunden** vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 6¾ Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9 (Eingang Innsbrucker Str. 58)
Oranienburger Str. 48/49 a. d. Friedrichstraße
Friedrichstraße 83
Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)
Potsdamer Str. 23a
Neukölln, Bergstraße 43

und an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim

Leipziger Str. 132	Rathenower Str. 3
Nollendorfplatz 7	Königstraße 31/32
Planufer 24	Unter den Linden 14
Tauentzienstr. 12 a	Moritzplatz

Rosenthaler Straße.

Für **briefliche** und **telegraphische** Aufträge Annahme bis 3 Stunden vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

WORAN MAN NICHT DENKEN MAG

Ein neuer Roman von

GABRYELA ZAPOLSKA

Preis Mk. 7,— broschiert, Mk. 10.— gebunden.

Ein Anklageroman gegen die moderne Gesellschaft. „Die Darstellung des sittlichen Zornes der anständigen Frau, die als Weib und Mutter schwer gelitten hat, findet Ausdrucksmittel von solcher Kraft, daß eine tiefe Erschütterung des Lesers zurückbleibt." Kölnische Zeitung.

Durch jede Buchhandlung erhältlich oder durch

OESTERHELD & CO / VERLAG
BERLIN W 15

Gesamt-Prospekt aller Romane unberechnet.

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II - Berlin NW. 87, Reuchlinstraße - Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten, und Erweiterungsbauten von Gasanstalten für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.

Sämtliche Ausrüstungsteile für Öfen mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.

Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.

Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.

Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.

Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.

Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.

Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.

Geräte und Werkzeuge.

Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.

Triebwerke.

Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Wasserwerken und Kanalisationen,

Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin SW 68, Kronenstr. 37.

Nummer 31 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Zur Kohlenwirtschaft.

Die Politik im Theater und in der Kritik. Von Dr. Siegfried Seelig

Werner Krauß.

Die schöne Rolle. Von Direktor Georg Schade

Zeitgemäßes.

Theater und Musik.

Glossen.

Erscheint jede Woche • Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co

BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II - Berlin NW. 87, Reuchlinstraße - Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten, und Erweiterungsbauten von Gasanstalten für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.

Sämtliche Ausrüstungsteile für Ofen mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.

Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.

Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.

Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.

Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.

Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.

Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.

Geräte und Werkzeuge.

Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.

Triebwerke.

Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Wasserwerken und Kanalisationen,

Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Rennen

zu Berlin-Grunewald

(Rennen des Union-Klub)

12. Tag: Sonntag, den 5. Oktober, nachm. 1 Uhr,

8 Rennen im Werte von M. 174 000, u.a.:

Oppenheim-Rennen 40 000 M.

Verkehrsverbindungen:

Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Straßenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstraße etc.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 4. Oktober Nummer 81.

Zur Kohlenwirtschaft.

Von einem bedeutenden Fachmanne.

(Die Rechnungsabschlüsse.
Wir nähern uns dem Zusammenbruche.
Die Preislage und ihr Einfluß.
Einwirkungen des verminderten Markpreises.)

Die Überschrift kann diejenigen nicht überraschen, die die jüngst durch die Presse gegangenen Geschäftsresultate erstklassiger deutscher Steinkohlenunternehmen kennen.

Die Kohlenindustrie leidet seit Revolutionsausbruch in erster Linie an der Arbeitsunlust der Belegschaften, die den 7½-Stundentag durchsetzten und jetzt auf den Sechsstundentag hinzielen, zugleich aber während der jetzt eingeschränkten Arbeitszeit sehr mangelhaft arbeiten derart, daß sie im Durchschnitt nicht viel mehr als halbe Leistung schaffen; ferner an den ungenügenden Verkaufspreisen. Während das fernstehende Publikum die letzteren für hoch hält, sind sie in Wirklichkeit relativ derart niedrig, daß der Kohlenbergbau, wenn keine radikale Änderung eintritt, an ihnen zugrundegehen wird. Beweis: Die vorliegenden Abschlüsse. Die Schuld trägt die Preiszwangswirtschaft und die Gepflogenheit maßgebender amtlicher Stellen, die diskretionäre Gewalt bezw. die vom Reichstag nach Kriegsausbruch erteilten wirtschaftlichen Ermächtigungen fast ausschließlich und unbekümmert um gegenüber stehende Interessen zur Befriedigung populärer Bestrebungen anzuwenden.

Mit Ende September tritt eine grundlegende Umgestaltung der für die Preisgestaltung bestehenden Kompetenzen ein. Das im Reichsanzeiger vom 25. August veröffentlichte Gesetz bestimmt, daß bis dahin sämtliche Erzeuger von fossilen Brennstoffen zu Syndikaten vereinigt sein müssen, und setzt fest, daß da, wo dies nicht freiwillig geschehen sein wird, behördlicherseits Zwangssyndikate geschaffen werden. Diesen Syndikaten wird durch das neue Gesetz die Preisnormierung übertragen; es wird also in Zukunft eingermaßen von deren Handhabung abhängen, ob die neuen Organisationen zu einem Wiederaufblühen der wirtschaftlich darniederliegenden Kohlenindustrie oder zu deren gänzlichen Ruin führen wird. Mit beiden Möglichkeiten ist zu rechnen.

Daß die Verkaufspreise den Selbstkosten folgen müßten, erscheint selbstverständlich, nichtsdestoweniger war dies seit geraumer Zeit nicht mehr der Fall. Dieselben folgten der Ausgabenerhöhung viel zu langsam und dann in unauslänglichem Maße; diesbezüglich tut ein radikaler Wandel not.

In der Vorrevolutionszeit erbrachte der Betrieb den Gesellschaften, an deren Prosperität ja bekanntlich sehr weite Volkskreise als Aktionäre interessiert sind, — die betreffenden Investierungen repräsentieren einen sehr beachtenswerten Teil des Nationalvermögens, — den der Kapitalaufwendung, dem Risiko und der Arbeit entsprechenden Gewinn; ebenso ermöglichte er denselben genügende Rücklagen für Erneuerungen und Erweiterungen; die Erträge machten es weiter möglich, daß die Verwaltungen für das Wohl der Arbeiter und sonstige gemeinnützige Zwecke Summen, — bei zahlreichen Gesellschaften viele Millionen, — verausgaben konnten. Daß viele Bergbaugesellschaften in den Perioden des Wohlergehens, um gemeinnützigen Aufgaben, die sie sich stellten, besser entsprechen zu können, eine zurückhaltende Dividenden-Politik befolgten, oft zum starken Mißvergnügen vieler ihrer Aktionäre, ist bekannt. Dem Staate erbrachten die Bergwerke in diesen Zeiten, er hätte es jetzt auch recht nötig, alljährlich große Summen an Steuern,

die bei den erhöhten Steuersätzen und normalem Geschäftsgang zurzeit noch viel beträchtlicher sein würden.

Seit der Revolution haben sich diese Verhältnisse total geändert. Die Ausgaben sind ins Unendliche gestiegen, die Einnahmen aber derart zurückgeblieben, daß heute fast überall eine ruinöse Defizitwirtschaft besteht. So hat die Königs- und Laurahütte, die in mächtigen, billig abbaubaren Kohlenlagern arbeitet, den Aktionären, welche, insoweit sie ihre Aktien in den letzten 20 bis 30 Jahren gekauft haben, diese wohl im Durchschnitt zu über 200 % erworben haben, noch im Vorjahre (1. 7. 17 bis 30. 6. 18) 12 % Dividende erbracht; wohingegen für das letzte abgelaufene Geschäftsjahr (1. 7. 18 bis 30. 6. 19), nach vorliegenden Zeitungsmeldungen die Dividende gänzlich ausfällt.

Hohenlohewerke wiesen aus:

(in 1000 ℳ)	1915/16	1916/17	1917/18	1918/19
Betriebsgewinn	11 488	12 337	16 141	1 450
Abschreibungen	6 500	7 358	9 510	4 499
Reingewinn einschl. Vortrag . .	4 959	4 967	6 658	0
Verlust	—	—	—	6 011
Dividende in Prozent	6	6	8	0

Die Harpener Akt.-Ges. schloß das mit dem 30. Juni 1919 abgelaufene Geschäftsjahr mit einem Verlust von 0,9 Millionen Mark ab (im Vorjahr mit einem Gewinn von 15,4 Millionen Mark). Die Abschreibungen wurden auf 9,7 Millionen Mark (im Vorjahre 10,9 Millionen Mark) festgesetzt. Es soll eine Dividende von 5 % lediglich aus dem Reservefond B (3,5 Millionen Mark) und dem Vortrag aus dem Vorjahre verteit werden!

Das Defizit der Kattowitzer Aktiengesellschaft vorm. Thiele-Winckler beträgt, wie durch die bezügliche Veröffentlichung bekannt, seit Revolutionsausbruch ca. 18 Millionen Mark!

Es ist nicht schwer auszurechnen, wie lange bei solchen wirtschaftlichen Verhältnissen der Zusammenbruch noch hintenangehalten werden kann.

Die genannten Gesellschaften gehören bekanntlich zu den ersten und maßgebensten; es ist zu beachten, daß die jetzt abgerechneten Geschäftsjahre noch eine Anzahl Monate der Vorrevolutionszeit enthalten, in welchen angemessene Überschüsse der früheren Zeit noch erzielt wurden. Die nach dem Revolutionsausbruch liegenden sieben Monate Dezember bis Juni, bei Hohenlohe und Kattowitzer Dezember bis April, somit fünf Monate, haben also nicht nur das, was in den ersten 4½ bezw. 6½ Monaten verdient wurde, vollständig aufgezehrt, wie weiland die sieben mageren Kühe die sieben fetten, sondern darüber hinaus noch ganz enorme Betriebszuschüsse erforderlich gemacht, deren dauerndes Fortleisten natürlich gänzlich unmöglich ist.

Die unmögliche Situation der Kohlen-Industrie wäre, so bedauerlich sie ist, doch wenigstens zu begreifen, wenn sie die Folge ganz zwingender Umstände wäre, etwa einer allgemeinen Preisdepression, verursacht z. B. durch Überschwemmung Deutschlands mit billiger ausländischer Kohle, wie dies in früheren Jahrzehnten manchmal vorübergehend vorkam; daß über Mangel an Absatz aber jetzt nicht zu klagen ist, braucht nicht erörtert zu werden. Wenn die behördlichen Zwangseingriffe hinsichtlich der Preise, dies ist der springende Punkt, nicht vorlägen, so wäre die Situation der Kohlenindustrie im Gegensatz zum tatsächlichen Sachverhalt, eine befriedigende und das um so mehr, als angenommen werden darf, daß es den Bergwerks-Leitungen auch gelingen würde, durch entsprechende — allerdings wohl große — Geldopfer, auch die jetzt die schädliche Rolle spielende Minderleistung der Arbeiter zu beseitigen, z. B. durch sehr hoch bezahlte freiwillige Überstunden. (Gehen doch Bergarbeiter um mehr zu verdienen zur Ausnutzung der ihnen nach Beendigung der Schicht verbleibenden Zeit jetzt vielfach mehrere Stunden täglich nach benachbarter Bau- oder Fabrikarbeit, zum Mißbehagen der Arbeiter der betreffenden Branchen; dies stand dieser Tage in Oberschlesischen Zeitungen.) Bei dem jetzigen Fehlverdienst ist ein Hinwirken der Betriebsleitungen auf Produktionssteigerung mit solchen Mitteln natürlich nicht möglich.

Zu den Selbstkosten ist zu erwähnen, daß die Löhne, die vor dem Kriege 5 Mk. betragen haben, jetzt in der Regel 20 Mk. bis 25 Mk. betragen. Für die Unternehmungen verteuert sich hierdurch und durch die gleichfalls reichlich, oft auf das fünf- bis zehnfache gesteigerten Preise für Öle, Sprengstoffe, Hölzer und andere Materialien die Produktion auf etwa das fünffache.

Der durch die Lohn- und Materialerhöhungen so sehr verteuerte Selbstkostenpreis hat sich dann weiter in sehr beträchtlichem Maße durch die reduzierten Arbeitsleistungen erhöht. In den Bergwerken z. B., in denen früher pro Kopf und Schicht durchweg ca. eine Tonne gefördert wurde, wird seitdem meist nur 0,4 bis 0,6 Tonne pro Kopf und Schicht geleistet; (in letzter Zeit ist allerdings eine minimale Besserung an einigen Stellen eingetreten). — Der durch Lohn- und Materialkosten-Erhöhung bereits etwa verfünffachte Selbstkostenpreis verdoppelt sich also ungefähr nochmals hierdurch.

Als weitere Momente der Verteuerung gegenüber der Vorkriegszeit kommen die zwanzigprozentige Kohlensteuer in Betracht und die Valutaverhältnisse, auf die weiter unten zurückgekommen wird.

Schließlich ist diesbezüglich ein Vergleich mit den in den benachbarten Ländern bestehenden Preisen interessant. Sie betragen in deutsches jetziges Geld umgerechnet in Frankreich, der Schweiz, in Schweden, Dänemark, Balkan durchweg 400 bis 700 Mark per Tonne. Die Frage drängt sich auf, warum gerade in Deutschland, wo die Förderung sich am meisten verteuerte und wo die Notlage der Steinkohlenindustrie am größten ist, der Industrie Verkaufspreise aufgezwungen werden, die nicht entfernt angemessen sind, und nicht einmal den vierten Teil derjenigen betragen, die in den angrenzenden Staaten für Kohlen bezahlt werden, unbekümmert darum, daß unsere Kohlenindustrie infolgedessen in schärfstem Tempo dem Ruin zu steuert? „Der Konsum und die Industrie könne höhere Kohlenpreise nicht ertragen", — wird eingewandt; bis jetzt hat aber niemand behaupten können, daß in den benachbarten Ländern, z. B. in der Schweiz oder Frankreich oder Italien durch Preise von 400 Mark bis 500 Mark per Tonne — es beträgt z. B. der Preis, den die deutsche Regierung für die der Schweiz gelieferten ganz ansehnlichen Quantitäten Kohle erhält, ca. 500 Mark per Tonne — die Industrie geschädigt worden sei. Fabriken und Konsumenten beschweren sich daselbst, wie aus der Presse dieser Länder zu ersehen ist, vielmehr ausschließlich darüber, daß sie zu diesen so viel höheren Preisen nicht genug Kohle von Deutschland geliefert bekommen. Inzwischen beginnen deutsche Industrielle, man nennt u. a. ein sehr bekanntes Groß-Berliner industrielles Unternehmen, amerikanische Kohle zu 25 bis 26 Dollar, der Kurs des Dollar beträgt 25 bis 26 Mark, d. h. somit zu 650 bis 676 Mark die Tonne zu beziehen. Die deutsche Kohlenindustrie beansprucht nicht annähernd ähnliche Preise, sie verlangt nur die Existenz- und Entwicklungsmöglichkeit, die bei jetzigen Selbstkosten und Verkaufspreisen nicht gegeben ist.

Die Bemühungen des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats und der Oberschlesischen Konvention, die Preise in genügendem Umfange aufzubessern, sind bisher an dem Widerstand in der Ministerialinstanz größtenteils gescheitert. Von den Machthabern ist der auf den Gruben bestehenden wirtschaftlichen Misere gegenüber in der ganzen in Betracht kommenden Zeit eine Art Vogel-Strauß-Politik befolgt worden; sie waren bis heute nicht dazu zu bringen, den total veränderten Ausgabenverhältnissen bei den Verhandlungen über die Preise genügend Rechnung zu tragen. Es ist dies eine der Schädigungen unserer Wirtschaft durch die absolute Gewalt, die für die Kriegszeit dem Bundesrat durch die Verordnung vom 4. August 1914 übertragen war, wirtschaftliche Verordnungen jeder Art nach ganz freiem Ermessen zu treffen, welcher Rechtszustand sich stillschweigend über den Kriegsschluß hinaus prolongierte, der heute noch kein Ende gefunden hat. Statt dem Antrag der genannten Vertretungen der Industrie zu entsprechen, oktroierte man den Syndikaten und Konventionen Preise auf, die nicht einmal den Selbstkosten auch nur annähernd entsprachen, während seit langem den Arbeitnehmern allenthalben die Lohnerhöhungen, die der gesunkenen Kaufkraft des Geldes entsprachen, die sie unter regierungsseitiger Förderung durchgesetzt hatten, voll von den Werken bezahlt wurden. Über die von den Kohlenkonventionen und -Syndikaten in mehr wie bescheidenem Maße geforderten Preiserhöhungen wurde durchweg erst nach langem Zögern entschieden, gewöhnlich nachdem geraume Zeit verstrichen war, während welcher die alten Preise zum Schaden der Gesellschaften noch hatten fortbestehen müssen; sie wurden dann durchweg nur mit starken Abstrichen genehmigt. Es kann nicht übergangen werden, daß auch das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat sowie die Oberschlesische Kohlenkonvention eben mit einer Lauheit verfuhren, die die in solchen Fällen notwendige Nackensteifheit durchaus vermissen ließ; so unterließen dieselben bei den Preisverhandlungen es fortgesetzt, ihre Forderungen in dem vollen durch die veränderten Verhältnisse gebotenen Umfang

zu stellen. Sie haben auch bei diesen Verhandlungen die eingetretene starke Minderleistung der Arbeiter, die sie anscheinend als etwas Vorübergehendes ansahen, in viel zu geringem Maße geltend gemacht. Ebenso haben sie durchweg nur die Selbstkosten der Zeit, in der gefördert wurde, ihren Kostennachweisen zu Grunde gelegt, also die Streikzeiten nicht berücksichtigt, während bei vorsichtiger kaufmännischer Preisberechnung doch wohl die Ausgaben der Arbeits- und der Streikzeiten, beide ineinander gerechnet, zur Grundlage hätten genommen werden müssen. Auch die Erhöhung des Abschreibungs- bezw. Rückstellungsbedürfnisses, die infolge der Reduktion des Geldwertes eintrat, ist hier nicht in Rechnung gestellt worden, wie auch in den Bilanzen der vorstehend erwähnten vier Gesellschaften die Abschreibungen nicht entsprechend erhöht worden sind, was recte hätte geschehen sollen; es hätten sich die Verlustsummen dann freilich als viel höher ausgewiesen. Da nun einmal jetzt der Geldeswert tatsächlich ein viel geringerer gegenüber dem früheren ist, muß doch eben mit der Vermehrfachung der zukünftigen Kosten für Maschinen- und Bautenerneuerungen, gelegentlich der Abschreibungen und Rücklagen usw. gerechnet werden und entsprechend bei Geltendmachung der Selbstkosten.

Diese Dinge sind offenbar von den Repräsentanten der Kohlenindustrie bei den Preisverhandlungen mit dem Minister nicht mit so viel Energie als nötig war, vertreten worden. Dieselben ließen sich in den Fällen, in denen irgendeine Erhöhung der Preise angemessen erschien und deren Genehmigung beantragt war, mit einer solchen von ganz ungenügendem Umfange, vielleicht der halben Antraghöhe, und etwas Kompensation durch Zuweisung kleiner Auslands-Exportquantitäten zu Weltmarktspreisen abzüglich Spezialabgaben abspeisen, während eine energische Abwehrpolitik, alleräußersten Falles die Ankündigung, daß bei chronisch werdendem Defizit die Stillegung der Betriebe erfolge, schließlich am Platze gewesen wäre. (Daß zu einer solchen Maßnahme im Hinblick auf das nationale Interesse an der Kohlenförderung ja nur dann hätte gegriffen werden dürfen, wenn alle Bemühungen um die Zustimmung zu erträglichen Verkaufspreisen dauernd resultatlos geblieben wären, ist selbstredend.) Eine so gestaltete Vertretung der Interessen der Unternehmungen und ihrer Aktionäre hätten ihnen weder Behörden noch Publikum verübeln können, da denn doch keiner Industriebranche ernstlich zugemutet werden kann, durch ein glattes Unterwerfen unter offenbar auf ungenügender Information basierende, ruinös wirkende Preisvorschriften schließlich gewissermaßen eine Art von Selbstmord zu begehen. Von derartigen energischen Abwehrmaßnahmen der Verwaltungen hat man aber nichts gehört. Die Bergbau-Vertretungen befinden sich zurzeit der Regierungsgewalt gegenüber offenbar im Zustande des durch den Blick der Klapperschlange gelähmten Colibris, den das Untier durch denselben erst paralisiert, um ihn dann um so bequemer auffressen zu können — sie wagen kaum die Preise, die sie benötigen, entschieden zu fordern, geschweige denn sie energisch zu vertreten, und das in einer Zeit, in der das berechtigte Zuschlagen aller, auch der indirekten Kosten (Streiks usw.) auf die Verkaufspreise, abgesehen von der Regierungseinsprache, so glatt durchführbar wäre; sie lassen es lieber zu, daß Geschäftsresultate eintreten, wie die nunmehr bereits vorliegenden (vide die oben angeführten Ergebnisse von vier der größten Gesellschaften).

Daß unser Geld seit geraumer Zeit nur noch eine sehr verringerte Kaufkraft und zurzeit im Umwechselungsverhältnis gegenüber den Währungen aller Nachbarländer etwa den sechsten Teil des Wertes von früher hat, ist bekannt. (Der Nennwert ist allerdings unverändert; hierauf kommt es aber nicht an.) Die Arbeiterschaft hat s. Zt. hieraus prompteste die nahegelegene Konsequenz gezogen, indem sie beim Fall des Markwertes ohne Verzug entsprechend sehr viel höhere Löhne verlangte und durchsetzte. Daß diese Aufbesserungen auf dem Wege von Streiks erreicht werden mußten und nicht rechtzeitig freiwillig gewährt wurden, ist zu beklagen, da die Streiks, die demzufolge eintreten mußten, wirtschaftliche Schäden von großem Belang, insbesondere einen sehr großen Förderausfall, mit sich brachten, während die Lohnerhöhungen der gesunkenen Kaufkraft des Geldes wegen der Billigkeit entsprachen und dessen Erfolg ebenso unvermeidlich war, wie es jetzt wohl die weitere Konsequenz hieraus, die ausreichende Normierung der Kohlenpreise, ist.

Betrachten wir nun die Veränderungen, die das neue Gesetz hinsichtlich der Stellen geschaffen hat, von welchen die Preisgestaltung der Kohle fernerhin abhängt. Diese werden in der Folge durch die Ausschüsse bestimmt werden, auf deren Zusammensetzung Gruben, Arbeitnehmer und Konsumproduzenten Einfluß haben

werden. Die Selbständigkeit der Grubengesellschaften bleibt also weiter ausgeschaltet! In puncto Preisfestsetzung tritt indes an Stelle des in letzter Zeit geübten ein neues — vielleicht sich besser bewährendes — Bevormundungsverfahren ein. Es unterliegt dies ganze System, wie allerdings auch schon das seitherige, welches auf der vom Kriege herrührenden Zwangswirtschaft basierte, jedenfalls dem prinzipiellen Bedenken, daß es eine Verletzung des persönlichen Eigentums involviert, die mit der Verfassung, die das Eigentum garantiert, nicht im Einklang steht. Auch die neue Reichsverfassung garantiert, wie die eines jeden zivilisierten Staates, das Eigentum, und damit ist doch durchaus nicht vereinbar, daß ein Ausschuß, zumal ein solcher, in dem Gruppen, die ganz andere Interessen haben und verfolgen, über das Eigentum der Bergwerksunternehmer, respektive, was in der Wirkung dasselbe, über die Preise, zu welchem dieser das von ihm hergestellte Produkt verkaufen muß, nach freiem Belieben verfügen kann. Dasselbe ist ja übrigens über alle sogenannten Höchstpreise zu sagen. Auch wissen wir nicht, ob eine Gesellschaft, die in diesem Sinne geschädigt, im freiesten der Länder den Mut des Müllers von Sanssouci gegenüber dem „Sozialismus" genannten, jetzt auf wirtschaftlichem Gebiet herrschenden Absolutismus finden und heutzutage damit durchdringen würde. Der Versuch, sich, auf die Verfassung gestützt, gegen Vergewaltigungen des Eigentums durch dieses Gesetz aufzulehnen, wäre berechtigt, aber der Zeitverhältnisse halber nicht übermäßig aussichtsvoll. Noch schroffer gegen die Verfassung verstößt es, daß in dem neuen Gesetz dem Minister das Recht eingeräumt ist, die von dem erwähnten Ausschuß festgesetzten Preise nach seinem Gutdünken einfach ganz beliebig und inappellabel zu reduzieren.

Findet die jetzige Preispolitik, die die Gruben am Festsetzen angemessener Verkaufspreise gewaltsam hindert, nicht ein baldiges Ende, so geht es mit der deutschen Montanindustrie, dem vormaligen Stolz und Glanz Deutschlands, bald zu Ende. An Stelle der perhorreszierten Sozialisierung des Bergbaus (deren Inopportunität selbst von den Arbeitern allmählich eingesehen wird; einen Ausflug auf das Thema des Rechts, Besitzern ihr Eigentum zu beliebig normierten Preisen wegzunehmen, nur weil es prosperiert, also „sozialisierungsreif" sei, wollen wir uns versagen), deren Androhung schon allein den Inhabern und Leitern der großen Betriebe die Lust und Liebe zur Fortentwickelung und Vergrößerung der Betriebe seit geraumer Zeit genommen hat, wäre etwas noch Schlimmeres, die glatte Entwertung des Eigentums, hier des Steinkohlenbergwerks-Besitzes durch ministerielle Preisnotierungen getreten! Der Einwand, eine Erhöhung der Kohlenpreise derart, daß sie genüge, um das vor der Kriegszeit gewesene Existenz- resp. Ertragsverhältnis bei Berücksichtigung der jetzigen Selbstkosten und der Kohlensteuer wieder herzustellen, würde die übrige deutsche Industrie ruinieren, ist weiter oben durch Hinweis auf die Preisverhältnisse im Ausland widerlegt. Auch daß der Konsument bei mäßiger Gestaltung des Zwischenhandels-Nutzens entsprechende Erhöhung nicht vertragen könnte, insbesondere der Arbeiter, ist, da ja eben der Arbeiter durchweg das ca. fünffache des früheren Lohnes erhält, — bei tüchtiger Akkordarbeit mehr — nicht zutreffend; dem Konsumenten würde im allgemeinen weit mehr mit einer Steigerung der Produktion, die ihm die jetzige Preiseinschränkung fernhält, als mit Preisnormierungen, die den Bergbau ruinieren, gedient sein.

Der Kausalzusammenhang zwischen Preisen und Produktion liegt zwar eigentlich auf der Hand, wird aber bis jetzt nicht ausgiebig beachtet. Die seither der Kohlenindustrie aufgezwungenen Preise ruinieren nämlich nicht nur finanziell die Gesellschaften und ihre Aktionäre, sie machen sie auch zu jedem neuen Entgegenkommen an die Arbeiterschaft und zu allen weiteren sozialen Hilfsmaßnahmen unfähig. Neue Anforderniſſe kommen alle Tage. Es befinden sich nicht selten darunter auch solche, denen die Verwaltungen, obwohl sie sie zurzeit ihrer Einnahme-Verhältnisse wegen glatt ablehnen müssen, innerlich nicht unsympathisch gegenüberstehen resp. die sie bei entsprechender Wirtschaftslage erfüllen würden. Ein wirklich friedliches und befriedigendes Zusammenarbeiten zwischen Gruben und Belegschaften ist überhaupt erst dann denkbar, wenn die Gesellschaften selbst wieder eine gesicherte Wirtschaftslage und damit die Möglichkeit eines Entgegenkommens gegenüber der Arbeiterschaft, da wo es nötig oder erwünscht erscheint, haben.

Das Gesagte ergibt ausreichend, nach welchen Richtungen zunächst ein radikaler Wechsel zwingend nötig ist; es sind Preise erforderlich, bei denen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ihre Rechnung finden und freudig arbeiten können.

Es kann für später ein Wieder-Abbau der Preise in Aussicht genommen werden für den Fall größerer Steigerung der Arbeitsleistung und durchgreifender Besserung unserer Valuta, mittelst der eine angemessene Kaufkraft des Geldes neu geschaffen würde.

Für die unmittelbar nächste Zeit kann mit beidem nicht gerechnet werden, ob für später, hängt betreffs des Markwertes von der Valutapolitik resp. von den bezüglichen Maßnahmen ab. Gegenwärtig nehmen wir zwar hierfür den guten Willen, aber keinerlei Betätigung wahr. Wir finden sogar diesbezüglich nirgends praktische Vorschläge, sondern nur ein Tasten nach den Ursachen des Sinkens des Geldwertes resp. der Kaufkraft der Mark und deren Umwechselungswert gegenüber der Geldsorten aller anderen Länder. Für den Umfang unserer Geldentwertung, die ja hier sehr in Betracht kommt, sei als illustrativ erwähnt, daß man jetzt (20. Sept. 1919) in der Schweiz beliebige Markbeträge, die hundert Mark für ca. 19 bis 20 Franken kaufen kann und in Schweden, Holland, Dänemark und im übrigen Neutralien die Münze dieser Länder, desgleichen amerikanisches, englisches und französisches Geld zu Kursen, die diesem Verhältnis entsprechen, gegen Mark umzuwechseln in der Lage ist.

Bei dem Suchen nach Gründen ist man hier merkwürdigerweise dazu gekommen, in weiten Kreisen ganz unerheblichen Dingen die Schuld beizumessen; an der zu Tage liegenden, für alle Welt erkenntlichen Hauptursache aber gehen die Erörterungen bis jetzt fast ausnahmslos vorbei, gleich als ob man sie nicht erwähnen wollte oder dürfe. Die öffentlichen Erörterungen unterlassen es nämlich fast alle, die fortdauernde riesige Zunahme des Banknotenumlaufs als die Hauptursache unserer Valuta-Misere zu bezeichnen. An Stelle dessen werden als Grund unserer Währungsnot die sogenannten Banknotenhamsterer bezeichnet; das Verhalten dieser Leute hat ja wohl allerdings zu einem beträchtlichen Schaden geführt, aber nicht für den Stand unserer Valuta, sondern für deren Portemonnaie — durch die Verluste, die sie infolge des Kurssturzes der Mark schließlich alle natürlich haben erleiden müssen! Es ist aber, im Gegensatz zu der dem Publikum künstlich beigebrachten Meinung, keineswegs anzunehmen, daß es viele Banknotenhamsterer gibt. Wo sollten die denn sein — im Inland? Jeder einsichtige Mensch, der Geld in Reserve hält, tut dies doch im Hinblick auf leichtere gesicherte Aufbewahrung, Verzinsung und jederzeitige Abhebbarkeit in Gestalt eines Guthabens bei seiner Bank und nicht durch zinsloses Hinlegen von Noten zu Hause. Die etwa wirklich vorkommenden Fälle des sogenannten Notenhamsterns aber sind der Valuta in Wirklichkeit gar nicht schädlich, sondern eher nützlich, denn sie verringern doch, solange sie dauern, die so übergroße Banknoten-Zirkulation.

Nun das Ausland: Wer sollte dort deutsche Banknoten hamstern? Es gibt ja in Neutralien eingewanderte deutsche Kapitalisten, sie sind aber nicht so zahlreich, wie vielfach angenommen wird. Die Auswanderungsbeschwerlichkeiten und die Schwierigkeiten der neutralen Einreisegenehmigungen haben dafür gesorgt. Hat man nun etwa anzunehmen, daß Deutsche, die unpatriotischen Sinnes den heimatlichen Staub von den Füßen geschüttelt haben, im Ausland ihr Vermögen gerade mit Vorliebe in deutschen Banknoten zinslos anlegen? Gewiß nicht; — der Gedanke ist abwegig, denn die Emigranten sind sicher am wenigsten gerade mit komplettem Vertrauen zu Deutschlands Zukunft und Finanzen ausgewandert. Wer aber von Deutschen oder Anderen im Ausland, z. B. in der Schweiz, Mark-Bestände zur Anlage oder Spekulation besitzt, hat sie doch wohl meist bei einer Bank, die bekanntlich, insbesondere in der Schweiz, durchweg auch verzinsliche Mark-Rechnungen unterhalten, auf ein solches Konto eingezahlt. Durch diese Banken fließen solche Noten prompt wieder zur Gutschrift nach Deutschland, und der Kreislauf ist vollendet. Bezüglich des in Berlin zirkulierenden Märchens der in der Schweiz angeblich tesaurierten Milliarden deutscher Banknoten weiß man nicht, ob man die Verbreiter oder die gläubigen Leser solcher Notizen mehr anstaunen soll. Hätte es damit seine Richtigkeit, dann wären übrigens noch immer die Folgerungen des betreffenden Teils der Presse total unlogisch, insoweit diese in dem vermeintlichen Anhäufen der deutschen Banknoten im Ausland usw. einen Grund des deutschen Valutarückganges sehen. Die Wirkung eines solchen Ansammelns und damit aus dem Verkehrziehens würde, wie schon oben gelegentlich der Erörterung etwa im Inland gehamsterter Noten zur Sprache gebracht, direkt entgegengesetzte sein müssen. Möchten also doch deshalb bzw. im Hinblick auf den Zinsnutzen, der dem Reiche dadurch entstände, recht viele Milliarden Noten derart dauernd aus unserem überlasteten Verkehr gezogen

werden! Wir könnten es nicht besser wünschen; dadurch würde, wenn es sich um hinlänglich große Beträge handelte, die Wirkung der ständigen Banknotenvermehrung jedenfalls abgeschwächt werden.

Zu den wahren Ursachen des Rückgangs der Mark zählt dagegen der jetzt wenig günstige Export. Dieser letztere wird ja wohl dank der Rührigkeit und Tüchtigkeit unserer Industrie wieder größere Dimensionen annehmen, wenn die unbegreiflichen Exporterschwerungen bezw. die Tätigkeit des heiligen Bureaukratismus ihn nicht zu sehr einschränken und wenn die Wiederzunahme der Arbeitslust bei uns einmal ihre Wirkung tun wird. —

Vor allem muß, wenn die so dringliche Beseitigung der Valutamisere angebahnt werden soll, die fernere Vermehrung unseres Banknotenumlaufs inhibiert werden. Sollen wir nicht erleben, daß unsere Banknoten den Wertverminderungsprozeß bis zur vollständigen Entwertung durchmachen, wie dies mit den Law'schen Banknoten in Frankreich zur Zeit der Regentschaft und mit den Assignaten zur Zeit der französischen Revolution der Fall war, so muß unbedingt und ohne Verzug mit weiterer Notenausgabe Halt gemacht werden . Reich, Staat und Gemeinde müssen eben dieser zwingenden Notwendigkeit halber aufhören, phantastische Ausgaben zu machen, denen keine äquivalenten Steuereinnahmen gegenübergestellt werden können und die erfolgen, bloß weil die Verausgabungen populären Zwecken entsprechen, wie dies unausgesetzt und ohne daß man ein Ende absieht im Vertrauen auf die Banknotenpresse in größtem Umfange der Fall ist. Diejenigen, die dies bestreiten, stehen auf dem beneidenswert naiven Standpunkt, daß die Banknotenpresse den Besitz eines Zauberstabes bedeute, mittelst dessen wir beliebig viel Geld ohne Nachteil herbeihexen können; wäre dem so, so handelte die Regierung ja verbrecherisch, wenn sie nicht dauernd und für alle Zukunft alle Staats- und Landesbedürfnisse einfach durch Druck immer neuer Noten befriedigte und uns demzufolge jeden Steuerzahlens entheben würde. In Wirklichkeit ist aber die Geldbeschaffung durch vermehrte Banknotenausgabe das allerschlimmste Leihsystem, da die vermehrte Noten-Zirkulation nach Erreichung eines gewissen Umfanges notwendig zur sich immer mehr verschärfenden, zuletzt Handel und Wandel ruinierenden Verminderung des Geldwertes führen muß, zumal die Einlösbarkeit in Metall (seit 1914) suspendiert und — für die nächste Zeit mindestens — auch unmöglich geworden ist, sodaß die Bedeutung der Noten zurzeit nur noch in der dekretierten Zwangsannahme derselben besteht. Die jetzt vorhandene so beträchtliche Minderung des Wertes der Noten ist noch Manchen wie durch eine Art optischer Täuschung cachiert geblieben, da der am meisten ins Auge springende Nominalbetrag sich natürlich auch bei der allerweitgehendsten Wertverminderung nicht reduziert, sondern nur die Kaufkraft und der gegenüber der anderen Länder bestehende Umsatzwert. — Bei dem hierdurch hervorgerufenen schwankenden Wert der gesetzlichen Zahlungsmittel müssen wir, wenn keine Abhilfe kommt, jedenfalls mit der Zeit zu anarchistischen Wirtschaftszuständen gelangen, die Industrie und Handel schließlich fast verunmöglichen werden. Regierung und Reichstag sollten ihr ganzes Können und Wollen daran setzen, diesen Zustand zu beseitigen, statt durch in fieberhaftem Tempo fabrizierte, alle Welt mehr oder weniger beeinträchtigende, für niemand einen Nutzen schaffende, nur Schlagworten dienende sogenannte soziale Gesetze der Industrie und dem legitimen Handel Arbeit und die Existenz abzuschneiden.

Es wäre zunächst das Budgetgleichgewicht nicht allein durch kaum mögliche weitere Vermehrung der Steuern, sondern vor allem durch scharfe Einschränkungen der nicht zwingend nötigen Ausgaben herbeizuführen; gleichzeitig wären Maßnahmen zur Reduktion des Notenumlaufs zu treffen.

Daß Beides nicht leicht ist, ist ja klar; leicht ohne Anforderung an die Opferfähigkeit der Nationen sind die Vermögensabgabe und ähnliche, tief in den Besitz einschneidende konfiskatorische Maßnahmen, denen alle Welt trotzdem willig zustimmte, ja auch nicht.

Die Beiträge, die aus dem Reichsnotopfer eingehen, sollten des gleichen Zweckes wegen nicht in erster Linie zur Rückzahlung von Kriegsanleihen bestimmt werden; bei der alles desorganisierenden Valutamisere wäre es vielmehr richtiger, die aus durch Vermögensabgabe disponibel werdenden Beträge zum größten Teil, vielleicht dreißig Milliarden von den vom Finanzminister als Einnahme erwarteten 50 Milliarden zur Banknotentilgung zu verwenden und nur den Rest zur Kriegsanleihetilgung, deren eilige Herabminderung doch offenbar weit weniger dringlich ist. Das

Reich hätte zu dem Behufe entsprechend Schatzscheine, die überdies jetzt als nicht fundierte kurzfällige Verbindlichkeit wie ein Damoklesschwert über dem Reichskredit schweben, aus dem Verkehr zurückzuziehen. Diese sind zurzeit größtenteils direkt und indirekt von der Reichsbank belehnt, die eben um diese Beleihungen vornehmen zu können, die Notenemission allmählich so kolossal vergrößert hat. Die der Reichsbank durch die Rückzahlung der gegen Verpfändung von Schatzscheinen aufgenommenen Darlehn wieder eingehenden Summen hätte diese dann einfach zur Reduktion des Banknotenumlaufs zu verwenden. Es würden sich nach Durchführung des Notopfers und der angeregten Maßnahme statt eines Banknotenumlaufs von 45 Milliarden in nicht ferner Zeit nur noch etwa 15 Milliarden im Umlauf befinden. Die Valuta würde damit zwar nicht auf den früheren Goldwert steigen — eine überschnelle Rückkehr auf dessen Stand wäre aus vielen, Raumes wegen hier nicht darzulegenden Gründen auch nicht einmal wünschenswert —, aber unser Geld würde in einiger Zeit doch zweifellos eine sehr erhebliche Besserung der Kaufkraft gewinnen und zugleich einen entsprechenden Kursstand im Ausland erlangen, voraussichtlich einen solchen von zirka Frcs. 60.— bis 80.— pro hundert Mark in der Schweiz resp. in den andern Ländern entsprechend. Ob man gut tut, für später die Aufnahme einer Valutaanleihe zur Beschaffung einer verstärkten Goldreserve für die Reichsbank in Aussicht zu nehmen und die Wiedereinführung der Goldeinlösbarkeit der Banknoten als Ziel zu nehmen, sei es zu pari oder zu einem etwas verminderten Satz, vielleicht zu $^2/_3$ des früheren Goldwertes und ob, gleichviel, welches Einlösungsverhältnis Platz griffe, reine Goldwährung sich dann überhaupt für uns empfehlen würde oder ob dann Doppelwährung für uns vorteilhafter wäre, ob vielleicht unserer besonderen Verhältnisse wegen sich eine Silberwährung als geeignet ausweisen würde, dies mag als cura posterior von unseren Betrachtungen heute ausscheiden; — mit Sicherheit aber läßt sich sagen, daß nur durch Vermehrung der industriellen Arbeitsleistung und Ordnung unserer Währungsverhältnisse ein Wiederabbau der allgemeinen Preislage, resp. der Kohlenpreise denkbar ist. Bei Erörterung der Notlage der Kohlenindustrie hört man oft den Einwand, die Aktien der Kohlenunternehmungen hätten ja einen ganz befriedigenden Kursstand; — das ist irrig und eine optische Täuschung! Die jetzigen Kurse verstehen sich eben, was bei solchen Annahmen einfach nicht berücksichtigt wird, auf Papierwährung, die nur noch ein Sechstel der Goldwährung an Wert repräsentiert. Notieren z. B. also Gelsenkirchner in Papierwährung heute 180, so entspricht dies einem Kurs von 30 früherer Zeit. (Mit den 30 %, die der Besitzer vor sechs Jahren beim Verkauf erlöst hat, konnte er damals ebensoviel Nutzwirkung erreichen, wie jetzt mit 180 %, und er bekommt jetzt, wenn er eine Aktie für 180 verkauft, für den Erlös beim Umwechseln kein größeres Quantum Dollars, Franken oder Pfund Sterling, als er vor sechs Jahren für alte 300 Mark, dem damaligen Verkaufserlös bei einem Kurs von 30, erhalten hätte.) Wenn die Kohlenpapiere jetzt genau so ständen wie vor sechs Jahren, so bedeutete ihr Kursstand den sechsten Teil des Kursstandes der früheren Zeit, also einen Verlust von $^5/_6$ des investierten Geldes. Sie haben aber jetzt auch, wie ein vergleichender Blick auf den Kurszettel der damaligen und einer der heutigen Zeit zeigt, nicht einmal mehr die nominelle Kurshöhe der früheren Zeit, sondern fast ausnahmslos eine viel niedrigere. Kohlenaktien sind, dieses Valuta-Verhältnis richtig berücksichtigt, bei den jetzigen Kursen im Vergleich zur Vorkriegszeit durchschnittlich auf den achten bis zwölften Teil des damaligen Wertes gefallen. Zu den Kriegsgewinnlern gehören also die Besitzer der Kohlenaktien nicht!

Die Dividenden fallen jetzt entweder gänzlich aus oder sie sind auf ein Minimum reduziert und werden dann noch größtenteils mangels jeglichen Betriebsgewinnes jetzt aus dem Reservefonds und dem Vortrag bezahlt; — für sie trifft auch das zu, was bezüglich der durch die Währungsverhältnisse bedingten ideellen Umrechnung der Aktienkurse gesagt wurde; — 6 % Dividende, zahlbar in neuem Gold, entsprechen 1 % seinerzeit in Goldmark bezahlter Dividende. —

Die Politik im Theater und in der Kritik.

Von **Dr. Siegfried Seelig.**

Wer den Feuilletonteil der Tageszeitungen aufmerksam verfolgt, wird neuerdings die Beobachtung machen, daß sich die Politik auch schon diesen, bisher der Unterhaltung und Bildung vorbehaltenen Teil erobert hat. Nicht nur in Skizzen und Erzählungen wird Politik gemacht, sondern auch in den Theaterreferaten.

Im „Kleinen Theater" wird ein neues Stück aufgeführt: Kessers „Summa Summarum", in welchem gezeigt wird, wie ein verabschiedeter Minister mit seiner konservativen Gesinnung ringt, die ihm nicht mehr zeitgemäß erscheint. Obwohl er mit dem Herzen schon halb zur Sozialdemokratie neigt, gewinnt er es doch nicht über sich, sich dieser anzuschließen.

Und nun die Besprechungen. Ein auf konservativem Boden stehendes Blatt schreibt, der „Baron" sei einer von den vielen üblen Umlernern, der vorzüglich in das jetzige neue Deutschland passen würde! — Ein anderes Blatt derselben Parteirichtung meint, die Hauptperson des Stückes sei ein haltloser, schwankender, seiner Partei abtrünnig gewordener und deshalb unsympatischer Mensch. — Ein sehr links gerichtetes Blatt dagegen ist ganz anderer Meinung. Es schreibt: Gegen diesen Menschen, der die Räume lüftet, die Arbeiter betreten hatten, der tot umfällt, als ihm Sozialdemokraten eine Huldigung bereiten, gegen diesen Schwächling richteten sich die Pfiffe.

So ward ein Stück aus parteipolitischen Gründen verurteilt und zwar von rechts und von links.

Anläßlich der Neueinstudierung von „Kabale und Liebe" im Theater in der Königgrätzerstraße schrieb ebenfalls ein radikales Blatt, es wären bei der Aufführung die Ausbrüche des Hasses und der Verachtung zu sehr gemildert worden. „Schreit es nur hinein in das erblassende Antlitz der Bourgoisie, daß ihr sie verachtet, damit sie vor eurem Zorn erzittert — —."

Ist das nun Kunstkritik? Das ist Ausschlachtung der Tendenz eines Stückes zu parteipolitischen Zwecken. Der Kunst- und Theaterkritiker soll aber objektiv wägen: liegt hier ein Kunstwerk vor oder nicht? Es müßte eigentlich heißen, er soll unparteiisch wägen, da man von einer objektiven Kritik kaum sprechen kann. Genau so, wie die Schönheit im Auge des Beschauers liegt, so liegt auch die Wirkung (und nur nach dieser wird der Wert bemessen) eines Werkes der Literatur im Auge und hauptsächlich im Ohre des Hörers. Auf den einen wird nun die Wirkung eines Stückes natürlich viel tiefer und nachhaltiger sein, als auf den andern. Es kann daher vorkommen, daß dieser das Stück als genial preist, während jener es nur als bühnenwirksam bezeichnet. Häufig treten die verschiedenen Meinungen auch noch viel schroffer zutage. Hieraus erhellt schon, daß jede Kritik durchaus subjektiv ist.

In neuerer Zeit ist nun die Theaterkritik noch erheblich subjektiver geworden, als sie es von Hause aus schon ist. Einige der Rezensenten, und sogar solche mit recht guten Namen darunter, haben es sich zur Gewohnheit gemacht, anstatt über Inhalt, Form und Darstellung des gesehenen Werkes eine kritische Würdigung zu schreiben, ein eigenes mehr oder weniger geistreiches Werk zu verüben. Sie greifen sich nämlich das Thema des Dichters heraus, tauchen wichtig die Feder ein, und sagen zu der staunenden Mitwelt: Nun spitzt einmal gefälligst die Ohren zu dem, was Wir euch alles zu diesem Thema zu sagen haben, wir, die großen Kritikusse Sohnjakob und Plerr! Und dann machen sie viele Worte darüber, was sie aus diesem Thema alles gemacht hätten, reden in 120 Druckzeilen über alles mögliche, nur nicht über das Werk, das es zu besprechen gilt. Das wird am Schlusse günstigstenfalls mit zwei Sätzen abgetan. Sie wollen ihr Licht vor dem Publikum leuchten lassen und ihm zeigen, daß sie nicht nur Kritiker, sondern selbst Schaffende sind. Ach, wie oft wird da, nach dem Muster des „blutigen" Oscar Blumenthal, um eines Witzes, einer Pointe willen, das kritische Urteil der geschaffenen Leistung in keiner Weise gerecht!

Überhaupt schreiben viele unserer heutigen Rezensenten ausschließlich für das Publikum, für das die Kritik aber gar nicht da sein soll. Diese soll lediglich dem Verfasser und den Darstellern gewidmet sein. Allein diese sollen aus der Besprechung lernen, wie das Stück gegeben werden muß, nicht aber soll den Zuschauern gelehrt werden: so sollt ihr das Werk sehen, und nicht anders. Das ist Beeinflussung. Das Publikum soll aber unparteiischer Richter sein. Es soll sich selbst sein Urteil bilden und tut es auch. Wirkt das Stück, so wird es mit Beifall nicht kargen; hat das Werk keine Wirkung, wird es es schweigend ablehnen.

In jüngster Zeit ist als Mittel der Ablehnung allerdings wieder der Hausschlüssel zu Ehren gekommen. Diese Erscheinung hat meines Erachtens zwei Ursachen. Die

erste ist, daß die Theaterleiter noch immer nicht auf die Claque verzichten wollen, mit deren Hilfe sie auch die blödesten Schmarren durchzubringen hoffen, und deren wüstes Klatschen dann die Gegenwirkung auslöst. Als zweite Ursache ist noch zu erkennen, daß sich in dieser erregten Zeit auch hier wieder die Parteipolitik ins Spiel mischt. Geißelt der Verfasser die Moral der Geheimräte und Offiziere, so pfeifen die Jünglinge des Deutschnationalen Jugendbundes; zeigt er den Machthunger und den Egoismus der Arbeiter, so brüllen die Anhänger der U. S. P. D. Wie der Krieg uns in der gesamten Kultur um Jahrzehnte zurückgeworfen, und uns das Gemüt verroht hat, so hat er auch dem Theater wieder die alte barbarische Sitte des Hausschlüsselkonzerts beschert. Und solange, durch die heutigen Wirtschaftsverhältnisse, nur noch Schleichhändler, Müllkutscher und Arbeitslose in der Lage bleiben, die teuren Theaterkarten zu erstehen, wird auch der Hausschlüssel in Tätigkeit bleiben. Irgendwo muß doch die überschüssige Kraft abgelagert werden, wenn den Deutschen der furor teutonicus packt!

Noch einmal zurück zur Kritik. Diesmal aber zur Musikkritik. Da hat sich seit einiger Zeit eine außerordentliche Milde aufgetan. Im „Deutschen Opernhause" wendet ein Tenorist bei der „Carmen"-Aufführung in dem Duett mit Micaela und in der Blumenarie wiederholt Kopfstimme an. Die gesamte Berliner Kritik lobt jedoch andern Tages die strahlende und mühelose Höhe seiner Stimme! — In der Staatsoper singt eine Anfängerin die Jungfer Anna in den „Lustigen Weibern". Obwohl der Dirigent soviel als möglich dämpft, dringt ihr zittriges Stimmchen niemals über das Orchester. Die Kritik rühmt jedoch einmütig ihre klare, reine Stimme! Ja, meine Herren, wir sind doch nicht in Kottbus! Noch ist Berlin die größte deutsche Musikstadt. Da muß unbedingt darauf gehalten werden, daß hier nur wirklich allererste Kräfte an erste Stellen gelangen. Hat sich dort erst die Mittelmäßigkeit breit gemacht, dann ist Berlin die Stadt der Musik gewesen! Milde ist ja etwas sehr schönes. Ich verlange auch nicht etwa, daß eines geringen Versehens wegen, nun ein wirklich guter Sänger gleich verrissen wird. Aber schließlich ist es besser, es wird ein Sänger mit einer ungenügenden Stimme davongescheucht, als daß Berlins Opernhäuser auf die Stufe der tiefsten Provinz sinken.

Die schöne Rolle.

Von **Direktor Georg Schade.**

Im Berufsleben des Schauspielers ist nichts von so außerordentlicher Bedeutung, von so großer Wichtigkeit wie die „schöne Rolle". In meinem Artikel: „Der Schauspieler und sein Idol" (Krit. Nr. 28) führte ich aus, daß sie das erste und natürlichste Idol des Schauspielers sei. Und im wahrsten Sinne entspricht die „schöne Rolle" ganz dem Charakter eines Idols, eines Götzen. Wie ein starrer, gefühlsloser Götze begehrt sie immer aufs neue Opfer und verschlingt alles: Persönlichkeit, Ehre, Menschenwürde. Die „schöne Rolle" ist der Moloch, der Tag um Tag, Jahr um Jahr, unersättlich von seinen Dienern Opfer fordert.

Das Streben des Schauspielers geht vom ersten Augenblick seiner Zugehörigkeit zum Theater nach der „schönen Rolle". Sie ist ihm das höchste, erstrebenswerteste Ziel, denn sie soll ihm die Leiter sein, auf der er, Sprosse um Sprosse, aufsteigen will zu den höchsten Höhen seiner Kunst.

Dem Anfänger pflegt der Begriff der „schönen" Rolle in dem der „großen" Rolle zu liegen. Je umfangreicher die Rolle ist, je mehr Bogen sie zählt, desto „schöner", also begehrenswerter erscheint sie ihm. Er meint, „die Masse müsse es bringen" und übersieht dabei, daß oft eine kleine Episode an das Können des Schauspielers erheblich mehr Anforderungen stellt als die große Rolle, und daß er in einer Episode oft mehr Künstlerschaft entwickeln kann, als in einer schönen Rolle, die eben „nicht umzubringen ist", wie der terminus technicus lautet. Solche Rollen gibt es tatsächlich in ziemlich erheblicher Anzahl. Sie sind vom Autor so geschrieben, daß sie durch starke Situationswirkung oder durch dialektische Ausführungen zu einer Tendenz, durch Wortwitz und Situationskomik einen starken Erfolg beim Publikum haben müssen und wäre ihre Darstellung selbst schlecht und ungenügend. Das sind die Rollen, die „sich von selbst spielen", wie man beim Theater zu sagen pflegt.

Diese Art der Rollen und solche, die dem Darsteller Gelegenheit geben, wirkliches Können zu zeigen, sind „schöne Rollen", und um sie wird unter den Schauspielern gekämpft: hartnäckig, mit allem Raffinement, mit größter Zähigkeit, mit allen Mitteln. Aus dem Kampfe um die „schöne Rolle" entstehen die grimmigsten Feindschaften, Versprechungen und Verheißungen, Lächeln und Schmeicheln,

Koketterie jedes Grades. Verheißungsvolle Blicke, Tränen und Seufzer, Gefälligkeiten jeder Art, Verleugnen der eigenen Meinung, Zummundereden und wie all die Mittelchen heißen mögen, die im Verkehr in der menschlichen Gesellschaft angewendet werden, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen, sie werden im Kampf um „die schöne Rolle" ins Treffen geführt und begraben oft in ihrer Wirkung Ehre, Tugend, Menschenwürde, Sitte und Moral. Der Kampf, der um eine einzige „schöne Rolle" entbrennt, ist oft von langer Dauer; er kann über Monate hinausgehen und umfaßt oft einen Interessentenkreis von zehn, zwölf und mehr Personen.

Es winkt z. B. im Spielplan des Theaters eine „schöne Rolle", für deren Darstellung, der Individualität oder dem „Fach" nach, drei Damen in Betracht kämen. Fräulein X, Y und Z erheben Anspruch auf diese Rolle und erstreben sie mit allen Mitteln. Die Entscheidung über die Besetzung liegt letzten Endes beim Direktor. Aber Oberspielleiter K., Spielleiter M., der Dramaturg B., ja der Bureauchef L. sind von starkem Einfluß bei Besetzungen. Vielleicht darf auch der Dichter A. hin und wieder einen Wunsch äußern. Fräulein X. ist befreundet mit dem Kollegen C., der ein guter Freund des Oberspielleiters K. ist. Fräulein Y aber ist die vertrauteste Freundin des Fräulein Lo., die eng liiert mit dem Dramaturgen B. ist. Fräulein Z. aber ist gar eine gute Freundin der Gattin des Direktors, die nicht ohne Einfluß auf die Entschließungen ihres Gatten sein soll. Der Dichter aber hat gesagt, daß die „schöne Rolle" eine Darstellerin erfordere, die schlank und rassig sei. Wie also kann es da Fräulein X fehlen! Da er ein anderes Mal von einem eleganten Abendmantel sprach, den die Darstellerin im 2. Akte brauche, hat Fräulein Y doch die allerbesten Aussichten, denn ihr Toilettenreichtum ist bekannt und anerkannt. Zu Fräulein Z aber sagte der Dichter kürzlich persönlich, daß sie für seine Heldin seiner Meinung nach das Temperament besitze! Das gilt ja nun bei Fräulein Z soviel, als daß nur sie die berufene Vertreterin sei.

Nun beginnt der Kampf und wird geführt mit aller Erbitterung, aber auch mit Berechnung aller entferntesten Möglichkeiten, die zum Siege führen könnten, also mit größtem diplomatischen Geschick, von dem Deutschlands Diplomaten der vergangenen Zeit (über die der jetzigen erlaube ich mir noch kein Urteil) viel hätten lernen können.

Der Kampf um die „schöne Rolle" tobt aber nicht nur unter den weiblichen Bühnenmitgliedern, sondern ebenso stark unter den männlichen. Daß er hier brutaler geführt wird, glaube ich kaum, denn noch immer war im Kampfe das Weib am grausamsten. Jedenfalls aber wird mit aller Rücksichtslosigkeit gekämpft: Freundschaften werden gefährdet, ja zerrissen; manches „Verhältnis" geht in die Brüche; im Kampfe um eine „schöne Rolle' können Ehen getrennt, Kindern in ihren Zukunftsaussichten unglücklich gemacht werden.

Für den Schauspieler ist: „schöne Rolle" ein Schlagwort, das ihn sofort wenn es fällt, jeder Besinnung beraubt; es wirkt auf ihn wie eine Narkose, die einzelne Funktionen des Organismus ausschaltet; es überkommt ihn ein Rausch, in dem er als leuchtendes Ziel nur eins sieht: die Darstellung der „schönen Rolle".

Ist der Kampf entschieden, bei dem es immer nur einen stolzen, freudigen Sieger, aber eine Menge Mißvergnügte und Mißgünstige gibt, (denn Mißgunst und Neid sind Eigenschaften, die im Berufsleben des Schauspielers sehr stark in Erscheinung treten, jedoch nur da, wo es sich um persönliche künstlerische Erfolge handelt, denn sonst ist der Schauspieler frei von Neid und Mißgunst und äußerst hilfsbereit, und gutmütig bis zum Leichtsinn) so entbrennt schon wieder an anderer Stelle ein neuer Kampf um eine andere „schöne Rolle", wobei es oft nötig wird, daß zwei Personen, die soeben sich noch grimmig bekämpften, sich freundschaftlich nähern, um nun gemeinsam nach einer Seite vorzugehen, und vice versa. Dies alles vollzieht sich aber, ohne daß der Mensch im Schauspieler, ohne daß seine Psyche sonderlich berührt wird. Dieser Wechsel der Gesinnung geht „leicht und schmerzlos" vor sich ohne daß die ethische Minderwertigkeit der Handlung dem Schauspieler zum Bewußtsein kommt, ist also ein Beweis, daß die in meinen früheren Ausführungen genannten Eigenschaften der Psyche des Schauspielers voll und ganz eigen sind. Er ist mit allem „leicht fertig"; er hat (zufolge der Schmiegsamkeit seiner Psyche) keine tiefen Eindrücke auf längere Zeit; jedes Empfinden ist bei ihm, wenn für den Augenblick auch tief und stark, im Grunde doch oberflächlich (nur für 2½ Stunden!); er läßt sich spontan von jedem Eindruck des Augenblicks fortreißen und ist dabei nicht nüchterner Wirklichkeitsmensch (was der Vorgang an sich ja schon ausschließt), sondern pflegt alles durch die gefärbten Brillen des Optimismus oder des Pessimismus zu betrachten; daher kennt er auch keine logischen Konsequenzen.

Und alle diese Eigenarten in der Psyche des Schauspielers zeigen sich deutlich beim Kampfe um die „schöne Rolle".

Künstler.

Werner Krauß.

Irgendwo las ich einmal eine Geschichte von einem Schauspieler, der zu einer Charakterrolle sich eine ganz fabelhafte Maske gemacht hatte. Er wußte selbst nicht, wie er zu ihr kam, als eines Tages in seine Garderobe das Urbild seiner Maske hereinkam und ihn bat, die Maske doch zu wechseln. Da erinnerte sich der Schauspieler, diesen Mann früher so oft während der Morgenspaziergänge getroffen zu haben. Er weigerte sich jedoch die Maske zu ändern, und so änderte der Mann sein Äußeres. Er nahm sich den Bart ab, änderte seine Frisur, gewöhnte sich eine andere Haltung, einen anderen Gang an. Der Schauspieler, der ihn jedesmal traf, änderte nach jeder Begegnung seine Maske ebenfalls, und mit jedem Wechsel der Maske veränderte sich auch sein Spiel, blieb aber immer dem Charakter der Rolle angepaßt, nur daß er diesen Charakter von einer anderen Seite auffaßte. Trat der Mann bisher herausfordernd auf, so schämte er sich jetzt seiner Niedrigkeit, war er früher tückisch und hinterlistig, so gab er sich jetzt das Äußere eines Biedermanns usw. Aber immer blieb der Grundkern derselbe. An diese Novelle mußte ich unwillkürlich denken, als Krauß mir auf die Frage, wie er sich die Masken zurechtmache, erwiderte, er könne gar nicht zeichnen. Er stelle sich vor den Spiegel und schminkte sich so lange, bis er denke, so könnte der Mann ungefähr aussehen. „Dann richte ich mich schon nach der Maske. Ein Mann der so aussieht, wird etwa so gehen, so sprechen, diese Gesten machen." Hier war mir die Erklärung für die unbegrenzte Wandlungsfähigkeit von Werner Krauß gegeben. Wer von einem so unbeständigen Ursprung wie die Maske ausgehen kann, der muß täglich sein Spiel und sein Wesen von neuem einstellen können. Hier konnte kein Studium, kein Einlernen der Mimik und Bewegungen helfen, hier mußte die Kunst aus dem unerschöpflichen Brunnen einer reichen Schauspielernatur stammen.

Werner Krauß bestätigte mir meine Meinung: „Ich bin ein miserabler Probenschauspieler, denn ich kann auf den Proben keine Stimmung finden. Ich lege mir nie eine Rolle zurecht, daß ich sie so oder so spielen will. Ich lerne sie auswendig und warte auf die Aufführung. Wenn ich dann oben bin mit der richtigen Maske, dann kommt alles von selbst. Deshalb ärgere ich mich auch wenn man mich „expressionistischer Schauspieler" nennt. Es klingt so als ob ich die Klassiker nicht spielen könnte. Als ob ich nur für die modernen Rollen geeignet wäre. Ich spiele beides, wie die Rolle eben ist, mehr so oder so." Ich lächelte, denn gerade durch diese Worte hatte Krauß mir bewiesen, daß er auf dem Wege ist, expressionistischer Schauspieler zu werden.

Beim Schauspieler ist es furchtbar schwer zu sagen, was in seiner Kunst Expressionismus ist. Wenn man die volle Bedeutung des Wortes nimmt, wie die Anhänger dieser Kunstart es verstehen, so müßte man eigentlich sagen, daß jeder bedeutende Schauspieler Expressionist ist, da er nicht wie ein Grammophon die ihm hineingetrichterten Worte nachplappert, sondern aus sich heraus eine Gestalt erstehen läßt, die die Worte gebiert. Sich in einer hinauswirkenden Schöpfung gibt. Er stellt Menschen auf die Bühne. Ein echter expressionistischer Schauspieler müßte mehr können. Er hätte die Inhalte des Menschen, seine Inkarnationen, seine Symbole zu geben. Das ist aber natürlich nur möglich, wenn er die Menschengestaltung schon beherrscht und sie dann überwindet. In dem Unterschied, den Krauß so einfach andeutete: „Ich spiele beides, aber so oder so", zeigte er, daß er die expressionistischen Gestalten nicht ebenfalls als richtige Menschen auffaßt, die nur eine ungebärdigere eigentümlichere Sprache sprechen, sondern daß er schon einen Wesensunterschied zwischen ihnen macht. Das könnte vielleicht jeder andere Schauspieler auch machen, aber da Krauß so ganz ein Natur-Schauspieler ist, da er die Menschengestaltung schon vollkommen beherrscht, ist ihm am meisten die Möglichkeit gegeben expressionistischer Schauspieler zu werden, im wahren Sinne des Wortes.

Schon jetzt hat er den Trieb die Menschen zu typisieren und zu symbolisieren. Gibt er einen Mörder, Bruno Mechelke in den „Ratten", so sucht er aus ihm den Mörder zu machen. Stellt er den Schigolch auf die Bühne, so haben wir vor uns den Repräsentanten einer ganzen Menschenklasse, der in seiner Persönlichkeit in das Überpersönliche gehoben wird, zeigt er uns den Saint-Just, so ersteht vor uns ein Führertyp des revolutionären Frankreichs, ein Schüler der Aufklärungsphilosophen. Und das in den Werken, die eine solche Verallgemeinerung nur wenig vertragen können, teilweise, wie bei Hauptmann, sich ihr direkt widersetzen. Wie muß er erst

werden, wenn er Gelegenheit bekommt, in den echten expressionistischen Werken mitzuwirken.

Er steht ihnen, nach seinen eigenen Worten, noch nicht besonders nahe. Es wird ihn sicher einen inneren Kampf kosten sich zu ihnen durchzuringen, aber ein solcher Kampf kann ihm bei seinen 35 Jahren nur nützlich sein. Den äußeren Kampf um die Anerkennung seiner Kunst hat er ja schon beendet, und dieser war ja doch auch wirklich nicht leicht. 1905 betrat er in Guben zum ersten Male die Bretter. Damit begann eine mehrjährige Leidenszeit an den echtesten Schmieren, wo er manchmal umsonst, manchmal für den Taler pro Abend zu spielen hatte. Endlich kam eine feste Anstellung in Aachen, ihr folgte ein Engagement in Nürnberg und Herbst 1913 endlich Reinhardt in Berlin. Damit war der äußere Kampf beendet, und das innere Ringen um die Kunst dürfte von ihm voll Besitz ergreifen. Wir brauchen expressionistische Schauspieler.

Theater und Musik.

Deutsches Opernhaus: Die Liebe dreier Könige.

Auf der Bühne italienisches Mittelalter in Handlung, Milieu, Pathos der Geste und des Stils. Im Orchester eine unitalienisch spröde Musik, gebaut auf Wagner, gestützt auf veristisch-neudeutsche Manier. Veristisch die eine mittelalterlich-balladenmäßige Handlung nur brutal unterstreichende Musikakzente, neudeutsch die aus Wagner und mehr noch Strauß gewonnene Sucht, allein durch äußerlichen Orchestertausch dramatische Höhepunkte zu bezwingen.

Solche offenbaren sich in meist bühnenunmöglichen Szenen. Eine nur äußerlich an „Tristan"-Milieu gemahnende Liebesszene, die durch die Komik der szenischen Aufmachung beträchtlich verliert, eine fern an kitschigen Öldruck erinnernde Grabszene mit bekränzten Toten. Daneben weiter nur Handlung kraß-realistisch und einfarbig, seltsam genug getragen von Personen voll hochpathetischer Geste und Wortstils.

Fühlt man und muß man erkennen, daß die spröde anmutende Musik des Italieners Montemezzi (der Kirchenchor des dritten Akts erst bringt sattere Farbe in das Musikbild) durch die deutsche Übersetzungsvokabel nicht an Klang gewinnt, daß der Tod des rächenwollenden Gatten selbst in diesem Balladentext Sem Benellis psychologisch-dramatisch unglaublich ist, so hat man den Gesamteindruck: Eine mit moderner Technik gearbeitete sich nur äußerlich musikdramatisch gebärdende Oper frei nach Wagner, deren Daseinsberechtigung auf der deutschen Opernbühne höchst zweifelhafter Art ist. Die sorgfältige Inszenierung und Darstellung des Werkes auf der Bühne des Deutschen Opernhauses (die Stolzenberg, Börgesen, Laubenthal und Hofbauer in den Hauptrollen), seine durch das von Waghalter elastisch geleitete Orchester gebrachte Musikbeleuchtung vermögen hieran nichts zu ändern. Dr. N.

Kleines Schauspielhaus: Krach (Uraufführung).

Von **Harry Kahn.**

Vor allem Kritiker: Nachsicht, denn hier steht ein Anfänger, der vom besten Willen beseelt ist. Wenn es ihm diesmal noch nicht gelungen ist, seinen Willen in die Tat umzusetzen, die Zeit ist für ihn. Er wollte hier eine satirische Komödie geben, die literarische Klicke, etwa des Cafe des Westens, die Geißel spüren lassen. Er wollte die niedrige Gesinnung, die sich hinter den volltönenden Phrasen verbirgt, entlarven und an den Pranger stellen. Er wollte .... Sagen wir lieber was er tat. Er hat einen Schwank geschrieben, der ganz originell ist, weil er in den Literatenkreisen spielt. Außerdem ist es ein feiner Schwank, da er etwas Geist und etwas Stimmung bringt und außerdem alle die groben Schwankmittel vermeidet, außer im zweiten Akt, der, ohne daß man auch nur eine Zeile zu ändern brauchte, bei Kraatz oder Jacobi stehen könnte. Wenn wir das Stück von diesem Standpunkt aus betrachten wollen, wird die Karikiertheit der Figuren, wird die unheimliche Dummheit der Mitspieler, die nicht sofort das Talmi des Haupthelden entdecken, wird das Umkippen der Kosmisch-Revolutionär-Anarchistischer-Corporation-Herzmansky (Krach) in die Konservativ-Reaktionär-Agrarische-Corporation-Hänkell (ebenfalls Krach), alles entschuldbar und erlaubt. Aber weil unter dem Titel statt des Wörtchens Schwank das Wort Komödie steht, weil der Verfasser einen literarischen Namen hat,

glaubten die Kritiker an das Stückchen den Komödienmaßstab anlegen zu müſſen, glaubte das Publikum „Literatur“ erwarten zu dürfen, glaubten alle beide das Recht zu haben, ihrer Enttäuſchung freien Lauf zu laſſen, und da half auch das Aufgebot der ganzen Garde des Kleinen Theaters nicht. Weder die feine Komik Lupu Picks noch die friſche Draſtik Vallentins noch das Nervenſpiel Leonore Ehns oder der Ernſt Irma von Dulongs konnten es retten. All die Hingabe Harry Kahns als Regiſſeur und Schauſpieler war vergeblich, der Wiederhall blieb aus. M. Ch.

Zeitgemäßes.

Die wohlfeilſte Art des Stolzes iſt der Nationalſtolz. Denn er verrät in dem damit Behafteten den Mangel an individuellen Eigenſchaften, auf die er ſtolz ſein könnte, indem er ſonſt nicht zu dem greifen würde, was er mit ſo vielen Millionen teilt. Wer bedeutende, perſönliche Vorzüge beſitzt, wird vielmehr die Fehler ſeiner eigenen Nation, da er ſie beſtändig vor Augen hat, am deutlichſten erkennen. Aber jeder erbärmliche Tropf, der nichts in der Welt hat, darauf er ſtolz ſein könnte, ergreift das letzte Mittel, auf die Nation, der er gerade angehört, ſtolz zu ſein: hieran erholt er ſich und iſt nun dankbarlich bereit, alle Fehler und Torheiten, die ihr eigen ſind, zu verteidigen.

*

Die Amtsehre iſt die allgemeine Meinung Anderer, daß ein Mann, der ein Amt verſieht, alle dazu erforderlichen Eigenſchaften wirklich habe und auch in allen Fällen ſeine amtlichen Obliegenheiten pünktlich erfülle. Je wichtiger und größer der Wirkungskreis eines Mannes im Staate iſt, alſo je höher und einflußreicher der Poſten, auf dem er ſteht, deſto größer muß die Meinung von den intellektuellen Fälligkeiten und moraliſchen Eigenſchafen ſein, die ihn dazu tauglich machen: mithin hat er einen umſo höheren Grad von Ehre, deren Ausdruck ſeine Titel, Orden uſw. ſind, wie auch das ſich unterordnende Betragen Anderer gegen ihn. Nach demſelben Maßſtabe beſtimmt nun durchgängig der Stand den beſonderen Grad der Ehre, wiewohl dieſer modifiziert wird durch die Fähigkeit der Menge über die Wichtigkeit des Standes zu urteilen. Immer aber erkennt man dem, der beſondere Obliegenheiten hat und erfüllt, mehr Ehre zu, als dem gemeinen Bürger, deſſen Ehre hauptſächlich auf negativen Eigenſchaften beruht. Die Amtsehre erfordert ferner, daß, wer ein Amt verſieht, das Amt ſelbſt, ſeiner Kollegen und Nachfolger wegen, im Reſpekt erhalte, eben durch jene pünktliche Erfüllung ſeiner Pflichten und auch dadurch, daß er Angriffe auf das Amt ſelbſt und auf ſich, ſoferne er es verſieht, d. h. Aeußerungen, daß er das Amt nicht pünktlich verſehe, oder daß das Amt ſelbſt nicht zum allgemeinen Beſten gereiche, nicht ungeahndet laſſe, ſondern durch die geſetzliche Strafe beweiſe, daß jene Angriffe ungerecht waren.

*

Um durch die Welt zu kommen, iſt es zweckmäßig, einen großen Vorrat von Vorſicht und Nachſicht mitzunehmen: Durch erſtere wird man vor Schaden und Verluſt, durch letztere vor Streit und Händeln geſchützt.

Wer unter Menſchen zu leben hat, darf keine Individualität, ſofern ſie doch einmal von der Natur geſetzt und gegeben iſt, unbedingt verwerfen; auch nicht die ſchlechteſte, erbärmlichſte oder lächerlichſte. Er hat ſie vielmehr zu nehmen, als ein Unabänderliches, welches, infolge eines ewigen und metaphyſiſchen Prinzips, ſo ſein muß, wie es iſt, und in den argen Fällen ſoll er denken: „es muß auch ſolche Käuze geben“. Hält er es anders, ſo tut er Unrecht und fordert den Andern heraus, zum Kriege auf Tod und Leben. Denn ſeine eigentliche Individualität, d. h. ſeinen moraliſchen Charakter, ſeine Erkenntniskräfte, ſein Temperament, ſeine Phyſiognomie uſw. kann keiner ändern. Verdammen wir nun ſein Weſen ganz und gar, ſo bleibt ihm nichts übrig, als in uns einen Todfeind zu bekämpfen; denn wir wollen ihm das Recht zu exiſtieren, nur unter der Bedingung zugeſtehen, daß er ein Anderer werde, als er unabänderlich iſt. Darum alſo müſſen wir, um unter Menſchen leben zu können, Jeden, mit ſeiner gegebenen Individualität, wie immer ſie auch ausgefallen ſein mag, beſtehn und gelten laſſen, und dürfen bloß darauf bedacht ſein, ſie ſo, wie ihre Art und Beſchaffenheit es zuläßt, zu benutzen; aber weder auf ihre Aenderung hoffen, noch ſie, ſo wie ſie iſt, ſchlechthin verdammen. Dies iſt der wahre Sinn des Spruches: „leben und leben laſſen“. Bei manchem iſt es am klügſten zu denken: „ändern werde ich ihn nicht, alſo will ich ihn benutzen“.

*

Höflichkeit iſt Klugheit; folglich iſt Unhöflichkeit Dummheit: ſich mittelſt ihrer unnötiger und mutwilliger Weiſe Feinde machen iſt Raſerei, wie wenn man

sein Haus in Brand steckt. Denn Höflichkeit ist, wie die Rechenpfennige, eine offenkundig falsche Münze: mit einer solchen sparsam zu sein, beweist Unverstand; hingegen Freigiebigkeit mit ihr Verstand. Alle Nationen schließen den Brief mit votre très-humble serviteur, — your most obedient servant, — suo devotissima servo: bloß die Deutschen halten mit dem „Diener" zurück, — weil es ja doch nicht wahr sei! — Wer hingegen die Höflichkeit bis zum Opfern realer Interessen treibt, gleicht dem, der echte Goldstücke statt Rechenpfennige gäbe. — Wie das Wachs, von Natur hart und spröde durch ein wenig Wärme so geschmeidig wird, daß es jede beliebige Gestalt annimmt, so kann man selbst störrische und feindselige Menschen, durch etwas Höflichkeit und Freundlichkeit, biegsam und gefällig machen. Sonach ist die Höflichkeit dem Menschen, was die Wärme dem Wachs. (Schopenhauer.)

Glossen.

Im Südosten scheinen sehr böse Dinge bevorzustehen. Zwar bleibt die oberste Instanz der Tradition ihrer Vorgängerin durchaus treu und läßt die Oeffentlichkeit ohne jede Nachricht, aber wer die Tatsachen einigermaßen zu deuten versteht, ist längst auf das schlimmste gefaßt: Die Reichsregierung will Oberschlesien so schnell wie möglich weitgehende Autonomie gewähren. Das heißt, daß Deutschland vor dem Verlust Oberschlesiens steht, denn solche Ideen pflegen die Regierungen erst zu kriegen, wenn die Provinzen sich von dem Mutterlande so gut wie losgelöst haben. So hat der Zar Polen die Selbstverwaltung großmütig geschenkt erst als das deutsche Heer das Land seiner Macht entrissen hatte. Finnland wurde die absolute Autonomie zugesichert, als es in einem Aufstand selbständig geworden war. Oesterreich schenkte Galizien die Selbständigkeit, als es dort nichts mehr zu sagen hatte. Nur die republikanische Regierung hatte sich bis jetzt solcher Gnadenakte enthalten. Umgekehrt, als Westpreußen von den Gewaltherren der Erde Polen zuerkannt wurde, wollte sie sich mit dieser Tatsache durchaus nicht abfinden. Aber nun scheint auch für die jetzige Regierung die Zeit der blamierenden Edeltaten gekommen zu sein: sie gibt Autonomien. Ein sehr schlimmes Zeichen! Ein trostloses Zeichen! Aber noch scheint ein rettender Funke vorhanden zu sein. Die Lostrennung scheint sich noch nicht endgültig vollzogen zu haben, denn: die preußische Regierung ist mit dem Reichskabinett nicht einig. Bis die beiden Instanzen ihre Ansichten ausgetauscht haben, gehört Oberschlesien noch zu Deutschland. An dem Tage, wo der Kompromißerlaß herauskommt, können wir sicher sein, daß diese bisher deutsche Provinz in dem jetzigen Zustand nicht mehr existiert. So ist es bisher immer gewesen. So wird es auch weiter sein. Die Regierung hat uns noch keinen einzigen Beweis gegeben, daß sie es anders machen wird. C.

Nachdruck nur auf Grund besonderer Vereinbarung erlaubt.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin.
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

Die Buchhändler-Warte, Berlin, ſchreibt in Nr. 12: Trotz Papiermangels ſchießen Zeitungen wie Pilze aus der Erde, enden allerdings auch meiſt ſo ſchnell. Eine Zeitſchrift — oder beſſer Tageszeitung —, der wir ein ſolches „Pilzdaſein“ nicht wünſchen, iſt die **Tägliche Weltſtimme.** Vor uns liegen die erſten fünfzehn Nummern. Sie enthalten Auszüge aus einer großen Anzahl der führenden Tageszeitungen und Zeitſchriften ſowohl des Reiches wie auch des neutralen und feindlichen Auslandes. Die Ausſchnitte ſind entſprechend rubriziert, um ein ſchnelles Orientieren zu ermöglichen. Ferner ſind auch Parlamentsreden uſw. auszugsweiſe wiedergegeben. Bei unparteiiſcher Redaktion kann eine ſolche Zeitung zweifellos viel Gutes ſtiften und dem Vielbeſchäftigten, dem Politiker und Journaliſten manch unnötige Zeit für Zeitungsleſen erſparen und auch die Tageszeitungen ſelbſt ergänzen.

Annahme für Vorwetten.

Rennen zu

Hamburg-Großborstel	5. Oktober
Hamburg-Horn	7. Oktober
Bln.-Grunewald	5. Oktober

(Rennen des Union-Klub)

Trabrennen zu

München-Daglfing	5. Oktober

Annahme von Vorwetten für Berlin bei persönlich erteilten Aufträgen bis 3 Stunden vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 6¾ Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9 (Eingang Innsbrucker Str. 58)
Oranienburger Str. 48/49 a. d. Friedrichstraße
Friedrichstraße 83
Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)
Potsdamer Str. 23a
Neukölln, Bergstraße 43

und an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim

Leipziger Str. 132	Rathenower Str. 3
Nollendorfplatz 7	Königstraße 31/32
Planufer 24	Unter den Linden 14
Tauentzienstr. 12 a	Moritzplatz

Rosenthaler Straße.

Für briefliche und telegraphische Aufträge Annahme bis 3 Stunden vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

WORAN MAN NICHT DENKEN MAG

Ein neuer Roman von

GABRYELA ZAPOLSKA

Preis Mk. 7,— broschiert, Mk. 10.— gebunden.

Ein Anklageroman gegen die moderne Gesellschaft. „Die Darstellung des sittlichen Zornes der anständigen Frau, die als Weib und Mutter schwer gelitten hat, findet Ausdrucksmittel von solcher Kraft, daß eine tiefe Erschütterung des Lesers zurückbleibt." Kölnische Zeitung.

Durch jede Buchhandlung erhältlich oder durch

OESTERHELD & CO / VERLAG
BERLIN W 15

Gesamt-Prospekt aller Romane unberechnet.

Bestellzettel

Ausgefüllt in offenem Umschlag an den Verlag der Zeitschrift „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstraße 14, einzusenden.

Ich bestelle ein Jahresabonnement auf die Zeitschrift „Der Kritiker". Der Abonnementspreis ist vierteljährlich mit M. 6.— im Voraus nachzunehmen.

Abbestellung hat 1/4 Jahr vor Ablauf des Jahres zu erfolgen, andernfalls das Abonnement stets auf 1 Jahr weiter läuft. Erfüllungsort: Berlin.

Ort und Datum ..... Name (Eigenhändige Unterschrift) .....

Straße ..... Beruf .....

Recht deutlich ausfüllen!

Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin SW 8, Kronenstr. 37.

Nummer 82 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft
Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Lohn, Unternehmergewinn und Vergesellschaftung. Von Rudolf Schick.

Bruno Decarli.

Schädlicher Warenverkehr. Von Georg Horwitz.
Die Oper der Viertausend. Von Karl Fischer.
Ehrfurcht. Von Ernst Grau.

Theater und Musik.
Glossen.

Erscheint jede Woche * Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co
BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II - Berlin NW. 87, Reuchlinstraße - Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten, und Erweiterungsbauten von Gasanstalten für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.

Sämtliche Ausrüstungsteile für Öfen mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.

Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.

Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.

Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.

Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.

Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.

Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.

Geräte und Werkzeuge.

Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.

Triebwerke.

Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Wasserwerken und Kanalisationen.

Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Rennen

zu Berlin-Grunewald

12. Tag: Sonntag, den 12. Oktober, nachm. 1 Uhr,

8 Rennen im Werte von M. 206 000, u.a.:

Großer Preis von Grunewald, 80 000 M.

Verkehrsverbindungen:

Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Straßenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstraße etc.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 11. Oktober Nummer 32.

Lohn, Unternehmergewinn und Vergesellschaftung.

Von **Rudolf Schick.**

Unter den heutigen Verhältnissen ist es schwieriger als jemals früher, einen Ausgleich zwischen Lohn und Unternehmergewinn zu finden. Beide haben unter dem Einfluß des Krieges nicht nur ihrer absoluten Größe nach, sondern vor allem in ihrem sozialen Verhältnis zu einander eine tiefgreifende Änderung erfahren, weil der Staat, wie Plenge treffend ausführt, gezwungen war, seine wirtschaftlichen Kräfte im nationalen Kriegssozialismus zusammenzuraffen. „So kam die Idee zum ersten Male auf die Wirklichkeit herab oder, besser gesagt, so entstand auf Erden an Stelle der bisher über uns schwebenden sozialistischen Zukunftshoffnungen unter dem zwingenden Druck des Krieges der erste sozialistische Organisationszustand, dem aber noch die Beseelung durch einen Geist fehlte, der diesem Organisationskörper ganz entsprach. Die materielle Ordnung war da. Die Ideologie nicht. Wenigstens kam sie noch nicht zur Herrschaft."

Der Staat war der einzige Kunde der Industrie. Er allein erteilte Aufträge, besorgte Rohstoffe und Werkzeuge, übernahm die Produkte, organisierte den Absatz. Erhöhte Lohnansprüche der Arbeiter konnten jederzeit auf den Staat abgewälzt werden, der schließlich dazu überging, auch den Unternehmergewinn vorzuschreiben. Adolf Günther bespricht in einem Aufsatz „Lohn und Unternehmergewinn in der Gegenwart" (Schmollers Jahrbuch 1919, 2. Heft) zwei staatliche Maßnahmen, die in hohem Grade kennzeichnend sind. Zunächst wird an die Bestimmungen der Bekleidungsämter erinnert, welche dem „letzten" Arbeiter drei Viertel des von der Behörde zu zahlenden Preises zuwendeten und den Unternehmer, gegebenenfalls zusammen mit Zwischenmeistern, auf das verbleibende Viertel verwiesen. Diese zum Wohl der Heimindustrie ersonnene Maßregel scheint günstig gewirkt zu haben. In der Praxis noch bedeutungsvoller dürfte ein anderes Mittel, Lohn und Unternehmergewinn in ein bestimmtes Verhältnis zu bringen und zugleich das Unternehmerrisiko auszuschalten, geworden sein: Der Regievertrag, diese eigenartige Verkuppelung von Unternehmergewinn und Arbeitslohn, besteht in folgendem: Die sogenannten „produktiven" Löhne werden ebenso wie die Materialausgaben unmittelbar vom Auftraggeber — also im Kriege regelmäßig vom Staate — vergütet; für die Deckung der „Regie" oder Verwaltungskosten werden Zuschläge in Höhe von 100 oder meist mehr v. H. der Löhne gemacht; ferner tritt ein eigentlicher Gewinnzuschlag in Vomhundertteilen der Summe aus (Löhnen + Materialkosten) hinzu. Nach Entwickelung der Dividenden, stillen Reserven und Abschreibungen muß man eine günstige Entwicklung der Unternehmungen mit Regievertrag annehmen. Jedenfalls ist letzterer der Schulfall einer risikofreien Unternehmungsform.

Der Lohn als Entgelt für die im voraus geleistete Arbeit war bisher ausschließlich ein Produktionselement. Mit dem Unternehmergewinn hatte er nichts zu tun. Hier bahnt sich eine bedeutsame Wandlung an. Das Mitbestimmungsrecht, das die Arbeitnehmer seit den Novemberstürmen des vorigen Jahres errungen haben, wird sich auf die Beeinflussung technischer Einzelheiten der Produktion nicht beschränken lassen, es wird sicher auch auf die Verteilung der Erträgnisse übergreifen.

Die Gewinnbeteiligung der Arbeitnehmer, die ein altes und seit Viktor Böhmert's im Jahre 1878 erschienenen Untersuchungen oft bearbeitetes Problem ist, hat vielfach eine optimistische Beurteilung gefunden. So hat Schmoller in seinen „Beiträgen zur Sozial- und Gewerbepolitik der Gegenwart" (Duncker & Humblot, Leipzig 1890) ausgeführt: „Gerade in der Kombination der festen Gehälter und Löhne, die dem herkömmlichen Durchschnittsbetrag entsprechen müssen, niemals wegen des möglichen Anteils beschnitten werden sollten, mit einer schwankenden Einnahme, die auf einmal im Jahre kommend zu Sparanlagen reizt, für Ausstattung, Hauskauf und andere außerordentliche einmalige Ausgaben verwendet wird, liegt das

Segensreiche der Einrichtung, liegt das Versöhnliche. Der Kommis, der Arbeiter fühlt sich nicht mehr vom Goldregen der glänzenden Geschäftsjahre ausgeschlossen."

So hochgespannte Erwartungen hat die Praxis der Gewinnbeteiligung bisher nicht erfüllt. Im Jenaer Zeißwerk, dessen Arbeitsverhältnis Ernst Abbe vorbildlich ausgestaltet hat, schwankte in den Jahren 1895/96 bis 1917/18 der als Gewinnbeteiligung geltende nachträgliche Lohn- und Gehaltszuschlag von 6 v. H. bis 10 v. H. des Lohnes bzw. des Gehaltes. Der höchste Zuschlag — 10 v. H. — wurde während dieser Zeit fünfmal bezahlt. Der Jahresdurchschnittsverdienst aller über 18 Jahre alten männlichen Arbeiter stellte sich z. B. im Jahre 1913/14 auf 1844 Mark, und hat bei allen über 24 Jahre alten und mehr als drei Jahre im Betrieb tätigen Arbeitern 2050 Mark betragen. Geheimrat Deutsch von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft hat für 66 über ganz Deutschland verteilte und besonders gut rentierende Industriegesellschaften errechnet, daß bei Verteilung der an die Aktionäre gezahlten Dividenden an die Arbeiterschaft für den Kopf stündlich nicht mehr als 11 Pfennige, also jährlich 270 Mark entfallen. Diese Ergebnisse weichen von dem Urteile Schmollers allerdings recht weit ab.

Alle bekannt gewordenen Arten der Gewinnbeteiligung gehen von dem Grundsatze mechanisch gleicher Verteilung an alle Werksangehörigen aus, während zweifellos eine Abstufung entsprechend der funktionellen Bedeutung der Beteiligten im Zusammenhang des Betriebes das Richtige wäre. Der Tagelöhner hat nicht den gleichen Anspruch wie der vollkommen ausgebildete Spezialarbeiter oder der Ingenieur, dessen Kopfarbeit die Werkstätten leitet, oder der Kaufmann, der den Vertrieb organisiert. Ferner darf bei einem Vergleich der von verschiedenen Gesellschaften gezahlten Gewinnbeteiligung nicht übersehen werden, welch weiten Spielraum die Aufstellung der Bilanzen dem Ermessen der Geschäftsleitung läßt. Wie denn bei einer etwaigen allgemeinen Einführung der Gewinnbeteiligung eine für die gesamte Industrie einheitlich geregelte Art und Weise der Gewinnberechnung unabweisbare Voraussetzung wäre.

Eine stärkere Steigerung der Gewinnanteile für die Arbeitnehmer ist ausschließlich durch die technische Verbesserung der Produktion möglich. So wurden in einer unserer bestgeleiteten Maschinenfabriken die Arbeitslöhne in der Zeit von 1897 bis 1912 um 45 v. H. erhöht, während der Preis des Haupterzeugnisses, Lokomotiven, nur um 15 v. H. stieg. Dabei waren gleichzeitig der Preis für Roheisen um 43 v. H., für Kupfer um 49 v. H. und die allgemeinen Unkosten um 50 v. H. gestiegen. Der Ausgleich wurde durch eine Verbesserung und Verbilligung der Herstellung erzielt. Hierauf ist also vor allem Gewicht zu legen. Hier begegnen sich die Bestrebungen des Sozialismus und die unablässige Arbeit der Industrie, die in dieser Richtung ohne weiteres zusammengehen können.

Hingegen klafft in bezug auf den Mehrwert immer noch ein erheblicher Unterschied in den Auffassungen der sozialistisch geschulten Arbeiter und der — bisher — bürgerlich gebliebenen Unternehmer. Der Arbeiter, der „nicht mehr für das Kapital schuften will", ist der Meinung, seine körperliche Arbeit schaffe den Mehrwert, der sich im Überschusse des Tauschwertes über die Herstellungskosten, allenfalls nach Abzug einer mäßigen Rente für das Kapital, ausdrücke. Mangel an wirtschaftlicher Schulung und Eigennutz lassen den Arbeiter übersehen, daß die Leistung des Unternehmers schlechthin die Voraussetzung seiner — des Arbeiters — Tätigkeit bildet und der schwierigste Teil der Gesamtleistung ist. Demnach kann keine Rede davon sein, daß der Lohnanteil im Verhältnis zum Preise so gering ist, daß von Ausbeutung gesprochen werden kann.

Heute gibt es einen Unternehmergewinn im Sinne der privatwirtschaftlichen Vorkriegszeit — und im Sinne der Kriegswirtschaft— nicht mehr. Der Arbeitslohn aber wird weiter gezahlt. Aus welchen Fonds fließen heute noch die Lohnzahlungen? Doch nur aus den Rücklagen, die Gesellschaften und private Unternehmungen in guten Zeiten gestapelt haben oder, wie seit dem Auswachsen der Bolschewistenherrschaft in Rußland, aus dem Staatssäckel. Solchen Zustand kann man auch dann nicht als normal gelten lassen, wenn man die heutigen Vorgänge als Übergang zur vollen Vergesellschaftung betrachtet. Diese würde allerdings Lohn und Unternehmergewinn verschwinden lassen. Solange aber die privatwirtschaftliche Grundlage beibehalten wird — und das wird sie sicher für die nächsten Jahrzehnte — muß die Arbeiterschaft sich mit dem Fortbestande des Unternehmergewinnes abfinden. Hingegen muß das Verhältnis von Lohn und Unternehmergewinn so gestaltet werden, daß dem Arbeitnehmer das Bewußtsein der Abhängigkeit vom Kapital genommen wird. Hier findet die soziale Einsicht des Unternehmertums ein weites Feld der Betätigung.

Schädlicher Warenverkehr.

Von Georg Horwitz.

Die Geschäftsbeziehungen zwischen Deutschland und seinen bisherigen Gegnern sind bereits wieder in vollem Gange. Englische, französische und amerikanische Waren kommen nach Deutschland, deutsche Waren gehen über die deutschen Grenzen ins Ausland. Wer diese Entwicklung rein äußerlich betrachtet, könnte fast zu dem Ergebnis kommen, daß alles wieder so ist, wie früher. In Wirklichkeit aber enthüllt sich auf dem Hintergrund dieses Warenverkehrs zwischen Deutschland und seinen bisherigen Gegnern das Wirtschaftselend Deutschlands. In Wirklichkeit handelt es sich nicht um einen Austausch von Gütern nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage, sondern der deutsche Warenverkehr mit dem Auslande läßt sich in die Worte zusammenfassen: das Ausland kauft unter Ausnutzung des niedrigen Markkurses in Deutschland das auf, was ihm begehrenswert erscheint und preßt nach Deutschland solche Waren und Fabrikate, an denen es selbst Ueberfluß hat.

Ueberall in Deutschland finden wir zurzeit ausländische Aufkäufer, um vorhandene Lagerbestände aufzukaufen. Es handelt sich dabei, wohl gemerkt, in der Hauptsache nicht um Fertigfabrikate, sondern um Rohstoffe und Halbfabrikate, an denen in Deutschland noch immer Mangel herrscht. Die deutschen Fertigfabrikate dagegen haben auf dem Weltmarkte einen schweren Kampf zu bestehen, vielfach finden sie verschlossene Türen, und in allen Ländern sucht man die Gesetzgebung gegen die deutsche Einfuhr mobil zu machen, um zu verhindern, daß deutsche Fertigfabrikate unter Ausnutzung des niedrigen Markkurses als Exportprämie mit den ausländischen Industrien in Konkurrenz treten können. So kauft man uns Häute und Leder weg, während die deutsche Bevölkerung unter Ledermangel leidet, das Ausland kauft auch Eisenwaren, an denen wir ebenfalls keinen Ueberfluß haben, neuerdings wandern sogar große Getreidemengen aus Deutschland in das Ausland. So finden an der ganzen rheinisch-holländischen Grenze Verschiebungen bedeutender Brotgetreidemengen nach Holland statt. Die rheinischen Bauern erzielen dabei durch die Valuta Preise, die doppelt so hoch sind als die deutschen Höchstpreise, die Holländer erhalten aber auf diese Weise billiges deutsches Getreide. Ebenso geht auf dem Schmuggelwege deutscher Hafer, Erbsen, Heu und Stroh unter Ausnutzung der Valuta in das Ausland. Die Amerikaner sind bei diesem Aufkauf Deutschlands ganz besonders großzügig; sie kaufen deutsche Unternehmungen im ganzen auf, genau wie sie es in Deutsch-Oesterreich tun, wo sie beispielsweise ein ganzes Stahlwerk der Böhler-Gesellschaft aufgekauft haben. Es verlautet, daß die Amerikaner jetzt sogar den Plan verfolgen, die wichtigsten Patente unseres chemischen Großgewerbes und unserer Anilinindustrie en bloc zu erwerben, um dann gnädig die deutsche Industrie an der zu gründenden amerikanischen Finanzgesellschaft zu beteiligen. Während der letzten Wochen haben Engländer und Amerikaner vielfach im besetzten Gebiet Waren, die sie selbst nach Deutschland verkauft hatten, so Baumwolle, Seide, Stoffe und dergl. mehr, wieder zurückgekauft, weil der neue Rückgang der Mark derartige Rückkäufe sowohl für die ausländischen Rückkäufer wie für die deutschen Firmen gewinnbringend machte.

Kauft so das Ausland unter Ausnutzung der Valuta Waren in Deutschland auf, die im Inlande benötigt werden, so überflutet es auf der anderen Seite Deutschland mit seinen eigenen Fertigfabrikaten. Die Amerikaner suchen nach Berlin, der Zentrale der deutschen Konfektion, Damenmäntel abzusetzen. Um ins Geschäft zu kommen, wollen sie langfristige Kredite gewähren. Die britische Handelskammer in Köln will durch Errichtung von Filialen an allen größeren deutschen Plätzen englische Fabrikate in Deutschland einbürgern. In Köln lagern für 10 Millionen Pfund englische Waren. Der Pariser Berichterstatter der „Morning Post" meldet seiner Zeitung: „Die französische Geschäftswelt erwartet fieberhaft das Erscheinen des Gesetzes, das die Einstellung der Feindseligkeiten erklärt. Gewaltige Lager französischer Waren haben sich seit Monaten bereits an der Grenze angesammelt, um sofort nach Wiederherstellung des Friedens nach Deutschland weiter befördert zu werden. Darin ist auch die Knappheit zu suchen, die in den verschiedensten Artikeln in Frankreich sich so unangenehm fühlbar macht; besonders in Stiefeln, Pneumatiks und ähnlichen Waren, in denen in Deutschland außerordentlicher Mangel herrscht. Alle diese Waren werden sofort nach ihrer Fabrikation, sehr oft durch die Fabrikanten selbst, aber auch häufig durch Spekulanten, in Läger nahe der Grenze gebracht, um im gegebenen Augenblick bereit zu sein."

Auf diese Weise wird nur eins erreicht: die Verarmung, die „Auspowerung" Deutschlands, ein Erlahmen seiner industriellen Produktion und damit eine weitere Zunahme der Arbeitslosigkeit. Mit der uns von der Entente, insbesondere von Amerika, in Aussicht gestellten wirtschaftlichen Unterstützung hat ein solcher Handelsverkehr nichts zu tun. Auf diese Weise wird nur das Schiebertum weiter großgezogen. Die deutsche Regierung muß immer wieder den Ententeregierungen erklären, daß ein Deutschland, das im Zeichen eines solchen Handelsverkehrs steht, nicht arbeitsfähig und damit auch nicht zahlungsfähig werden kann.

Künstler.

Bruno Decarli.

Ein Gespräch mit Decarli über Theaterkunst brachte mir zwei große Überraschungen. Erstens, die Sehnsucht Decarlis nach einer Rolle wie Mortimer; zweitens die Nachricht, daß Decarli sich demnächst dem Film verschreibt. Nicht, daß er wie bis jetzt, ab und zu filmt, sondern, daß er sich auf einige Zeit lediglich dem Film widmet, um natürlich später wieder zur Bühne zurückzukehren.

Besonders interessant war mir die erste Nachricht. Decarli als Mortimer! Ich konnte das Lächeln nicht unterdrücken, so unwahrscheinlich kam mir dieser Gedanke vor. Aber Decarli meinte es durchaus ernst, und so zwang ich mich zu dieser Vorstellung. Jedenfalls wäre es ein lohnendes Experiment. Erstens hätten wir, wie Decarli in dieser Rolle auch wäre, eine völlig neue schauspielerische Auffassung dieser Figur, denn daß er den Mortimer in der traditionellen Weise nicht geben könnte, ist wohl jedem einigermaßen Theaterkundigen ohne weiteres klar. Um die Rolle auch nur annähernd seinem Wesen entsprechend zu machen, müßte er sie völlig umgestalten. Eine neue Auffassung entdeckt aber immer, auch wenn sie nicht richtig ist, neue Seiten der Gestalt. Zweitens hätten wir einen neuen Beitrag zu der ewigen Streitfrage, wer recht hat: die Theaterdirektoren, die die Schauspieler immer in ein bestimmtes Fach hineinzwängen, oder die Schauspieler, die gewöhnlich das Gegenteil davon verlangen, was die Direktoren wollen. Ich würde mir von einem solchen Versuch sehr viel versprechen, schon um zu sehen, wie weit ein Schauspieler Selbstkritik üben kann. Eins der charakteristischsten Merkmale Decarlis war bis jetzt die Eigenschaft, daß er keine Nebenrollen in eigentlichem Sinne kannte. Ohne sich vorzudrängen, ohne die andern totzuschlagen, füllte er immer die Episodenfiguren mit einer Menge von kleinen Charakterzügen, gab mit wenigen eigentümlichen Gesten und Bewegungen den Charakter der Gestalt als typische Illustration der Worte und machte sie so in dem Bild, in dem sie auftrat, zu einer vollständig abgerundeten, blutvollen Figur. Auch in den größten Rollen, wie zum Beispiel dem Hermann in der „Hermannsschlacht", waren die Momente, in denen es auf die feinste Charakterisierung, auf Schattierungen ankam, immer die besten bei Decarli. In diesen Augenblicken stand vor uns immer der individuelle haarscharf genau umrissene Mensch, der von dieser und dieser Sache bewegt wurde und sie so und so aufnahm, hier war kein Irrtum, kein Schwanken auch nur um eine Haaresbreite möglich: d e r Mensch mußte sich s o geberden.

Wie er diese Eigenschaften mit Mortimers impulsiver Gestalt vereinigen würde, ist mir unklar, wäre aber sehr interessant. Würde er recht behalten, wären wir um viele Nüancierungen der Jünglingshelden reicher; behielten die Theaterdirektoren recht — wäre Decarli um eine Hoffnung ärmer. Einen Schaden für uns kann ich nicht erkennen.

Die zweite Ueberraschung, der Entschluß Decarlis zum Kino, ist weniger erfreulich. Mag sein, daß er in seinem Streben konsequent bleibt und die Filmerei eine Stufe höher bringt, dann bleiben noch die Zweifel, ob das Publikum mitgeht, ob damit der Kitsch sich verringert, ob es überhaupt wünschenswert ist, im Film eine Abart von Kunst zu begründen, ihn zu etwas anderem als reinem Geschäftsunternehmen zu machen. Es gibt auch jetzt schon kaum Schauspieler, die ihre Kräfte nicht zwischen den Brettern und der zappelnden Leinewand zersplittern, und wiederum kann es ihnen, infolge der wahnsinnigen Preise, die der Film zahlt, niemand verdenken. Die wahre Kunst ist immer eine strenge Herrin gewesen, die ihre Diener dornige Pfade führte.

Decarli war sie eigentlich immer günstig gesinnt. Seine Laufbahn hatte keine äußeren Dornen. 1879 als Sohn des Hofopernsängers Decarli in Dresden geboren, empfing der Knabe die ersten künstlerischen Eindrücke an den damals recht wertvollen Hoftheatern. 1895 debütierte er bei den Meiningern unter Lindau. Dann kamen kurze Engagements in Zürich, Gera und Stettin, eine langjährige Tätigkeit am Dresdener Hoftheater (1901—07), ein Jahr bei Brahm, sechs Jahre in Leipzig und seit dem Krieg bei Reinhardt. Immer die ersten Bühnen, immer die ersten Rollen. Vielleicht gerade deshalb fällt es ihm nicht schwer, die Herrin der reinen Kunst eine Zeitlang zu verlassen. Hoffentlich wird es eine Trennung von recht kurzer Dauer sein.

Die Oper der Viertausend.

Von Karl Fischer.

Vor einiger Zeit ist ganz in aller Stille ein Komitee zusammengetreten und ein Finanzkonsortium hat sich gebildet, um ein Opernhaus großen Stils, eine Oper der Viertausend zu erbauen.

Oper der Viertausend, das klingt beim ersten Aufhorchen ein wenig nach Amerikanismus, wo zunächst die Größe blenden und berauschen muß, ob die Güte sich ebenbürtig zur Seite stellen wird, ist weniger wichtig; und es schmeckt etwas nach Zahlenwahnsinn. Und doch sind hier ernsthafte Leute und erste Sachverständige zu einem Plan zusammengetreten — Generalmusikdirektor von Schillings und Geheimrat Kretzschmar von der Akademie der Musik sitzen im Ausschuß — und die Stadt Schöneberg will tätig mithelfen, indem sie ein Terrain zu den günstigsten Bedingungen bereitzustellen beabsichtigt.

Indessen gerade die Terrainfrage bedingt, daß man dem geplanten Unternehmen das erste und energische Aber! entgegensetzen muß. Schöneberg will nämlich Grund und Boden billig beisteuern, der im Zuge der verlängerten Innsbrucker Straße sich etwa bis zum Friedenauer Wannseebahnhof erstreckt. Durch diese Lage aber ist einer sehr großen Anzahl von Berlinern, die weit im Norden und im Osten wohnen, einfach die Möglichkeit genommen, Vorstellungen in diesem Opernhaus zu besuchen. Die Fahrverbindungen sind die denkbar schlechtesten, und bei unseren augenblicklichen elenden Verkehrsverhältnissen ist vorläufig nicht daran zu denken und darauf zu hoffen, daß da Hülfe und Wandel wird.

Was aber will dieses neue Opernhaus? Das Programm gibt die prompte Antwort: gute und gleichzeitig billige Kunst auf dem Gebiete der Oper allen Berlinern zu bescheeren, gewiß ein schöner Gedanke, aber wie sollen weite Kreise der Bevölkerung dieses Geschenk genießen, wenn sie nach dem neuen Mekka der Musik nicht pilgern, oder doch nur unter den größten Anstrengungen und unter Aufopferung einer langen, kostbaren Zeit dahin gelangen können!

Und weiter! die Staatsoper ist zu teuer, und das Charlottenburger Deutsche Opernhaus zu zwei Drittel fast in den Händen von Abonnenten. Da wollen wir mit unserer Volksoper, mit unserer Oper der Viertausend helfend und ausgleichend eingreifen. Wir wollen nicht Konkurrenz diesen Kunstinstituten bieten, sondern ein freundnachbarliches Verhältnis herbeiführen — das alles verheißt das Programm. Und man hat den Gedanken zur Volksbühne, zum Theater am Bülowplatz, wo ja mit Ausnahme der paar Sonntag-Mittag-Konzerte nur das gesprochene Wort, das Schauspiel und Lustspiel herrschen, ein Pendent zu schaffen. Das Komitee ist bereits einen Schritt weiter gegangen und hat sich mit dem großen Verein der Volksbühnen in Verbindung gesetzt, um Unterstützung von dieser Seite zu erhalten. Indessen man hat, wenn wir recht unterrichtet sind, nicht große Gegenliebe gefunden.

Und nun betrachte man einmal das ganze, große Projekt sehr eingehend und prüfe sine ira et studio! Wie und woher glaubt man denn die Kräfte herzubekommen. Erste Tenöre sind seit langem schon selten wie Gold im Säckel des Deutschen Reiches, und Primadonnen laufen auch nicht zum Aussuchen herum. Am allerwenigsten aber und am allerschwierigsten sind sie zu haben für ein solches Haus mit solchen Dimensionen, das die so diffizilen Stimmbänder schnell frißt, wie der Rost das Eisen. Das Charlottenburger Opernhaus kann davon ein Lied singen. Man sollte aber auch die Herren aus der Sesenheimerstraße um Rat fragen, welche immensen Mittel solch' ein Opernhaus verschlingt. Dabei hatte man in Charlottenburg am Anfang wenigstens nur mit verhältnismäßig kleinen Gagen zu rechnen, man verurteilte Gastspiele von sogenannten Stars nach der Theorie der sauren Trauben, und trotzdem hätte das ganze, groß angelegte Unternehmen sehr bald wieder die Hallen schließen müssen, wenn die Stadt Charlottenburg nicht immer wieder schützend die Hände über das Haus gehalten und lange Zeit die Miete gestundet hätte. Es ist kaum anzunehmen, daß die Stadt Schöneberg sich ähnlich binden und ihr Portemonnaie berauben will.

Endlich jedoch ist nicht recht die Notwendigkeit der Oper der Viertausend einzusehen. Das Charlottenburger Opernhaus bietet, trotz der vielen Abonnenten, noch genügend Raum für andere, nicht abonnierte Besucher, und seine wesentlich niedrigeren Eintrittsgelder als die der Staatsoper lassen dieses Institut als Volksoper im besten Sinne des Wortes ansprechen. Wenn man jedoch von dem Komitee die Behauptung hört, wir wollen und werden aber noch billiger und besser sein denn Charlottenburg, so glaube

ich, verspricht man Unmögliches. Soviel bis jetzt bekannt ist, haben auch bereits erste und hervorragende Sachverständige auf dieses Bedenkliche gebührend hingewiesen.

Will indessen das Komitee von diesen Bedenken absolut nichts wissen, so wird es sich bereits beim Bau davon überzeugen müssen, daß es ein Kind in die Welt gesetzt hat, dessen Unterhaltskosten schier ins Unendliche steigen. Dann aber ist zu befürchten, daß man alle Pläne und Projekte von Volksoper, von billigen Plätzen und günstigsten Abonnementsbedingungen fallen läßt und notgedrungen aufgeben muß. Dann dürfte das neue Opernhaus lediglich eine Privatangelegenheit des vornehmen Westens und der westlichen Vororte werden.

Für eine Oper der oberen Viertausend jedoch liegt, weiß Gott, kein zwingender Grund vor!

Ehrfurcht.

Eine Geschichte aus dem Preußen vor 1000 Jahren.

Von **Ernst Grau**-Berlin.

„Seine Exzellenz Graf Hammelsdorf, Generalinspekteur unseres Armeekorps, ist auf der Durchreise in Stümpelfingen eingetroffen und im „Gasthof zum verrosteten Anker" abgestiegen."

Mit breitem wollüstigem Behagen las Herr Tobias Wichtelhuber diese erschütternde Neuigkeit seiner Frau vor.

„Also denke Dir nur, Matilde! Eine richtige Exzellenz! Und das hier in Stümpelfingen! Ein Glück sondergleichen, daß wir grad' heute unsern Stammtisch im „Anker" haben."

„Willst Du Dir nicht den Gehrock dazu anziehen, Toby?"

„Aber natürlich, Tildchen! Vergiß auch nicht den Kronenorden anzustecken. Eine solche Exzellenz . . . . . man kann nie wissen . . ."

Im „Anker" war heute kolossaler Betrieb. Und besonders in der Ecke unter den verräucherten Holzbogen, wo der Tisch der Honoration stand. Wie auf ein geheimnisvolles Kommando hatte sich hier alles in den feierlichen Bratenrock gestürzt. Mit Neid blickte man auf Dr. Knillemann, den Oberlehrer, der sich sogar seinen Hochzeitsfrack übergestülpt hatte.

In aller Munde aber war die Exzellenz.

Der dicke Amtsrichter Roderich steckte sein rotes, mit einem mächtigen Schnauzbart bewaffnetes Gesicht weit über den Tisch.

„Haben Sie übrigens schon gehört, meine Herren?"

Seinen glänzenden Augen sah man an, daß er dicht vor der Niederkunft eines wichtigen Geheimnisses stand. Die andern rückten gespannt näher. Ihre Köpfe bildeten einen dichten Kreis um den Tisch und auf ihren schimmernden Glatzen malte die Hängelampe neckische Kringel. Aller Augen aber hungerten begierig nach des Amtsrichters Munde. Der machte noch eine eindrucksvolle Pause und sagte dann gewichtig:

„Also — Seine Exzellenz Graf Hammelsdorf wird den heutigen Abend hier unter uns im Gastzimmer verbringen!" Die „Exzellenz" und den „Grafen" brachte er mit erschauernder Feierlichkeit heraus. Die andern nickten sich bedeutungsvoll zu. Ein schwerwiegender Entschluß begann in ihren Köpfen zu kreisen.

Ob man es wagte — Exzellenz an den Stammtisch zu bitten . . .

Ungeahnte Möglichkeiten gab es da . . . . . .

„Gott Strambach! Hier sieht es ja heute verdammt feierlich aus!!"

Professor Querschädel, der bekannte Bildhauer, warf den Havelock beiseite und setzte sich neben den Amtsrichter.

„Na Knöselbrecht", wandte er sich dann an den Apotheker, „nu schießen Sie mal los!"

Der sagte gar nichts. Lächelte nur mitleidig. Und Assessor Stockfisch knarrte über den Tisch.

„Sie werden die Ehre haben, Herr Professor, den heutigen Abend in Gesellschaft Seiner Exzellenz zu verleben!"

Die andern nickten beistimmend. Mit wichtigen Mienen. Sie fühlten sich schon im Voraus geehrt und erhoben. Querschädel stutzte einen Augenblick, dann lachte er laut heraus und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Also das ist ja zum Heulen, Kinder! Und wegen dem Männeken macht Ihr all diese Fisematenten? Du großer Gott!!"

Stockfisch fuhr in die Höhe. Markierte den Korpsstudenten.

„Herr Professor", schnarrte er los, „ich . . . . . ."

„Aber meine Herren!" Der Professor wurde jetzt auch ernst. „Regen wir uns doch nicht auf. Was ist denn an einer Exzellenz schon so großes!"

Dr. Knillemann räusperte sich.

„Na ich danke jedenfalls Gott, daß ich Gelegenheit habe, unsere Jugend zu etwas mehr Ehrfurcht zu erziehen."

„Leider! Leider!" Querschädel griff diese Worte auf. „Diese Ehrfurcht, dieser heillose Respekt vor allem, was einen Titel hat oder eine Uniform trägt!"

„Ehre, wem Ehre gebühret", dozierte der Oberlehrer.

„Heiliger Bimbam!" Querschädel lachte. „Welche Ehre, eine gichtbrüchige Exzellenz schweifwedelnd zu beschnuppern. Ich möcht' mich für eine solche Ehre schönstens bedanken."

Der Amtsrichter wollte die aufgeregten Gemüter beruhigen.

„Aber lieber Herr Professor", nahm er das Wort, „wenn Sie sich durchaus nicht darin finden können, mit einer Exzellenz an einem Tische zu sitzen, ..."

„So, dann kann ich wohl gehen, was?"

Jetzt erhob sich Stockfisch. Klemmte das Einglas ein. Ließ sich einen Augenblick lang bewundern und knarrte dann los:

„Silentium, meine Herren! Ich höre soeben vom Ober, daß Seine Exzellenz im Augenblick das Zimmer verlassen hat und auf dem Wege nach hier ist. Vertagen wir also unsern Streit. Sorgen wir für eine würdige Unterhaltung. Ich werde mir gestatten, Seine Exzellenz mit einigen erhabenen Worten in unserer Mitte zu begrüßen. Franz!!! Bringen Sie jetzt den Sekt und den tannengeschmückten Stuhl für Seine Exzellenz!!!"

„Affentheater" murmelte Querschädel kopfschüttelnd.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür. Feierliche Stille ringsumher. Dann treten zwei Herren ein. Sehen sich ungeniert die herumsitzenden Gäste an, und schließlich meint der eine, ziemlich laut:

„Ich glaube, Exzellenz, unter diesen „Leuten" ist wohl doch nicht der rechte Platz für Ew. Exzellenz."

Die Exzellenz nickte. Im Hinausgehen hörte man sie noch sagen:

„Wissen Sie, lieber Schmettow, mir sind diese ordinären Leute in solchen Kneipen auch immer widerwärtig, höchst widerwärtig."

Im Gastzimmer blieb es noch eine ganze Weile still. Nur des Assessors Monokel zerschepperte leise klirrend am Boden. Querschädel studierte mit frohem Behagen die geistreichen Gesichter der Tafelrunde. Feixte sich eins und stand dann auf:

„N'Abend, Leute!"

Theater und Musik.

Kleines Theater: Helden. Von Bernard Shaw.

„Helden", eine Komödie. Zur Zeit ihrer Entstehung eine Tat. Entkleidung des aufgedonnerten Kriegspopanzes bis auf den armseligen Rest kläglichen Tiradentums. Der Krieg gesehen als Glücksspiel, eine Kette lächerlicher und trauriger Zufälligkeiten. Das Lachen des Wissenden über die Dummheit und Stupidität des privilegierten Mordens. Heute ist die Komödie überholt durch den Weltkrieg und dennoch nicht veraltet. Der Ire hat Geist und Witz genug, um auch im rein Menschlichen zu wirken. Seine Kunst, die Phrase hochzutreiben und dann mit einer kühnen Wendung so umzuschlagen, daß ihre ganze Hohlheit sichtbar wird, ist unübertrefflich. Aber man muß ihn zu spielen verstehen. Was da im Kleinen Theater gezeigt wurde, war keineswegs Shaw. Alles war vergröbert, teilweise bis zur Posse. Es fehlte die scharfe Einstellung, die Pointe wurde zum Bühnenwitz. Was uns der Dichter Shaw zu sagen hat, ist ernst genug, zwingt zum Nachdenken, reißt Fernsichten auf und stellt jedem einzelnen die Frage: Wer bist Du? Spielst Du nicht auch mit aufgedonnerten Gefühlen? Trägst Du nicht auch irgendwie den „Helden" zur Schau, um Deine Unfähigkeit zu verbergen? Das blieb die Bühne dem Dichter schuldig, und die ganze Darstellung war imgrunde seicht. Am besten entsprach dem Dichter noch Hans Junkermann als Major Petkoff. Franz Nauch als Sergius blieb ganz äußerlich, Alice Altman-Hall als Raina kam über Ansätze, dem Dichter zu folgen, nicht hinaus. Susanne Stollberg stolperte über ihre Bildung — die Louka ist viel unbewußter gedacht. Willi Kaiser als Hauptmann Blunschli gab Shaw — im ersten Akt.

A. P.

Volksbühne: Die Bürger von Calais. Von Georg Kaiser.

Der heroische Entschluß zu der Tat ist nichts. Die Tat selber ist zu wenig. Der Vollbringer der Tat muß ihrer wert sein. Was ist der Prüfstein des Wertes? Die quälende Ungewißheit, ob man zu den Opfern, die die Tat heischt, gehört. Sechs der gewählten Bürger von Calais im Büßergewand fordert der siegreiche König von England, um sie aufzuhängen als Buße für den Widerstand der Stadt. Von dem Beispiel Eustache de Saint Pierres angefeuert, haben sich sieben Todbereite gemeldet, und dieser eine Übrige bietet Saint Pierre die Möglichkeit, alle auf ihren wahren Sinn zu prüfen. Alle erweisen sich als opferwillig, aber alle streben nach Gewißheit, um die letzten irdischen Pflichten zu erfüllen. Diesen Abschied von der Erde verweigert ihnen Eustache de Saint Pierre, indem er die Ungewißheit bis auf den letzten Augenblick verschiebt. Er spannt so dadurch ihre Kräfte bis zum äußersten an, er spornt sie an, daß jeder von ihnen zuerst an dem Platz anzukommen sucht, von dem aus der letzte Gang beginnt. Er selbst geht den sechsen durch freiwilligen Tod voran, damit kein Überzähliger bleibt, damit keiner in seinem Opfermut zurückgesetzt wird. Die Fabel ist groß, der Ansatz wie immer bei Kaiser gewaltig, die Ausführung hält nicht überall stand. Kaiser verliert sich hier noch zu leicht in das Pathos, er hat Längen, er ballt noch nicht, komprimiert noch nicht. Er ist noch kein Expressionist, sondern erst auf dem Wege dazu, einer zu werden. Aber schon fordert das Drama eine gänzlich andere Darstellungskunst, schon stellt es expressionistische Ansprüche an den Spielleiter und die Schauspieler. Wenn wir doch erst einen expressionistischen Regisseur hätten! Wir brauchen ihn! Wir brauchen ihn dringend! Sonst können wir mit der ganzen aufwachsenden Dichtergeneration nichts anfangen. Die Theater verderben uns alle moderne Dichtung! Das haben wir hier erlebt. Das Stück ist kein gewaltiges Werk, aber es ist eine Arbeit, wie sie alle Jahre nicht öfter als ein bis zweimal vorkommt. Es hat äußerst starke Effekte, es hat viele ergreifende Szenen. Was wurde daraus gemacht? Bis auf Stahl-Nachbaur und Herzfeld, die aus eigener Kraft der Dichtung einigermaßen nahegekommen sind, sahen wir eine Stümperei, die nur aus gänzlichem Versagen der Regie zu erklären ist. Das Arrangement der Massenszenen, das Herausarbeiten eines schönen Bühnenbildes genügen schon bei dem gewöhnlichen uns vertrauten Drama nicht, um wieviel weniger bei einem expressionistischen Werk, bei dem man jedem Schauspieler einzeln erst erklären muß, wie er sich zu seiner Rolle stellen, was er aus ihr zu machen habe. Um nur ein Beispiel anzuführen: die Abschiedsszenen der Todbereiten vor dem Losungssaal. Kaiser hat in sie den ganzen Zweifel, die ganze Schwere der Unentschiedenheit hineingelegt. Zugleich hat er jeden Abschied typisiert und zum Muster der verschiedenen Möglichkeiten des gleichen Falles erhoben. Jeder Trennungsschmerz mußte ins Übernatürliche vergrößert, streng stilisiert gegeben werden. Nur so könnte die Darstellung den pathetischen Worten nahekommen, nur so könnte die erschütternde Wirkung ausgelöst werden. — Wir bekamen ein bißchen Naturalismus zu sehen, der in schroffster Dissonanz mit dem ganzen Stück, sich vom Lächerlichen bis zum Langweiligen erstreckte. Für den falschen Eindruck des Stückes ist einzig und allein die Regie verantwortlich zu machen. M. Ch.

Trianon-Theater: Maskerade. Komödie von Ludwig Fulda.

Den feiner organisierten Zuschauer versetzt dieses Stück in eine schmerzende seelische Zerrissenheit. Es ist, wie wenn — man verzeihe das moderne Gleichnis, aber die üblichen, etwa von der Prinzessin, die als Gänsemagd usw., sind veraltet — es ist, wie wenn man ein Flugzeug als Erdfahrzeug verwendet sähe. Fuldas „Maskerade" ist als Redestück maskiert, in Wirklichkeit ist es ein Filmstück. Seine äußere Form ist die der Sprechbühne, seine innere aber ist die der Lichtbühne. Das im einzelnen zu beweisen, fehlt mir der Raum. Aber, liebe Leserin, bedenke: im ersten Akt liebt ein anständiges, aber illegitimes Mädchen einen Regierungsassessor. Wird er, der in jedem Sinn ihr Geliebter geworden ist, darf er sie heiraten? Nein, die Karriere und der Vater verbieten es ihm! Schon aber ist der illegitime vornehme Vater da, plötzlich aus Südamerika zurückgekehrt, und bietet der Tochter seinen Namen, Stand und Reichtum an. Welche spannenden Verwicklungen aus dieser schwierigen, aber hochpoetischen Situation zu dem glückseligen Abschluß des 4. Aktes führen, soll unverraten bleiben. Die Sprache des Stücks entspricht seinem Geist; sie hat Tonfall und Syntax der Filmtitel. Nicht anders die schauspielerische Wiedergabe: auch sie müßte jeden Filmregisseur entzücken. So war auch das Publikum des Trianontheaters gerührt und begeistert; es vollzog stürmischen Beifall. Wann also wird Fulda den Weg zum Film beschreiten? Die Welt, die Filmwelt schreit nach ihm. Die Kinoschauspielerin Hella Moja, die in der Loge saß, wird es mir bestätigen.

A. M.

Lessing-Theater: Christa, die Tante. Von Rolf Lauckner.

Dies ist nicht die Tragödie der alten Jungfer, wie man gemeint hat, vielmehr die Tragödie der alten Jungfer im „gefährlichen Alter": das Schicksal eines altgewordenen mütterlich-gütigen Fräuleins, für die mit einemmal die sie umgebende Welt wie ein Feuerwall erotischer Brunst ist, in dessen Flammen sie blindlings hineintaumelt, um daran zu verbrennen. Ein gutes Thema, eines Dichters würdig. Aber Lauckner ist nicht auf der Höhe seines Stoffs. Er taucht ihn, um ihn sich gefügig zu machen, in den milden Dämmerungsschein einer sich selbst bespiegelnden Sentimentalität und formt dann eine Reihe freilich geschickt entworfener Szenen, die auch da, wo sie nicht im Banalen und Dagewesenen aufgehen, doch immer nur den Dichter zweiter Hand, nirgends eine ursprüngliche Kraft offenbaren. Lauckner besitzt die Fähigkeit treffficherer Charakteristik bourgeoiser Durchschnittlichkeit; es gelingen ihm einige fast lustspielmäßige Ehe- und Familienszenen am besten, die zwar hier teils als Milieumomente, teils als Kontrastepisoden gedacht sind, aber darüber hinaus in ihrem Sinn für die Komik des Ehelich-Gewohnheitsmäßigen, der launisch wechselnden Stimmungen, Beziehungen und Verkehrsformen zwischen Ehegatten eigene, wenn auch nicht erstrangige Werte repräsentieren. (Da ich den „Sturz des Apostels Paulus", das andere Schauspiel des Verfassers, nicht kenne, so habe ich kein abschließendes Urteil über die bisherige dramatische Produktion Lauckners.) — Die Aufführung im Lessing-Theater unter Barnowskys Leitung macht das Stück sehenswert. Eine Reihe ausgezeichneter Schauspieler, besonders die Damen Ilka Grüning, Lenta Bré und Maya Hart, in zweiter Linie die Herren Hanns Fischer und Curt Vespermann stellen lebhafte, zum Teil saftige Gestalten auf die Bühne, deren stilvoller altfränkisch-bescheidener bildlicher Rahmen auf Entwürfe Cesar Kleins zurückgeht.

A. M.

Tribüne: Die Wandlung. Von Ernst Toller.

Vor zwei Jahren wäre uns „die Wandlung" ein Erlebnis von elementarster Wucht geworden. Heute sind wir an die Verzweiflungsrufe nach dem Menschen gewöhnt. Toller ist bestimmt ein Dichter. Romain Rolland, Wells und Barbusse, Georg Kaiser, Latzko und Leonhard Frank sind es ebenfalls. Toller gibt die Wandlung des Vorkriegsmenschen zu ‚dem' Menschen. Diese Wandlung geben sie alle. Daß sein Mensch zufällig Jude ist, zufällig deutscher Jude, zufällig Kriegsfreiwilliger, Verwundeter, Arbeiter, Volksführer, das sind persönliche Noten. Das Wesentliche bleibt sich bei allen diesen Dichtungen gleich. Nur was bei Toller noch wirr ist, was in ihm noch ringt, ohne die dichterische Form restlos angenommen zu haben, das haben die Andern schon klar und vollendet ausgesprochen. Daß Tollers „Wandlung" trotzdem eine so starke Wirkung auf uns ausübt, hat sie dem andern Dichter zu danken, der dieses Gedicht verkörperlichte und in den dreidimensionalen Raum stellte. Dieser Dichter heißt Karlheinz Martin. Wohl dem Dichter, der einen solchen Regisseur für sein Werk findet! Hochachtung vor den Männern, die den Mut hatten, die Spukvisionen eines ringenden Künstlers auf die Bretter in Körperformen zu stellen. Das Wagnis rückt die Tribüne in die vorderste Reihe. Darstellerisch und bühnenmäßig Neues ist bis jetzt noch nicht zu erblicken. Was gab es hier, was Karlheinz Martin nicht ebenso gut zum Beispiel in den Kammerspielen geben könnte, was er mit den Kräften der Kammerspiele nicht besser herausbrächte. — Fritz Kortner, die stärkste darstellerische Kraft der Tribüne, müßte bei dem kleinen Raum und dem nahen Kontakt mit dem Publikum seine Kräfte etwas dämpfen. Innere Bewegungen mit geringeren äußeren Wiedergabemitteln würden tiefere Wirkungen auslösen. Der intime Raum bewahrt ja die leiseste Regung. Zum Schluß noch ein praktischer Wink: entweder muß das Podium höher oder der Zuschauerraum nach hinten ansteigend gemacht werden. Von der sechsten Reihe an werden alle sich am Boden abspielenden Vorgänge unsichtbar.

. M. Ch.

Hamburger Thalia-Theater: Die gute Auskunft. Lustspiel von Rich. Skowronnek.

Das Thaliapublikum hat offenbar nicht mehr die Fähigkeit, sich bei der Uraufführung zu wundern, sonst hätte es sich über den absoluten Mangel an Einfällen, den der Verfasser bekundet, höchstlich verwundert. Für einen ausgewachsenen Schriftsteller ist es doch kaum eine lohnende Aufgabe, das von seinen Vorgängen tausendmal gut oder schlecht Gesagte zum tausendundersten Male, aber wie eine nicht recht kapierte Lektion zu wiederholen. Auch die feine und liebenswürdige Darstellung, an der Leonie Duval, Johanna Platt, Hans Andresen, Philine Leudesdorff-Tormin, Lotte Klinder und Franz Kreidemann hervorragend beteiligt waren, kann dem Lacherfolg, der aber glücklicherweise keine Dauer verspricht, das Beschämende nicht nehmen.

O. P.

Glossen.

„Das deutsche Volk vertrinkt täglich für 3 Millionen Mark Kaffee. Bleibt die Einfuhr für Kaffee offen, so werden bald 5 bis 6 Millionen Mark für Kaffee in das Ausland wandern. Das muß verwüstend wirken." (Erzberger am 1. Oktober in der Nationalversammlung.) „Die Regierung hat wieder dreieinhalb Milliarden zur Verbilligung der Lebensmittel ausgeworfen . . . . Die dreieinhalb Milliarden sollen benutzt werden, um Fett und Fleisch auf dem bisherigen Preisstand zu halten. Diese Preispolitik wird die Regierung systematisch weiterführen." (Erzberger am 2. Oktober in der Nationalversammlung.) Wie immer, hat Herr Erzberger recht. Das Gaukelspiel mit Zahlen versteht er aus dem ff. Rund 5 Pfennige bezahlt jeder (von etwa 60 000 000) Deutsche täglich für Kaffee aus Ausland; daran geht das Reich zugrunde. 32 Pfennige täglich bezahlt das Reich für jeden seiner Einwohner (die 3½ Milliarden auf ein halbes Jahr verrechnet) — an wen, bleibt eine offene Frage —: dieses System will die Regierung weiter führen. Recht so, das wird das Deutsche Volk vor dem Zugrundegehen schützen. Wie das System weiter geführt wird, erfährt man noch nicht. Hier ist ein unverbindlicher Vorschlag dazu: niemand vermag einzusehen, warum uns die Regierung nur die Nahrungsmittel so heillos billig verschaffen will. Wir brauchen doch auch Kleidung und Schuhzeug, Kohlen zum Heizen und eine Wohnung. All diese unentbehrlichen Dinge soll die Reichsregierung nach dem gleichen Verfahren verbilligen. Sie werfe also aus, und zwar großzügig, gleich für ein ganzes Jahr: 12 Milliarden als Reichsbeihilfe für Schuhwerk, ebensoviel für Kleiderbeschaffung und je den halben Betrag für Wohnung und Hausbrandkohle. Das ist nicht zu viel, denn dafür kann jeder Deutsche einen Anzug und ein paar Stiefel um je 200 Mk. billiger bekommen, und nur die halbe Summe spart er an Wohnungsmiete und Kohlen. Die Notenpresse muß dann nur 36 Milliarden neu drucken, und so werden zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen, denn bei dieser Arbeit könnten wahrscheinlich alle Arbeitslosen Deutschlands beschäftigt werden.

P.

Der „Vorwärts" verkündete triumphierend: Ludendorff werde das Honorar seiner „Kriegserinnerungen" den Kriegsbeschädigten überweisen. Man schüttelte den Kopf. Fühlt er Gewissensbisse? Am anderen Tage: Dementi. Ludendorff denke nicht daran, das schöne Honorar den Kriegsbeschädigten zu geben. — Na, Gott, sei Dank, es beißt ihn also nicht, wenigstens nicht das Gewissen! — Einen Tag später: Ludendorff veröffentlicht in der „Deutschen Tageszeitung" einen Artikel „Zwei Welten". Preist darin *seine* Welt „mit allen Tugenden des Militarismus". Schimpft auf die *andere* Welt und auf die darin „*jetzt* vergewaltigte öffentliche Meinung". (Er, Ludendorff, hat natürlich *nie* die öffentliche Meinung vergewaltigt, und würde so was auch in „*seiner Welt*" niemals dulden!) Dann hofft er, daß „der Offizier der Träger unserer Zukunft bleiben werde." — Eigentlich hatten wir geglaubt, daß die Offiziere und Herr Ludendorff, *ihre Zukunft schon hinter sich hätten*!

S.

In der Sitzung der Nationalversammlung vom 1. Oktober erklärte der Herr Reichsfinanzminister Erzberger, die Regierung werde „*demnächst*" für bessere Lebensmittelpreise sorgen. „*Demnächst*" soll Fleisch und Speck zu billigem Preise abgegeben werden. Zu diesem Zweck werde der Nationalversammlung „*demnächst*" eine Kreditvorlage von 3½ Milliarden Mark zugehen. Auch in der Kohlenfrage beabsichtige die Regierung „*demnächst*" tiefgreifende Maßregeln zu treffen.

Dieses „demnächst" soll uns zum Troste gereichen. Es hat aber ungefähr die gleiche Wirkung, als wenn der Scharfrichter zum Deliquenten sagen würde: „Bitte, *recht freundlich*!" — Was wird denn nun „demnächst" alles passieren? Nun, erstens wird die hohe Reichsregierung „demnächst" eine Kreditvorlage von sich geben. Dann werden sich „demnächst" die Herren der Nationalversammlung über sie unterhalten. Dann werden wir „*demnächst*" „billige Fleisch- und Speck*karten*" erhalten. Diese werden dann „*demnächst*" bei einem Fleischer eingetragen werden müssen und dann „*demnächst*" Schweigen im Walde. Schließlich wird man auch etwas bekommen, nämlich eine Grobheit von seinem Fleischer, wenn man sich nämlich „*demnächst*" nach dem Verbleib des Fleisches erkundigt. — Ach, Mathias, bei Deinem „*Demnächst*" werden wir bald verhungert und erfroren sein, — guter Mond, Du gehst so — langsam.

S.

„.....Außerdem soll versucht werden, die Leitungen fünffach zu benutzen. Es sollen in einer Leitung also gleichzeitig fünf Gespräche geführt werden können.

Bis jetzt sind die Versuche bereits bis zur Möglichkeit zweier Gespräche erfolgreich durchgeführt worden." So zu lesen in den Zeitungsberichten über den Haushalt der Reichspost im Hauptausschuß. In dieser Mitteilung steckt aber, wie jeder Berliner, der zur Benutzung des Fernsprechers verurteilt ist, aus vielfacher Erfahrung weiß, ein gar seltsamer Irrtum. Einen Versuch über die Möglichkeit, zwei Gespräche gleichzeitig zu führen, macht man mit sicherem Erfolge, sobald man nur den Hörer abhebt und eine x-beliebige Nummer verlangt: alsbald hört man zunächst Herrn X mit Frau Y die Möglichkeit erörtern, Versuche über die Beschaffung von Butter, Zucker oder Kohlen erfolgreich durchzuführen, und mitten in den Jammer über die hohen Schleichhandelspreise kommt dann die Stimme des angerufenen Anschlusses. Auch die als neu angekündigte fünffache Benutzung einer Leitung ist uns längst vertraut: man rufe etwa eine vielverlangte Nummer an, eine Theaterkasse oder dergleichen, und alsbald hört man einen Wettstreit von zwei, drei, vier, fünf oder mehr Stimmen, die alle fragen, ob dort vielleicht das X-Theater sei. Warum will die Post also kostspielige Neuerungen einführen, wenn sie mit dem bewährten Verfahren der falschen Stöpselungen und der durchgescheuerten Isolierungen der Leitungsdrähte genau das Gleiche erzielt und dabei dem erprobten Grundsatz altpreußischer Sparsamkeit folgen kann? P.

Bevorstehender Krieg zwischen Amerika und Japan! — Dementi. — Spannung zwischen England und Japan! — Ein englisch-japanisches Abkommen. — — Große Unruhen in Persien! — — Englands Diktatur in Palästina! — Ein Geheimabkommen zwischen Deutschland und Japan! — Am nächsten Tage über alles Dementi! — — Von Rußland wollen wir überhaupt nicht reden. Da werden jeden Tag ganze bolschewistische Armeen aufgerieben, die alliierten Heere in die Flucht geschlagen, die Ukraine stündlich erobert und von den Bolschewisten zurückgewonnen. Petersburg und Moskau sind ein Dutzend Mal gefallen. Und von allem nicht ein Wort wahr, nicht eine Nachricht zuverlässig. — — — Da möchte man denn wirklich fragen, von wem eigentlich alle diese Pressenachrichten stammen. Welchen Gehirnen solche Meldungen in der Kriegszeit entsprangen, wußte man ja. Aber damals waren sie wenigstens für gewisse Kreise nützlich, sie wurden zu gewissen Zwecken ausgebeutet. Wenn wir heutzutage dick unterstrichene Lügen über das besetzte Gebiet lesen oder Schauermärchen aus Polen aufgetischt bekommen, wissen wir auch wozu sie fabriziert sind. Wir sehen eine Tendenz dahinter. Wir ärgern uns vielleicht über die Unverfrorenheit, mit der sie dem Volke vorgesetzt werden, wir empören uns über die weiteren Lügen- und Hetzzüge der Presse, aber wir geben wenigstens zu, daß es Mittel, wenn auch äußerst gemeine Mittel sind, die zu ebenso gemeinen Zwecken dienen. Die Nachrichten über das Ausland dagegen sind so widerwärtig sinnlos, so blödsinnig nutzlos, daß es für sie nur eine Erklärung gibt: Die Informationsstellen haben sich so an Lügen und Schwindel gewöhnt, daß ihnen diese zum Lebensbedürfnis geworden sind, und wenn sie keinen Befehl bekommen zu einem gewissen Zweck zu lügen, betrügen sie aus innerer Notwendigkeit heraus. Sie lügen um zu lügen, um sich eine Befriedigung zu verschaffen. Und die Zeitungen? Unsere besten und größten Zeitungen? — Sie haben nichts Eiligeres zu tun, als diese Lügen mit sensationellen Ueberschriften zu versehen, an sichtbarsten Stellen abzudrucken! Wenn man doch nur die Namen dieser Erfinder solcher Nachrichten und der Redakteure, die sie aufnehmen, an den Pranger der Oeffentlichkeit stellen könnte!

C.

Nachdruck nur auf Grund besonderer Vereinbarung erlaubt.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin.
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

9. Tag: Donnerstag, den 16. Oktober, nachm. 1 Uhr:

7 Rennen, u. a.: **Haupthürdenrennen**

Rennen zu Karlshorst.

Eintrittspreise einschl. 20 % Billetsteuer:
1. Platz 10 M., Sattelplatz 6 M., 2. Platz (Einlaufseite) 3 M., Eisenbahnseite 2 M., Wagenkarte 10 M., Kinder 2 bzw. 1 M. — Fahrplan etc. siehe Anschlagsäulen.

Die Zeitschrift sachlicher und loyaler Politik

DIE DEUTSCHE NATION

EINE ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK

Bezugspreise:
Abonnement: vierteljährlich 3 Hefte 4.— Mark
Jahrespreis 15 Mark :: Einzelpreis des Heftes 1.50 Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, Bahnhofs-Verkaufsstellen und Kioske, sowie durch den Verlag selbst

VERLAG DIE DEUTSCHE NATION
(Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H., Sonder-Konto)
CHARLOTTENBURG, SCHILLERSTRASSE 119

Annahme für Vorwetten.

Rennen zu

Bln.-Grunewald	12. Oktober
Leipzig	12. Oktober
München-Riem	12. 15. Oktober
Bln.-Karlshorst	16. Oktober

Trabrennen zu

Bln.-Mariendorf	15. Oktober

(Trabrennges. Bln.-Westend)

Annahme von Vorwetten für Berlin bei **persönlich** erteilten Aufträgen bis **3 Stunden** vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 6¾ Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9 (Eingang Innsbrucker Str. 58)
Oranienburger Str. 48/49 a. d. Friedrichstraße
Friedrichstraße 83
Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)
Potsdamer Str. 23a
Neukölln, Bergstraße 43

und an den Theaterkassen der Firma **A. Wertheim**

Leipziger Str. 132	Rathenower Str. 3
Nollendorfplatz 7	Königstraße 31/32
Planufer 24	Unter den Linden 14
Tauentzienstr. 12 a	Moritzplatz

Rosenthaler Straße.

Für **briefliche** und **telegraphische** Aufträge Annahme bis 3 Stunden vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

WORAN MAN NICHT DENKEN MAG

Ein neuer Roman von

GABRYELA ZAPOLSKA

Preis M. 7,— broschiert, M. 10.— gebunden.

Ein Anklageroman gegen die moderne Gesellschaft. „Die Darstellung des sittlichen Zornes der anständigen Frau, die als Weib und Mutter schwer gelitten hat, findet Ausdrucksmittel von solcher Kraft, daß eine tiefe Erschütterung des Lesers zurückbleibt.“ Kölnische Zeitung.

Durch jede Buchhandlung erhältlich oder durch

OESTERHELD & CO / VERLAG BERLIN W 15

Gesamt-Prospekt aller Romane unberechnet.

Bestellzettel

Ausgefüllt in offenem Umschlag an den Verlag der Zeitschrift „Der Kritiker“, Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstraße 14, einzusenden.

Ich bestelle ein Jahresabonnement auf die Zeitschrift „Der Kritiker“. Der Abonnementspreis ist vierteljährlich mit M. 6.— im Voraus nachzunehmen.

Abbestellung hat 1/4 Jahr vor Ablauf des Jahres zu erfolgen, andernfalls das Abonnement stets auf 1 Jahr weiter läuft. Erfüllungsort: Berlin.

Ort und Datum

Name (Eigenhändige Unterschrift)

Straße

Beruf

Recht deutlich ausfüllen!

Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin SW 8, Kronenstr. 37.

Nummer 33 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Der Kohlenarbeiter. Von Hans Natonek

Pfitzners „Palestrina". Von Dr. S.

Der Abstieg der Unbegabten. Von Oswald Pander

Max Fiedler.

Der eiserne Hindenburg. Von Karl Fischer

Die Kulturaufgaben der Kinematographie. Von Dr. Curt Thomalla

Theater und Musik.

Glossen. Neue Bücher.

Erscheint jede Woche • Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co

BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Mampes Gute Stube
am Kurfürstendamm

Kurfürstendamm 14/15

Feine Liköre ✻ Edelbranntweine ✻ Seltene Weine
Schaumweine ✻ Champagner ✻ Eisgetränke

Rennen
zu Berlin-Grunewald
(Rennen des Kölner Rennverein)

3. Tag: Sonntag, den 19. Oktober, nachm. 1 Uhr,

7 Rennen im Werte von M. 162 000, u.a.:

Preis des Winterfavoriten, 40 000 M.

Verkehrsverbindungen:
Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Straßenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstraße etc.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1918. Berlin, den 18. Oktober Nummer 33.

Der Kohlenarbeiter.

Ein Gespräch von **Hans Natonek.**

Der Edelanarchist. Ich such den Grund des Übels. Wenn es geschehen kann, daß eine einzige Arbeiterkategorie die gesamte Kultur in Frage stellt, dann taugt die ganze Kultur nichts. Warum muß es Menschen geben, die unter der Erde arbeiten, warum muß der Moloch Zivilisation Millionen Tonnen Kohle und Millionen Menschen verschlingen?

Der Demokrat. So kommen wir nicht einen Schritt weiter. Wir können das Leben nicht in den paradiesischen Zustand zurückschrauben, wo die Sonne allein für die Erhaltung des Lebens sorgte. Wer die Hochöfen auslöscht, die Bergwerke stillegt, der löscht die Sonne aus. Wer die Sonne auslöscht, schaufelt dem Leben das Grab.

Der Sozialist (kommunistischer Färbung). Wir haben die Waffe in der Hand, das Kapital niederzuzwingen: der Kohlenarbeiter ist die Waffe. Wenn er streikt, seid ihr machtlos. Wir entziehen dem Kessel die Kraft, dem Lichtquell das Licht, dem Ofen die Wärme und errichten so auf den Trümmern der kapitalistischen Wirtschaft die Diktatur des Proletariats!

Der Edelanarchist. Auf den Trümmern der Macht eine neue Macht? Ist das eure ganze Verheißung? Eure Heilslehre ist blutig wie der Militarismus. Mein Denken trennt sich von eurem. Gewalt, die sich der Macht entgegenstellt, verübt die gleichen Methoden, wie diese, und aus Unterdrückten werden Unterdrücker. Ich stehe jenseits aller Macht — ich stehe gegen alle Macht. Ich will heilige Menschengüte und das ewige Reich der Sanftmut und Liebe.

Der Kapitalist. Leute! Ohne uns seid ihr nichts. Wir geben euch Brot und Lohn. Wir schaffen Kulturwerte. Indessen ihr träumt und redet, erhalten wir die Produktion aufrecht. Der Kohlenarbeiter ist ein Posten in unserem Kalkül. Wir brauchen Kohle, viel Kohle, billige Kohle. Geringe Arbeitsleistung und hoher Lohn zehrt an unserer Energie. Wenn der Gewinn uns nicht reizt, interessiert uns der ganze Betrieb nicht. Fabriken veröden, Tausende werden ohne unseren Unternehmungsgeist brotlos. Ihr schneidet euch ins eigne Fleisch. Die Produktion über alles!

Der Edelanarchist. Der Mensch über alles! Auch mit deinem Hochmut habe ich nichts gemein, dein Machthunger, ungehemmt, ist ohne Ziel. Was ihn sättigen sollte, verstärkt ihn nur. Ginge es nach dir allein, dann wäre der Mensch eine Arbeitsmaschine, die man mit einem Minimum speist und die ein Maximum produzieren muß.

Der Demokrat. Wir alle müssen uns jener Lebensordnung einfügen, die das Wohl der Gesamtheit verbürgt. Wenn die Hand, die Kohle bricht, maßlos begehrlich wird, dann frevelt sie am Gesamtwohl.

Der Edelanarchist (zum Demokraten). Du bist die ewige Bestätigung der alten Ordnung, an die du den Schnörkel einer Reform anhängst. Ob du es willst oder nicht, du stützest die herrschende Macht. Unsere Wege haben nichts gemein.

Der Kapitalist. Der sozialistische Wahnsinn wird zu Katastrophen führen, unter denen als erste die breite Volksmasse leiden wird. Ihr habt die Arbeiterheere mit Politik zersetzt. Wem habt ihr damit genützt? Warum stellt der Kohlenarbeiter den Fortgang des Lebens in Frage? Warum müssen Fabriken stillstehen? Weil die sozialistische Lehre den Egoismus einer Arbeiterklasse so hochgezüchtet hat, daß sie für die Produktion kaum mehr in Frage kommt; weil der Kohlenarbeiter, aufgestachelt von irgend einem System, um dieses Systems willen die Welt zugrunde zu richten bereit ist. Erst wir Kohlenarbeiter, dann die übrige Menschheit! Ist da der Herrenstandpunkt nicht lebensfördernder, der dem Kohlenarbeiter keine andere Bestimmung zuerkennt, als möglichst viel und möglichst billig Kohle zu fördern?

Lieber eine Arbeiterkategorie unter ungünstigen Lebensbedingungen, ja unter Arbeitszwang, als die Störung der Produktion und des Gesamtwohls!

Der Sozialist. Arbeitszwang ist gegen den Sozialismus.

Der Demokrat. Aber auch die Terrorisierung einer Mehrheit durch die Minderheit ist gegen den Sozialismus. Es ist gegen den Sozialismus, wenn eine Arbeiterkategorie sich Rechte anmaßt auf Kosten der Gesamtheit. Diese Gesamtheit birgt höhere Kulturwerte als die Gruppe der Kohlenarbeiter, durch die jene Werte gefährdet werden. Und wäre weiter nichts geschehen als dies: daß eine arme Frau in Berlin, aus Furcht, im Winter frieren zu müssen, sich erhängt hat, so genügte das, den Widersinn der sozialistischen Heilslehre bloszustellen. Es ist die tödliche Schwäche des Sozialismus, daß seine Lehre nicht von dieser Welt ist und doch so tut, als wäre sie es.

Der Edelanarchist. Wo aber ist dann die Rettung und die Gerechtigkeit?

Der Sozialist. Im radikal durchgeführten Sozialismus.

Der Demokrat. In der Demokratie.

Der Kapitalist. In der Unterordnung. Ohne straffe Zucht und Herrschaft der zum Herrentum Auserlesenen geht Kultur und Gemeinwohl zugrunde.

Der Edelanarchist. Du sagst Gemeinwohl und meinst das Interesse deines Geldes. Du sprichst von Kultur und meinst den Luxus deiner Klasse. Herrentum — ja! Aber nicht das Herrentum deines Schlages! Gewiß, es kommt nicht darauf an, daß eine Arbeiterkategorie, daß selbst das gesamte Proletariat triumphiert, sondern nur darauf, daß einzelne wenige, daß die wahren Führer, die Berufenen herrschen. Aber das sind nicht die Herrennaturen deiner Fasson. Diese wahrhaft Berufenen leben unbeachtet irgendwo, werden nie empor gelangen, und empor gelangt, sich nicht behaupten können. Dafür sorget ihr alle drei, mit euren trüben Systemen. Demokratie —: Herrschaft der Mittelmäßigen, dem Kapital verpflichtet und von ihm abhängig; der Kapitalismus —: Herrschaft der Macht und Gewalt von oben — und eurer demagogisch entarteter Klassensozialismus, der die Masse, rote Sturmwellen, vor sich hertreibt — Gewalt von unten.

Der Sozialist zum Edelanarchisten): Schließe mit uns ein Bündnis. Wir wollen die Welterlösung wie du.

Der Edelanarchist. Aber durch die Mittel der Gewalt. Ihr wollet der Welt das marxistische Heil einbläuen, ohne danach zu fragen, ob es ihr bekommt.

Der Sozialist: Nur mit Gewalt setzen wir einzelnen unsere Einsicht gegen die Masse durch. Ohne Anschluß an eine Partei erreichst du nichts und bleibst machtlos.

Der Edelanarchist: Ich kenne nur eine Partei — und die gibt es noch nicht. Ich kenne nur einen Feind — die Macht. Nach Macht streben, um sie zu vernichten — das mag eure Politik sein; die meine ist es nicht. Ich bleibe einsam.

Der Demokrat: Worte retten uns nicht. Wenn ihr nicht Mittel findet, die Kohlenförderung zu steigern, geht Deutschland zugrunde.

Der Kapitalist: Zwang und Macht ist das Heilmittel.

Der Sozialist: Das Rätesystem, die Vollsozialisierung und die Diktatur des Proletariats ist das einzige Mittel. Dringt es nicht durch, dann mag alles in Trümmer gehen. Der Kohlenarbeiter ist fest in unserer Hand. Wir halten den Hebel der Maschine.

Der Edelanarchist: Nicht das System, nur der Geist, nicht die Gewalt, nur Freiwilligkeit, nicht die Partei, nur Brudertum und Menschlichkeit bringen das Heil.

Der Demokrat (ratlos): Fragen wir den Kohlenarbeiter selbst. Ich glaube, wir reden über seinen Kopf hinweg. (Eine Deputation streikender Bergarbeiter tritt ein.) Was sind eure Forderungen, die ihr vertreten könnt, ohne daß die Gesamtheit darunter leidet? Bedenket aber, daß Sozialismus Gesellschaftslehre ist, nicht Klassenegoismus. Ihr verdient heute mehr als ein Hochschullehrer. Ersäufet mit euren Forderungen nicht die Schächte!

Der erste Kohlenarbeiter: (Dreht verlegen die Mütze in den Händen.) Wir sind soweit ganz zufrieden — wir haben ja unser sicheres Auskommen (der Blick des Sozialisten, den er jetzt bemerkt, trifft ihn) — natürlich —, das heißt — so gehts nicht mehr weiter — die Kapitalisten müssen runter — hoch das internationale Proletariat. — Wir verlangen die Sechsstundenschicht und dreihundert Mark Wochenlohn. (Memorierend) Rätesystem — Diktatur des Proletariats — Vergesellschaftung — Weltrevolution.

Der Demokrat: (Rauft sich das Haar.) Die ewige Leier; — Arbeit, Herrschaften, Arbeit, Arbeit!

Der Edelanarchist: Die andere Leier; sie ist nicht minder mißtönend als jene.

Der zweite Kohlenarbeiter: Ich will jeden Tag eine Knackwurst und ein Viertel Schnaps — alles andere ist mir pipe.

Der dritte Kohlenarbeiter: Was in der „Volksstimme" steht, das ist das Wahre, und das tu ich.

Der vierte Kohlenarbeiter: Ich bin für Abschaffung der Arbeit.

Der fünfte Kohlenarbeiter: Wir haben lang genug unsere Knochen für euch in die Grube getragen. Gebt uns den Gewinn heraus, den ihr in all den Jahren eingestrichen habt und schuftet jetzt selber.

Der Sozialist: Bravo!

Der Kapitalist: (Vortretend. Die Kohlenarbeiter, soweit sie ihre Mützen noch aufhaben, enthlößen verlegen den Kopf.) Leute! Wenn ihr unvernünftig seid, stellen wir einfach die Produktion ein, und ihr seid brotlos. Wir haben genug, aber ihr liegt auf der Straße. Denkt an eure Frauen und Kinder. Laßt euch nicht von gewissenlosen Hetzern verführen. Ich rate euch in eurem eignen Interesse. Ihr rennt euch nur die Köpfe ein, und schließlich kommt ihr wieder zu uns; denn wir sind die Herren.

Der fünfte Kohlenarbeiter: Hoho! Provokation!

Der sechste Kohlenarbeiter: (Kleinlaut.) Wir sind ja gar nicht so. Meine Kollegen sprechen nur, wie's von den Führern verlangt wird. Man sollte uns mal in Ruhe lassen — mal reizt man uns von rechts, und dann wieder reizt man uns von links. Wir wollen Ruhe haben. (Zum Sozialisten.) Man soll uns nicht als Werkzeug der Politik mißbrauchen. Wir wollen arbeiten.

Der Abstieg der Unbegabten.

Von Oswald Pander.

Vielleicht wäre es falsch, ein Schlagwort ernst zu nehmen. Aber das Wort vom Aufstieg der Begabten ist im Augenblick mehr als ein Schlagwort. Es ist ein Bekenntnis, eine Willensrichtung auf der einen, ein — mehr oder minder frei- und freundwilliges — Zugeständnis, Versprechen auf der anderen Seite. Auch dieses Wort selbst hat seine andere Seite. Der Aufstieg der Begabten scheint nämlich notwendig den Abstieg der Unbegabten mit sich zu ziehen. Wir machen uns das graphisch an einer Skala klar, welche die soziale Stufenleiter bedeute. Zwei Parallelen, in geringem Abstand gezogen, stellen die Lage der Begabten und der sozial und wirtschaftlich stets etwas tiefer stehenden Unbegabten dar. Nun lassen wir die Begabten „aufsteigen" und zwar je nach dem Grade ihrer Begabung um eine oder mehrere Stufen. Die Unbegabten lassen wir, wo sie sind. Ihre soziale und wirtschaftliche Entfernung von den aufgestiegenen Begabten hat natürlich damit zugenommen. Ziehen wir nun zwischen der obersten und untersten Sprosse der Leiter die Mittelinie, welche die durchschnittliche wirtschaftliche Lage angibt, so sehen wir den Abstieg der Unbegabten im Verhältnis zum Durchschnitt deutlich vor Augen.

In Wirklichkeit sieht es für die Unbegabten, vorausgesetzt, daß die Begabten in dieser Weise aufsteigen, noch weit schlechter aus. Das ist nun besser als an einem graphisch-theoretischen Beispiel an einem praktisch-volkswirtschaftlichen klar zu machen. Keines ist hierfür geeigneter als das einer Berufsklasse, die erst in jüngerer Zeit festere soziale Struktur erworben hat, damit aber auch, nachdem sie Jahrhunderte lang ein Stiefkind jeder gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Ordnung gewesen, plötzlich in den heftigsten Wirbel sozialer Kämpfe, aber auch, entsprechend dem zwar späten, doch besonders günstigen Zeitpunkt, schnell in eine vorteilhafte und gesicherte soziale Stellung hineingerückt ist: der Stand der Bühnenangehörigen. Am 4. und 5. Juni 1919 ist diese außerordentliche Wendung für einen ganzen Berufsstand in der Generalversammlung des Deutschen Bühnenvereins besiegelt worden, und unter den gekennzeichneten Verhältnissen sind diese Verhandlungen und ihr Ergebnis in der Geschichte der sozialen Entwicklung ein historisches Ereignis von Bedeutung. Vorbereitet worden ist es durch die reichsgesetzliche Verordnung über Tarifverträge vom 23. Dezember 1918 und durch die langwierigen internen Verhandlungen innerhalb der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger (des Vereins der Arbeitnehmer), des Bühnenvereins (der Arbeitgeber), sowie zwischen beiden Verbänden. Das Ergebnis liegt vor allem beschlossen in der bindenden Geltung von Tarif- und Normalverträgen, deren Bindung ebendadurch zwingend ist, daß jedes Mitglied des einen Ver-

bandes sich nur mit Mitgliedern des anderen Verbandes geschäftlich befassen darf. Das heißt: kein organisierter Direktor darf einen nicht organisierten Schauspieler, Sänger usw. engagieren. Kein organisierter Schauspieler, Sänger usw. darf bei einem nicht organisierten Direktor Engagement nehmen. Außerhalb der Organisationen können nur verhältnismäßig wenige Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein — in sozialer Hinsicht — „wildes" Dasein fristen. Vielmehr ziehen die Machtverhältnisse der Organisationen unweigerlich fast alle überhaupt wirtschaftlich und künstlerisch lebensfähigen Unternehmer und Angestellten an sich. Die wirtschaftlich und sozial außerordentlich günstigen Folgen für den Schauspieler liegen auf der Hand, zumal da die Verträge sich natürlich auf alle Einzelheiten — Kündigungsfrist, Probezeit, Kostümbeschaffung usw. — erstrecken.

Die Organisationen müssen nun aber, wie sie einerseits ein gewisses, reichlich bemessenes Mindestmaß von Vorteilen bieten, naturgemäß an ihre Mitglieder auch ein gewisses Mindestmaß von Anforderungen stellen: was die Bühnenvorstände betrifft, besonders in wirtschaftlicher, was die Schauspieler betrifft, besonders in künstlerischer Hinsicht. Diejenigen Elemente, die von vorneherein in ihrem Berufe nicht lebensfähig waren, können also in den Organisationen erst recht keinen Rückhalt finden. Aber sie werden allenthalten auf die siegreiche Konkurrenz der Organisierten stoßen und entweder völlig verelenden oder in andere Berufe übergehen müssen. Innerhalb ihres bisherigen Berufes, in dem sie bisher schon die unterste Schicht bildeten, werden sie zunächst noch weiter nach unten gedrückt. Ihre wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse verschlechtern sich noch, jedenfalls relativ gegenüber den durch die Verträge gesicherten Organisierten, aber auch absolut genommen, weil die Organisierten ihnen überhaupt kaum noch Spielraum, im doppelten Sinne des Wortes, lassen werden. Das ist ein deutlicher Abstieg der Unbegabten.

Aber — und das ist der nächste, wichtigste Schritt dieses Gedankenganges — aus diesem Abstieg kann doch wieder ein Aufstieg werden! Der Schmierenkomödiant, der sich sonst mit seinen unzulänglichen Leistungen eben noch durchgeschlagen oder durchgehungert, der Schmierendirektor, der die Dörfer und Flecken mit seinen zweifelhaften Unternehmungen beglückt hat, wird, gegenüber dem durch die Organisation gestärkten würdigeren Konkurrenten, dessen besseren Leistungen und soliderem wirtschaftlichen Möglichkeiten, den Kampf alsbald als aussichtslos aufgeben, und in einen anderen Beruf abwandern. Aus dem unbegabten Schauspieler wird vielleicht ein brauchbarer Handarbeiter — und wenn das für den Einzelnen in einigen Fällen etwa nicht mehr möglich ist, wird es doch für die kommende Generation, für den Typus zutreffen —; der unfähige Winkelunternehmer wird zum brauchbaren Angestellten dieses oder eines verwandten Berufes werden. Der Abstieg der Unbegabten verliert, an diesem Beispiel gesehen, seinen Schrecken. Denn dieser Abstieg ist relativ, ist vorübergehend, ist volkswirtschaftlich und kulturell eine Wendung zum Besseren.

Ganz entsprechend liegt es nämlich auf anderen Gebieten. Prüfen wir doch, nun von ganz anderen Gesichtspunkten, einige Hauptbedingen, unter denen der Aufstieg der Begabten sich vollziehen wird. Da setzt zuerst schon die Schule ein mit der wissenschaftlich-methodischen Prüfung der Intelligenz, der divergierenden Fähgkeiten, sogar der Charakteranlagen. Beim Abschluß der hiernach — nicht mehr nach dem Geldbeutel der Eltern — bestimmten höheren, mittleren oder allgemeinen Schulbildung greift nach entsprechenden Methoden die Ermittlung der Berufseignung und die Berufsberatung ein. Innerhalb der Berufe werden begabte und vertrauenswürdige Fachleute unter Mitwirkung der wissenschaftlich-technischen und der volkswirtschaftlichen Instanzen eine ständige Sonderung und Stufung herbeiführen oder leiten.

Somit muß — grundsätzlich, denn die praktischen Schwierigkeiten sind allerdings heute noch groß — der Abstieg der Unbegabten in eine Schichtung der Begabungen wohltuend umgewandelt werden. Die Arbeitslosenversicherung — die immer weniger bloße Utopie zu bleiben scheint — die grundsätzliche Anerkennung und Sicherung des Rechtes auf ein Existenzminimum bilden den Schlußstein des Gebäudes.

Graphisch veranschaulicht, würde die Skala nicht von einer zwischen Erfolg und Mißerfolg liegenden Mitte nach oben und unten gehen, sondern von einem Nullpunkt, unter den zu sinken die gekennzeichneten sozialen Maßnahmen verhüten, reichgegliedert und unbegrenzt aufsteigen. Je weniger der Aufstieg der Begabten bloßes Schlagwort bleibt, je mehr es gelingt, ihn in volkswirtschaftliche Wirklichkeit umzusetzen, desto mehr wird gerade der Abstieg der Unbegabten, so sehr er zunächst zu befürchten scheint, zum bloßen Schlagwort hinabsinken. Der befriedigende Ausgleich liegt auch hier in unermüdlicher, konsequenter und vernünftiger Arbeit aller Einsichtigen.

Der eiserne Hindenburg.

Von Karl Fischer.

Berlin wird demnächst von einer Geschmacklosigkeit, von einer ganz großen und ganz groben Geschmacklosigkeit, befreit sein. Der Hindenburg im Tiergarten, den sie den eisernen nannten, und der doch nur von simplem Holz ist, wird „abgebaut".

Diese Geschmacklosigkeit war von einer besonderen Scheußlichkeit, weil man sie mit dem patriotischen Mantel bekleidet hatte, diesem Mantel, der in den letzten vier Jahren so oft mißbraucht worden und beim ersten Auflodern der Revolution in Flammen aufgegangen ist. Und wie das alles nur Mache war bei den Meisten, beweist am besten der Umstand, daß gerade diejenigen, die sich am stolzesten mit diesem Kleidungsstück dekorierten, das am höchsten und heiligsten vor Königsthronen gewertet wurde, gar nicht schnell genug das nun lästige Gewand von den Schultern herunterreißen konnten, als der Träger der Krone flüchtig wurde. Siehe den sehr ehrenwerten Herrn Ferdinand Bonn, den „Filhelm" unserer Tage!

Dieser Hindenburg im Tiergarten, ganz in der Nähe jener anderen „Denkmäler", von denen Cäsaren-Wahnsinn wollte, (regis voluntas suprema lex — erinnert Ihr Euch noch?), daß sie das grüne Revier verunzierten, war nicht nur ein Schandmal Berlins, war mehr, war ein Symbol überhaupt der wie eine Seuche grassierenden Scheußlichkeit. Und Hindenburg selbst trägt auch die Schuld an diesem Symbol.

Gewiß ist es nicht nur müßig, sondern blamabel vor dem Ausland zugleich, immer wieder zu reden und die Frage aufzurollen, wer hat Schuld an dem ganzen Schlamassel, wobei es freilich am betrüblichsten und blamabelsten ist, daß von den hohen und höchsten Herrschaften immer einer die Schuld auf den andern schiebt. Hier aber hätte Hindenburg, der doch stets so viel Energie besaß, wenn es darauf ankam, so und so viel tausend Soldaten „anzusetzen", das heißt in den sicheren Tod zu hetzen, hier hätte er nur ein einziges Mal in Energie sich aufbäumen sollen, auftrumpfen müssen: „Donnerwetter, (denn er liebte ja die derbe und deutliche Sprache und konnte schimpfen wie ein Fuhrknecht,) scheret Euch zum Teufel mit allen Euren eisernen Hindenburgs, mit Euren verzierten Hindenburg-Bildern und Hindenburg-Zigarren und Hindenburg-Hosenträgern!" Und die Soldaten wären hoch froh gewesen, wenn es keine Hindenburg-Butter, wie man den famosen Kunsthonig nannte, gegeben hätte. Aber nein, er durfte es nicht, wenn er es auch vielleicht dachte. Denn die Geschäfte des Patriotismus durften nicht gefährdet werden. So sah unser Stolz und unsere Stärke aus, und darum kann man von einem Hindenburg-Symbol sprechen.

Aber diese Schmach und diese Schande gebiert fortzeugend Böses. Also der Hindenburg im Tiergarten wird vom Sockel heruntergeholt, die goldenen und silbernen Nägel werden eingeschmolzen, die Dummen jedoch, die ihr Geld für die eisernen Nägel ausgegeben haben, sehen es auch nicht wieder, und aus dem Holz der Statue sollen Andenken gefertigt und geschnitzt werden!

Ja, wie denn? Andenken? Woran denn? Etwa an die Zeit, von der vor ein paar Jahren der große Bankier Mendelssohn sagte: „Wir leben nebbich in einer großen Zeit!" Oder gar Andenken an Hindenburg?! Hindenburg-Broschen und -Armbänder für die empfindsamen Jungfrauen und solche, die es zu sein behaupten. Hindenburg-Berlocke an die Uhrkette für die Kavaliere aus Ostelbien?!

Hört denn der gottverdammte Unfug nicht auf? Haben wir denn noch nicht Hindenburg-Andenken genug?! Hier ist es hohe, heilige Pflicht des Chronisten, den Finger in die Wunde zu legen, auf daß nicht zu mancherlei Ungeheuerlichkeiten unserer Zeit auch noch der Reliquien-Unfug komme. Der heilige Rock von Trier wird ja wohl noch immer gezeigt und angebetet und Stücke vom Kreuze Christi kann man noch immer in Rom kaufen, und Gotteslästerungsprozesse gibt es gerade heute eine schwere Menge, davon können die Zeitungen ein Liedchen singen. Ja, ja, sie sind sehr geschäftstüchtig diese Herren, die da vorgeben, das Heilige in der und vor der Republik hüten zu müssen.

Aber zu allem diesen, mit dem eine schwache Regierung noch immer nicht Schluß zu machen sich entschließen kann, nun auch noch Hindenburg-Reliquien!

Das darf nicht sein, und muß verhindert werden.

Übrigens ein Vorschlag zur Güte. Wer gar nicht von dem Hindenburg lassen kann — mein Gott, jeder Mensch hat halt mal ne Sehnsucht — der soll sich doch den ganzen Holzkoloß kaufen.

Sicher ein sehr wertvoller und würdiger Schmuck für jedes ostelbische Rittergut!

Die Kulturaufgaben der Kinematographie.

Von **Dr. Curt Thomalla.**

Die Kinematographie ist aus der Wissenschaft hervorgegangen. Die Forschungen Gelehrter über die physiologischen und pathologischen Vorgänge beim gesunden und anormalen Gang von Mensch und Tier, insbesondere vom Vogelflug führten von der Momentphotographie über die Reihen- und Serienaufnahmen zum laufenden Filmband. In dem überraschend und reißend schnell einsetzenden Siegeszug des „Kino" trat aber der wissenschaftliche Wert des lebenden Bildes rasch in den Hintergrund, wüste Spekulation bemächtigte sich dieser genialen Erfindung, und bis vor kurzem war mit dem Begriff „Film" gerade für den urteilsfähigen Gebildeten der Gedanke „Schund und Kitsch" unlösbar verbunden.

Der Spielfilm besinnt sich in letzter Zeit auch auf seine Kulturaufgaben. Man hört selbst von entschiedenen Kinofeinden jetzt bisweilen schon von „Filmkunst" sprechen, und es ist unzweifelhaft, daß die großen Konzernbildungen erheblich zur Veredlung der Produktion beigetragen haben. Doch davon sei hier nicht die Rede. Vielmehr muß das Augenmerk darauf gelenkt werden, daß die Kinematographie zu ihrem Ausgangspunkt, zur Wissenschaft, zurückgekehrt ist, und daß ihrer da Aufgaben harren, die jeden einzelnen des ganzen Volkes, jede Berufs- und Standesgruppe angehen. Denn in dieser „verfilmten Wissenschaft" bieten sich Bildungs- und Erziehungsmöglichkeiten von so unabsehbarer Tragweite, daß, so lächerlich es klingt, die Kinematographie berufen erscheint, klaffende Abgründe zwischen Hoch und Niedrig, zwischen Stadt und Land, zwischen Hoch- und Volksschule, ja sogar zwischen politischer Reife Einzelner und Hammelherdenfolgsamkeit der Massen zu überbrücken.

In erster Linie haben sich Medizin und Naturwissenschaften der Kinematographie bemächtigt, und wieder ist es das Verdienst des größten deutschen Filmkonzerns, der viel angefeindeten Ufa, daß jetzt von systematischer wissenschaftlicher Arbeit im Film gesprochen werden kann. Über die Verwertung des medizinischen Lehrfilms im Hochschulunterricht war im Kritiker bereits ausführlich die Rede (Nr. 5), der Lehrbetrieb der Institute und Kliniken ist jedoch nur ein kleiner Teil des Betätigungsfeldes medizinischer Kinematographie. Die Ärztevereine der Zukunft auch in jeder Kleinstadt, werden die neuesten klinischen Erfahrungen, die seltensten Fälle, die modernsten Apparate auf ihren wissenschaftlichen Abenden lebendig vor sich sehen, der Leiter des kleinsten Landkrankenhauses wird alljährlich mit seinem Personal Ausbildungs- und Wiederholungskurse abhalten, die denen der größten Kliniken und reichsten Institute nicht nachstehen, in jeder Schule wird der Lehrer oder Schularzt ohne Mikroskop, ohne Röntgenapparat und Tierexperimente über Physiologie und Biologie die notwendigsten eigentlich selbstverständlichen Belehrungen erteilen, bei jeder Schulentlassung werden die ins Leben tretenden Schüler einen Einblick in das Wesen der Geschlechtskrankheiten gewinnen, der ihnen wie ein Rundgang durch alle Kliniken, Laboratorien und Institute, durch alle Siechen-, Blinden-, Krüppel- und Irrenhäuser, in denen die Opfer der venerischen Leiden dahinsiechen, fürs Leben unverlierbar eingeprägt ist. Die ältere Schülerin lernt bereits jeden Handgriff aus der Säuglingspflege, jeder Arbeiter weiß über Vermeidung von Unglücksfällen, über erste Hilfe Bescheid. Der Kreisarzt der Zukunft braucht nicht Widerstand gegen seine unliebsamen Verordnungen zu fürchten, Impfung, Desinfektion, Quarantäne und Isolierung werden aus der Schule, aus Volkshochschulkursen und speziellen Unterrichtsabenden jedem Einwohner selbstverständlich geläufige Dinge sein. Epidemien werden keine weite Verbreitung finden, denn Trinkwasserhygiene, vorschriftsmäßiger Bau von Brunnen und Aborten, Pflege Infektionskranker hat ja jeder mit eigenen Augen gesehen und erlebt, jeder kennt ja die geheimnisvollen Bazillen und Bakterien aus eigener Anschauung, weiß von der Art ihrer Feststellung und Bekämpfung.

Hat somit der medizinische Lehrfilm für das Studium, die eigentliche Fortbildung, die Personalausbildung und ganz besonders für die hygienische Volksaufklärung recht greifbare und praktische Ziele, so stehen der allgemein wissenschaftlichen Kinematographie mehr ideelle Aufgaben bevor. Und doch werden sich auch ihre Erfolge nach Einführung in die Schulen und alle Bildungsstätten der breitesten Volkskreise durch die Hebung der Allgemeinbildung bezahlt und belohnt machen. Denn alles Kapital, das derart in Erziehungswerten angelegt wird, verzinst sich schließlich schneller und lohnender, als jedes anderweitig ausgeworfene. Und allein schon die Belebung und Vertiefung des Unterrichts, an Volksschulen ebenso wie an Mittel-, Fach- und höheren Lehranstalten, Fortbildungsschulen u. a., würde das nur dem verknöcherten Schul-

meister noch unfaßbare Experiment lohnend machen, den „Kintopp" neben das Katheder zu verpflanzen. Wo bleiben die gepreßten Blümchen, die zur botanischen Stunde mitgebrachten halbverwelkten Pflänzchen unsere Schulzeit? Unsere Kinder werden staunenden Auges in Floras Reich erschauen, was uns Großen heute noch Geheimnis ist. Sie werden es miterleben, wie der Kern die Samenhülle sprengt, Keimblättchen sonnenwärts sendet, nahrungsaugende Wurzeln ins Erdreich treibt, wie das erste Blatt im Lichte sich entfaltet. — Wohin nur mit all' den toten steifen Pappkartons, auf denen leblose, ewig gleiche Bilder uns Lehren und Verständnis des Tierreiches geben sollten? In jeder Schulstube lebt und webt, läuft und springt, klettert und tollt, schwimmt und taucht ja bald der ganze zoologische Garten, das Aqarium. Wüstentiere und Hochalpenfauná, alles Getier auf Meeresgrund und über Wolken schwebend ist ja eingefangen in den schmalen, blanken Filmstreifen, der das Stückchen weißgetünchte Schulwand da in ein Zauberland wandelt. — Chemie und Phhsik sollten nicht mehr albernes Formeln- und Regelpauken sein, unterbrochen von kindischen Experimenten an kleinen, billigen Apparatchen, wie wir sie zu Hause im Spielschrank besser hatten? Wie werden die Jungens staunen, wenn das geheimnisvolle Wirken der Atome und Moleküle zu Leben erwacht, wenn optische Gesetze sich sichtbar, verfolgbar, unvergeßlich entwickeln, wenn atembeklemmende Experimente Zeugnis geben von dem Wirken der Elemente und ihrer Mischungen. Wird nicht auch die Mathematikstunde Vorteil haben, wenn Konstruktionsaufgaben, wenn die komplizierten Gesetze höherer Ordnungen zu Leben erweckt sind, wenn die Gleichheit von Flächen sinnfällig bewiesen, die geometrischen Figuren plastisch aufgebaut werden? — Geschichtszahlen gehören sicher zum historischen Unterricht; aber müssen sie wirklich seinen ganzen Inhalt ausmachen? Wird der Schüler späterer Tage nicht ein ganz anderes Bild vom Leben und Kämpfen des alten Rom haben, wenn er bei Caesars Bellum gallicum die Kohorten lebendig maschieren, den Triumphator einziehen, die Gladiatoren in der Arena kämpfen sieht. Wird nicht des Mittelalters Geist lebendig faßbar in ihm erwachen, wenn er lebensgetreu im alten Rothenburg die Bürger wandeln sieht, auf hoher Burg der Ritter Leben vor seinen Augen sich entfaltet, im Turnier, auf dem Volksfest Roß und Mann in wilder Kampfes- und Genußfreude sich tummeln? Schlachten, Feldzüge, Völkerwanderungen, Rassenverschiebungen werden auf den sonst allzeit toten Landkarten lebendig; da sieht er jetzt verstehend die Heere durch die Lande streifen, die Nationen sich gegeneinander drängen, durcheinanderschieben. Die Karte selbst erwacht zu Leben, Grenzen ziehen sich, Ländlein entstehen, wachsen, breiten sich aus um den ganzen Erdkreis, zerfallen in Nichts, neue Mächte überfluten die Nachbarn. Der Kartenfilm, zunächst in die Schule, aus ihr in die breiteste Öffentlichkeit verpflanzt, kann spielend geschichtliche Kenntnisse, historische Überblicke vermitteln, die jetzt kaum der Akademiker sein Eigen nennt. — Und was in diesen Ländern, deren Grenzen, Gebirge, Flüsse, deren Geschichte da aufwacht zu neuem Gestalten, was in ihnen auf allen Weltteilen heute lebt, das erscheint nun auch vor Augen und Sinnen. Wie der Lappländer seine Schneehöhle baut und sein Renntier melkt, wie der zentralafrikanische Neger seine Blätterhütte errichtet, Adler fängt, Gazellen jagt, wie in den östlichen Steppen das wilde Pferd, in Indiens Dschungeln Elefant und Tiger, in Amerikas Hochgebirge der Bär bezwungen wird, das alles wird miterlebt. Das wird ein freudiges Schauen und Lernen sein, unverlierbar dem Gedächtnis eingeprägt, ohne Tadel wegen Unaufmerksamkeit, ohne Einpauken toter Begriffe in häuslicher unlieber Fronarbeit!

Das Thema ist überhaupt nicht zu erschöpfen. Denn wozu in weite Fernen schweifen, gibt's doch daheim des Sehens und Lernens Wertes genug. Kennt der Städter heute das Land, die eigene Scholle, die ihm Nahrung gibt? Er wird den Pflug durch den Acker ziehen, das Saatkorn auswerfen, sprießen, reifen sehen. — Sah der Bauernjunge je, wie sein Pflug, sein Hemd, die Fensterscheibe entstand, woher Gas und Elektrizität stammen, weiß er, was Telegraphie, Telephon bedeutet? Er wird es aus rohen Anfängen durch alle Entwicklungsstufen zur Vollendung vor seinen Augen entstehend erleben! — Weiß heute der Knabe, das Mädchen, die Frau, die einen Beruf ergreifen, was er ihnen bietet, was er von ihnen verlangt, konnten sie sich umschauen, mühelos Einblicke gewinnen, um das Beste zu wählen, ihrer geistigen und körperlichen Eigenart entsprechend? Die Berufsberatung der Zukunft wird Tausende von Enttäuschungen verhüten.

Wozu weiter aufzählen, was die Kinematographie, folgerichtig weitergebaut, in dem Leben unseres Volkes zu werden verspricht? Jeden Einsichtigen umstürmt die Fülle der Gedanken und Probleme. — War es zuviel behauptet, daß der Film, das lebende Bild, Klüfte und Abgründe zu überbrücken berufen ist?

Max Fiedler.

Auch er ist, wie Muck, nun sechzig Jahre alt. Und hat sich seine Frische, wie dieser, bewahrt. Und seine Eigenart, — die so oft genannt wird, ohne daß dabei klar wird, worin sie besteht.

Fiedler ist in Zittau geboren und kam als jung ausgereifter Künstler nach Hamburg. Er machte sich dort als Pianist, Dirigent, Lehrer und Komponist einen geachteten Namen, den er auf Konzertreisen weit verbreitete. Auch in Berlin ist er seit Jahrzehnten bekannt und hochgeschätzt. Nur ein Aufenthalt in Amerika unterbrach seine Berliner Gastspiele, die er sofort nach der Rückkehr aus dem gelobten Lande wieder aufnahm.

Ein Name im besonderen bestimmte seine Laufbahn und seine Popularität: Johannes Brahms. Den er sich von Jugend auf liebevoll aneignete und mit dem er so verwachsen ist, daß er ihn überall und zu jeder Zeit nur so „hinlegen" kann. — Doch ist dies auch der Angelpunkt für die kritische Wertung des hochintelligenten Mannes. Die kräftige Gedrungenheit seines Körpers bestimmt auch die Linie seiner reproduzierenden Kunst. Über eine klare Festigkeit, über breite, warme Kraft ist sie kaum je hinausgewachsen. Freilich eine Kraft, die von starker echter Musikalität beseelt ist. Ihr „liegt" die herbe Beschränktheit der Brahms'schen Größe: Das Akademische, Lehrhafte, Eindringlich-Erklärende. Fiedler doziert seinen Brahms wundervoll, ganz echt, ganz brahmsisch, — Nikisch rückt ihn in die Nähe Beethovens, die ihm oft gebührt, ohne daß dies besonders hervortritt. In Fiedler vereinigen sich alle Tugenden des Dirigenten: Temperament, Klangsinn, tüchtigstes Können in technischer wie musikalischer Beziehung — ohne sich im genialen Funken zu entladen. Nicht seine Brahms-Einseitigkeit — wie oft behauptet wird — hindert ihn an sprühender Auslegung Strauß', Wagners, Schumanns, an hinreißenden Beethoven-, Schubert-, Bruckner-Erlebnissen, sondern seine Tüchtigkeit von Natur aus. Fiedler ist als Dirigent das typische Beispiel des verhinderten Genies, — das er gelegentlich mit stark einstudierten, grimmigen und ausladenden Gesten zu beschwören sucht. (Als Komponist überragt er kaum kapellmeisterlichen Durchschnitt.)

So haben wir ihm zu danken: Für ausgereifte, klar disponierte, mit erstklassiger Tüchtigkeit durchgeführte Wiedergaben klassischer und moderner Meisterwerke. Doch wird sein Name einst nicht Erlebnis sein, wie uns heutigen die Namen Bülows, Mahlers u. a. noch feierlich erklingen.

Palestrina.

Musikalische Legende von Hans Pfitzner.

Erstaufführung in der Staatsoper.

Pfitzner hat Wagnerische Neigungen. Er will sein Werk, gleich dem „Parsifal", als Festspiel betrachtet wissen, und wollte es ursprünglich auch nur einer Bühne vorbehalten. Er übertrumpft in der Länge noch einige Werke des Bayreuther Meisters und schreibt sich, gleich diesem, seine Texte selbst. In diesem Punkte ist er Wagner sogar bedeutend überlegen, dessen Sprache Nietzsche „das Sumpfdeutsch der Unklarheit und Übertreibung" nennt. Wir sind daher genötigt, Pfitzner nicht nur als Komponisten, sondern auch als Dichter anzuerkennen. Er behandelt die Sprache äußerst geschickt, und doch tut er gut daran, sein Werk nicht als Oper oder als Musikdrama auszugeben, sondern es als „musikalische Legende" zu bezeichnen, denn nur in einer Legende ist das breite Ausspinnen der Dialoge und der sie unterstreichenden Musik zu motivieren. Als Hauptperson dieser Legende hat Pfitzner den Meister der römischen Kirchenmusik Giovanni Pierluigi Palestrina erwählt, der berufen ist, durch seine Kunst, die durch die Kurie bedrohten Meisterwerke der Musik zu erretten. Um die Einmischung weltlicher Melodien in die Kirchenmusik zu verhindern, hat der Papst die Vernichtung der gesamten Musik und die Rückkehr zum Gregorianischen Choral angeordnet. Der Kardinal Borromeo will nun durch eine neue Messe den Beweis erbringen, daß eine so weitgreifende Maßregel nicht nötig ist und daß die neue Form sich der Kirchenmusik sehr gut einfügen läßt, sofern das nur mit wirklicher Meisterschaft geschieht. Er sucht nun Palestrina zu bewegen, diese Messe zu schreiben, doch dieser glaubt nicht mehr die Befähigung zu einem solchen Werk zu besitzen, denn seit seine Gattin Lukrezia ihm durch den Tod entrissen wurde, ist seine Schaffenskraft dahin. Umsonst sind alle Bitten und Drohungen Borromeos. Palestrina lehnt ab. Da ihn der Kardinal im heftigsten Zorn verläßt, so hat Palestrina nun auch den letzten Freund verloren, und traurig bleibt er in

seiner Einsamkeit zurück. Da erscheinen ihm in nächtlicher Stunde die Geister der toten Komponisten, um ihn daran zu mahnen, daß seine irdische Aufgabe noch nicht erfüllt sei. In seiner Macht liegt es, ihre Werke der Nachwelt zu erhalten. Die Meister werden durch Engel, und zuletzt durch die Erscheinung Lukrezias abgelöst, und durch ihre Gegenwart beglückt, schreibt Palestrina bei dem Gesange der Engel die gewünschte Messe in wenigen Nachtstunden. c

Der zweite Akt zeigt uns das Tridentiner Konzil. Es hat mit Palestrina eigentlich nichts zu tun, da nur im allgemeinen über die Form der Kirchenmusik abgestimmt werden soll. Doch es kommt dem Dichter-Komponisten darauf an, zu zeigen, daß das Leben eines Künstlers viel würdiger und frommer dahinfließt, als das der heiligen Brüder, die auf diesem Konzil so gar kein Gott wohlgefälliges Benehmen zeigen. Hat Pfitzner recht daran getan, nur um uns diesen Kontrast vor Augen zu führen, diesen zwei Stunden dauernden Akt, mit seinen breiten Reden und Gegenreden, seinem Palestrina beizufügen? Auch ohne diesen zweiten Akt hätte er ein abendfüllendes Werk geschaffen. Und wäre das Thema in einer selbständigen, sich an Palestrina anschließenden Folgedichtung behandelt worden (auch Wagner hat ja den Nibelungenstoff in vier Teile zerlegt), wieviel mehr hätte daraus gemacht werden können? Geteilt hätte auch jede bessere Opernbühne die Kompositionen zur Aufführung bringen können, während das vereinte Stück nur den allergrößten Theatern vorbehalten bleiben muß, die über die ungeheure Anzahl der nötigen Sänger verfügen. Diese Beschränkung dürfte dem Wunsche des Komponisten wohl entsprechen, doch im Interesse der Allgemeinheit ist sie bedauerlich. Auch „Parsifal' bewährt sich ja nicht nur in Bayreuth.

Der dritte Akt führt nun wieder zu Palestrinas einsamer Klause. Die Messe hat ihre Aufführung erlebt und der Papst ist von der Musik so ergriffen, daß er selbst den Meister aufsucht, um ihm zu danken. Die Werke der alten Meister sind gerettet und ganz Rom jubelt Palestrina zu, der auch im Erfolg der stille bescheidene Künstler bleibt.

Die Musik, die die Handlung meisterhaft illustriert, hat ihren Schwerpunkt im Instrumentalkörper, und hier wieder bei den Streichern und Holzbläsern, während dem Blech nur eine untergeordnete Rolle zufällt. Die Ausgestaltung des vokalen Teiles ist schlicht und unaufdringlich. Nirgends macht sich die Sucht nach dem Beifall der großen Masse geltend. Einschmeichelnde, quellende Melodien sind an keiner Stelle zu finden. Und doch schlägt die so überaus zarte Musik den Kenner vom Anfang bis Ende in ihren Bann. Der musikalische Höhepunkt liegt zweifellos an der Stelle, wo Palestrina bei dem Gesange der Engel seine Messe schreibt. Hier vereinen sich die Frauenstimmen mit dem Tenor zu überwältigender Schönheit. Dagegen ist die Mahnung der alten Meister und das Zwiegespräch zwischen Silla und Ighino zu Beginn des ersten Aktes zu breit ausgesponnen.

Die Aufführung unter Dr. Stiedrys musikalischer und des Komponisten szenischer Leitung war in allen Teilen hervorragend. Das Orchester, das unübertrefflich spielte, und sein Dirigent Dr. Stiedry können für sich einen Hauptanteil des Erfolges in Anspruch nehmen. Josef Mann bot als Palestrina eine erstklassige Gesangsleistung. Sein weicher Tenor befähigt ihn hervorragend zur Wiedergabe dieser breit angelegten Partie. Ihm ebenbürtig zur Seite standen Karl Armster als Borromeo, Heinrich Schlusnus als Morone und Birgit Engell und Elfriede Marherr als Ighino und Silla. Auch die übrigen Partien waren durchweg gut besetzt. Dr. S.

Theater und Musik.

Eden-Theater: U. A. w. g. Revue von Leo Leipziger und Alfred Berg. Musik von Viktor Holländer.

Viktor Holländers altvertraute Musik, diesmal mit hundert beabsichtigten und tausend unbeabsichtigten „Anklängen", sonst genau wie früher. Ein paar Dutzend Kouplets, die besten von Joseph Josephi wirkungssicher vorgebracht, auch genau wie früher. Viel Fleisch — genau wie früher. Nur daß die Sängerinnen im allgemeinen nicht jünger und die vielen Beine im einzelnen nicht gerader geworden sind. — Wo ist aber das Neue? Wo sind die Erfolge der Zensurfreiheit? Wo weht frischer Geist? Wo ist Satire, wo ist Ironie, wo ist der zügellose Witz? Am wenigsten in den politischen Hufschlägen nach den führenden Männern. Arme deutsche politische Satire, wann wirst du deine Auferstehung nach einem dreiviertelhundertjährigen Schlaf feiern? — Doch das Publikum ist zufrieden. Ein Teil klatscht wie besessen Beifall. Ch.

Glossen.

Schreckliches droht uns. Revolution auf parteipolitischem Gebiet. Mit Staunen und innerer Angst hat man's vernommen. Herr Stresemann hat in der dreiundneunzigsten Sitzung der Nationalversammlung dreimal das Wort „Vernunft" gebraucht! Und in derselben Sitzung — es ist unglaublich — hat auch Herr Noske die Herren Volksvertreter zur Einsicht und Vernunft ermahnt. Was, um des Himmels willen, hat denn Vernunft mit Politik zu tun? Wenn es nun wirklich einigen Parteien einfiele, Vernunft zu gebrauchen, was würde da wohl geschehen? Nehmen wir an, die Deutschnationalen würden ihre Schuld einsehen und eine vernünftige Politik zu betreiben versuchen. Gegen wen würde sich da wohl der Herr Reichskanzler Bauer in seinen Reden wenden? Und wenn die unabhängige sozialdemokratische Partei es sich einfallen lassen sollte, sich nicht mehr als der Geist der stets verneint zu produzieren, und versuchen würde praktische Arbeit zu leisten, gegen wen könnte da wohl Herr Noske seine schneidigen Attacken reiten? In Ermangelung jeder anderen Beschäftigung wären die Herren Minister einfach gezwungen, ihren Abschied zu nehmen und Arbeitslosenunterstützung zu beziehen. Da solches durchaus nicht im Willen der eben genannten Parteien liegen kann, so ist begründete Hoffnung vorhanden, daß sie auch weiterhin nach dem guten alten Rezept verfahren, und die Vernunft von der Politik durchaus fernhalten werden.

S.

Es ist schon wahr: wir müssen arbeiten, wenn wir wieder hinaufkommen wollen, und jeder wirksame Antrieb dazu ist verdienstlich. Aber nicht jeder hat das Recht, ihn zu predigen. In einer Berliner illustrierten Zeitung fand ich kürzlich ein Bild, auf dem ein fettleibiger kriegsgewinnlerisch aussehender Neutraler, mit seiner Körperfülle den Sessel einer Luftschiffkabine schier sprengend, einem unsichtbaren deutschen Gegenüber mit gehobenem Glase das Wort zuruft: „Prosit! Ein Land, das solche technischen Leistungen vollbracht hat, kann nicht untergehen!" Klingt dieser Spruch nicht, als wäre er dem Hirn eines Kriegspresseamtsjournalisten entsprungen? Ahnt der Verfasser nicht, daß gerade diese technisch-orientierte Lösung der Welträtsel das ist, was schlechthin zu vermeiden, zu verwerfen ist? Wirtschaftsdenken und Weltbetrachtung der arbeitenden Klassen muß in ganz anderen Gründen verankert werden, soll wirklich in ihnen die so heftig geforderte Arbeitslust wieder wach werden! Wir sind zusammengebrochen, obwohl wir wegen unserer technischen Höchstleistungen von aller Welt angestaunt wurden, obwohl wir die größten Luftschiffe, die neuesten waterclosets, die modernsten Warenhäuser und die weitesttragenden Kanonen hatten. Wahrlich, technische Großleistungen, wirtschaftliche Erfolge sind uns gegenwärtig vonnöten, ohne die treiben wir dem Abgrund entgegen. Aber Gott soll unser Volk vor dem Wahn retten, als sei der Glaube an sie alleinseligmachend und magischer Schutz gegen Untergang. M.

In wahrhaft rührender Weise sorgt die Fettstelle für die Berliner Schleichhändler. Als wir mit 30 g Butter pro Woche und Kopf im Fett nur so herumschwammen, sank der Hintenherumpreis auf 18—20 M. Inzwischen sind die Portokosten, Eisenbahnfahrpreise, bedeutend erhöht worden, und der arme Schleichhändler kam nicht mehr auf seine Kosten. Diesem Zustande mußte abgeholfen werden, denn was würde aus Berlin ohne Schleichhandel? Da greift nun die Fettstelle Groß-Berlin wirksam ein. Sie verringert die Butterration auf 20 g (in Worten: Zwanzig Gramm) und schon ist der Bürger gezwungen, den Schleichhändler noch mehr als bisher in Anspruch zu nehmen. Lustig streichen die Schieber den Preis von 26 Mark und höher ein, können bei diesem Preise gut bestehen und sind wieder einmal, Dank der Fürsorge der Fettstelle Groß-Berlin, die Herren der Situation. T.

Zusammenbruch der Kohlenwirtschaft. — Drohender Zusammenbruch der Fleischversorgung. — Zusammenbruch der Kartoffelversorgung. — Der bevorstehende Zusammenbruch der Milchversorgung — also klingt's uns täglich von den amtlichen Stellen entgegen. Längst schon ist die Fettversorgung zusammengebrochen (wenn man die Verabreichung von 20 g Butter oder, richtiger gesagt, Schmiere, nicht etwa „Versorgung" nennen will). Ach, schon längst wären wir mit gütiger Hilfe der „Versorgungsstellen" zusammengebrochen, wenn nicht der fürsorgliche Schleichhändler lindernd und helfend eingegriffen hätte. — Ueberall Zusammenbruch, nur was wir sehnlichst wünschen, bricht nicht: Die Unterernährungsämter. Es ist ja auch noch nicht alles in Grund und Boden organisiert! T.

Die Stormflut. Wer heute eine Zeitung liest, ob die seiner Partei oder eine andere, der hat seinen Aerger bald weg. Wegen der unerfreulichen Zeitereignisse,

die zu vermelden sind, wegen des Sauherdentones, der in der Polemik immer beliebter wird, wegen .... kurz, es gibt Gründe des Aergers genug. Wer etwas Erfreuliches in der Zeitung findet, hat seinen Mitbürgern gegenüber die Pflicht, es zu melden, und das soll hier geschehen: in einigen Zeitungen findet sich neuerdings wirklich etwas höchst Erfreuliches, und zwar unterm Strich, da, wo man noch vor kurzem den süßen Kitsch der Anni Wothe, der Courths-Mahler lesen konnte. Der zufällige Umstand, daß Theodor Storm jetzt dreißig Jahre tot ist und seine Werke vogelfrei geworden sind, hat hier Wandel geschaffen. Zahlreiche Blätter setzen diesen billigen und dabei so vortrefflichen Lesestoff ihren Beziehern vor. Unlängst hat der „Volkswille" (Hannover) „Eekenhof" abgeschlossen und ließ ihm „Zur Chronik von Grieshus" folgen; der Stettiner „Volksbote" hat den „Schimmelreiter" gebracht, das Hamburger „Echo" „Carsten Curator". Das sind alles drei norddeutsche Blätter. Im Süden ist es aber genau so: jüngst hat der „Volksbote" in Frankfurt a. M. „Immensee" abgedruckt, die Mannheimer „Volksstimme" „Wenn die Aepfel reifen", und die „Schwäbische Tagwacht" (Stuttgart) setzte ihren Lesern erst „Carsten Curator" vor, um sie jetzt mit „Zur Wald- und Wasserfreude" bekannt zu machen. Dabei mag die Frage offen bleiben, ob es sich lediglich um einen Zufall handelt, der den gleichzeitigen Abdruck Stormscher Novellen in sozialistischen Blättern veranlaßt hat, oder ob es sich um absichtliche Verwirklichung eines Kulturprogrammes handelt. Für diejenigen Literaturfreunde, die Dichtungen nicht in Zeitungen lesen, sondern sie in Form gebundener Bücher vorziehen, ist Storm jetzt ebenso reichlich vorhanden: zu den Ausgaben des ursprünglichen Verlegers, Westermann, sind jetzt eine ganze Reihe hinzugekommen, so die des Inselverlages, der Reclamschen Universalbibliothek, die von Hesse und Becker, die Ullsteinsche und vielleicht noch andere. Kurz, wir stehen im Zeichen einer Stormflut, die rühmend anzuerkennen ist. P.

Neue Bücher.

Ernst Didring: **„Pioniere".** (Gustav Kiepenheuer, Verlag, Potsdam.)

Der Bau der nördlichsten Eisenbahn der Erde, weit nördlicher als der Polarkreis, inmitten der Schneewüsten, in starrender Kälte, in ewiger Nacht, zwischen den eisigen Riesen, durch sie hindurch, umlauert von allen Schrecken der Vernichtung, umgeben von dem Grauen des Todes! Welch eine Aufgabe! Welch eine Leistung des menschlichen Geistes! Der Sieg des Willens gegen die ungeheure Natur! Das schrittweise Vordringen der Eisenbahn, der Zivilisation. Es ist gleichgültig, zu welchem Zweck: gleichgültig, welche Folgen dieser Sieg tragen wird: es ist ein Sieg, wie er herrlicher nicht erdacht werden kann. Dieser Stoff muß uns durch seine Größe erdrücken, vernichten und zugleich in den Himmel erheben, denn er hat nichts Unmögliches, nichts Phantastisches wie etwa die Werke Jules Vernes oder Kellermanns Tunnel. Er ist wirklich, möglich, vorhanden, er ist da, wie die Kohlengruben des Germinal, und die Wucht, die in ihm liegt, muß sich ebenso elementar auswirken; müßte ... wenn Didring Zolas Blut in den Adern hätte. Er hat es nicht. Er weiß nichts von der Poesie des Schaffens. Er spürt nicht, daß der Ingenieur Gedichte aus Stein und Eisen aufbaut. Die Technik ist ihm fremd und plump, und die Arbeit und die Zivilisation sind Erfindungen der Hölle, die die Natur schänden.

Und die Natur ist ihm alles. Die gigantische, unheimliche Natur der Polargegend hat ihn gefangengenommen und ihm den Sinn für alles andere geraubt. Sie ist für ihn gewaltiger als der Mensch, der sie bezwingt. Sie ist ergreifender als die Seelenkämpfe der Pioniere der Zivilisation, sie ist größer als alles, was Mensch oder menschliche Leistung heißt. Aus dieser Anschauung, und nur aus dieser, ist es erklärlich, wenn wir bei Didring auf eine Seite, die sich mit den Pionieren beschäftigt, drei Seiten Naturschilderung finden. Die Menschen zeichnet er in Holzschnittmanier. Wenige Worte über den Charakter, einige Andeutungen über die Vergangenheit — und dann sofort das Ereignis, um dessen willen uns dieser Mensch vorgeführt wurde. Didring ist kein Grübler, ist kein Bohrer in der menschlichen Psyche und den Menschenherzen. Einige dicke Striche, gerade so viele, wie nötig sind, um diesen Menschen aus der Schablone herauszuheben. Er interessiert nur als ein Objekt, mit dem die Natur spielt, als die Illustration zu einem Ereignis, das wiederum nur eine Folge der umgebenden Natur ist. Das erste und das letzte Wort hat stets immer die Natur, die furchtbare, grauenhaft-gewaltige, erhabene und entsetzliche Natur der arktischen Gegend. **M. Charol.**

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Bander, Berlin.
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

10. Tag: Donnerstag, d. 23. Oktober, nachm. 12½ Uhr:

7 Rennen, u. a.: **Landsberg-Jagdrennen**

Rennen zu Karlshorst.

Eintrittspreise einschl. 20 % Billetsteuer:
1. Platz 10 M., Sattelplatz 6 M., 2. Platz (Einlaufseite) 3 M., Eisenbahnseite 2 M., Wagenkarte 10 M., Kinder 2 bzw. 1 M. — Fahrplan etc. siehe Anschlagsäulen.

Die Zeitschrift sachlicher und loyaler Politik

DIE DEUTSCHE NATION

EINE ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK

Bezugspreise:
Abonnement: vierteljährlich 3 Hefte 4.— Mark
Jahrespreis 15 Mark :: Einzelpreis des Heftes 1.50 Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, Bahnhofs-Verkaufsstellen und Kioske, sowie durch den Verlag selbst

VERLAG DIE DEUTSCHE NATION
(Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H., Sonder-Konto)
CHARLOTTENBURG, SCHILLERSTRASSE 119

Annahme für Vorwetten.

Rennen zu

Bln.-Grunewald (Rennen des Kölner Rennverein)	19. Oktober
Bln.-Karlshorst	23. Oktober
Leipzig	19. Oktober
München-Riem	19. Oktober
Dortmund	19. Oktober
Hannover	19. Oktober
Magdeburg	25. Oktober

Trabrennen zu

Bln.-Mariendorf (Trabrennges. Bln.-Westend)	22. Oktober

Annahme von Vorwetten für Berlin bei persönlich erteilten Aufträgen bis 3 Stunden vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 6¾ Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9 (Eingang Innsbrucker Str. 58)
Oranienburger Str. 48/49 (a. d. Friedrichstraße)
Friedrichstraße 83
Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)
Potsdamer Str. 23a
Neukölln, Bergstraße 43

und an den Theaterkassen der Firma **A. Wertheim**

Leipziger Str. 132	Rathenower Str. 3
Nollendorfplatz 7	Königstraße 31/32
Planufer 24	Unter den Linden 14
Tauentzienstr. 12 a	Moritzplatz

Rosenthaler Straße.

Für briefliche und telegraphische Aufträge Annahme bis 3 Stunden vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten in der Schadow- und Oranienburger Str., am Kurfürstendamm und Bayerischen Platz bis 7 Uhr abends angenommen. Alle anderen Stellen schließen die Annahme um ¾6 Uhr.

WORAN MAN NICHT DENKEN MAG

Ein neuer Roman von

GABRYELA ZAPOLSKA

Preis Mk. 7,— broschiert, Mk. 10.— gebunden.

Ein Anklageroman gegen die moderne Gesellschaft. „Die Darstellung des sittlichen Zornes der anständigen Frau, die als Weib und Mutter schwer gelitten hat, findet Ausdrucksmittel von solcher Kraft, daß eine tiefe Erschütterung des Lesers zurückbleibt." Kölnische Zeitung.

Durch jede Buchhandlung erhältlich oder durch

OESTERHELD & CO / VERLAG
BERLIN W 15

Gesamt-Prospekt aller Romane unberechnet.

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II - Berlin NW. 87, Reuchlinstraße - Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten, und Erweiterungsbauten von Gasanstalten für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.

Sämtliche Ausrüstungsteile für Öfen mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.

Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.

Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.

Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.

Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.

Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.

Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.

Geräte und Werkzeuge.

Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.

Triebwerke.

Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Wasserwerken und Kanalisationen,

Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

Nummer 34 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Der Steuereid. Von J. Frank

Deutschlands Ausverkauf. Von Spekulatius

Das Gedächtnis des Schauspielers. Von Georg Schade

Bruno Walter.

Berliner Operetten. Von Dr. Siegfried Seelig

Der jüngste Tag. Von Ernst Grau

Cymbelin. — Paul Lange und Tora Parsberg. — „Er kann nicht befehlen". — Sybill.

Glossen. Neue Bücher.

Erscheint jede Woche • Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co

BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

12. Tag: Donnerstag, d. 30. Oktober, mittags 12 Uhr:

7 Rennen, u. a.: **Grosses Berliner Jagdrennen**

Rennen zu Karlshorst

Eintrittspreise einschl. 20 % Billetsteuer:
1. Platz 10 M., Sattelplatz 6 M., 2. Platz (Einlaufseite) 3 M., Eisenbahnseite 2 M., Wagenkarte 10 M., Kinder 2 bzw. 1 M. — Fahrplan etc. siehe Anschlagsäulen.

Rampe-Stube 1918

Friedrichstr. 169 (frühere Volksstube)

Feine Liköre * Edelbranntweine * Seltene Weine
Schaumweine * Champagner * Eisgetränke.

Die Zeitschrift sachlicher und loyaler Politik

DIE DEUTSCHE NATION

EINE ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK

Bezugspreise:
Abonnement: vierteljährlich 3 Hefte 4.— Mark
Jahrespreis 15 Mark :: Einzelpreis des Heftes 1.50 Mark
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, Bahnhofs-Verkaufsstellen und Kioske, sowie durch den Verlag selbst

VERLAG DIE DEUTSCHE NATION
(Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H., Sonder-Konto)
CHARLOTTENBURG, SCHILLERSTRASSE 119

❖ Der Kritiker ❖

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 25. Oktober Nummer 34.

Der Steuereid.

Von J. Frank.

Man wollte einmal gründlich zu Werke gehen, ganz gründlich. Der jüngste Tag schien hereinzubrechen über die hinterziehenden Missetäter. Erzberger blitzte und donnerte von seinem Thron herab die herrlichsten Theater-Effekte. Alles meinte schon beinahe, es würde wirklich ernst. Deshalb erhob sich Weinen und Wehklagen im ganzen Lande! „Nur ja keine Noten-Abstempelung! Heiliger Matthias, tu uns das nicht an!“ Aber Matthias blieb fest und sandte weiter seine Blitze wie weiland der selige Zeus. Aber eines Tages wurde er still — sehr merkwürdig für ihn — sehr still sogar. Wie, warum, weshalb; ach, es gibt auch in der deutschen Republik nicht weniger Staatsgeheimnisse, als im einstigen Wilhelminischen Imperium. Und dann hieß es: Eine Kommission tritt zusammen. Früher hatte man vor Kommissionen einen pflichtgemäß-heiligen Untertanen-Respekt. Kommissionen, das war so der Inbegriff der Weisheit, der Sachverständigkeit. Heute treten alle Tage so viele neue Kommissionen zusammen, daß sie doch wirklich nicht alle so ein verständiger Inbegriff sein können. Also es trat eine Finanzkommission zusammen und beriet, beriet, wie all das verschobene, verzogene Geld ans Tageslicht zu fördern wäre, zum Nutzen des Reiches. Von solch einer Finanzkommission erwartet man, daß sie sich eigentlich mit Finanzmaßregeln beschäftigt. Das ist bisher so üblich gewesen. Es besteht jedoch berechtigter Grund zur Annahme, daß die Kommission scherzhafter Weise — nichts ist so scherzhaft wie unsere Zeit — ihre Rollen mit einer anderen vertauscht hat. Mit einer Pastorenkonferenz, vermutlich. Denn sie hat einen Eid erfunden, ja, die fromme Fi . . n . . anzkommission. Den Steuereid! Dagegen war ja der fromme Matthias der reinste Atheist, der verspracht sich von der profanen Abstempelung mehr als vom heiligen Eid. Der Steuereid, eine Erfindung von überwältigender Weltfremdheit! Zu der Entdeckung hätte man auch die Mönche vom Berge Athos oder den Dalai-Lama berufen können. In welchem Jahrhundert lebt denn eigentlich die heilige Finanzkommission, daß sie einen Steuereid einführen will, just in dem Augenblick, wo man den alten Herrgott von Staatswegen ganz sans façon aus der Eidesformel hinausgeschmissen hat? Man mag über die Republik denken, was man will, aber das ist doch sicher, daß vor dem alten erledigten Herrgott noch mehr Leute Respekt hatten, als vor der neuen Republik. Heute haben ja viele das Fürchten verlernt, die es gerade nötig hätten. Denen wird aber die Republik mit ihrem entgötterten Steuereid auch keine Angst einjagen. Diejenigen, die täglich unter den Augen des Staates an den strengsten Paragraphen des Strafgesetzbuches vorbeischieben und vorbeiwuchern, halten, wenn's darauf ankommt, so ein entgöttertes Meineidchen kaum mehr für ein geschäftliches Risiko. In Neudeutschland, dem klassischen Eldorado der Schieberei und Schwindelei, verfangen Pastorenmätzchen längst nicht mehr. Bei der robusten Unmoral, die wir heute protzenhaft zur Schau tragen, hilft nur ein derber Keulenschlag, der den infamen Kerl gleich niederreißt. Mit Eurem Steuereid, Ihr Herren von der Finanzkommission, bringt Ihr keinen roten Heller mehr in die Staatskasse, als man Euch gutwillig gibt. Und um die Gutwilligkeit, Ihr Finanzpastoren, ist's heute verflucht schlecht bestellt. Alle Schieber atmen erleichtert auf, seit Ihr den Steuereid erfunden. Sie freuen sich drüber, daß das Reich ihre edlen Geschäfte so großmütig weiter protegiert. Wird nichts Besseres mehr gefunden, dann bleibt dank Euerer ersprießlichen Tätigkeit dem Reich höchstens der eine Trost: Was die Finanzkommission nicht entdeckt, vielleicht bringt es wenigstens die Sonne an den Tag! Und die erfreut sich in dieser Hinsicht immer noch eines besseren Rufes als die pastorale Kommission.

Deutschlands Ausverkauf.

Was sich jetzt an den deutschen Börsen abspielt, ist nichts anderes als ein Ausverkauf Deutschlands im großen. Das Ausland kauft mit den ungeheuren Beträgen von Marknoten, die täglich zur Bezahlung der Einfuhr von Lebensmitteln, aber auch zur Bezahlung unnötiger Luxuseinfuhr über die deutschen Grenzen gehen, die noch in Deutschland vorhandenen Auslandswerte, sowie die Aktien und Obligationen erstklassiger deutscher Industrieunternehmungen und schließlich auch deutsche Renten auf. Sie suchen sich überall das Beste aus, die Ausländer, sie studieren den deutschen Kurszettel mit Kennerblicken, und immer wieder betont die ausländische Finanzpresse, daß die deutsche Industrie seinerzeit mit Goldmark aufgebaut worden ist, daß man also jetzt die trotz der verworrenen innerpolitischen Lage Deutschlands noch immer vollwertigen Industriewerte mit unterwertiger Mark kaufen könne. So essen wir im buchstäblichen Sinne des Wortes allmählich unsern besten Besitz auf. Und müssen noch froh sein, daß das Ausland unsere Wertpapiere als Bezahlung für die Lieferung von Lebensmitteln und Rohstoffen annimmt. Mit Gold können wir nicht zahlen, der anhaltende Rückgang der Reichsmark aber macht die ausländischen Lieferanten allmählich stutzig. Sie ziehen es vor, an Stelle von Marknoten, von denen sie schon ungeheure Summen besitzen, lieber ausländische Papiere aus deutschem Besitz, aber auch deutsche Werte in Zahlung zu nehmen. So ließ sich denn in den letzten Wochen immer wieder die Beobachtung machen, daß deutsche Firmen, die den Einfuhrhandel oder den Schmuggelhandel über das besetzte Gebiet betreiben, in Berlin ausländische Wertpapiere, so amerikanische Eisenbahnaktien, die Aktien der am deutsch-rumänischen Petroleumverkehr beteiligten Gesellschaften, ferner die im Auslande hoch geschätzten deutschen Anilinwerte aufkaufen, sie nach den Zentren des Einfuhrhandels bringen und sie dort den ausländischen Firmen in Zahlung geben.

Die Nachfrage nach Auslandswerten und nach deutschen Papieren, die dem Auslande begehrenswert erscheinen, rührt also von zwei Seiten her: einmal kauft sie das Ausland direkt unter Ausnutzung seiner hohen Valuta und zum andern stellen deutsche Einfuhrfirmen sie dem Auslande als Zahlungsmittel für die Einfuhr nach Deutschland zur Verfügung. Und jetzt ist noch die Regierung selbst in Aktion getreten, um diesen Generalausverkauf des deutschen Wertpapierbesitzes zu begünstigen und zu beschleunigen. Sie hat das Veräußerungsverbot für deutsche Kolonialwerte aufgehoben und sie hat erklärt, daß sie nicht beabsichtige, Auslandspapiere für die Bezahlung von Lebensmitteln zu beschlagnahmen. Man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß Deutschland sich im Friedensvertrag verpflichtet hat, die in Deutschland noch befindlichen Ententewerte abzuliefern. Die Regierung würde also nach Ratifizierung des Friedensvertrages genötigt sein, eines Tages diese Werte zu beschlagnahmen. Da man aber nicht wissen kann, wie die Entente diese Werte einstmals abrechnen wird, so muß es in der Tat als vorteilhafter bezeichnet werden, wenn die Auslandspapiere schon jetzt auf privatem Wege ins Ausland wandern. Dadurch erhalten wir wenigstens ausländische Valuta für die Bezahlung von Lebensmitteln und Rohstoffen. Es fließen uns auf diese Weise auch ausländische Kapitalien zu, die uns den Wiederaufbau erleichtern können.

Diesen Vorteilen stehen aber zahlreiche Nachteile gegenüber. Der deutsche Wirtschaftskörper wird allmählich immer mehr mit fremdem Kapital durchsetzt, ausländisches Kapital gewinnt allmählich immer größeren Einfluß in deutschen Industriegesellschaften. Es lassen sich sehr leicht Fälle denken, in denen ausländische Interessenten auf diese Weise aus Konkurrenzgründen bei deutschen Industriegesellschaften Maßnahmen durchsetzen, die für die deutsche Industrie nachteilig sind. Dazu kommt, daß wir die Dividenden- und Zinszahlungen auf die Werte, die das Ausland aus deutschem Besitz erworben hat, in das Ausland senden müssen. Wir werden also in immer größerem Umfange dem Auslande tributpflichtig und verschlechtern dadurch unsere Zahlungsbilanz noch mehr.

Die Börse läßt sich von der Hausseströmung der Auslandswerte treiben, ohne an diese dauernden Nachteile des deutschen Effektenausverkaufes zu denken. Die Haussebewegung wird noch dadurch verstärkt, daß auch sehr viele deutsche Kapitalisten aus Abneigung gegen deutsche Werte sich möglichst viel Auslandspapiere zulegen. In den letzten Tagen kam freilich die Auffassung zum Durchbruch, man müsse an Stelle aufgespeicherter Banknoten und an Stelle von Barguthaben bei den Banken deutsche Industriepapiere erwerben. Und auch hierbei hörte man wieder die Theorie, der das Ausland bei seinen Käufen deutscher Wertpapiere folgt: man kauft mit minderwertiger Mark die Aktien von Unternehmungen, die einstmals in Goldmark errichtet worden sind

Spekulatius.

Das Gedächtnis des Schauspielers.

Von **Direktor Georg Schade.**

Wenn in Kreisen des theaterbesuchenden Publikums das Gespräch auf das Gedächtnis des Schauspielers kommt, begegnet man stets zwei gegensätzlichen Anschauungen. Die eine Gruppe sagt: „Der Schauspieler muß doch ein ganz ausgezeichnetes, einwandfreies Gedächtnis haben", die zweite Gruppe behauptet: „Der Schauspieler braucht kein gutes Gedächtnis; ihm wird ja alles vorgesagt". Beide Gruppen haben mit ihren Anschauungen unrecht; das Gedächtnis des Schauspielers ist einerseits hervorragend gut, während es andererseits sehr fehlerhaft ist. Ein völlig fehlerfrei funktionierendes Gedächtnis gibt es überhaupt kaum, ja kann es kaum geben, wie wir weiter unten sehen werden.

Die Anschauung der zweiten Gruppe über das Gedächtnis des Schauspielers ist vollkommen irrig und zeugt von mangelhaftem Kunstverständnis, von grober Gedankenlosigkeit und mangelnder Logik. Die Aufgabe des Souffleurs ist es niemals, dem Schauspieler „alles vorzusagen", sondern er ist tatsächlich nur „Einhelfer" — wie die neue deutsche Bezeichnung lautet — und dazu da, im Notfalle, wenn das Gedächtnis des Schauspielers im Augenblick bei einem Wort, einer Wendung versagen sollte, durch Hinaufwerfen eines Worts „einzuhelfen". Außerdem ist der Souffleur Medium zur Erzeugung einer suggestiven Wirkung: der absoluten Sicherheit durch das Bewußtsein: „dir kann textlich nichts geschehen". Hierdurch wird im Schauspieler Sicherheit hervorgerufen und er wird vor nervöser Unruhe bewahrt. Mehr kann, soll und darf der Souffleur aber nicht sein. Wenn von einer künstlerischen Leistung die Rede sein soll, muß der Schauspieler an erster Stelle den Text seiner Rolle vollständig beherrschen. Dann erst kann er die Rolle sich zu eigen machen, ja, dadurch macht er sie sich ja an erster Stelle zu eigen, dadurch kann er es erst erreichen, daß er die Gestalt des Dichters lebt und erlebt, daß er diese Gestalt wird. Jede Vorstellung, in der der Souffleur mehr zu geben hat als das „Einhelfen", ist mangelhaft vorbereitet und daher nicht künstlerisch vollendet. Hieraus erhellt schon, daß die erste Gruppe recht hat: der Schauspieler muß ein hervorragend gutes Gedächtnis haben.

Beim Nachdenken über die Gedächtnisleistungen des Schauspielers hat sich mir immer der Vergleich mit einem Phonographen aufgedrängt. Der Vergleich ist in mehr als einer Beziehung treffend. Wenn der Schauspieler eine Rolle lernt, ist das genau so, als ob er sie durch den Empfänger auf eine Wachswalze spräche. Begeht er irgendeinen Fehler, daß er etwa eine Stelle, eine Szene nachlässig lernt, so ist dieser Fehler nie mehr völlig zu beseitigen, genau wie bei einer Walze, auf der ich einzelne Stellen nicht mehr zu verstärken oder abzuschwächen vermag. Der Fehler, der Mangel an dieser einen Stelle bleibt bestehen, so viel er auch „nachlernt" und so oft er die Rolle auch spielt. Diese „Walze" bleibt eben für alle Zeiten fehlerhaft. Wie unendlich schwer es ist „Striche nachzulernen", weiß jeder Schauspieler. Hat etwa eine große klassische Rolle beim ersten Lernen Striche, d. h. es sollen nach Einrichtung durch den Dramaturgen oder Regisseur einzelne Stellen wegfallen, so ist es später kaum noch möglich, diese gestrichenen Stellen nachzulernen. Es ist gleichsam, als hätte die Walze keinen Platz mehr. Genau so ist es aber im umgekehrten Falle. Ein Darsteller hat eine Rolle „ungestrichen" gelernt und soll nun plötzlich vom Text hier oder dort einzelne Zeilen weglassen. Das erfordert für ihn größte Aufmerksamkeit und wird ihm stets nur unter Verlust seiner Spielsicherheit gelingen. Das ist ein Fall, bei dem der Souffleur immer durch „scharfen Anschlag" einhelfen muß. Die „nachträglichen Striche" haben schon unendlich oft zu Zerwürfnissen zwischen Darsteller und Regisseur geführt, weil der Regisseur annahm, daß der Darsteller bei der Vorstellung die auf der Probe gestrichenen Stellen mit Absicht „aufmache". Solche Böswilligkeit mag ja mitunter vorliegen, weil der Darsteller von der Rolle sich nichts nehmen lassen will oder weil er sich gerade von der gestrichenen Stelle einen Erfolg verspricht, sehr oft aber kann er ganz unschuldig an dem „Aufmachen" des Striches sein. Das Gedächtnis reproduzierte eben ganz mechanisch das einmal Gelernte, gerade wie die Walze, die zum Abschnurren in den Apparat gesetzt wird.

Diese mechanische Arbeit des Gedächtnisses beim Schauspieler hat schon oft zu Unzuträglichkeiten mit der Zensur geführt. Es ist wiederholt vorgekommen, daß die Zensur auf der Generalprobe noch (besonders bei französischen Schwänken u. dergl.)

einzelne Stellen oder Textworte strich. Der Schauspieler aber brachte bei der Aufführung doch diese gestrichenen Stellen, und Direktor, Regisseur und Darsteller wurden mit Strafen belegt, obgleich der Darsteller versicherte, er sei unschuldig, da er die inkriminierte Stelle gesprochen habe *ohne es zu wissen*. Es ist ihm diese Entschuldigung nie geglaubt worden. Nichtsdestoweniger ist solche rein mechanische Gedächtnistätigkeit sehr wohl möglich, ohne daß sie dem Darsteller überhaupt zum Bewußtsein kommt. Ja, er kann sich, wenn an ihn später die Frage gestellt wird, ob er diese oder jene Stelle seiner Rolle gesprochen hat, hierüber nicht mit absoluter Sicherheit äußern. Ebensowenig kommen ihm Versprechen auf der Szene — die durchaus nicht selten sind — zum Bewußtsein, und er ist meist ungläubig und wird grob, wenn man ihm erzählt, was für ein Versprechen er geleistet hat.

Der Vergleich der Gedächtniswirkung bei einer gelernten Rolle mit der Walze des Phonographen gibt noch nach anderer Seite ein treffendes Bild. Der Schauspieler hat eine Rolle gelernt und dargestellt. Eine neue Aufgabe tritt an ihn heran. Er nimmt die Walze mit der ersten Rolle heraus und verwahrt sie im Gedächtnisschrank. Eine neue Walze wird eingesetzt und mit einer neuen Rolle beschrieben. Die erste Rolle ist nunmehr völlig ausgeschaltet. Soll sie aber wieder benutzt werden, so setzt der Schauspieler sie in den Gedächtnisapparat und sie schnurrt *mit allen Fehlern und Schwächen* wie früher ab. Wieviel Zeit zwischen der ersten Darstellung und dem neuen „Abschnurren" liegt, ist dabei gleichgültig, es können dies 10, 15 oder 20 Jahre sein. Ich wurde in den vergangenen Kriegsjahren zu einem Gastspiel als Glockengießer Heinrich in Gerhard Hauptmanns „Die versunkene Glocke" aufgefordert. Diese Rolle hatte ich zuletzt vor 14 Jahren gespielt. Trotzdem genügte ein einmaliges Durchlesen, um die Rolle so vollkommen in mein Gedächtnis zurückzurufen, daß ich sie wörtlich, ohne jede Hilfe des Souffleurs, darstellen konnte. Ähnliche Gedächtnisleistungen kenne ich in ziemlicher Anzahl von früheren Kollegen.

Nun möchte ich einen Unterschied zwischen dem männlichen und dem weiblichen Gedächtnis erwähnen. Es ist eine beim Theater allgemein bekannte Tatsache, daß alle Damen erheblich schneller und leichter lernen als die Herren. Ebenso vergessen sie aber auch schneller, und es ist mir kein einziger Fall bekannt, daß eine Dame nach Jahren eine Rolle mit einmaligem Durchlesen hätte fehlerfrei darstellen können. Nicht etwa, daß der Schauspieler beim Lernen exakter, gewissenhafter zu Werke ginge, er hat tatsächlich eine schwerere Arbeit zu leisten, um eine Rolle zu bewältigen. Er lernt schwerer und daher langsamer als die Schauspielerin. Was er aber einmal gelernt hat, das „sitzt" für die Ewigkeit. Die Schauspielerin dagegen leistet in Schnelllernen geradezu Phänomenales. Ich habe viele Kolleginnen kennengelernt, die Rollen von 12 Bogen und mehr während einer einzigen Nacht auf das Wort genau lernten. Bei einer Wiederholung, schon nach Tagen oder Wochen aber mußten sie das Experiment von neuem machen; der Text der Rolle war ihnen völlig entfallen. Um beim Bild der Phonographenwalze zu bleiben, ist es, als ob das weibliche Gedächtnis die Walze nach Gebrauch abschleife und wieder für die neue Rolle benutze, während das männliche Gedächtnis sich einer neuen Walze bedient und die benutzte zum späteren Gebrauch im Gedächtnisschrank aufbewahrt.

Nun zu einem Kardinalfehler im Gedächtnis des Schauspielers. Wir alle wissen aus eigener Erfahrung, daß das Gedächtnis im allgemeinen nur bei sehr wenigen Individuen absolut fehlerfrei funktioniert. Klagen wie: ich habe kein Zahlengedächtnis, kein Namensgedächtnis, kein Physiognomiengedächtnis; mir fällt es schwer, bestimmte Formen etc. im Gedächtnis zu behalten, sind allgemein. Zu diesen Gedächtnisstörungen gehören auch: das Versprechen, Verschreiben etc. Die moderne Psychologie führt diese Hemmungen im Gedächtnis auf unterdrückte Wünsche zurück; Wünsche, die sich im Augenblick aus diesen oder jenen Gründen nicht erfüllen lassen. Für die Gruppen der Hemmungserscheinungen, die sich tatsächlich scharf von einander unterscheiden lassen, hat man aber noch keine vollgenügenden Erklärungen. Ich will versuchen, meinerseits eine Erklärung für ein auffallendes Manko im Gedächtnis *aller* Schauspieler zu geben.

Daß beim Schauspieler Gedächtnishemmungen eintreten müssen, ist nach oben angeführter Theorie selbstverständlich, denn gerade der Schauspieler hat wohl ständig eine große Reihe unerfüllter oder unerfüllbarer Wünsche, die er in seinem Innern birgt. Mehr oder weniger wird jeder strebende Mensch solche Wünsche hegen, ja er muß sie hegen, denn sonst hat er kein Streben mehr und ist hiermit als nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft ausgeschaltet. Nur Sehnen und Streben, also Wünschen, nach Vollendung machen das Schaffen eines Menschen wertvoll und

beachtenswert. Es gibt aber auch Wünsche, die nicht auf Vollendung gerichtet sind, und diese werden uns zum Ballast. Die Art der Wünsche wird also auch beim Schauspieler je nach seiner menschlichen Individualität verschieden sein. Jedenfalls aber ist er mit unerfüllten Wünschen vollgepfropft, die also ihrerseits als Gedächtnishemmungen in Erscheinung treten.

Welches ist nun das große Manko im Gedächtnis aller Schauspieler? — Der Schauspieler hat kein Namensgedächtnis. -- Diese Gedächtnisschwäche geht so weit, daß er sich nur in seltenen Fällen erinnern kann, wie die Rolle in einem Stück heißt, die er dargestellt hat. Er kann alle andern Rollen beim Namen wissen, bei seiner Rolle wird er zögern, sich angestrengt besinnen müssen und oft gerade auf den Namen „nicht kommen können". Natürlich darf es sich nicht um Rollen handeln, die der allgemeinen Kenntnis mehr als Rollen sind. Wenn einer den Othello, den Faust, den Hamlet oder eine Dame die Elisabeth, die Medea oder die Phädra gespielt hat, ist das etwas anderes. Diese Namen haben ihren Charakter als Namen verloren; sie sind Sammelbegriffe für Kunstwerke geworden und jedem geläufig. Anders ist es mit Rollen aus Konversationsstücken von Kurzlebigkeit. Anstelle des Namens tritt dann ins Gedächtnis eine Art umschreibender Erklärung: „Der Rechtsanwalt, der da im zweiten Akt diese oder jene Scene hat", der „Kommerzienrat — na, der Vater von der Eva, der Raiven, die. . . ." Da haben wir sofort die klare Erinnerung an den Namen einer andern Rolle; nur die an die selbst verkörperte fehlt. „Die selbstverkörperte", das ist der springende Punkt! Der Schauspieler soll ja vollkommen die darzustellende Person werden (siehe „Die Psyche des Schauspielers Nr. 24 Kritiker). Ich pflege mich in meinen Gedanken ja auch nicht mit meinem Namen zu bezeichnen, sondern ich bin für mich „Ich". So der Schauspieler in der Rolle, die er erlebt und daher lebt. Der Name ist etwas Nebensächliches, während der Vorname der Frau, der Vorname der Tochter jener vom Schauspieler dargestellten Gestalt von Wichtigkeit ist, genau wie im Leben, denn ich rede meine Söhne doch auch im allgemeinen nicht mit „du" an, sondern mit ihren Taufnamen. Dies ist eine Erklärung für das mangelnde Namensgedächtnis bei Rollen. Wie aber steht es mit dem mangelnden Namensgedächtnis bei Namen von Bekannten aller Art, von Kollegen und Kolleginnen, Direktoren, Agenten (Personen, mit denen der Schauspieler häufig und oft auf längere Zeit zu tun hat)?

In den vorangegangenen Artikeln habe ich wiederholt darauf hingewiesen, daß hervorstechende Charaktereigenschaften beim Schauspieler die Überschätzung des Wertes der eigenen Person, die Nichtachtung aller anderen Werte, das bis zur höchsten Grenze gesteigerte Selbstbewußtsein sind. Aus dieser Überschätzung des Wertes der eigenen Person erklärt sich das mangelnde Namensgedächtnis. Jede neue Bekanntschaft wertet für den Schauspieler so gering (gegenüber dem eigenen persönlichen Wert, wie er in seiner Empfindung besteht), daß es sich nicht lohnt, sich den Namen scharf einzuprägen. Dagegen bringt das Äußere dieses neuen Bekannten vielleicht etwas Bemerkenswertes, sei es im Anzug, sei es in den Gesichtszügen, in der Haar- oder Barttracht. Das ist etwas, was der Schauspieler verwerten kann bei einer oder der anderen „Maske", die er zu machen gedenkt. Darum bleibt es auch fest im Gedächtnis, ob es nun schön oder häßlich ist. Daher verfügt der Schauspieler über ein gutes Physiognomiengedächtnis, wie ja sein Interesse immer mehr auf das Äußere gerichtet ist, denn das braucht er zu seinem produzierenden Schaffen, während ihm das Innere, Geistige, durch den Dichter geliefert wird, wie ich in „Die Psyche des Schauspielers" (Kritiker Nr. 24) ausführte. Dieser Vorgang der Nichtbeachtung anderer Personen ist aber keineswegs ein bewußter, gewollter, sondern er liegt eben für das Individuum unbewußt in der eigenartigen Struktur seiner Seele, die wiederum teils eine unbedingte Vorbedingung ist, teils sich aus der Art der Tätigkeit ergeben muß.

Mangelhaftes Namensgedächtnis findet man aber keineswegs beim Schauspieler allein, meist aber bei Personen, die „etwas sind" oder „sein wollen". Und zweifellos wird sich auch dort der Grund hierfür in der unbewußten Geringschätzung anderer Personen oder richtiger: in der unbewußten „Geringerschätzung" anderer Personen gegenüber dem eigenen Werte finden lassen. Es ist auch nicht einmal nötig, daß der eigene Personenwert so hoch geschätzt wird, es kann diese Höherwertung des Eigenen auch eine Hochwertung der Eigenleistung sein, gegenüber dem Personenwert des andern Menschen, der vielleicht keinerlei Schöpfungswerte aufzuweisen hat. Es geht also die Wertung der anderen Personen keineswegs parallel mit dem üblichen Begriff der Geringschätzung.

Künstler.

Bruno Walter.

Die Laufbahn dieses Dirigenten, der 1876 zu Berlin geboren wurde, am Sternschen Konservatorium studierte und dann nacheinander in Köln, Riga und am Berliner Opernhaus tätig war, bot nichts Besonderes, bis ihn Gustav Mahler 1902 nach Wien berief. Dort ging Bruno Walters Stern auf.

Selten ist ein Dirigent so ganz Schüler seines Meisters gewesen, wie wir dies bei Walter sehen können. Und sein Meister war immerhin Gustav Mahler. Ihm hing er mit jenem Gefühl an, das, obwohl so menschlich, in solchen Fällen über allem Menschlichen stehen muß: Liebe. Nur Liebe führt zu Mahler, der Liebe gab wie selten einer. Und Bruno Walter gelang es, in das Herz des ewig problematischen Genies zu dringen. Mahler zog ihn zu sich empor, machte ihn zum Freunde und Schüler wie keinen, und tausendzüngiger Neid mag den Aufstieg des „Günstlings" umloht haben. Doch der jüngere Künstler besitzt eine Seite seines Meisters, die ihn gegen Widerstände feit: Energie. Jene intuitive Energie, die Mahler so viele Feinde, der Kunst so großen Gewinn brachte. So ist auch Walter ein „Unbequemer": der es z. B. ablehnt, ein Werk herauszubringen, zu dem ihm nicht die ihm genügend erscheinende Anzahl von Proben bewilligt wird.

Als Mahler von uns gegangen war, blickte die musikalische Welt auf Walter, — als den zuerst Berufenen, Mahlers Nachlaß ans Licht der Welt zu ziehen. So erklang erstmalig unter seiner Leitung in München (wo er 1913 das Erbe Mottls als Generalmusikdirektor antrat) das schmerzlich schöne, tief aufgewühlte „Lied von der Erde", als ein Erlebnis von erschütternder Gewalt. Seitdem ist Walters Ruf als spezieller Mahler-Dirigent unverrückbar fest, und in schöner Dankbarkeit vermehrt der jüngere Meister den Ruhm des älteren. Walter hat so ganz die bis in letzte Differenzierungen vordringende nervöse Musikalität, die Mahlers Werke vom Dirigenten verlangen. Dazu tritt seine überzeugende Liebe zu dem großen Toten, die ihm dessen seelischen Schwung verleiht. Und die herbe Rücksichtslosigkeit, vermengt mit jener dionysischen Heiterkeit, die Nietzsche besang. Diese letztere ist es denn auch, die ihn Mozart in ungeahnter Hemmungslosigkeit, oft weit über Strauß' kapriziöse Dirigentenart hinausgehend, wiedererstehen läßt, so daß man das sichere Gefühl hat: so muß sich Wolfgang Amadeus sein Werk vorgestellt haben. — Und bei dieser Gelegenheit geht es einem denn auch, — wenn nicht viel früher schon —, auf: Wieviel von Mozart in Mahler steckt. So paradox das klingt: Bruno Walter beweist es uns.

In München ist er seit Jahren Mittelpunkt des „großen" Musiklebens. Daneben führen ihn Konzerte (vor allem Mahler-Aufführungen) in alle musikalischen Zentren. So hatten auch wir kürzlich die Freude, eine von ihm geleitete, unerhört starke Aufführung von Mahlers „Zweiter" zu erleben. Und der feinnervige Musiker entpuppt sich in Sonatenabenden mit Arnold Rosé als ein Kammermusikspieler ersten Ranges.

Möge er lange jung bleiben, — denn es kann einem bange werden um den Nachwuchs, der so ohne überragende Persönlichkeiten dasteht.

Berliner Operetten.

Von **Dr. Siegfried Seelig.**

Die Abende werden länger und die Damenröcke kürzer. Die Butter wird knapper und die Premièren häufen sich. Kurz, die Theatersaison hat begonnen. Man hat uns ein Dutzend neuer Stücke serviert; keine literarischen Großtaten, aber immerhin, es weht, nach der Abschaffung der Zensur, ein frischerer Wind durch unsere Schauspielbühnen. Doch eine Kunstgattung (man verzeihe das Wort „Kunst"!) ist unberührt geblieben: die Operette. Einige hat uns die neue Spielzeit schon beschert, und es ist festzustellen, daß nichts neues festzustellen ist. Wieder hat sich ein Komponist, oder besser gesagt: ein gewerbsmäßiger Operettenfabrikant, der zufällig ein Walzermotiv gefunden hat, an sein Klavier gesetzt und dieses Walzermotiv gereckt und gestreckt, bis es zu einer Operette reichte. Der Mann kennt die Welt und die Operettenbühnen. Er weiß, daß, mit guten Kräften besetzt, auch der blödeste Schmarren erfolgreich sein kann, während das herrlichste Kunstwerk durch Stümper verschandelt wird. Was soll er

sich also anstrengen? Er verlangt nach altem, bewährtem Rezept für sein Werk einen Tenor, eine Sängerin, einen Tenorbuffo, eine Soubrette und einen Komiker. Schreibt für jede und jeden ein Auftrittslied. Für die Sängerin ein Lied, ein paar Duette für Tenor und Sängerin und Soubrette und Tenorbuffo und außerdem ein Terzett oder Quartett und — voilà.

Und nun kommt die Aufführung und die Lieder und Duette sollen gesungen werden. Du lieber Gott, es ist ja nicht zuviel zu singen da und man stellt ja auch wirklich keine hohen Ansprüche an die Stimme eines Operettensängers. Aber was da an unser Ohr dringt, ist kein Singen, sondern mißtönendes Gekreische und Gekrächze. Auf der Bühne produzieren sich ein paar weibliche und männliche Parterre-Akrobaten und Schlangenmenschen, die sich unter wunderlichen Arm- und Beinverrenkungen von einer Ecke der Bühne zur anderen bewegen. Talent haben diese „Sänger" nur in den Beinen, doch in ihrer Kehle wohnt das Grauen. — Übertreibe ich? Ach nein! Man zeige mir in Berlin einen Operettensänger, der befähigt ist, den Barinkay zu singen, oder eine Operettensängerin, die in der Lage ist, die Saffi zu geben, ohne mir den „Zigeunerbaron" zu verekeln und ich will herzlich gern Abbitte leisten. — Man höre sich in Hamburg, Magdeburg oder Leipzig Operetten an. Da wird noch gesungen! Aber in Berlin? Nur Ausstattung und Toiletten. Und die Zuschauer? Ach, das Berliner Publikum ist ja so bescheiden und so dankbar! Es überschüttet die Darsteller, die ob ihrer Gesangsleistungen etwas ganz anderes verdienten, mit Applaus und freut sich über jeden faulen Witz. Für den Theaterdirektor ist das ja natürlich die Hauptsache. Aber wie hält der Kapellmeister, der doch zu seinem Beruf musikaliches Gehör besitzen muß, ein solches Gewinsel aus? Hat er gar keinen Einfluß auf die Besetzung der Gesangspartien? Ich weiß, Singstimme und flottes Spieltalent, das zu einer Operette unumgänglich nötig ist, ist nicht zu oft in einer Person vereint. Aber schließlich gibt es solche Talente und die Berliner Operettenbühnen sollten nicht zögern, sie sich zu verpflichten. Kürzlich ist eine sehr bekannte Berliner Operettensängerin zur Schauspielbühne übergewechselt und spielt augenblicklich die Hauptrolle in einer Komödie mit großem Erfolg. Möchten doch alle Berliner Operettenkräfte dem Beispiel ihrer Kollegin folgen. Es liegt sonst die Gefahr vor, daß sich die Zahl derer, die da mit Wilhelm Busch philosophieren: „Musik wird oft nicht schön befunden, weil sie stets mit Geräusch verbunden" sehr stark vermehrt.

Der jüngste Tag.

Von **Ernst Grau.**

Das war allemal dasselbe. Wenn Klüwing, der ehemalige Landrat, bei der zweiten Flasche Burgunder angelangt war, dann gab's Krach. Dann schrie er und krakehlte, daß einem Uneingeweihten Angst werden konnte. Von seiner staatserhaltenden Tätigkeit. Von gottgewollten Abhängigkeiten. Von Herren und Dienern. Daß es unbedingt so sein müsse. Und man werde ja sehen. Am jüngsten Tage werde sich das schon herausstellen.

Wenn Dr. Siebenhüner von solchen Abenden nach Hause kam, war er immer in denkbar bester Stimmung. Dann stülpte er wohl dem Skelett, das seines Arbeitszimmers Zierde war, seinen großen Filzhut auf den blanken Schädel, klemmte ihm den Zigarrenstummel in eine Zahnlücke und setzte sich gegenüber in einen Sessel, um mit dem grotesken Bild stumme Zwiesprache zu halten.

Heute mochte ihm diese einseitige Unterhaltung schon etwas langweilig geworden sein. Eine wohlbeleibte Likörflasche hatte es würdevoll übernommen, dem Doktor tröstende Gesellschaft zu leisten. So saß er denn in dem nachtdunklen Zimmer, trank und gähnte verschiedentlich, bis ihm der Kopf auf die Brust sank. . . . . .

Plötzlich schien das Gerippe den Hut weit von sich zu werfen. Hell schimmerten seine weißen Knochen durch das sammetne Dunkel. Ein langgezogener Posaunenton erklang in der Ferne und verhallte dumpf. Graue Nebel zischten auf. Rote und bläuliche Dämpfe brodelten dazwischen. Wie Gespenster kamen nun von allen Seiten die Gerippe heran. Gehüllt in Nebelfetzen. Von brausenden Tönen umrauscht. Und immer dichter schwollen die Nebelwolken. Immer lauter dröhnten die Rufe der Posaune. Ins Gigantische wuchs die Zahl der Skelette. Auf einmal blitzte es feurig auf. Eine überirdische Lichtquelle stieß ihre Strahlen flammend durch den Dunstschwall. Immer näher rückte das Licht. Immer gewaltiger ertönte das Rufen der Posaune. Immer weiter blieben Nebel und Wolken zurück. Und

jetzt, in blendender Helle sah man im ganzen Umkreis Skelett an Skelett heandrängen. Von dem Licht angezogen, wie ein unübersehbarer Schwarm schimmernder Insekten.

In dem Licht aber saß er: Gottvater!

Am Tage des jüngsten Gerichts.

Hellauf fegten Fanfarenstöße über das zusammentreibende Meer der Skelette. Die Ruhe des Himmels folgte. Nur hier und da klapperten noch einige Knochen. Aus dem Schweigen heraus aber schwoll die Stimme des Herrn, der Gericht hielt.

Wuchtig lastete auf dem Menschen die Sünde. Federleicht wog sie im Angesicht der Allmacht, als Atom ins Nichts versinkend.

Tausende zogen so vorbei. Kreaturen, die eiserne Galeerenkugel des Alltags dahinschleppend, nun als freie Geister schuldentlastet dahinschreitend.

„Ich war ein Kärrner dort unten."

„Und ich ein Magister."

„Ich kehrte den Kot von der Straße."

„Im Dunkel des Schachts hämmerte ich als Bergmann."

„Schon gut", schien ein gütiges Kopfnicken einem Jeden zu sagen. Und beglückt zogen sie vorüber.

„Ein Diener der Gerechtigkeit, ein Richter war ich."

„Wußtest Du nicht, daß ich Euch gesagt habe: Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet?"

„Herr, es waren ihrer zu viele, die sich im Netz der Gerechtigkeit fingen."

„Und die Großen, Klugen, die sich nicht fingen?"

Der Richter senkt das Haupt. Aber auch ihm leuchtet Gnade.

Ein anderer drängt sich hervor.

„Ein König war ich auf Erden." Es klang herrisch, selbstbewußt.

„Ein König? Wer gab Dir ein Recht, Menschlein, zu herrschen über Deinesgleichen?"

„Du selbst! Ich war ein König von Gottes Gnaden!"

„Vermessener! Alle Menschen waren von meiner Gnade! Vor mir waren alle gleich. Ich schuf nicht Herren und Knechte! Sieh' um Dich und sage, ob auch nur einer vor dem andern ausgezeichnet ist. Doch vielleicht hast Du Deine Anmaßung durch Deine Werke wettgemacht. Sprich!"

„Ich führte viele Kriege, Herr. Deine Allmacht ließ mich stets siegreich sein."

„So also klebt Menschenblut an Deinen Fingern! Du hast es gewagt, Deine Brüder zu töten? Kreaturen zu vernichten, die ich geschaffen?"

„Herr, in Deinem Namen schlug ich die Ungläubigen."

„Deine Worte lügen! Jeder glaubt auf seine Weise an mich. Es gibt keine Ungläubige. . . . . ."

Gottvater wurde unterbrochen. Mit großem Geräusch drängte sich eine Gestalt nach vorn.

„Alle Menschen sind vor mir gleich. Warum stoßest Du Deine Brüder beiseite?"

„Du kennst mich, o Herr. Ich war ein Papst, war Dein Stellvertreter auf Erden."

„Mein Stellvertreter?" Allvater lächelte milde. „Törichter Mensch! Doch wenn Du glaubtest, meine Allmacht auf Erden vertreten zu müssen, warum hast Du dann jenen nicht gehindert, meine Geschöpfe hinzumorden?"

„Er kämpfte zu Deinem Heil, Gottvater! In Deinem Namen segnete ich das Schwert, das die Feinde schlug!"

„Aber die Menschen, Eure Brüder, schwiegen sie denn still zu Eurem lügnerischen Tun?"

„Sie jubelten uns zu, Herr! Denn jener dort, ein gottbegnadeter Dichter sang den Menschen unsere Taten in herrlichen Worten. . . . . ."

„Also auch er . . . . . gottbegnadet. . . . . ."

Der Weltenrichter versank in Nachdenken. Dann sprach er langsam:

„Durch Jahrtausende hindurch war dieser Tag meine geheimste Sehnsucht. An ihm sollte die Allmacht meiner Gnade leuchten über die Nichtigkeit Eurer Sünden. Aber Ihr, die Ihr Euch aus den Reihen Eurer Brüder hervordrängtet, die Ihr mit Eurem angemaßten Gottesgnadentum die Menschheit belogen und irregeleitet habt, Ihr habt auch mich um diesen Tag betrogen."

Er weinte und mit ihm alle Engel und Heiligen des Himmels. Nur aus der Ferne schallte das Hohngelächter der Hölle. Gellend, wie im Triumph.

Da verlosch das Licht. Dunkle Wolken rauschten wieder auf. Grelle Blitze warfen phantastische Schatten. . . . . .

Dr. Siebenhüner stand schlaftrunken auf und öffnete das Fenster. Das Tosen eines Gewitters drang ins Zimmer. Ein funkelnder Blitz ließ das Skelett sekundenlang aus dem Dunkel gespenstisch aufleuchten.

Der Doktor sah es.

Langsam nahm er den Hut von dem blanken Schädel, entfernte den Zigarrenrest und blickte sinnend in das morsche Knochengesicht. . . .

Theater — Musik — Neue Bücher.

Volksbühne: „Paul Lange und Tora Parsberg". Von Björnson.

In unseren politisch so erregten Tagen wirkt Björnsons Anklage gegen die Politiker, welche die Politik, die nur zur Versöhnung der Völker dienen soll, dazu benutzen, ihre kleinlichen Parteigeschäfte zu besorgen, doppelt stark. Haben die Parteien das Recht, ihnen unbequeme Parlamentarier mit allen Mitteln, auch den krummsten, wenn sie nur geeignet sind, zum Ziele zu führen, zu bekämpfen? Nein, sagt Björnson. Er zeigt einen Minister, der vom besten Willen beseelt ist, seinem Volke zu dienen, jedoch durch private Verhältnisse dazu veranlaßt wird, seinen Parteifreunden ein gegebenes Wort zu brechen, und aus diesem Grunde von ihnen verfolgt wird. Er ist bereit, seinem Ministerposten zu entsagen und hofft, sein Glück an der Seite eines ihm an Energie weit überlegenen Weibes zu finden. Doch nicht nur für den Augenblick wollen ihn die Gegner vernichten und so wühlen sie weiter, bis ihm auch der erstrebte Gesandtenposten entgangen ist. Er glaubt sich nun für alle Zeiten unmöglich gemacht, will die geliebte Frau nicht mit in sein Elend ziehen und schießt sich eine Kugel in den Kopf. Dieser Paul Lange ist eigentlich gar kein Politiker. Er hat für einen solchen ein viel zu zartes Gewissen. Auch der gewaltsame Tod ist nicht genügend motiviert. Doch es kommt Björnson darauf an, seine Warnung an die Mitwelt anzubringen, den politischen Kampf zu verunreinigen.

Friedrich Kayßler gab dieser etwas haltlosen Figur reifstes Leben. Wenn einer berufen ist, uns diese Gestalt nahe zu bringen, so ist er es. Helene Fehdmer war in den tragischen Momenten ganz das starke Weib, das in der Lage ist, einem schwankenden Geiste Halt zu gewähren. Dagegen gab sie sich in den Liebesszenen für dieses reife Weib zu übertrieben und backfischmäßig. Prächtig gestaltete Guido Herzfeld den alten harten Vater Storm, und auch die übrigen Darsteller paßten sich dem Zusammenspiel gut an. S.

Deutsches Theater: „Cymbelin". Von Shakespeare.

Ludwig Berger, der neue Regisseur des Deutschen Theaters, hat versucht, das wenig gespielte Werk für die Bühne zu bearbeiten, auch die Bühne für das Werk zurecht zu machen Er hat es übersetzt und selbst inszeniert. Mit einer Vorbühne und der Felsenhöhle des Belarius als Einheitskulisse. Die verschiedenen Szenen werden nur durch wechselnde Vorhänge der Höhle und durch wechselndes Licht angedeutet. Die Höhle ist bald das britannische Königsschloß, bald das römische. Bald wilder Kampfplatz, bald das Schlafgemach der Imogen. Nur so ist die Dichtung überhaupt aufführbar. Aber bühnengerecht ist sie deshalb noch nicht und wird es wohl auch nie werden. So ist hier das Werk nur auf die Wirkung des Wortes gestellt und es gehörten schon Darsteller wie Wegener, Decarli, Hartmann, Winterstein und die Thimig dazu, um die Aufführung so erfolgreich zu gestalten. Die Dichtung hat zweifellos viele Schönheiten und es lohnt schon, sie deshalb aus der Vergessenheit zu ziehen. Trotzdem bleibt der „Cymbelin" ein recht verwässerter Shakespeare und im Vergleich zu dessen übrigen Dramen ein schwaches Werk. Die einzige, mit echt shakespeareschen Kraft erfüllte Gestalt ist die der Imogen. Helene Thimig gab ihr ihre Ausdrucksfähigkeit der Sprache und ihre Gestaltungskraft und schuf eine Musterleistung. Ebenbürtig zur Seite standen ihr Paul Wegener als Jachimo, Paul Hartmann als Posthumus, Eduard von Winterstein als Belarius und Bruno Decarli als Cymbelin. S.

Kleines Schauspielhaus: „Er kann nicht befehlen". Lustspiel von Wilhelm Speyer.

Herr Wilhelm Speyer kann uns wirklich nicht befehlen, die Personen seines „Lustspiels" als lebenswahr anzuerkennen. Es sind bestenfalls Schwankfiguren, und zwar schon recht betagte. Der Herr als Diener und die sich daraus ergebenden Verwechselungen sind schon so oft behandelt worden, daß man bereits, sobald die Personen die Bühne betreten, vorher weiß, was sich nun ereignen wird. Wirklich, die Fabel dieses Stückes ist verbraucht. Aber was Speyer dem Arbeiter Schillings über die Unduldsamkeit der Arbeiter gegenüber ihren Klassengenossen sagen läßt,

ist ganz gescheit. Auch die aktuelle Note fehlt nicht. Es wird gestreikt. Es gibt Streikdeputationen und sogar Streikbrecher. Aber da alles zur vollen Zufriedenheit der Beteiligten ausläuft und zum Schluß sogar drei Brautpaare die Bühne bedecken, so liegt kein Grund vor, sich moralisch zu entrüsten. Die Aufführung war in allen Teilen flott. Georg Alexander spielte so vornehm und betonte den Amerikaner so gut, daß sogar diese Possenfigur des nicht-befehlen-könnenden Millionärssohnes beinahe glaubhaft erschien. Otto Gebühr als Schillings war so derb-komisch und „befahl" mit soviel Schneid, daß er größte Heiterkeitserfolge zu verzeichnen hatte. Die drei Mertens'schen Damen waren bei Egede Nissen, Regula Keller und Paula Eberth in den besten Händen. Ebenso wurde der Assessor Stolp durch Kurt Keller-Nebri gut vertreten. S.

Metropoltheater: „Sybill".

Eine glänzende Modenschau, Besetzung durch erste Kräfte, dazu einer unserer beliebtesten Komiker, was will das Berliner Publikum mehr?

Die übliche Operettenhandlung mit den üblichen Verwechslungen: Die Sängerin Sybill gibt sich, um ihren desertierten Geliebten zu retten, für die Großfürstin aus, und heimst als solche die allerhöchsten Ehren ein. Zum Schlusse wird alles geklärt, und Sybill bekommt ihren Leutnant, während der lockere Großfürst, der inzwischen den Wert seiner Gemahlin erkannt hat, gern in deren Arme zurückkehrt. Dazu reißt Thielscher Witze und bringt das Publikum mit jeder Bewegung zum Lachen. Im zweiten Akt fesselt ein Tänzerpaar mit seiner wunderbaren Grazie unsere Blicke.

Victor Jacobi hat zu dieser Handlung eine gefällige Musik geschrieben. Ein schöner Walzer und feurige Duette schmeicheln sich ins Ohr. Fritzi Massary in strahlenden Toiletten, sang und spielte wie immer, hervorragend und entfesselte mit ihrem Lied: „Heut bin ich in Stimmung" Beifallsstürme. Auch Trude Hesterberg gab sich graziös und pikant. Thielscher spielte den Impresario Sybill's mit sprudelnder Laune, nur schade, daß er stockheiser war, obwohl er doch nicht in solcher Nacktheit erschien wie seine Mitspielerinnen. Albert Kutzner sang und spielte mit Geschmack den Großfürsten. — Das Metropoltheater hat sein Kassenstück für diese Spielzeit gefunden. G. S.

Der Mensch des Rechts. Von Robert Walter. (Verlag von Egon Fleischel & Co.)

Die Handlung ist in allen Punkten geschichtlich beglaubigt. Der dithmarsische Bauer Wiben Peter gehört nicht zu den bekannteren Helden der Geschichte, Napoleon, Wallenstein, die Namen klingen anders. Ein Bauer verliert einen Prozeß. In seiner Person erscheint ihm das geheiligte Recht verletzt. Und der Bauer sagt dem Lande — da auch die Landesversammlung seine Beschwerde abweist — Fehde an. Er wirbt Söldner, unternimmt von einem Stützpunkt außerhalb des Landes regelrecht Heerzüge gegen Dithmarschen, nicht aus Rache, sondern mit dem immer wieder ausgesprochenen Fordern: stellt das Recht, das alte Recht der Väter wieder her! Auch verfaßt er Eingaben und Briefe, erzwingt eine Audienz beim dänischen König. Dieser bestätigt ihm feierlich in einer Urkunde sein Recht. Aber endlich erklärt ihn auf Betreiben des Landes Dithmarschen das hohe Gericht in Speier in des Reiches Acht, und er wird auf Helgoland erschlagen, nachdem er jahrelang Dörfer und Flecken mit Mord und Brand überzogen hat. Dieses Schicksal ist in der Tat sowohl menschlich wie geschichtlich und kulturgeschichtlich gewichtiger als das so mancher bekannten Helden der Geschichtsbücher, wenn man nicht auf das äußerlich weithin Sichtbare einer Position, den Umfang des Auswirkens, sondern auf Wesen und Gehalt des Geschehens Augenmerk nimmt. Dieses Schicksal ist nicht rein psychologisch zu verstehen. Es ist metaphysisch begründet: Leben als Verkörperung einer Idee. Die Idee des Rechts ist die Seele des Buches. Walter läßt den Wiben Peter nicht an äußeren Gewalten zerschellen, sondern an den Widersprüchen und letzten Geheimnissen eines Uebersinnlichen. Was ist Recht? Verwirklicht, verfochten, wird es zur Gewalt, mithin zum Unrecht. Ein trotziger Bauer, dem der Krieger im Blute steckt, erlebt das, ein geborener Heerführer, der doch ein armer, weicher Träumer ist. Aus den dürftigen, wenn auch einschneidenden historischen Daten — sie liegen um 1540 — hat der Dichter zwingend allseitig entwickelt. Stoff und Problem sind Einheit geworden. Denken, Fühlen, Reden, Handeln des Helden enthalten zugleich die geschichtliche Essenz; Kouliss Beiwerk, Hintergrund, historisierenden Ballast gibt es da nicht. Der Dichter hat vor mehr als einem Jahrzehnt den Stoff in einem Drama behandelt, das damals in Hamburg zur Uraufführung kam. Der langen Reifezeit entspricht die heutige unantastbare Form. „Unterhaltend" ist das Buch freilich nicht, will es nicht sein. Sein dichterischer Glanz ist nicht schillernd, farbenprächtig, sondern dunkel und im strengen, also guten Sinne: eintönig. Allerpersönlichstes ist bei der objektiven Behandlung nicht verleugnet: ein schäumender Fanatismus. Oswald Pander.

Glossen.

Der Reichsschatzminister a. D. Georg Gothein will unsere Inlandspreise den Auslandspreisen schrittweise annähern: dadurch soll unsere Valuta gehoben und der drohende Staatsbankrott abgewendet werden, den die Milliardenzuschüsse der Regierung, die zur Niedrighaltung der Preise aufgewendet werden, notwendig heraufbeschwören müssen. Wie soll das geschehen? Höchst einfach: die Kohlenpreise werden allmählich erhöht — beiläufig auf das Fünffache —, der Brotpreis wird heraufgesetzt, ebenso macht man es mit den Preisen der übrigen Lebensmittel und Bedarfsgegenstände, und da hierdurch die allgemeine Lebenshaltung gewaltig verteuert wird, bezahlt man einfach überall entsprechend höhere Löhne, Gehälter und auch Pensionen. Das Ei des Columbus! Man sieht förmlich, wie die Valuta klettert und kletteret — bis sie atemlos auf der Höhe des Montblanc steht: wie wirs dann zuletzt so herrlich weit gebracht! Herr Gothein hätte recht, wenn wir mit Gold- oder Silbergeld arbeiten könnten. Es kann aber auch anders kommen: wenn wir fast alles mit dem Fünffachen der jetzigen Marksummen bezahlen müssen, brauchen wir auch fast die fünffache Menge an Zahlungsmitteln, will sagen: bedruckten Papiers, und wenn statt 40 Milliarden auch nur 100 Milliarden sogenannten deutschen Papiergeldes (Jawohl, Sie lesen richtig: Geldes!) ohne Deckung in dieser besten aller Welten vorhanden wären, könnte es der verdammten Valuta auch einfallen, anstatt den Höhen des Montblanc dem Mittelpunkte der Erde zuzustreben. Und wenn sie auf dem Nullpunkte angelangt ist, haben wir wenigstens Ersatz für Tapeten! P.

In der Nationalersammlung erteilt der Präsident Fehrenbach dem Abgeordneten Eichhorn, dem früheren Berliner Polizeipräsidenten, das Wort. Darauf verlassen die im Saal anwesenden Abgeordneten mit dem Minister und seinen Geheimräten den Saal.. Im Sitznngssaal verbleiben nur sechs unabhängige Abgeordnete, zwei Regierungs-Kommissare und der sozialdemokratische Vizepräsident Loebe. — Niedlich, nicht wahr?! Die Nationalversammlung ist die Kinderstube und die Abgeordneten sind liebe brave Kindlein. „Du warst ungezogen, also spreche ich nicht mehr mit Dir! Und wenn Du sprichst, dann höre ich eben nicht zu. Damit Du aber siehst, daß ich mit Dir nichts zu tun haben will, gehe ich sogar aus der Stube heraus." Haben die Herren Abgeordneten mit dem Minister und den zwei Geheimräten an der Spitze sich überlegt, daß der Mann, der hier auf die Tribüne trat, ein Träger des Vertrauens von einem Teil des deutschen Volkes war. Ein Mann, zu dem man sich im Privatleben stellen kann, wie man mag der aber hier als das Stimmorgan einer anerkannten Partei, als der Mann, der auf seinen Namen die meisten Stimmen Berlins vereinigte und als solcher zum mindesten das Recht beanspruchen kann, angehört zu werden. Wäre es nicht viel klüger, wenn man sein Gegner ist, die Wirkung seiner Worte mit logischen Argumenten zu vernichten, ihn mit Geisteskraft ad absurdum zu führen?! Oder war niemand da, der sich soviel zutraute?! Haben sich die Herren vielleicht überlegt, welchen Eindruck das Kinderstubespielen in der Nationalversammlung auf das Ausland machen wird?! — Aber die Abgeordneten dachten nur an sich. Sie wollen alle nach ihrem Tode brav in das Himmelreich kommen und sorgten dafür, daß man schon auf dieser Welt erfährt, daß sie — wie die Kinder sind. C.

Um einem dringenden Notstande abzuhelfen, hat sich in Berlin ein neuer „Bund" aufgetan: der „Bund der Aufrechten". Die Taten des Bundes waren bisher folgende. Bei der Gründung wurde dem früheren deutschen Kaiser in einem langen Telegramm die unwandelbare Treue versichert. Zum Geburtstage der ehemaligen Kaiserin wird eine Broschüre herausgegeben, welche der Arbeit der Kaiserin für das deutsche Volk gewidmet ist.

Alles gut und schön. Aber darf man sich eine Frage erlauben? Wann haben wohl die Mitglieder des „Bundes der Aufrechten" a u f r e c h t vor den Majestäten gestanden? Soviel bekannt ist, nahmen sie solchen Ehrenplatz nur mit g e b e u g t e m R ü c k e n ein! S.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin.
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

Mampes Gute Stube
am Kurfürstendamm

Kurfürstendamm 14/15

Feine Liköre ✻ Edelbranntweine ✻ Seltene Weine
Schaumweine ✻ Champagner ✻ Eisgetränke

---

11. Tag: Montag, den 27. Oktober, nachm. 12½ Uhr:

7 Rennen, u. a.: **Herbst-Jagdrennen**

Rennen zu Karlshorst

Eintrittspreise einschl. 20 % Billetsteuer:
1. Platz 10 M., Sattelplatz 6 M., 2. Platz (Einlaufseite) 3 M., Eisenbahnseite 2 M., Wagenkarte 10 M., Kinder 2 bezw. 1 M. — Fahrplan etc. siehe Anschlagsäulen.

Das freie Recht

Kritische Halbmonatsschrift für Kriminal- und Rechtswissenschaft. Herausgegeben von Georg Rennefarth unter Assistenz der ersten Kriminalisten und Juristen Deutschlands. Vierteljährlich Mk. 1,20, Postzeitungsliste. Einzel-Nr. 20 Pfg. In jedem Papiergeschäft zu haben.
Das freie Recht, geistvoll, gehaltvoll, originell,
ist die einzigste Zeitschrift dieser Art

Verlag: Das freie Recht,
Lützschena-Leipzig

Annahme für Vorwetten.

Rennen zu

Bln.-Karlshorst	27. 30. Oktober
Dortmund	26. Oktober
Magdeburg	26. Oktober
Dresden	26. 31. Oktober
Horst-Emscher	1. November

Trabrennen zu

Bln.-Mariendorf 26. 31. Oktober

Annahme von Vorwetten für Berlin bei persönlich erteilten Aufträgen bis 3 Stunden vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 6¾ Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9 (Eingang Innsbrucker Str. 58)
Oranienburger Str. 48/49 (a. d. Friedrichstraße)
Friedrichstraße 83
Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)
Potsdamer Str. 23a
Neukölln, Bergstraße 43

und an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim

Leipziger Str. 132	Rathenower Str. 3
Nollendorfplatz 7	Königstraße 31/32
Planufer 24	Unter den Linden 14
Tauentzienstr. 12 a	Moritzplatz

Rosenthaler Straße.

Für briefliche und telegraphische Aufträge Annahme bis 3 Stunden vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten in der Schadow- und Oranienburger Str., am Kurfürstendamm und Bayerischen Platz bis 7 Uhr abends angenommen. Alle anderen Stellen schließen die Annahme um ¾6 Uhr.

„DIE DEUTSCHE BÜHNE“

AMTLICHES BLATT DES DEUTSCHEN BÜHNENVEREINS
XII. JAHRGANG / Erscheint wöchentlich am Montag

Preis M. 35.— jährlich / M. 18.— halbjährlich / M. 10.— vierteljährlich / Einzelheft M. 1.— / Probenummer unberechnet. / Bei direktem Kreuzbandbezug vom Verlag M. 1.— Portospesen vierteljährlich extra
Abonnements nehmen alle Buchhandlungen, Postanstalten oder der unterzeichnete Verlag entgegen

Die „DEUTSCHE BÜHNE“ ist das moderne Theaterfachblatt. Ihr Interessentenkreis beschränkt sich nicht nur auf Direktoren, Schauspieler und andere Theatermitglieder, sondern hat besonderen Wert für jeden an der Entwicklung des Theaters Interessierten

JEDES HEFT bringt u. a.:

Einen LITERARISCHEN TEIL mit Aufsätzen namhafter Schriftsteller über die mannigfachsten Interessengebiete des Theaters. Ferner Regiepläne nach Uraufführungen erfolgreicher Bühnenwerke und Selbstanzeigen dramatischer Schriftsteller

Die WOCHENREPERTOIRE aller grösseren Bühnen (über 200 in jedem Heft) zur Orientierung über den Spielplan der kommenden Woche

Einen umfangreichen PRAKTISCHEN TEIL, der über das gesamte deutsche und ausländische Theaterwesen berichtet, mit den Rubriken: Uraufführungen / Neue Werke / Literar. Rundschau / Erfolgsberichte / Annahmen / Neue Theater / Engagementsabschlüsse / Gastspiele / Persönliches u. a. m.

Eine VAKANZENLISTE, in der Direktoren ständig ihre Mitgliedergesuche veröffentlichen u. a. m.

Die „DEUTSCHE BÜHNE“ ist das bevorzugteste und wirkungsvollste Anzeigenblatt für alle das Theater betreffenden Angebote

OESTERHELD & CO. VERLAG / BERLIN W 15

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II - Berlin NW. 87, Reuchlinstraße - Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten, und Erweiterungsbauten von Gasanstalten für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.

Sämtliche Ausrüstungsteile für Öfen mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.

Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.

Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.

Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.

Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.

Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.

Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.

Geräte und Werkzeuge.

Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.

Triebwerke.

Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Wasserwerken und Kanalisationen,

Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

Nummer 35 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Um den Kaiser. Von Dr. Siegfried Seelig

Fieber-Paroxysmus an der Börse. Von Spekulatius

Deutsche Kunst in Amerika in und nach dem Kriege. Von G. E. Zeydel (Brooklyn)

Elise von Catopol.

Jeßner und Reinhardt. Von Karl Fischer

Schauspielerisches Virtuosentum. Von Georg Persich

Heinrich Heine und der Weltkrieg. Von Eduard Friedemann

Theater Musik Neue Bücher

Erscheint jede Woche • Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co

BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

13. Tag: Montag, den 3. November, mittags 12 Uhr:

7 Rennen, u. a.: **Helden-Gedächtnisrennen**

Rennen zu Karlshorst

Eintrittspreise einschl. 20 % Billetsteuer:
1. Platz 10 M., Sattelplatz 6 M., 2. Platz (Einlaufseite) 3 M., Eisenbahnseite 2 M., Wagenkarte 10 M., Kinder 2 bzw. 1 M. — Fahrplan etc. siehe Anschlagsäulen.

Rampe-Stube 1918

Friedrichstr. 169 (frühere Volksstube)

Feine Liköre * Edelbranntweine * Seltene Weine
Schaumweine * Champagner * Eisgetränke

Die Zeitschrift sachlicher und loyaler Politik

DIE DEUTSCHE NATION

EINE ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK

Bezugspreise:
Abonnement: vierteljährlich 3 Hefte 4.— Mark
Jahrespreis 15 Mark :: Einzelpreis des Heftes 1.50 Mark
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, Bahnhofs-Verkaufsstellen und Kioske, sowie durch den Verlag selbst

VERLAG DIE DEUTSCHE NATION
(Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H., Sonder-Konto)
CHARLOTTENBURG, SCHILLERSTRASSE 119

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 1. November Nummer 35.

Um den Kaiser.

Von Dr. Siegfried Seelig.

Es soll hier keineswegs die Schuld Wilhelms II. bestritten oder bemäntelt werden. Aber wir sind der Ansicht, daß, bevor ein Urteil über ihn gefällt wird, sein Verschulden erst in allen Teilen objektiv und ohne Voreingenommenheit untersucht und klargelegt werden muß. Es sind daher Veröffentlichungen, die geeignet sind, uns über den Charakter und die Person des früheren Kaisers Aufklärung zu geben, durchaus zu begrüßen. Nur dürfen sie nicht eine solche einseitige Tendenz haben, wie die bisher erschienenen. Genau wie alle Schriften, die während der Zeit seiner Macht über den Monarchen verbreitet wurden, ein falsches Bild seiner Person ergeben, da die Verfasser dieser Werke bemüht waren, (ihres Vorteiles wegen, und weil das Gegenteil gefährlich war!) stets nur das Beste über ihn zu sagen, so ermöglichen uns die nach dem Sturze Wilhelms II. verfaßten Artikel über ihn ebenfalls keine genaue Beurteilung. Denn da jetzt kein Mut mehr dazu gehört, der gefallenen Größe auch das Gemeinste anzuhängen, so finden sich genug Leutchen, die sich mit Freuden dazu hergeben, dem Wehrlosen nun den Eselstritt zu versetzen. Der Herausgeber eines Berliner Abendblattes, der Zeit seines Lebens nach Orden und höfischen Ehren schielte und in unzähligen Artikeln die Monarchie als die beste Regierungsform und den deutschen Kaiser als den herrlichsten aller Herrscher gepriesen hat, schrieb einige Tage nach der Revolution in seinem Blatte einen derartig gehässigen Aufsatz über den bis dahin verhimmelten Regenten, daß alle Welt erstaunt war über diese plötzliche Wandlung der Gesinnung. Nichts liegt mir ferner, als jemandem die Änderung einer früher gehabten Anschauung zum Vorwurf zu machen. Man kann im Laufe der Zeit die Haltlosigkeit seiner bisherigen Meinung einsehen und sich zum Gegenteil bekennen. Geschieht dieser Wechsel jedoch so plötzlich und innerhalb weniger Tage, so ist es erklärlich, daß derjenige in den Verdacht kommt, ein Konjunkturpolitiker zu sein. In der „Weltbühne" widmete Fischart Wilhelm II. drei kurze Seiten und zeigt darin, wie nichtachtend der Kaiser auf einer Seereise hohe Offiziere behandelt. Damit glaubt der Verfasser des Aufsatzes nun ein wohlgetroffenes Porträt entworfen zu haben. Noch schlimmer macht es der famose Herr Ferdinand Bonn in seinem Film: „Kaiser Wilhelms Glück und Ende". Er reißt einzelne belanglose Momente aus des Kaisers Regierungszeit heraus, zeigt vor allem sich selbst in der Hofloge vor Wilhelm stehend und den Dank für eine gut gespielte Rolle in Empfang nehmend und dergleichen welterschütternde Ereignisse mehr. Die gesamte Spieldauer des Films beträgt etwas über eine Stunde. Man kann sich daraus einen Begriff machen, wie erschöpfend das Thema behandelt wird. Dieser Film ist eine einzige Geschmacklosigkeit und die Regierung hat gut daran getan, seine Vorführung zu verhindern. Leider gilt dieses Verbot nur für Berlin. Ich bin ein Gegner jeglicher Zensur, aber in diesem Falle hätte ich gewünscht, die Regierung wäre noch einen Schritt weitergegangen und hätte das Negativ des Filmes beschlagnahmt, um Reproduktionen zu verhindern. Wenn dieser Film ins Ausland gelangt, gewinnt dasselbe nicht nur ein falsches Bild von dem früheren Kaiser, sondern auch von dem Deutschland seiner Zeit. Und das wäre unseren Interessen durchaus nicht förderlich. Und immerhin ist eine Persönlichkeit, die dreißig Jahre an der Spitze eines der größten Völker der Welt gestanden hat, mit solchen Mätzchen nicht abgetan. Er hat ein Anrecht darauf, eingehend, unvoreingenommen und leidenschaftslos, unter Würdigung des Für und Wider, seine Taten und Werke behandelt zu sehen.

Erfreulich wirkt es daher, daß man bereits einer Veröffentlichung begegnet, die es durchaus verdient, ernst genommen zu werden. Graf Czernin läßt in der „Vossischen Zeitung" seine Kriegserinnerungen erscheinen und kommt darin auch auf

Wilhelm II. zu sprechen. Er bemüht sich durchaus objektiv zu sein; ist nicht blind für die Schwächen und Fehler des früheren Kaisers und sucht sie psychologisch zu erklären. Er sagt unter anderem:

„Die Überzeugung, daß ein göttlicher Wille den Monarchen auf seine Stelle gesetzt habe und ihn auch dort erhalte — diese Überzeugung wurde in dem deutschen Volke systematisch gezüchtet und bildete einen integrierenden Bestandteil des auch dem Kaiser anerzogenen Denkens. Alle seine Aussprüche sind auf diesen Grundton gestimmt, sie alle atmen diesen Gedanken. Ein jeder Mensch aber ist das Produkt seiner Geburt, seiner Erziehung und seiner Erfahrung. Und bei der Beurteilung Wilhelms II. muß berücksichtigt werden, daß er von Jugend auf getäuscht und ihm eine Welt gezeigt worden ist, die gar nicht besteht. Ich glaube nicht, daß es einen Regenten gibt, der von einem besseren Willen beseelt war als Kaiser Wilhelm. Und wenn der gute Wille genügen würde, um Großes zu leisten, so hätte Kaiser Wilhelm Großes leisten müssen. Von Anfang an ward er mißverstanden. Er hielt Reden, tat Aussprüche und machte Gesten, die nicht nur die Zuhörer, aber die Welt gewinnen sollten, und stieß so oft damit ab. Aber nie kam er zum Bewußtsein des tatsächlichen Effektes seiner Handlungen, weil er nicht so sehr von seiner Umgebung im engeren Sinne, sondern von dem ganzen deutschen Volke systematisch getäuscht und irregeführt wurde. Wie viele Millionen, die heute nur Flüche hinter ihm herschleudern, konnten sich nicht tief genug bücken, wenn er im Glanze seiner ganzen Herrlichkeit am Horizont erschien, wie viele fühlten sich beglückt, wenn nur ein kaiserlicher Blick auf sie fiel — und alle sie sind sich wohl heute nicht klar darüber, daß sie selbst die Schuld daran tragen, dem Kaiser eine Welt vorgetäuscht zu haben, die niemals bestanden hat, und ihn in eine Richtung getrieben zu haben, in welche er sonst nie gekommen wäre. Gewiß soll nicht geleugnet werden, daß das ganze Naturell Wilhelms II. für diese deutsche Art besonders empfänglich war, und daß Monarchen, die weniger talentiert, weniger lebhaft, weniger beredt und vor allem weniger von dem Bedürfnisse erfüllt sind, selbst hervorzutreten, dem Gifte der Popularität weniger ausgesetzt sind, als er es war. Der Wunsch, dem Kaiser alles Unangenehme fernzuhalten, ihm jede, auch die begründetste Kritik zu ersparen, ihn immer nur zu loben und zu verhimmeln, nie aber zu zeigen, daß er auch getadelt werde, dieses systematische Großziehen der kaiserlichen Gottähnlichkeit, welches im Grunde weder der Liebe zu seiner Person noch irgendwelchen dynastischen Momenten entsprang, sondern dem rein egoistischen Wunsche, sich nichts zu verderben und sich selbst keinen Unannehmlichkeiten auszusetzen, dieser ungesunde und unmännliche Zustand mußte auf die Dauer wie ein den Körper und Geist erschlaffendes Gift wirken. Ich glaube gern, daß Kaiser Wilhelm, dessen Entwöhnung von Kritik einen ganz ungemein hohen Grad angenommen hatte, es seiner Umgebung nicht immer leicht gemacht hätte, offen und wahr zu sein. Aber trotzdem bleibt es richtig, daß diese erschlaffende Atmosphäre, welche ihn umgab, der erste und der letzte Grund allen Übels an seinem Hofe war."

Die Erinnerungen des Grafen Czernin verdienen in hohem Grade die Aufmerksamkeit, die sie auch in der Öffentlichkeit und in der Presse finden und die „Vossische Zeitung" erwirbt sich ein Verdienst damit, daß sie das Werk, welches als Buch nur einem begrenzten Leserkreise zugänglich sein wird, so eine weitere Verbreitung gibt. Doch schon sind die Ausbeuter von rechts und von links eifrig am Werke, die Ausführungen für ihre Parteizwecke zu mißbrauchen. Während Czernin objektiv die guten und die schlechten Seiten im Charakter des Kaisers zu beleuchten versucht, drucken die Blätter der Linken nur die für Wilhelm ungünstigen Stellen ab, während die Zeitungen der Rechtsparteien nur das wiedergeben, was für den Kaiser spricht. So druckt z. B. die „Berliner Volkszeitung" am Dienstag eine Stelle des Artikels ab mit der Überschrift: „Wilhelms Scheu vor unangenehmen Erörterungen" und die „Tägliche Rundschau" serviert ihren Lesern am Mittwoch den Abschnitt über das gute Gewissen Kaiser Wilhelms. Solche aus dem Zusammenhange gerissenen Stellen ergeben natürlich wieder ein ganz schiefes Bild der Persönlichkeit Wilhelms II.

Parlamentarische Ausschüsse sind bereits am Werk, die Schuld des letzten Hohenzollern und seiner Regierung zu untersuchen. Ihnen steht das nötige Material zur Verfügung, und es ist zu hoffen, daß sie Klarheit auch darüber schaffen werden, inwieweit der Kaiser persönlich für Deutschlands Unglück verantwortlich zu machen ist. Erst nachdem das geschehen sein wird, kann sich die Welt ein abschließendes Urteil über ihn bilden. Bis dahin sollte der entthronte König aber auch vor allzu einseitigen Schilderungen und geschmacklosen Anpöbelungen verschont bleiben.

Fieber-Paroxysmus an der Börse.

Von **Spekulatius.**

An der Börse herrscht ein Haussetaumel, als ständen wir vor einer wirtschaftlichen Hochkonjunktur. Das Ausland kauft unter Ausnutzung des deutschen Valutaelends in immer größerem Umfange deutsche Wertpapiere. Dazu kommen umfangreiche Käufe des Auslandes und des besetzten Gebietes. Offenbar bezahlen Einfuhrfirmen ausländische Waren zum Teil mit deutschen Industriepapieren, nachdem das Ausland schon seit langem in Deutschland befindliche Auslandspapiere in Zahlung genommen hatte. So wird die Nachfrage nach Industriepapieren von Tag zu Tag stürmischer, immer neue Käuferschichten strömen zur Börse und die fieberhafte Spiellust sorgt dafür, daß jeder einzelne dieser Spekulanten sich mit Beträgen beteiligt, wie sie früher nur bei Großspekulanten üblich waren.

Man kann nicht einmal sagen, daß diese Kaufbewegung vom börsentechnischen Standpunkte aus ungesund ist, denn angesichts der vorhandenen riesenhaften Barmittel und des neuen Reichtums, der während des Krieges entstanden ist, werden fast alle Käufe gegen bar vorgenommen. Ein Teil der Spekulanten ist von wirtschaftlichen Beweggründen völlig frei, er folgt nur dem Spieltaumel und stürzt sich blind auf alle Papiere, ohne nach der Situation des betreffenden Unternehmens zu fragen. Ein anderer Teil dieser Spekulanten kauft Industriepapiere, nur um sich von seinem Bestand an Noten loszulösen. Da das Material immer geringer wird, (einmal im Zusammenhange mit den Auslandskäufen, zum anderen deshalb, weil die Besitzer von Industriepapieren, die die letzte Krisis mitgemacht haben, sich jetzt von ihrem Besitze nicht trennen wollen) so rufen die neuen Kaufaufträge immer neue sprunghafte Steigerungen hervor. Allmählich geht aber doch das Effektenmaterial in die Hände von Tagesspekulanten über, die sich zweifellos in wilder Hast ihres Besitzes entledigen werden, falls eines Tages das Kursniveau ins Wanken geraten sollte.

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Haussebewegung, die in der Geschichte der deutschen Börsen kaum ihresgleichen hat, abgesehen von börsentechnischen Gründen, abgesehen von der Flucht vor der entwerteten Marknote, die durch die Überschwemmung mit Noten immer weitere Volksschichten ergreift, auch manche wirtschaftlichen Gründe für sich anführen kann. In maßgebenden Industriekreisen tritt neuerdings eine gewisse Zunahme des Vertrauens hervor. Es ist nicht etwa eine Ausstrahlung des grenzenlosen Optimismus der Börse — man findet vielmehr in der Industrie für den Fieberparoxysmus der Börse harte Worte — es ist eine Rückwirkung des Vertrauens, das sich überall im Auslande zur Wiederaufrichtung des deutschen Wirtschaftslebens zeigt, jenes Vertrauens, das sich in der amerikanischen Handelspresse in dem lebhaften Verlangen nach baldiger Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen zu Deutschland und in der Forderung der amerikanischen Handelskreise äußert, die Bundesregierung möge Deutschland möglichst bald umfangreiche langfristige Valutakredite einräumen. Eine gewisse Anregung übt auf die deutsche Industrie auch die Tatsache aus, daß die Vertrauensleute der Arbeiterschaft sich immer mehr mit dem Gedanken an eine Wiedereinführung der Akkordarbeit befreunden. Dazu kommt, daß neuerdings das Streikfieber etwas nachgelassen hat und daß ausgebrochene Streiks trotz der intensiven Hetzarbeit der radikalen Elemente immer bald die Neigung zum Erlöschen und zu vernünftigen Verhandlungen mit den Arbeitgebern aufwiesen. Die Wahrscheinlichkeit, daß die russische Bolschewistenherrlichkeit in absehbarer Zeit ihr Ende finden dürfte, eröffnet ferner die Perspektive auf den Wiederbeginn von Wirtschaftsbeziehungen mit dem großen russischen Reiche. Das Eintreffen großer Auslandsaufträge vermag freilich die Industrie nicht darüber hinwegzutäuschen, daß sich der prompten Ausführung dieser Aufträge infolge der Kohlen- und Transportkrisis große Schwierigkeiten entgegentürmen. Immerhin hat die starke Nachfrage nach deutschen Waren, wie überhaupt der in allen Ländern hervortretende Warenhunger die Stimmung in der Industrie gehoben und man hofft, daß, wenn erst die Versorgung mit Rohstoffen einigermaßen gesichert ist, die Produkte der deutschen Verfeinerungsindustrie guten Absatz finden werden.

Das sind freilich Zukunftshoffnungen. Die Börse aber stellt sie bereits als Tatsachen in ihre Kalkulationen ein. Der Hauptgrund des Haussetaumels ist aber, wie immer betont werden muß, die Abneigung vor der entwerteten Mark, die das Schlagwort geprägt hat: Industrieaktien sind besser als Papiergeld. Außerdem hat die

starke Preiserhöhung aller Waren die Aussicht hervorgerufen, daß als Folge der Geldentwertung auch die Aktien der Industriegesellschaften, die die so stark im Preise gesteigerten Fabrikate erzeugen, einen höheren Preisstand einnehmen müssen, als früher. Trotz des Hausseteaumels ereignete es sich jüngst, daß die Aktien der Schantungbahn plötzlich nach einer vorhergegangenen sensationellen Steigerung scharf zurückgingen. Dieser Rückschlag gab eine Probe davon, was sich abspielen würde, wenn eines Tages — eines vielleicht noch sehr fernen Tages — auf die jetzige stürmische Kaufperiode eine Periode von Verkäufen folgen sollte.

Künstler.

Elise von Catopol.

Diese dem Berliner Musikleben neugewonnene Sängerin darf in erster Reihe als Erbin des Rollenfaches der abgehenden Birgit Engell an der Berliner Staatsoper betrachtet werden. Gleich der Engell ist die Sängerin durch Stimmanlage und Naturell vorwiegend auf das Fach der Opernsoubrette und des jugendlich-dramatischen Soprans hinverwiesen. Der Susanne, Rosine, Lieschen, der Gilda, Sophie und Gänsemagd der Engell, darf und wird in der Catopol eine würdige Nachfolgerschaft beschieden sein. Und wenn man weiß, daß die Sängerin, neben den bereits an der hiesigen Bühne kreierten Rollen der Traviata, Frau Fluth, Micaela und Philine, während ihrer früheren Laufbahn im Jugendlichen- und Soubrettenfach bis ins eigentliche Koloraturfach einfach weiterhin als Page Oskar, Lieschen, Laura (Ring des Polykrates), als Königin (Hugenotten), Leonore (Troubadour), Margarete (Faust), Manon, Mimi, Butterfly und Mona Lisa tätig gewesen ist, so darf man dieser von wohltuendem Temperament getragenen Sopranstimme noch einen recht weiten Wirkungskreis an der Berliner Oper wünschen und verheißen.

Elise von Catopol ist gebürtig aus Bukarest und entstammt einer rumänischen Staatsbeamtenfamilie. Schon als Kind außerordentlich musikalisch begabt und sangesfroh, bildete sich die Jugendliche zuerst zur Pianistin aus. Ihre von der damaligen Königin Carmen Silva begünstigte Ausbildung befähigte sie, bereits im jugendlichen Alter in Rumänien zahlreiche öffentliche Konzerte zu geben. Das Konzertieren Sauer's in Bukarest wurde für die Pianistin der Anlaß, mit siebzehn Jahren und zwar im Jahre 1905 nach Wien zu gehen, wo sie dort zwei Jahre hindurch der Meisterklasse Sauers im staatlichen Konservatorium angehörte. Bereits während dieser pianistischen Lehrzeit näherte sich die Künstlerin dem Gesangsfach. Der endgültige Übergang zu letzterem erfolgte jedoch erst 1907, nachdem sie die Sauer'sche Meisterklasse mit Erfolg absolviert hatte. Vom Jahre 1907 ab studierte sie bei Forstén in der Opernschule des staatlichen Konservatoriums Gesang und wurde bereits nach zweijähriger Ausbildung im Jahre 1909 als 21jährige von Angelo Neumann an das Deutsche Landestheater in Prag engagiert. Während ihrer dortigen zweijährigen Tätigkeit sang die Künstlerin vorwiegend im jugendlich-dramatischen Fach. Von Prag aus ging sie einem Rufe Seebach's folgend, auf drei Jahre an die Dresdener Hofoper. Die Susanne, Lieschen, die Laura (Ring des Polykrates), Philine, Nedda, Micaela und die drei Rollen in Hoffmanns Erzählungen waren der Gewinn der Dresdener Tätigkeit. Ein ausgedehnteres Tätigkeitsfeld konnte dieses Institut, an dem damals die Nast, Eva von der Osten und Siems sangen, der Künstlerin nicht bieten und so entschloß sie sich, ein ihr angebotenes Engagement an das Breslauer Stadttheater anzunehmen. An dieser Bühne hatte die Sängerin hinreichende Gelegenheit, im Koloratur- und Soubrettenfach, sowie im jugendlich-dramatischen Fach die größte Tätigkeit zu entfalten. Ihre Interprätation der Mona Lisa und der Psyche (in der Premiere der Oper von Rocchi) waren die ersten dortigen Darstellungen dieser Rollen.

Vom Herbst 1919 ab ist die Künstlerin nunmehr an der Berliner Oper tätig, nachdem sie Anfang September des Jahres mit der Traviata und Frau Fluth sich bei dem Berliner Publikum mit viel verheißendem Erfolge eingeführt hat. Da die vertragliche Bindung der Künstlerin bis zum Jahre 1924 währt, wird man noch von der Sängerin in der italienischen Oper und der Oper Mozarts und Strauß, denen die Vorliebe der Künstlerin zugewendet ist, gute Leistungen erhoffen dürfen.

Jeßner und Reinhardt.

Von **Karl Fischer.**

Im früheren Königlichen Schauspielhause ist nun die erste „Tat" unter dem neuen Intendanten Jeßner geschehen. Zwar für die Neuinszenierung der „Maria Stuart" zeichnete verantwortlich Dr. Bruck, der ein paar Monate interimistisch die Geschäfte des Direktors ganz geschickt geführt, aber die treibende Kraft und die Seele des Ganzen war doch Jeßner. Denn er gewann die Lucie Höflich nicht nur für die Rolle der „Maria Stuart", sondern er riß diese Künstlerin ganz von Reinhardt los. Wie das geschah, ist gewiß keine uninteressante Geschichte, die hinter den Kulissen spielt, und da hier noch manches Neue zu der Affaire Reinhardt-Jeßner, die in der Schumannstraße heiße Köpfe und harte Kämpfe gesetzt hat, zugegeben werden kann, dürfte diese Historie ein paar Leser interessieren und vielleicht auch amüsieren.

Dieses Eine muß vorausgesagt werden. Als Jeßner von Königsberg nach Berlin kam, mußte er so manchem Mimen, der mit dem Haus grau geworden war, vor den Bauch des Hofschauspielers stoßen. Er mußte Rollen fortnehmen und neuen und jungen Kräften geben, er mußte mit einem Wort für neues Blut und neuen Saft sorgen, welkes verbannen und absterbendes ausreißen. Schauspieler aber, und namentlich die alten, die in ausgefahrenen Bahnen gemächlich schreiten — und von dieser Kategorie gibt es, ach, am Gensdarmen-Markt zum Aussuchen genug — sind leicht beleidigt, und so entstand denn bald so etwas wie eine Palastrevolution. Allein Jeßner ging unbekümmert seinen geraden Weg zur Erneuerung und Wiedergeburt des ihm unterstellten Kunstinstituts weiter, und dieser Weg führte ihn zunächst mal zu Frau Lucie Höflich.

Dieser Künstlerin hatte Reinhardt wiederholt die Rolle der „Maria Stuart", die ihr sehr am Herzen lag, versprochen — Elisabeth Rosa Bertens — aber nie sein Versprechen gehalten. Immer kamen andere an die Reihe und zu dieser Rolle, und in diesem Winter sollte die Thimig die „Maria Stuart" geben. Da sagte Lucie Höflich ihrem Professor die Feundschaft auf, und Jeßner griff zu. Indessen so leichten Kaufes wollten die Herren in der Schumannstraße die Künstlerin nicht ziehen lassen, und man lief zum Kadi. Aber siehe da, als man vor den Richtern in der Grunerstraße stand, sahen die Reinhardt-Leute plötzlich ein, daß das Recht nicht auf ihrer Seite war, daß der sogenannte Normalvertrag Lucie Höflich die Berechtigung gab, auch an einer anderen Berliner Bühne zu gastieren und nicht nur in der Provinz.

Man erklärte den Richtern, daß man sich außergerichtlich vergleichen wolle, doch nun ging Lucie Höflich einen Schritt weiter. Sie kämpfte jetzt nicht mehr um die Erlaubnis, am Schauspielhaus gastieren zu dürfen, sondern strebte ganz los von Reinhardt. Auch darüber kam eine Einigung zustande, und nun hatte Jeßner erreicht, was er eigentlich gewollt. Jetzt hatte er die Lucie Höflich ganz.

Alle diese Verhandlungen leitete und führte zum guten Abschluß Minister Heine, der bei dieser Gelegenheit, das sei hier verraten, ein wenig sehr einseitig sich zu Reinhardt neigte.

Die Direktion aus der Schumannstraße wollte nun aber Kompensation haben und so sagten sie zu Jeßner: Gib uns die Straub für die Höflich! Der Intendant erwiderte durchaus korrekt: Ich treibe doch keinen Menschenhandel! Da ließ man während der Verhandlungen heimlich die Agnes Straub kommen, versprach ihr herrliche Tage und große Taten bei Reinhardt, eröffnete ihr weite Perspektiven für eine Tätigkeit am großen Schauspielhaus, und so sagte dann diese Künstlerin: Ja! und Amen! zu Allem.

Wer besser gefahren ist, ob Reinhardt mit der Straub, oder Jeßner mit der Höflich kann kaum zweifelhaft sein. Das Publikum kann sich bei Jeßner nur bedanken für dieses „neue Blut" im Schauspielhausverband. Künstler, wie Fritz Kortner, der im Theater „Die Tribüne" die Feuerprobe bestanden, kommen hinzu. Der Anfang ist gut. Vivant sequentes! Herr Jeßner.

Schauspielerisches Virtuosentum.

Von Georg Persich.

Ausübende Künstler, die sichtbar aus der Reihe heraustreten, die einzeln etwas bedeuten, einzeln etwas besonders tüchtiges leisten, nennt man wohl Virtuosen. Das aus dem lateinischen virtus—Tüchtigkeit entstandene italienische Wort Virtuos bezeichnet den Meister in seiner Kunst, aber es sind hauptsächlich zwei Kunstgebiete, auf denen diese Benennung üblich geworden ist: die Musik und die Schauspielkunst. Von einem Maler und Bildhauer sagt man ja auch, daß er über eine virtuose Technik verfüge, einen Virtuosen nennt man ihn deshalb aber doch nicht. Am gebräuchlichsten ist die Bezeichnung bei den Musikern geworden. So viele Musikinstrumente, so viele Virtuosen gibt es auch; das geht bis zum Schlagzeug. Man hat sogar Titel danach gebildet, wie Kammervirtuos, als höhere Stufe des Kammermusikus. Von den als Solisten auftretenden Virtuosen sind die meisten Klavierspieler oder Geiger. Der Klavier- und Geigenvirtuos beherrscht das Konzertpodium. Namen von Weltruf ließen sich da nennen, aber natürlich ist die Virtuosität und dementsprechend die Berühmtheit nicht bei allen gleich, die Unterschiede sind erheblich. Es schmücken sich auch Klavierspieler und Geiger mit dem Epitheton, die auf Künstlerschaft keinen Anspruch machen können, sondern nur auf ein gutes handwerkliches Können. Es verbirgt sich ja so viel Handwerk hinter dem glänzenden Schilde „Kunst"!

Auch die Bühne hat ihre Virtuosen, unter den Schauspielern wie unter den Sängern, von Opernvirtuosen ist jedoch fast nie die Rede, so wenig man auch im Konzertsaal noch von Gesangsvirtuosen spricht. Das geschieht eigentlich nur in Kritiken und dann nicht immer in unbedingt anerkennendem Sinne. Gewöhnlich wird der virtuosen Darbietung die künstlerische als die gehaltvollere gegenübergestellt. Und obwohl es durchaus nicht immer zutrifft, wird der Begriff des Virtuosentums als der minderwertige betrachtet und der vom Publikum in der Regel überschwenglich gefeierte Virtuose kritisch als Künstler zweiten Ranges bewertet. Man übersieht, daß auch die mehr aus dem Innern herausschaffenden und künstlerisch wohl zweifellos reicher veranlagten Naturen recht verschiedenen Grades sind und daß auch die besten unter ihnen gewisser virtuoser Ausdrucksmittel nicht entbehren können, wollen sie Vollendetes bieten.

Das Virtuosentum der Schauspielkunst hat seine Geschichte, die ein Teil der Geschichte der Schauspielkunst überhaupt ist. Und je nachdem man den Begriff des Virtuosentums auffaßt, wird man zu der Frage Stellung nehmen, ob und inwieweit ein Fleck, Iffland, die Devrients, Haase, Mitterwurzer u. a. Virtuosen waren. Einzelne der großen Schauspieler der jüngsten Vergangenheit, die häufig Gastspielreisen unternahmen, bezeichnete man zwar mit Vorliebe als Gastspielvirtuosen, damit steht aber noch nicht fest, daß sie in Wahrheit Virtuosen, in guter und schlechter Bedeutung des Wortes, waren. Es war selbstverständlich, daß sie im Zusammenspiel mit mittelmäßigen Provinzschauspielern ihre Umgebung überragten, und es liegt wohl im Wesen des Gastspiels, daß sie auffälliger aus der Reihe hervortraten, als das dargestellte Werk es vielleicht wünschenswert erscheinen ließ. Ein erschöpfendes und sicheres Urteil über ihre künstlerische Persönlichkeit kann aber nicht aus dieser Gastspieltätigkeit, sondern nur aus ihrem gesamten Wirken abgeleitet werden. Denn sie hatten ja wohl alle jahrelang einem Bühnenverbande als engagiertes Mitglied angehört, bevor sie als Virtuos auf die Reise gingen, oder gehörten ihm noch an. Indem sie sich als Gastdarsteller auf einige wenige Rollen, die ihnen am besten lagen, beschränkten und immer nur diese spielten, schufen sie bis ins kleinste und feinste ausgearbeitete Kabinettstücke, die denen, die sie gesehen haben, unvergeßlich bleiben werden. Die virtuose Wage war manchmal zu merkbar auf den Effekt berechnet, trotzdem waren es im Kern echte Kunstleistungen. Und gewährten sie dem Zuschauer einen hohen ästhetischen Genuß, so waren sie für den werdenden Künstler Studienobjekte, in die sie sich immer wieder vertiefen konnten, um von ihnen zu lernen.

Die Licht- und Schattenseiten des schauspielerischen Virtuosentums sind mit vorstehenden Sätzen schon kurz gekennzeichnet. Für die dramatische Dichtkunst bedeutet der darstellende Künster, der sich bemüht, weniger seine führende Rolle als sich persönlich zum Brennpunkt des ganzen Bühnengeschehens zu machen, zweifellos eine Gefahr. Er kann die dichterischen Absichten bis zur Unkenntlichkeit entstellen; um selbst zu wirken, schwächt oder zerstört er gar die Wirkung, die von dem Werke ausgehen soll. Dieses selbstsüchtige und schädliche Virtuosentum zu bekämpfen, ist ernste

kritische Pflicht. Seit die Meininger das sich dem dramatischen Werk unterordnende, in einem festen Rahmen eingespannte Zusammenspiel, das nur im Ganzen wieder etwas zu sehr auf virtuose Äußerlichkeit zugespitzt war, zu so großem Ruf gebracht hatten, hat das auf Einzelwirkung gestellte Virtuosentum an Boden verloren. Es trat dann, als der Ruhm der Meininger verblaßte und die Meiningerei verspottet wurde, aber doch noch einmal in den Vordergrund, bis das realistische und naturalistische Drama auch seinen eigenen Darstellungsstil zeitigte, der die Lebenswahrheit und Wirklichkeitstreue aufs strengste gewahrt wissen wollte und damit der virtuosen Gestaltung nur so weit Spielraum ließ, als Lebenswahrheit und Wirklichkeitstreue nicht davon berührt und die Geschlossenheit der darstellerischen Gesamtdarbietung nicht durchbrochen wurden. Virtuose Gestaltungskunst durfte sich noch betätigen, mußte aber jede Aufdringlichkeit vermeiden und sich dem Zusammenspiel reibungslos einfügen.

Unbedingt eine Entwicklung zum Vorteil der Kunst, wenn es auch dabei nicht ohne Übertreibungen — nach der anderen Seite hin — abging! Jetzt will sich nun wieder ein neuer Stil die Bühne erobern. Wir sehen ihn in Bühnenwerken zutage treten, wir sehen ihn auch schon in der Darstellung. Man denke an die Stücke Georg Kaisers und an die Darstellung, die ihnen gegeben werden muß, um ihrer Eigenart gerecht zu werden. Der draufgängerische Allerweltsfreund Film, den das Theater erst mitleidig betrachtete, alsdann fürchtete, mit dem es sich schließlich, so gut es gehen wollte, zu vertragen suchte, und bei dem es heute schon Anleihen macht, versucht anscheinend mit größerem Erfolge beim Theater, was man bisher vergeblich bei ihm versuchte: zu reformieren. Eine Veredlung, wie sie beim Film bezweckt wurde, wird aber schwerlich dabei herauskommen, weder hinsichtlich der dramatischen, noch der schauspielerischen Kunst. Aber dem Zeitgeschmack wird Rechnung getragen werden. Und dem Film „verdanken" wir auch eine Neuauflage des schauspielerischen Virtuosentums. Jede Filmfabrik, die auf sich hält und etwas vorstellen will, hat ihren „Star" oder deren mehrere. Gekurbelt werden nur Stücke, die dem weiblichen oder männlichen Stare Gelegenheit geben, in blendendstem Lichte zu strahlen. Jeder dieser Sterne ist ein Fixstern, um den sich alles dreht. Das Virtuosentum beim Film steht in höchster Blüte und ist eine der Hauptursachen, weshalb alle Kinoveredlungspläne bisher gescheitert sind und wohl auch fernerhin scheitern werden. Die Diva muß ihre große Rolle haben, sie wird ihr, wie man das so schön ausdrückt, auf den Leib geschrieben. Das beste Filmstück taugt praktisch nichts, wenn diese Vorbedingung nicht erfüllt ist. Der Film hat seine eigenen Sterne, aber er bezieht sie teilweise auch vom Theater, und diese auf solider materieller Grundlage ruhenden Beziehungen erfahren allmählich eine Erweiterung durch eine zunehmende Beeinflussung des Theaters durch den Film, nicht umgekehrt, wie man das einstmals erhofft hatte. Und ein wohltätiger Einfluß ist es, wie schon bemerkt, bisher nicht gewesen.

Der Film ist Bildkunst und muß, um die fehlende Wortkunst zu ersetzen, mit starken bildlichen Ausdrucksmitteln arbeiten. Die Bühne hat als kostbarstes Darstellungsmaterial den Menschen selbst und seine Sprache, und damit ist ihr Gewalt über alles gegeben, was Menschen fühlen und denken, sie kann den feinsten Seelenregungen nachspüren und Mitgefühl und Verständnis für sie wecken. Mit einer Annäherung an den Film würde sie ihren Machtbereich einengen, würde sie verflachen und vergröbern. Und das wäre heute, wo die Bühne ihre Aufgabe ohnehin schon ziemlich oberflächlich nimmt, ein doppelter Schaden. In gewissen berliner Theatern hat sich während dieses Sommers eine bedenkliche Neigung gezeigt, nach Filmmanier mit einer großen Rolle die Menge anzulocken und das Starwesen in Aufnahme zu bringen. Aber es war eine verböserte Auflage des alten Virtuosentums, weil es nicht künstlerische Rollen waren, wie sie von unseren ehemaligen Virtuosen gespielt wurden, sondern meist völlig unkünstlerische, die keinen anderen Zweck hatten, als die Sensationslust und das platteste Unterhaltungsbedürfnis zu befriedigen. Schlechtes Kino! Man hat sich freilich längst damit abgefunden, den Sommertheaterbetrieb als eine Angelegenheit zu behandeln, die niemand außer den unmittelbar Beteiligten etwas angeht. Die Referate (beileibe nicht Kritiken!) darüber lauten gemeinhin so, daß man als Mann mit künstlerischem Gewissen das blöde Zeug ja in Grund und Boden verdammen müßte, aber wer würde sich in sommerlicher Hitze denn so aufregen? Und das Publikum hätte sich ja königlich amüsiert! (Oder wie sagt man heute, wo nur noch wenige Könige in der Laune sein werden, sich zu amüsieren?) Also das Publikum sei zufrieden gewesen. Folglich solle man nicht mit Kanonen nach Spatzen schießen. Schön! Aber was da im heurigen Berliner Theatersommer aufflatterte, waren keine Spatzen, sondern Nebelkrähen, die nichts Erbauliches ankünden. Unsere

Theater leiden trotz augenblicklicher günstiger äußerer Verhältnisse innerlich an Blutarmut und Auszehrung und brauchen heilkräftige Nahrung und liebevolle Pflege, um wieder gesund zu werden. Mit dem sensationellen Rot aus der Flimmerkiste kann ihm auch die größte Virtuosität nicht einmal die Farbe der Gesundheit einigermaßen täuschend anschminken, die Krankheit wird dadurch vielmehr nur noch augenfälliger.

Mag das Kino seine Sterne behalten, im Theater soll nicht der Stern, der Virtuose weiblichen oder männlichen Geschlechtes das A und O der Kunstübung sein, sondern der künstlerische Wille, alle zusammenwirkenden Kräfte in den Dienst des Kunstwerkes zu stellen. Es heißt acht zu geben, daß der Filmzauber nicht durch die Hintertür des Kinovirtuosentums auf die Schaubühne gelangt und daß aus den persönlichen Beziehungen, die sich zwischen Film und Theater angesponnen haben, nicht sachliche werden, bei denen die Bühne bald zu kurz kommen möchte.

Deutsche Kunst in Amerika in und nach dem Kriege.

Von G. E. Zeydel (Brooklyn).

„Fern von der Heimat in schwerer Zeit,
Die ganz durchzittert von Haß und von Neid,
Trag ich geduldig den Spott und den Hohn,
Den man hier zollt dem echt deutschen Sohn.
Doch deutsche Brüder umschlinget ein Band,
Deutschland ist stark; treu bis in' Mark,
Stehn seine Söhne im Kampf für ihr Land."

Es war im Oktober 1916 bei der alljährlich begangenen „Deutsche Tagfeier", als der bekannte Baritonist Otto Goritz, einer der damaligen Sterne des New-Yorker Metropolitan Opernhauses, in dem mehr als 10 000 Personen fassenden Saale der 13 Milizregiments-Exerzierhalle in Brooklyn das von ihm selbst gedichtete und komponierte Lied unter dröhnendem Applaus vortrug. Und es war nur wenige Wochen vorher gewesen, als dieselbe Waffenhalle, in den amerikanischen und deutschen Farben prangend, anläßlich des Festes der Lieder des Nordöstlichen Sängerbundes von einer gewaltigen Menschenmenge gefüllt war, die in gewaltigen Akkorden „Die Wacht am Rhein" sang, mit der großen Wagner-Sängerin Frau Ernestine Schumann-Heink als Stimmführerin. Wohl schienen schon vom Osten her Sturmwolken im Anzuge, doch ahnte wohl kaum Jemand in der festesfrohen Menge, die sich in Borough Brooklyn New-Yorks „großer Schlafstube", zusammenfand, daß noch vor Ablauf desselben Winters die Bande, welche die große amerikanische Union an Deutschland fesselten, zerrissen, der deutsche Botschafter Graf Bernstorff seine Päße erhalten und bald darauf der Krieg erklärt werden würde. Otto Goritz erhielt zum Schlusse der Saison mit so vielen anderen deutschen Solisten und Chorsängern den Laufpaß, die deutsche Oper wurde aus dem Metropolitan Kunsttempel verbannt und die große Ernestine Schumann-Heink, von deren Söhnen einer im Kampfe für das deutsche Vaterland gefallen war, während ein anderer unter dem Sternenbanner gekämpft hatte, schwang sich als patriotische Amerikanerin auf die Volkstribüne und sang gelegentlich der Kriegsanleihen-Kampagne das „Star Spangled Banner".

Mit dem im Februar 1917 erfolgten Abbruch der Beziehungen zwischen den beiden Ländern begann der große Umkrempelungsprozeß und über Nacht wurde aus dem deutschen Saulus ein amerikanischer Paulus. Schon früher hatten, wie aus dem eingangs erwähnten Liede Goritz' hervorgeht, die Deutschen Amerikas Hohn und Spott zu ertragen, denn wenn auch die Union dem Buchstaben nach neutral war, so stand doch das dominierende angelsächsische Element vollständig auf englischer Seite. Dann war auch das starke italienische Kontingent, speziell nach Eintritt des Stiefelreiches in den Krieg, Czechen, Slowaken, Polen und Griechen fast einhellig antideutsch, und die Deutschen hatten daher einen harten Stand. Schon mit dem „Einbruch" der Deutschen in Belgien setzte die Hetzkampagne ein und bald erschien fast täglich in fetten Lettern in den Aufschriften und Titeln der Kriegsmeldungen „the brutal Hun" und „German Atrocities" — „der brutale Hunne" und „Deutsche Grausamkeiten". Jedoch eher hätten die Deutsch-Amerikaner den Einsturz des Himmels

erwartet, als den Eintritt Amerikas in den Krieg. „Den Teufel spürt das Völkchen nie und wenn . . ."

Naturgemäß schloß sich infolge der maßlosen Verhetzung das deutsche Element, welches nicht ahnte, daß ihm noch viel Schlimmeres bevorstand, fester zusammen als je vorher, und demgemäß gestalteten sich auch festliche Anlässe, bei denen das Gefühl der Zusammengehörigkeit zum Ausdruck kam, wie die eingangs erwähnten, zu imposanten Demonstrationen, sehr zum Ärger der Alliiertenfreunde, die jene Kundgebungen als Werk der deutschen Propaganda bezeichneten. Imposant waren auch die beiden in New-York veranstalteten deutschen Kriegsbazare, von denen der zweite nahezu eine Million Dollars Überschuß für das deutsche „Rote Kreuz" ergab. Und dies glänzende Ergebnis wurde erzielt, obwohl sich das amtliche New-York fast völlig fernhielt. Der damalige später als „Lehmgelber" einem Fliegerunfall erlegene Bürgermeister John Purroy Mitchel entschuldigte sein Fernbleiben mit der von ihm zu wahrenden „Neutralität", die ihn aber nicht davon abhielt, kurze Zeit darauf den Bazar der Alliierten mit seinem Besuche zu beehren. Die Einnahmen dieser Veranstaltung standen infolge der von allen englischen Zeitungen New-Yorks dafür gemachten Reklame kaum gegen diejenigen des zweiten deutschen Kriegsbazars zurück, doch blieb bei den Alliierten zu viel Geld an den Händen gewisser Ausschußmitglieder kleben, so daß der Reinüberschuß lächerlich gering war, wie denn überhaupt auch in den letzten Jahren bei derartigen patriotischen Bazaren, Konzerten und anderen Sammlungen, die wie Pilze aus der Erde schossen, viel gestohlen ward. Zunächst war man geneigt, solche unliebsamen Vorkommnisse zu vertuschen, doch schließlich nahm das Hochstaplertum und Gaunerwesen solchen Umfang an, daß man sich genötigt sah, einzelne von dunklen Ehrenmännern geplante Bazare und Sammlungen zu verhindern. Die New-Yorker Staatsanwaltschaft leitete eine Untersuchung ein, der zufolge mehrere der Unternehmer ins Zuchthaus gelangten.

Die während des Krieges organisierten sogenannten patriotischen Verbände, wie die „American Defense Society" und die „American Security League" hatten natürlich wichtigere Aufgaben zu erfüllen, und für sie besonders galt die Verfolgung alles dessen, was deutsch aussah oder deutsche Namen hatte, die Drangsalierung deutscher Künstler und Geschäftsleute als regelrechter Sport, nachdem man durch planmäßige Brunnenvergiftung für das „gottgefällige Werk" vorgearbeitet hatte.

Von Musikern, die besonders unter der Verfolgungswut zu leiden hatten, sind an erster Stelle zu nennen der kürzlich nach zweijährigem Martyrium nach Deutschland zurückgekehrte Carl Muck, unter dessen Leitung das Bostoner Sinfonie-Orchester Weltruf erlangte, und der Österreicher Kühnewald, der mehrjährige Leiter des Cincinnati Sinfonie-Orchesters. Diese beiden hervorragenden Künstler wurden als feindliche Ausländer ins Internierungslager gesteckt. Von Muck behauptet man, daß er sich geweigert habe, die Sinfonie-Konzerte mit dem Vortrage der amerikanischen Nationalhymne zu eröffnen. Er bestreitet dies, und Tatsache ist, daß die Kapelle das „Star Spangled Banner" während der ganzen Kriegszeit gespielt hat. Viel böses Blut machte es aber hauptsächlich, daß Muck angeblich in einem Zeitungsinterview das patriotische Lied als „unkünstlerisch" bezeichnet hatte, und dieser recht offenherzigen Bemerkung, die von den Amerikanern als ein Faustschlag ins Gesicht empfunden wurde und die Muck nicht bestritten hat, wird auch seine Maßregelung zugeschrieben. In welcher Weise Kühnewald gesündigt hat, ist niemals bekannt geworden.

Dank der von hysterischen Weibern veranstalteten Hetze wurde auch der Violinvirtuose Fritz Kreisler, ungeachtet seines durchweg äußerst taktvollen und korrekten Benehmens, in Acht und Bann getan. Die Hetzkampagne gegen ihn wurde damit begründet, daß er den Beginn des galizischen Feldzuges als österreichischer Offizier mitgemacht hatte. Er war verwundet worden und hatte sich, von der Regierung beurlaubt, nach den Vereinigten Staaten begeben, um eine Konzertreise zu unternehmen. Was für blödes Zeug die New-Yorker Hetzpresse ihren Lesern aufzutischen wagte, geht daraus hervor, daß man im vollen Ernst berichtete, Kreisler hätte sich seiner vaterländischen Regierung gegenüber verpflichten müssen, daß er seine amerikanischen Konzerteinnahmen an die österreichische Kriegskasse abliefere. In mehreren Städten verwehrte man ihm das Auftreten und schließlich mußte der früher in Amerika so beliebte Künstler den Kampf gegen die Hetzer aufgeben und trat nur noch in einzelnen Wohltätigkeitskonzerten auf. Von amtlicher Seite wurde er nicht belästigt.

(Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Heinrich Heine und der Weltkrieg.

Von **Dr. Eduard Friedemann.**

Bei den Erörterungen über die Ursachen der Entstehung des Weltkrieges und die Verschuldung desselben dürfte es von Interesse sein, daß schon vor mehreren Menschenaltern von kompetenter Seite die Rolle erkannt wurde, die England dabei spielen würde. In den „Zeiten", einer historisch-politischen Zeitschrift, welche in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts erschien, befindet sich ein Aufsatz eines ungenannten Verfassers aus dem Jahre 1817, in welchem die Prophezeiung ausgesprochen wird, daß England auch nach Niederwerfung Napoleons sich durch die Entwickelung der übrigen Staaten in seinen Handelsinteressen gefährdet glauben und aus diesem Grunde einen Krieg entzünden wird, welcher zu einem großen Weltkrieg ausartet. Und um die Mitte des Jahrhunderts wurde diese Prophezeiung von einem Manne wiederholt, den man alldeutscher oder annexionistischer Gesinnung nicht verdächtigen wird. Heinrich Heine schreibt in seinen „Französischen Zuständen (Bericht vom 17. September 1832)": „Die Masse der Stockengländer sind mir in tiefster Seele zuwider und manchmal betrachte ich sie gar nicht als meine Mitmenschen, sondern ich halte sie für leibige Automaten, deren inwendige Triebfeder der Egoismus ist.. — Ich gestehe, ich bin nicht ganz unparteiisch, wenn ich von Engländern rede und meine Abneigung wurzelt vielleicht in der Besorgnis, ob der eigenen Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes. Seitdem ich nämlich begriffen habe, welch schnöder Egoismus auch in ihrer Politik obwaltet, erfüllen mich diese Engländer mit einer grenzenlosen, grauenhaften Furcht. Ich hege den besten Respekt vor ihrer materiellen Ohmacht; sie haben viel von jener brutalen Energie, durch welche die Römer die Welt unterdrückt haben, sie vereinen mit der römischen Wolfsgier auch die Schlangenlist Karthagos. Gegen erstere haben wir gute und sogar erprobte Waffen, aber gegen die meuchlerischen Ränke jener Punier der Nordsee sind wir wehrlos. Und jetzt ist England gefährlicher als je, jetzt, wo seine merkantilischen Interessen unterliegen. Es gibt in der ganzen Schöpfung kein so hartherziges Geschöpf, wie ein Krämer, dessen Handel ins Stocken geraten, dem seine Kunden abtrünnig werden und dessen Warenlager keinen Absatz mehr findet." Und nun prophezeit Heine, was wir in unseren Tagen erlebt haben: „Ein europäischer Krieg wird dieser Selbstsucht vielleicht zuletzt als das geeignetste Mittel erscheinen, um dem inneren Gebrechen einige Ablenkung nach außen zu bereiten. . . England ist ein Kaufmann, der sich in bankerottem Zustande befindet und kein Geldopfer scheut, um sich momentan zu halten. Auf diesen ersten Akt, den großen Weltkrieg, den England entzündet, wird aber ein zweiter Akt folgen, die Welt-Revolution, der große Zweikampf der Besitzlosen mit der Aristokratie des Besitzes und da wird weder von Nationalität, noch von Religion die Rede sein; nur ein Vaterland wird es geben, nämlich die Erde und nur einen Glauben, nämlich das Glück auf Erden.

Ob diesem zweiten Akt ein dritter folgen wird, in welchem die religiösen Doktrinen der Vergangenheit in allen Ländern sich zu einem verzweiflungsvollen Widerstand erheben und die alte absolute Tradition nochmals auf die Bühne treten wird, aber in einem neuen Kostüm und mit neuen Stich- und Schlagworten, weiß zwar Heine nicht. Aber er fühlt, wie wilde, düstere Zeiten heranbröhnen. . . . Der Prophet, der eine neue Apokalypse schreiben wollte, sagte er, müßte ganz neue Bestien erfinden, und zwar so erschreckliche, daß die älteren Johanneischen Tiersymbole dagegen nur sanfte Täubchen und Amoretten wären. „Die Zukunft riecht nach Juchten, nach Blut, nach Gottlosigkeit und nach sehr vielen Prügeln. Ich rate unseren Enkeln, mit einer sehr dicken Rückenhaut zur Welt zu kommen."

Mehr als 80 Jahre sind verflossen, seit Heine diese Worte niedergeschrieben hat. Aber der erste und der zweite Akt seiner Prophetie ist bereits in unseren Tagen in Erfüllung gegangen. In einer Zeit, als sämtliche Liberale noch den Hort der Freiheit in England zu erblicken glaubten, hat Heine schon richtig erkannt, daß die englische Politik nur von der Eifersucht der Krämerinteressen geleitet worden ist und daß England es verstanden hat, in diesem seinem Interesse die übrigen Nationen auszubeuten. So ist es schon zur Zeit der großen französischen Revolution gewesen und so hat es fortgedauert, bis in unsere Tage.

Aber hoffen wir, daß gleichwohl die fernere Prophezeiung Heines in Erfüllung gehe:

„Deutschland hat ewigen Bestand
Es ist ein kerngesundes Land."

Theater und Musik.

Deutsches Künstlertheater: „Cyprienne" von Sardou.

Im Schaffen von leichter und eleganter Unterhaltungsliteratur sind die Franzosen immer noch unerreicht. Und der hervorragendste Meister dieses Gebietes ist zweifellos Sardou. Obwohl die „Cyprienne" nun bereits vierzig Jahr alt ist und manche Stellen an Aktualität erheblich eingebüßt haben, übt sie immer noch ihre Wirkung auf die Zuschauer aus, deren Liebling Sardou ja von jeher war. Doch nicht weniger beliebt ist er bei den Schauspielern, die bei keinem anderen so dankbare Rollen finden als bei Sardou. Mit Vorliebe hat Sarah Bernhardt die weiblichen Rollen seiner Werke verkörpert und dadurch ihren Ruhm und auch den des Dichters vermehrt. In Deutschland ist das Stück durch die geschickte Bühnenbearbeitung Oskar Blumenthals heimisch geworden. Und die schon erwähnten dankbaren Rollen waren wohl auch der Hauptgrund, daß das Stück nach dem Kriege als erstes französisches Werk wieder hervorgesucht wurde. Warum auch nicht? Sardou ist ja schon seit 1908 ein toter „feindlicher Ausländer".

Mit übermütigster Laune, flinken Beinen und flinker Zunge brachte Leopoldine Konstantin dieses prickelnde und sprühende Weibchen zur besten Geltung. Klug und überlegen gestaltete Kurt Götz den Prunelles und es erschien daher durchaus glaubhaft, daß Cyprienne ihn schließlich dem etwas trottelhaften Adhémar, der von Herrn Walter zu zurückhaltend gegeben wurde, vorzog.

S.

Rudolf Schildkraut im Theater der Friedrichstadt.

In „Doktor Stieglitz", einer Familienkomödie von Friedemann und Nerz, stellt sich Schildkraut nach langer Abwesenheit wieder einmal den Berlinern vor. Das Stück, das er sich hierzu erwählt hat, sagt uns nichts Neues. Es ist ein Gemisch von „Mein Leopold" und „Fideler Bauer" ins jüdische Milieu übertragen. Aber es hat eine Bombenrolle in der Person des alten Stieglitz und es ist erklärlich, daß diese Rolle den Künstler, der dieses Milieu bevorzugt, lockt. Ungemein lebendig gestaltete er diese Figur und es war eine Kunstleistung ersten Ranges, wie er sie vermenschlichte und glaubhaft machte. Vorzüglich in Spiel und Sprache waren auch Richard Georg als Koppler und Poldi Augustin als Frau Blau. An diesen Leistungen gemessen, fielen die übrigen Darsteller etwas ab.

Hoffentlich sehen wir Schildkraut noch in anderen Rollen. Wie wäre es wieder einmal mit dem Shylock?

S.

Neue Bücher.

Gabryela Zapolska: **„Woran man nicht denken mag".** (Verlag Oesterheld & Co., Berlin).

Voller Spannung verfolgt der Leser dieses Werk der polnischen Dichterin bis zum ungewissen Ende der Heldin. Mit glühenden Farben schildert die Zapolska das Märtyrertum einer jener vielen unglücklichen Ehefrauen, die, durch den Mann elend und siech gemacht, dieses Siechtum auch noch auf das Kind vererbt. Wie diese junge unglückliche Frau aus ihrer Unwissenheit erwacht, wie sie nach und nach ihren Mann, den Bringer all ihres bitteren Leides, verachten und hassen lernt, und all ihre Liebe auf ihr blindes Kind überträgt, wirkt wahrhaft erschütternd.

Eine einzige Anklage gegen die Verseuchung der Ehe durch das Dirnentum ist dieses Buch. Eine Anklage zugleich aber auch gegen die Eltern, die ihre Töchter aus falscher Scham, nur weil „sie nicht daran denken mögen", in Unwissenheit erhalten und sie so mit verbundenen Augen ins sichere Verderben tappen lassen.

G. S.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin.
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

Das freie Recht

Kritische Halbmonatsschrift für Kriminal- und Rechtswissenschaft. Herausgegeben von Georg Rennefarth unter Assistenz der ersten Kriminalisten und Juristen Deutschlands. Vierteljährlich Mk. 1,20, Postzeitungsliste. Einzel-Nr. 20 Pfg. In jedem Papiergeschäft zu haben.
Das freie Recht, geistvoll, gehaltvoll, originell,
ist die einzigste Zeitschrift dieser Art

Verlag: Das freie Recht,
Lützschena-Leipzig

Annahme für Vorwetten.

Rennen zu

Horst-Emscher	1. 2. November
Breslau-Süd	2. 4. November
Bln.-Karlshorst	3. November

Trabrennen zu

Bln.-Mariendorf	2. 6. November

Annahme von Vorwetten für Berlin bei persönlich erteilten Aufträgen bis 3 Stunden vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen; für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 6¾ Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre,
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9 (Eingang Innsbrucker Str. 58)
Oranienburger Str. 48/49 (a. d. Friedrichstraße)
Friedrichstraße 83
Schiffbauerdamm 19 (Kommission für Trabrennen)
Potsdamer Str. 23a
Neukölln, Bergstraße 43

und an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim

Leipziger Str. 132	Rathenower Str. 3
Nollendorfplatz 7	Königstraße 31/32
Planufer 24	Unter den Linden 14
Tauentzienstr. 12 a	Moritzplatz

Rosenthaler Straße.

Für briefliche und telegraphische Aufträge Annahme bis 3 Stunden vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten in der Schadow- und Oranienburger Str., am Kurfürstendamm und Bayerischen Platz bis 7 Uhr abends angenommen. Alle anderen Stellen schließen die Annahme um ¾6 Uhr.

„DIE DEUTSCHE BÜHNE"

AMTLICHES BLATT DES DEUTSCHEN BÜHNENVEREINS
XII. JAHRGANG / Erscheint wöchentlich am Montag

Preis M. 35.— jährlich / M. 18.— halbjährlich / M. 10.— vierteljährlich / Einzelheft M. 1.— / Probenummer unberechnet. / Bei direktem Kreuzbandbezug vom Verlag M. 1.— Portospesen vierteljährlich extra
Abonnements nehmen alle Buchhandlungen, Postanstalten oder der unterzeichnete Verlag entgegen

Die „DEUTSCHE BÜHNE" ist das moderne Theaterfachblatt Ihr Interessentenkreis beschränkt sich nicht nur auf Direktoren, Schauspieler und andere Theatermitglieder, sondern hat besonderen Wert für jeden an der Entwicklung des Theaters Interessierten

JEDES HEFT bringt u. a.:

Einen LITERARISCHEN TEIL mit Aufsätzen namhafter Schriftsteller über die mannigfachsten Interessengebiete des Theaters. Ferner Regiepläne nach Uraufführungen erfolgreicher Bühnenwerke und Selbstanzeigen dramatischer Schriftsteller

Die WOCHENREPERTOIRE aller grösseren Bühnen (über 200 in jedem Heft) zur Orientierung über den Spielplan der kommenden Woche

Einen umfangreichen PRAKTISCHEN TEIL, der über das gesamte deutsche und ausländische Theaterwesen berichtet, mit den Rubriken: Uraufführungen / Neue Werke / Literar. Rundschau / Erfolgsberichte / Annahmen / Neue Theater / Engagementsabschlüsse / Gastspiele / Persönliches u. a. m.

Eine VAKANZENLISTE, in der Direktoren ständig ihre Mitgliedergesuche veröffentlichen u. a. m.

Die „DEUTSCHE BÜHNE" ist das bevorzugteste und wirkungsvollste Anzeigenblatt für alle das Theater betreffenden Angebote

OESTERHELD & CO. VERLAG / BERLIN W15

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II - Berlin NW. 87, Reuchlinstraße - Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten, und Erweiterungsbauten von Gasanstalten für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.

Sämtliche Ausrüstungsteile für Ofen mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.

Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.

Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.

Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.

Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.

Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.

Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.

Geräte und Werkzeuge.

Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.

Triebwerke.

Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Wasserwerken und Kanalisationen,

Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin SW. 8, Kronenstr. 37.

Nummer 36 Preis 60 Pf.

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst u. Wissenschaft

Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig

Inhalt:

Das Weltparlament. Von J. Frank

Die Reichstheater-Konferenz. Von Karl Fischer

Der Mensch ist gut. Von Michael Charol

Deutsche Kunst in Amerika in und nach dem Kriege. Von G. E. Zeydel (Brooklyn)

England am handelspolitischen Scheidewege. Von Hermes

Theater und Musik.

Glossen.

Erscheint jede Woche • Jahrgang 1919

VERLAG RUDOLF SCHULZE & Co

BERLIN SW 48, WILHELMSTR. 14

Rampe-Stube 1918

Friedrichstr. 169 (frühere Volksstube)

Feine Liköre * Edelbranntweine * Seltene Weine
Schaumweine * Champagner * Eisgetränke

Der Kritiker

Wochenschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft

Verlag: Rudolf Schulze & Co. / Herausgeber: Dr. Siegfried Seelig.

Jahrg. 1919. Berlin, den 8. November Nummer 36.

Das Weltparlament.

Von J. Frank.

Der Erdkreis sieht gelassen seinem Unglück zu. Die Völker lesen gleichgültig und teilnahmslos in den Zeitungen ihr Schicksal. Sie überlassen, wie immer, ihre Zukunft der Diplomatie. Als wenn sie aus dem fünfjährigen Weltunglück, aus dem Lustrum Menschheitselend, aus den dampfenden Hekatomben millionenfachen Brudermordes nichts gelernt hätten. Sie haben wirklich nichts gelernt; denn sonst könnten sie nicht mit so gleichgültiger Gelassenheit zusehen, könnten sie nicht das Mißtrauen, das ihnen fünf Jahre Krieg eingeimpft, das Mißtrauen gegen Diplomatie und Staat so schnell schwinden lassen. Aber die Völker bleiben ewig unbelehrbar; drum werden sie auch ewig die Opfer des Staates bleiben. Der Staat, der imperialistische Staat — und wie wenig Staaten gibt es auf dieser weiten Erde, die nicht imperialistisch sind? — hat alles Interesse daran, die Völker in ihrer Gleichgültigkeit und Dummheit zu erhalten. Der imperialistische Staat braucht die Dummheit des Volkes zu seiner Existenz, sein politisches System baut sich ja auf auf die grandiose Dummheit der Massen. Er füttert das Volk mit Schlagworten, die ihm schmeicheln, mit Schlagworten wie Demokratie, Freiheit und ähnlichem hohlem Phrasengeklingel. Und das Volk, das seinen dummen Glauben an Demokratie und Freiheit mit tausendfältigem Tode büßt, fällt abertausend mal auf diese Phrasen hinein. Die Völker sind des Krieges ehrlich müde, samt und sonders furchtbar leidend an den vehementen Nachwehen der Weltkatastrophe. So vehement-ehrlichen Wünschen können auch die Staaten nicht widerstehen. Drum haben sie sich einen Ausweg geschaffen. Sie, die Gerüsteten, in Wehr und Waffen strahlenden, haben ein Predigergewand angetan, — Wölfe im Predigergewand — und predigen nun den Weltfrieden, auf ihre Art. Mit frommer Miene, während die Hand noch am Schwertknauf klammert. Aber sie predigen so rührend, so überzeugend, daß die Dummheit der Völker wiederum auf diese Predigt hereinfällt. Alle glauben ihnen, weil sie nach dieser furchtbaren Katastrophe mehr denn je des Glaubens bedürfen. Sie lassen sich betören von den neuen Phrasen, vom Weltfrieden, den man sichern will mit — Diplomatenkunststücken, mit Diplomatenmätzchen, mit Diplomatenmitteln. Und zu dieser diplomatischen Sicherung des Weltfriedens haben die Staaten den Völkerbund ersonnen. Den Völkerbund! Klingt daraus nicht die hohle Sprache der Staaten, die mit Worten ihre hinterhältigen Gedanken verdecken, mit Worten, die die ewige Dummheit der Völker ewig glauben wird. Deshalb glauben sie heute an den Völkerbund. Sie klammern sich hoffnungsvoll an den neuen Glauben. Wenn ihnen die Staaten nur ein Evangelium geben, dann stellt sich auch zur rechten Zeit ein Glaube ein. Ihr Glaube ist blind, drum sehen sie nicht, daß der Völkerbund nur die schöne Etikette trägt, daß aber dahinter nichts steckt als ein Diplomatenbund, ein Staatenbund. Wäre die Etikette echt, dann müßten ja auch die Völker teilnehmen können an dem neuen Bund. Aber ihnen ist der Eintritt in das Paradies des Weltfriedens verwehrt, an der Schwelle sitzen die Staaten, die Gerüsteten, die Hand am Schwertknauf. Doch das sehen die Ewigblinden nicht. Sie haben zwar während des Krieges gegen die Intriguen des Staates und seiner Diplomatie gewettert, aber da ihr Gedächtnis kurz, haben sie das längst vergessen und lassen es ruhig geschehen, wenn die gleichen Staaten und die gleichen Diplomaten, die sie im Kriege verflucht, jetzt das stolze Gebäude des Weltfriedens bauen, in der einen Hand die Kelle, in der andern das Schwert. Sie werden erst erkennen, wenn sie es wieder büßen müssen, daß das stolze Weltfriedensgebäude, das ihnen die Staaten aufgeführt, nichts als ein trügerisches Luftschloß war. Den Staaten liegt ja gar nichts am Weltfrieden, sonst würden sie ihn nicht bauen in voller Wehr, es liegt ihnen auch nichts daran, weil sie den Krieg nie büßen, sondern nur ihre dummen Völker.

Wann endlich werden die Völker die schnöde Gaukelei erkennen, die man mit ihnen treibt, wann endlich werden sie selbst ihr Schicksal in die Hand nehmen, es sich nicht von Staatsmännern und Diplomaten fabrizieren und verpfuschen lassen? Wann endlich? Müssen nochmal Weltbrände über die Erde lodern? Ist es nicht schon heute spät genug, daß sich endlich die Völker auf sich selbst besinnen? Daß sie endlich einsehen, daß der Weltfrieden nie und nimmer von Staatsmännern gebaut werden muß, die an ihm gar kein Interesse haben, sondern allein von ihnen selbst? Wollen sie sich damit begnügen, daß man ihnen eine herrliche Kulisse hinschiebt, auf der verführerisch das Wort „Völkerbund" leuchtet, hinter der aber wieder die Diplomatenregie ihr verderbliches Wesen treibt? Wenn sie den Weltfrieden wollen, müssen sie ihn selbst schaffen und es nicht dem diplomatischen Hochstaplergeklüngel überlassen. Wenn schon einmal Diplomaten im Völkerbund eine Rolle spielen sollen, dann dürfen aber die Völker nicht gelassen zusehen, wie man Rollen spielt auf ihre Kosten. Der Völkerbund wird solange kein Bund der Völker sein, als sie nicht selbst das letzte Wort darin zu sprechen haben. Kann man nun einmal den staatsmännischen Betrieb im Völkerbund nicht missen, so müssen die Völker darüber doch Kontrolle und Aufsicht führen. Den Irrungen und Wirrungen des Diplomatentums muß nicht hilflos der blinde Glaube, sondern wachsam das kritische Auge der Völker gegenüberstehen. Der Völkerbund muß sich darstellen als die Gesamtheit der Völker, nicht der Staaten, als die große Weltdemokratie. Wie in der Staatsdemokratie das Volksparlament über die Regierung wacht, so müßte im Völkerbund das Weltparlament über die Weltdiplomatie wachen. Die Völker müssen endlich das gesunde Mißtrauen, das sie sich den Staaten gegenüber im Weltkrieg angeeignet, in die Praxis der Weltpolitik übertragen. Aus allen Landesparlamenten müßten bewährte Männer aller Parteien in das Weltparlament entsandt werden, das am Sitze des Völkerbundes tagt. Ihm werden alle Satzungen, alle Geschäfte, alle Projekte, alle Verhandlungen des Völkerbundes vorgelegt. Es entscheidet durch Stimmenmehrheit über alle Fragen. Das Weltparlament würde so das höchste und einzige gesetzgebende Organ der Welt in allen internationalen Fragen, es würde der höchste Richter in allen weltpolitischen Streitfragen, vor seinem Forum würden alle Händel geschlichtet, seinem Urteil müßten sich alle Staaten der Welt beugen. Die diplomatischen Organe des Völkerbundes hätten nur die Verwaltungsgeschäfte zu besorgen, wären nur die Vermittler zwischen Weltparlament und Einzelstaaten.

Erst wenn die Völker auf solche Weise selbst die Weltregierung in die Hand genommen, dann wird ein wahrer, dauernder Weltfriede keine Illusion mehr sein. Erst dann wird die Rivalität der Staaten, die Heimtücke der Diplomatie verschwinden. Erst dann, wenn die Völker ganz allein über ihr Schicksal in der Welt bestimmen können, wird die wahre Demokratie verwirklicht sein, die in allen Völkern Genossen und Brüder sieht, die keine Grenzen und keine Schranken kennt, die Weltdemokratie. Dann werden die Völker das werden, was sie immer hätten sein sollen: die geeinte Menschheit.

England am handelspolitischen Scheidewege.

Von **Hermes.**

Lloyd George hat für nötig befunden, seine große Unterhausrede über das wirtschaftspolitische Programm der Regierung durch die Veröffentlichung von Leitsätzen zu ergänzen. Ihr Inhalt ist außerordentlich lehrreich. Es ergibt sich, daß prinzipielle Erklärungen in ihnen sorgfältig vermieden werden, weil die Regierung das Volk auf mittlerer Linie sammeln will. Eine schwere Aufgabe. Wie bei uns hat der Krieg auch in Großbritannien ein bedrohliches Anschwellen der radikalen Arbeiterbewegung zur Folge gehabt. Dieser Bewegung steht aber eine kampffreudige, nationalistischer als ehedem gesonnene Bourgoisie gegenüber. Beiden will Lloyd George gerecht werden. Deshalb wird grundsätzlich das freihändlerische Prinzip den Arbeitern zuliebe, die naturgemäß gegen jede Verteuerung des Lebensunterhalts durch Schutzzölle sind, nicht aufgegeben; praktisch aber wird nicht nur merkantilistische, sondern auch wirtschaftsimperialistische Politik strengster Richtung getrieben.

Willkommenen Anlaß zur Verteidigung dieses Systems bietet die Schiffsraumnot. Die Regierung kann unter Berufung auf sie angeblich auf das Recht der Bewilligung von Ein- und Ausfuhr nicht ganz verzichten. Immerhin sind die bisher in Kraft gewesenen Einfuhrbeschränkungen seit dem 1. September zum Teil gefallen. Dafür sollen aber Bestimmungen, die rein protektionistischen Charakter tragen, zur

Durchführung gelangen, weil — wie ganz offen zugegeben wird — Englands Industrie nicht stark genug ist, um jeglichem Wettbewerb des Auslandes gewachsen zu sein, und weil die Zahlungs- wie Handelsbilanz so stark passiv geworden ist, daß nicht nur ernsthafte Volkswirte wie Lord Rosemere, sondern auch die Regierung ganz offen von der Gefahr eines drohenden Staatsbankerotts sprechen.

Die Angst vor der deutschen Industrie fordert angeblich ein Gesetz gegen Dumping. Aber Deutschland muß hier wieder einmal für andere herhalten. Denn nicht mehr die deutsche Industrie wird gefürchtet, sondern die amerikanische, mächtig gewachsene Ausfuhrfähigkeit. Lloyd George, der vor dem Kriege bereits durch die bekannte Patentbill den Kampf gegen die Verschleuderung ausländischer Waren nicht ohne Erfolg aufgenommen hat, will mit diesem neuen Gesetz sein Werk krönen. Dumping aber können nur Länder treiben, die ein festgefügtes Hochschutzzollsystem haben, das ihnen ermöglicht, für die billigen Auslandspreise einen Ausgleich durch Preisaufschläge im Inland zu suchen. Das trifft auf Deutschland nicht mehr zu; wohl aber auf die Vereinigten Staaten, die im Begriff stehen, sich gewaltige Ausfuhrorganisationen zu schaffen. Vor Deutschland indessen soll ein besonderes Gesetz schützen, da Großbritannien die ausfuhrfördernde Wirkung des niedrigen Valutastandes fürchtet. Das Board of Trade wird daher ermächtigt sein, ein Verbot der Einfuhr aus Ländern mit niedrigem Kursstand zu erlassen, wenn infolge der Valuta Waren unter dem englischen Produktionspreis verkauft werden könnten. Mit anderen Worten: Es kann eigentlich jeder deutsche Import abgewehrt werden. Daß hiervon Gebrauch gemacht wird, kann kaum einem Zweifel unterliegen, da das enge Zusammenarbeiten von Regierung und Industrie durch Übernahme führender Praktiker in die Kriegsämter allgemein dazu führte, die Regierung den Wünschen der Industrie gefügig zu machen.

Soweit die Abwehr. Daneben aber sollen ausgesprochene Erziehungsmaßnahmen treten. Lloyd George erklärt, daß bestimmte Industriegruppen, die er Schlüsselindustrie nennt, eines besonderen Schutzes bedürfen. Er versteht darunter Betriebe, von denen wichtige Teile der verarbeitenden Industrie abhängig sind oder solche, die schnell auf Kriegsarbeit umgestellt werden können. Das sind z. B. die chemische, die optische und die Spielwarenindustrie. Um aber diese Maßnahmen den noch immer breiten Schichten des freihändlerisch gesinnten Volkes mundgerecht zu machen, erhält das Gesetz ein nationalistisches und konsumentfreundliches Mäntelchen. Nationalistisch insofern, als zur Begründung auf die Kriegserfahrungen und Englands gefährdete insulare Lage hingewiesen wird; verbraucherfreundlich, weil Vorsorge getroffen werden soll, daß keine übermäßigen Gewinne durch den staatlichen Schutz zum Nachteil der Allgemeinheit erzielt werden.

Die Wettbewerbsfähigkeit der britischen Volkswirtschaft soll durch wichtige organisatorische Maßnahmen gefördert werden. Dazu gehört vor allem das Mittel der Standardisierung. Der Krieg hatte Großbritannien gezwungen, auf schnellstem Wege mit amerikanischer Hilfe den Übergang zur Serienfabrikation zu suchen. Das ist bereits in großem Umfange gelungen. Da der größte Teil der gelernten Arbeiterschaft im Felde stand, mußten Frauen und Kinder zur Arbeit herangezogen werden. Hierdurch wurden die bis dahin allmächtigen Gewerkschaften ausgeschaltet, und eine starke Radikalisierung der Arbeiterschaft trat ein. In dieser Wandlung ist die Ursache für alle sozialen Schwierigkeiten, unter denen Großbritannien jetzt zu leiden hat, zu suchen. Sie ist aber auch der Anlaß, die Typisierung der Fabrikation möglichst zu fördern, weil die Regierung auf diesem Wege schnelle Steigerung der Erzeugung zu erreichen hofft, die ihrerseits wieder zur Herabminderung der Arbeitsschwierigkeit führen soll. Versucht man die von Lloyd George vertretene Wirtschaftspolitik auf eine kurze Formel zu bringen, so wird man sie als einen Kompromißversuch bezeichnen müssen. England sucht neue Wege des Protektionismus. Das Wagnis, Kolonie und Mutterland mit einem Zolltarif einheitlich zu gürten, ist zu groß, als daß es in diesem Stadium der Entwicklung versucht werden dürfte. Überdies mögen die zollpolitischen Assimilationsexperimente des benachbarten Frankreich abschreckend gewirkt haben. Vergleicht man indessen den jetzigen Stand der britischen Wirtschaftsgesetzgebung mit der Freiheit von 1914, so ergibt sich, daß England den merkantilistischen Gedanken praktisch weitgehend in die Tat umgesetzt hat. Nicht systematisch wie Frankreich. Der Brite ist Opportunitätspolitiker. Aber dies kann doch nicht daran irre machen, daß die englische Wirtschaftspolitik in Einzelfällen scharf radikalistisch in protektionistischem Sinne geworden ist. Wir haben allen Anlaß, diese Entwicklung sorgsam zu verfolgen.

Die Reichstheater-Konferenz.

Von **Karl Fischer.**

Aber der Herr Geheimrat! — Das Unglück Preußens ist der Geheimrat — so oder ähnlich hat sich einmal des neuen Deutschen Reiches erster Kanzler geäußert. Indessen ihn auszuschalten aus der Verwaltung, diesen Schädling, ihn herauszujagen aus Tempel und Tor, das hat auch ein Bismarck nicht fertiggebracht. Und die Herren und Herrscher der neuen Republik sind dazu schon gar nicht imstande und fähig.

Dieser Herr Geheimrat, dem nichts geheim genug ist, hat nun auch verantwortlich gezeichnet für die Reichstheater-Konferenz, die unlängst im Reichsamt des Innern hinter ängstlich verschlossenen Türen tagte und — nicht tätigte.

Die Presse war nicht geladen, natürlich nicht. Mein Gott, darüber darf man sich schließlich nicht wundern. Denn die Presse ist heute ebenso das Stiefkind, wie unter S. M. unseligen Angedenkens, und die hohen Herren in Amt und Würden, in Ministerien und wo sonst immer der sattsam bekannte grüne Tisch steht, haben heute genau so wie einst, in der Sünden Maienblüte des Deutschen Reiches nur dann Sehnsucht nach der Presse, wenn sie bestimmte Notizen lancieren, nun eben, wenn sie — schieben wollen.

Zu der famosen Reichstheater-Konferenz waren aber auch weder Vertreter des Bühnen-Vereins, noch der Bühnen-Genossenschaft, weder Direktoren noch Schauspieler zugezogen. Auf der anderen Seite muß aber wohl zugegeben werden, daß diese hier aufgeführten Männer immerhin etwas von der Sache verstehen, und manchen guten Rat hätten geben können. Am Abend dieses denkwürdigen Tages wurde dann an die Zeitungen eine Notiz durch das Wolffsche Telegraphen-Bureau versandt, die — hier hat der Herr Geheimrat gewiß auch die Hand im Spiele gehabt — falsch war. In dieser Mitteilung an die Presse war nämlich dem Reichsminister Koch eine Äußerung in den Mund gelegt worden, die einfach blödsinnig war. Exzellenz, darauf geziemend aufmerksam gemacht, dementierten, stellten richtig, aber nun in einem Stil — und das war wieder der Geheimrat — der so stark war, daß einem die Vernunft einfach stehen blieb!

Bei dieser Reichstheater-Konferenz standen zur Debatte: Privattheater und Staatstheater, Theaterschulen und Unterrichtswesen, Wandertheater, Sozialisierung und Kommunalisierung der Theater, die Kohlenfrage und noch ein paar Gebiete mehr, von denen allen man gewiß sagen muß, daß sie nicht nur die Leute vom Bau, sondern die große Allgemeinheit auf das lebhafteste interessieren, so daß das Publikum einen ordentlichen und offenen Bericht darüber in den Zeitungen zu lesen verlangt. Die Herren, die im Reichsamt des Innern ganz unter sich sein und bleiben wollten (Vertreter der einzelnen Ministerien aus den verschiedenen Bundesstaaten) hatten dabei noch eine sehr wichtige Materie vergessen, die unter dem alten Regime immer wieder auf die lange Bank geschoben worden ist, und die man scheinbar auch heute scheut: Das Reichstheatergesetz. Wie notwendig aber eine einheitliche und zentrale Regelung aller dieser Dinge im Rahmen eines Gesetzes ist, beweist zur Genüge dieses: In den Beratungen der Reichstheater-Konferenz hatte man von verschiedenen Seiten auch dagegen Einspruch erhoben, daß der Bühnen-Verein Beschlüsse fasse, die zum Teil tief in das Budget und das Budgetrecht der einzelnen Staaten und Städte eingreifen. Nun wollte es der Zufall, daß an dem nämlichen Tage der Reichstheater-Konferenz auch der Bühnen-Verein eine Generalversammlung abhielt, in der, es handelte sich um die Erhöhung der sogenannten Sozialabgabe, wieder ein Beschluß gefaßt wurde, der die Billigung der Herren von der Reichstheater-Konferenz nicht findet. Geheimrat Stefani vom Bühnen-Verein warnte und schlug vor, die Ergebnisse der Reichstheater-Konferenz abzuwarten. Aber vom Vorstandstisch wurde ihm bedeutet: Wir sind souverän! Und die Herren von der Regierung sagen: quod non! Wenn das so weitergeht mit allgemeinen Irrungen und Wirrungen wird letzten Endes das Publikum der leidende Teil sein. Man sieht also, ein Gesetz, eine bestimmte, strenge Norm ist durchaus notwendig.

Aber noch ein Punkt, und gewiß nicht der unwesentlichste und unwichtigste, darf nicht vergessen werden. Es gärt wieder einmal unter den Angestellten der Berliner staatlichen Theater. Arbeiter, Orchester und Solomitglieder wollen mehr Gage haben. Aber woher nehmen und nicht stehlen?! Im Finanzministerium fand dieserhalb eine Sitzung statt — o diese Sitzungen! Vor lauter Sitzungen und Konferenzen kommt man in manchen Kreisen gar nicht mehr zur Arbeit! — also im Finanzministerium hat man sich den Kopf darüber zerbrochen, wie man die Wünsche befriedigen und sich

von der Gefahr eines drohenden Streiks befreien soll. Die Privattheater sind natürlich besser daran, sie haben während des Krieges Bombengeschäfte gemacht. Die Staatstheater aber sind auf Zuschüsse angewiesen und haben außerdem soziale Pflichten zu erfüllen gegenüber ihren früheren und jetzt pensionierten Angestellten. Das Personal der Staatstheater in Berlin will dieses alles nur zum Teil gelten lassen und exemplifiziert auch auf die Staatstheater anderer Staaten, an denen die Bezüge und Gagen besser und höher sind. Eine Buntfarbigkeit, die leicht zu einer Katastrophe führen kann, wenn nicht bald ein Reichstheatergesetz Einheitlichkeit und Stabilität gewährleistet.

Also, meine hohen Herren von der hohen Staatsregierung, berufen Sie bald eine ordentliche Reichstheater-Konferenz ein und lassen Sie ruhig die ganze, große Sonne der Öffentlichkeit in ihre Verhandlungen scheinen. Wenn aber durchaus der Geheimrat den Willen haben muß, nun dann kann ja etwa für eine Stunde die Öffentlichkeit ausgeschlossen werden, wenn über die Formulierung des einen oder anderen Paragraphen beraten wird.

Der Mensch ist gut.

Von **Michael Charol.**

Der Rückschlag auf die systematische nationalistische Verhetzung der letzten Jahrzehnte, die 1914 ihren Gipfel erreicht und ihre Auslösung gefunden hatte, zeigte sich zuerst im zweiten Kriegsjahr. Menschen, denen die Gewißheit, daß das große Sterben den Chauvinisten und Kriegsgewinnlern aller Länder gleichmäßig angenehm war, noch lange nicht dämmerte, erschraken vor der wilden Bestie an sich, die auf den Schlachtfeldern dreier Kontinente raubte, sengte und mordete. Sie konnten den Gedanken nicht fassen, daß diese Bestie sich auch aus Menschen zusammensetzte. Aus Menschen, mit welchen sie bis jetzt täglich zusammenkamen, die sie jetzt noch stündlich in anderen Röcken auf der Straße trafen, mit denen sie auch jetzt noch in einem Zimmer am selben Tisch zusammensaßen. Die Summe dieser Menschen sollte nun die furchtbare Bestie dort draußen ergeben? Wie sie sich dagegen auch sträubten, es war so, und so suchten sie nach Gründen. Die entsetzliche Lebensweise, die grauenhaften Erlebnisse, der eiserne Zwang waren diese Gründe, und die Dichter schilderten sie. Sie zeigten den Menschen im Hinterland, woran Tausende zusammenbrachen und Millionen verdarben.

Der Mensch, der Mensch an sich ist gut. Er ist edel, feinfühlig, hilfsbereit, liebebedürftig — sie wiesen es dichterisch, psychologisch und biologisch nach — der Mensch ist die Krone der Schöpfung. . . Nur die Umstände, die entsetzliche Notwendigkeit! Daß die Umstände und diese Notwendigkeit von ebensolchen Menschen geschaffen worden waren, daß Millionen starben, damit sich Hunderte bereicherten, damit Dutzende zu Ruhm und Ehren gelangten, daß das Streben nach diesem blutigen Ruhm und diesen nach Leichen pestenden Ehren von ebensolchen Menschen schon kleinen Kindern eingedrillt und als allein begehrenswert dargestellt wurden, daran dachten die Dichter nicht. Sie hatten vor sich ein Idealbild, das sie Mensch nannten, und alles, was anders war, mußte ein Irrtum, mußte ein Produkt der äußeren unbezwingbaren Kräfte sein. Der Mensch an sich ist gut! Erinnern wir ihn daran, daß er gut ist, und er wird vor seinen bisherigen Taten erschrecken, und der Wahn, in dem er bis jetzt gelebt hatte, zerstrieben!

Mit dieser Annahme a priori: der Mensch ist gut, begannen nun die Dichter nach „dem Menschen" zu rufen. Es gibt wohl kaum ein Werk eines Dichters aus dem jungen Geschlecht, das in letzten Jahren entstanden ist und nicht in irgend einer Form nach „dem Menschen" riefe, sich an „den Menschen" wandte. Und niemand, kein Kritiker, kein Dichter bisher fühlte die Verlogenheit dieses „Menschen". Keiner merkte, daß dieser „Mensch" eine Utopie, eine Lüge, ein Phantasiegebild überreizter Gehirne ist, ein abstrakter Begriff, der die Wage der konkreten Wirklichkeit halten sollte. Keiner merkte es, oder, was wahrscheinlicher ist, keiner wollte es merken, da eine angenehme Täuschung, ein Einlullen in unerreichbare, romantische Nebel von den Menschen immer der erbarmungslosen Wahrheit vorgezogen wurde.

Aber nur die Wahrheit kann zur Selbstbesinnung, zur Besserung führen. — Nur die dauernde Täuschung über die Kriegslage konnte die jetzigen Zustände bringen, die Wahrheit darüber hätte das Land retten, ja Wahrheit von Anfang an hätte den Krieg überhaupt vermeiden können. — Die Täuschung über den Menschen ist noch nicht so tief in uns eingedrungen, daß ihre Aufdeckung einen Zusammenbruch —

moralischen — bringen müßte. Lassen wir sie nicht Wurzeln in uns schlagen. Schauen wir mit offenen Augen, ohne irgend welche farbigen Gläser um uns, erkennen wir den Menschen der Wirklichkeit, wie er ist, machen wir bei uns selbst keine Ausnahme, sondern reihen wir uns als ein gleiches Glied in die große menschliche Gemeinschaft, und versuchen, wenn es uns gar zu sehr vor dieser Menschheit schaudert, an uns und unserem engsten Kreis kleine Verbesserungen anzubringen, damit mit der Zeit sich vielleicht eine geringe Schicht wertvollerer Individuen bildet.

Aus welchem Lager ertönen nun diese Rufe nach dem „Menschen"? Selbstverständlich aus dem Lager der radikalen Jugend, aus den schwärmerischen Köpfen, die noch voll von Idealismus und Begeisterung stecken. Sie wollen nichts von der Wirklichkeit wissen, von der Wirklichkeit, die von der alten Generation geschaffen worden ist. Sie wollen ihre Idealwelt haben und sind bereit, für sie zu kämpfen und zu leiden. Wenn die ganze junge Generation so gedacht und gefühlt hätte, wir dürften zufrieden und stolz sein. Aber die große Masse der jungen Generation ist gänzlich anders geartet. Sie füllt die unzähligen Tingeltangels und Bars, sie veranstaltet Gelage und verbringt ihre Zeit mit allem Andern, als mit dem Sehnen nach Höherem. Genußsucht ohne Grenzen, krassester Egoismus, rücksichtslose Ausbeuterei des Schwächeren, nicht der geringste Gemeinsinn, nicht die leiseste Regung nach Idealem, das sind die hervorstechendesten Merkmale des Gros der neuen Generation. Wie dürften wir auch etwas Anderes erwarten. Erwachsen im Kriege, zur Zeit des Faustrechts, unter den verkehrtesten Verhältnissen, mit den verderblichsten Beispielen vor Augen, konnte sie gar nicht anders werden. Wenn sie sah, daß die schlimmsten Verbrecher am Gemeinwohl zu Geld und Ehren kamen, daß rechtschaffene Leute Hunger litten, daß Moral und Tugend Märchen aus Kinderbüchern waren, welches Wunder, daß sie grob materialistisch und verdorben wurden.

Das gilt nicht nur für die bürgerliche Jugend. In jedem Lager, von der äußersten Linken bis zu den Deutschnationalen alias Alldeutschen herrscht dasselbe Bild. Oder wollen die radikalen Intellektuellen in ihren Kreisen die Verderbnis leugnen? Wollen sie die Zustände während der spartakistischen Tage auf die Schultern der Gegner schieben? Wir sehen überall dasselbe traurige Bild. Die Jugend von heute ist bis auf wenige unverbesserliche Idealisten von der moralischen Pest angefressen, und zwischen ihr nach „Menschen" zu suchen ist ein Unterfangen, würdig der weltfremden romantischen Köpfe. Oder sollen diese „Menschen" gar in der älteren Generation stecken? Bei dieser erwarten selbst solche Schwärmer nicht, ein Verständnis zu finden. Sie hat doch den Weltkrieg verschuldet, die Bestie im Menschen aufgeweckt.

Nein, diese „Menschen" gibt es nicht! Wieso kommt es aber, daß dieser Ruf trotzdem solchen Anklang findet, daß ein Echo auf diesen einmal ertönten Ruf über den ganzen Erdball schallt? Die Antwort ist nicht schwer zu finden. Wir hatten schon öfters analoge Fälle: z. B. als die französische Aristokratie des 18. Jahrhunderts den Lehren Rousseaus zujubelte. Eine in einer Richtung übersättigte Gesellschaft jubelt den gegensätzlichen Bestrebungen zu, wenn sie sie auch vernichten müssen. Steht die heutige bürgerliche Gesellschaft wie damals die französische Aristokratie vor ihrem Untergang? — Es sieht nicht so aus. Die Aristokraten schwärmten ehrlich für Rousseaus Ideen. Die Bürger fühlen sich von dem Ruf nach „Menschen" nur angenehm gekitzelt. Jeder schmeichelt sich, selbst ein solcher „Mensch" zu sein, erfreut sich einige Stunden im Theater oder hinter dem Buch dieses stolzen Bewußtseins und geht dann erhobenen Hauptes an seine Geschäfte. Und das tun heute nicht nur die Bürger, sondern auch die Aristokraten und die Arbeiter. . . So erreichen die Rufer nur das Gegenteil von dem Gewollten.

Nicht schmeicheln — peitschen, nicht die paar lichten Punkte zeigen — vor die Abgründe der Schlechtigkeit zerren muß man die heutigen Menschen. Nicht Propheten der Güte und Liebe, Satiriker, Hasser, Karrikaturisten müssen unsere Künstler sein, wenn sie an der Menschheit arbeiten, sie bessern wollen. Große Verneiner des Heute, wo seid Ihr, wir brauchen Euch! Die Schar der Bejaher des Morgen drängt schon hinein, läßt schon ihre frohlockende Rufe erschallen, die sich grotesk in dem ekeln Müllhaufen abheben. Sie richten einen unermeßlichen Schaden an, da sie die Dünste der Fäulnis übertäuben. Unter dem Parfüm frißt die Pest weiter! — Verneiner kommt! Wir brauchen Euch, wie wir den Kalk auf den Schlachtfeldern gebraucht haben: Ätzt das schwärende Fleisch ab! Lieber blanke Skelette als pestende Leichname der Gesellschaft!

Deutsche Kunst in Amerika in und nach dem Kriege.

Von G. E. Seydel (Brooklyn).

(Fortsetzung.)

Eine recht eigentümliche Rolle spielte während des Krieges der in Deutschland gebürtigte Walter Damrosch, der Leiter des New-Yorker Sinfonie-Orchesters. Walter, der Sohn von Dr. Leopold Damrosch, dem verstorbenen ersten Kapellmeister des Metropolitan Opernhauses, ist mit einer Tochter des verstorbenen Senators und Ex-Staats-Sekretärs James G. Blaine vermählt, verkehrt in der sogenannten besten Gesellschaft New-Yorks und erachtete es daher für seine Pflicht, schon lange vor Eintritt Amerikas in den Krieg, Stellung gegen Deutschland zu nehmen. Er stellte sein Programm mit Vorliebe aus Kompositionen französischer und russischer Meister zusammen, doch konnte er, wohl zu seinem Verdruß, nicht ohne deutsche Musiker, die nun mal 60 bis 70 Prozent in allen amerikanischen Kapellen bilden, auskommen. Damrosch besuchte zum Zwecke der Organisierung amerikanischer Militärkapellen Frankreich und wird in diesem Winter mit einem Sinfonie-Orchester durch Frankreich und Italien ziehen. Er ist ein recht fleißiger und subtiler Musiker, aber ohne jeden Schwung und ohne Originalität, und die Philharmonischen Orchester Stransky's und Bodansky's leisten viel hervorragenderes als seine Kapelle. Als Kuriosum mag erwähnt werden, daß hunderte von deutschen Musikern in Amerika über Nacht zu Polen oder Tschechen geworden sind oder sich wenigstens als solche ausgaben, Künstler, die sich wohl früher gesträubt haben würden, einer dieser Völkerschaften zugezählt zu werden. Übrigens ist es eine Tatsache, daß das Bostoner Sinfonie-Orchester, das jetzt unter französischer Leitung steht, nur noch vegetiert und seine Leistungen nicht mehr erstklassig genannt werden können.

Im wohltuenden Gegensatz zu Damrosch steht das Verhalten von Victor Herbert, des hervorragendsten New-Yorker Komponisten, während des Krieges. Herbert ist in Dublin geboren, und die deutsche Mutter begab sich nach dem Tode ihres irländischen Gatten mit dem Knaben nach Stuttgart, woselbst er die Schule und später das Konservatorium besuchte. Er kam mit dem allzu früh verstorbenen Anton Seidl vor mehr als dreißig Jahren nach dem Dollarlande als Violinist und wurde später Komponist. Herbert wußte es mit seinem amerikanischen Bürgerrecht ganz gut zu vereinigen, daß er bis zum Eintritt Amerikas in den Krieg stramm für Deutschland ins Zeug ging, und er unterstützt heute noch als Anglophobe die irländische Sinn Fein-Bewegung.

Unter den amerikanischen Patrioten „Made in Germany" befindet sich auch der in Mannheim gebürtigte Otto F. Kahn, ein Mitglied der Bankfirma Kuhn, Loeb & Co., an deren Spitze der greise Jacob Schiff, auch aus Deutschland gebürtig, steht. Kahn ist im Gegensatz zu Schiff, der viel für deutsche Bestrebungen in Amerika, besonders durch Stiftung von Stipendien für Studenten des Deutschen getan, schon frühzeitig vom Deutschtum abgerückt. Er verlebte seine Lehr- und Wanderjahre in England, wurde englischer Staatsangehöriger, und erst beim Eintritt Amerikas in den Krieg wurde er amerikanischer Bürger, obwohl er schon seit mehr als zwei Jahrzehnten in New-York ansässig war. Er ist seit einigen Jahren Vorsitzender des nur aus Multimillionären bestehenden Aufsichtsrats des Metropolitan Opernhauses und glaubte seinen amerikanischen Patriotismus und seinen Haß gegen das Deutsche nicht besser dartun zu können, als daß er nach der amerikanischen Kriegserklärung die deutsche Oper völlig aus New-York verbannte, Kräfte, wie Johanna Gadski, Margarete Ober, Johannes Sembach, Goritz, Weil, Reiß und andere trotz vertraglicher Verpflichtungen einfach entließ und sich in wütenden Ausfällen gegen die „kriegerische" deutsche Musik erging. Von deutschen Opern wurden nur „Martha" und „Figaros Hochzeit" gegeben, weil sie nun mal zu den beliebtesten Repertoirestücken gehören und schließlich ja doch kaum ein Amerikaner weiß, daß die natürlich italienisch gesungenen Opern von solchen „Hunnen" wie Flotow und Mozart stammen. Die große Koloraturssängerin Frieda Hempel von der Berliner Oper wurde geduldet, weil sie flugs einen Importeur, Namens Kahn, übrigens keinen Verwandten des anderen Kahn, heiratete. Sie wäre auch schwer zu ersetzen gewesen. Es läßt sich denken, daß der Spielplan des Metropolitan Opernhauses, in dem vorher Wagner vorgeherrscht hatte, in den beiden verflossenen Spielzeiten

recht dürftig und monoton war. Um etwas Abwechslung in das Einerlei von „Rigoletto" und „Il Trovatore" zu bringen, grub man vergilbte Partituren, wie „Marie, die Tochter des Regiments", „Maskenball" und andere Antiquitäten aus. Auch in der kommenden Spielzeit wird keine merkliche Besserung eintreten, denn nach wie vorher bleibt Herrn Kahns Verfügung zufolge die deutsche Oper verpönt, und man hat sich nur zu dem Zugeständnis verstanden, „Parsifal" in englischer Sprache herauszubringen.

Otto Goritz hat es nun mit Hilfe von Musikfreunden unternommen, für die neue Spielzeit ein deutsches Opernunternehmen ins Leben zu rufen. Man hat zu dem Behufe eine Aktiengesellschaft gegründet, eines der größeren Theater New-Yorks gepachtet und aus den von der Millionärsoper verbannten deutschen Kräften wird man ohne viele Mühe ein tüchtiges Ensemble zusammenstellen können. Wagner wird allerdings wegen des für seine Meisterwerke benötigten großen szenischen Apparats vorläufig nur in Konzerten zu Gehör kommen, und man wird sich auf die Aufführung von Opern von Weber, Lortzing, Mozart, Flotow und anderen beschränken. Zudem sollen Operetten, wie „Fledermaus", „Zigeunerbaron", „Vogelhändler" und andere gegeben werden. Es kann dem Unternehmen ein Erfolg in Aussicht gestellt werden, zumal da die in Amerika gestrandeten deutschen Sänger unter den obwaltenden Verhältnissen nicht so bedeutende Ansprüche machen werden, wie es wohl zu gewohnlichen Zeiten der Fall sein würde.

Merkwürdigerweise hatte das deutsche Theater in New-York während der Spielzeit 1917—1918 noch den Hetzern die Stirn bieten können, und es gelang der Direktion von Rudolf Christians, dem bekannten ehemaligen Mitgliede des Berliner Schauspielhauses, alle gefährlichen Klippen zu umschiffen. In den Jahren vorher hatte man sich freimütig zum Deutschtum bekannt und mit dem aus Deutschland bezogenen Kriegsstück „Immer feste d'rauf!" und anderen „patriotischen" Spielen volle Häuser gemacht. Es schien den in Punkto Theater sehr lässig gewordenen Deutsch-Amerikanern wieder zum Bedürfnis zu werden, deutsche Komödie zu besuchen und hiermit ihrem Widerspruch gegen die Haß- und Lügen-Kampagne der Angelsachsen kundzugeben, doch nach Eintritt Amerikas in den Krieg wurde man scheu, und sogar viele der deutschen Theaterfreunde blieben lieber zu Hause, als daß sie sich „kompromittierten. Christians wählte als besonnener Mann natürlich nur solche Stücke zur Aufführung, die keinerlei Anstoß erregen konnten. Man spielte mit Vorliebe Shakespeare, Shaw sowie Ibsen und andere Skandinavier. Einen guten Griff machte er mit dem geschickt inszenierten Strindbergschen Lutherfestspiel „Die Nachtigall von Wittenberg". Mit dem „Zigeunerbaron" mit Otto Goritz in der Titelrolle brachte man die Spielzeit recht erfolgreich zum Abschluß, doch hiermit wurde das deutsche Theater New-Yorks ins Grab gelegt, und 1918—1919 wurde nur noch in Chicago ein ständiges deutsches Theater aufrecht erhalten.

Direktor Christians hatte große Pläne für die neue Spielzeit entworfen und glaubte auf den Schutz der Behörden rechnen zu können, da man in der Spielzeit vorher während der Vorstellungen namhafte Zeichnungen für die amerikanische Kriegsanleihe erlangt hatte, doch er wurde in seinen Hoffnungen bitter enttäuscht, denn während des Sommers 1918 steigerte sich, zumal nach Eingang der Berichte über die furchtbaren Verluste, die die amerikanische Armee in Frankreich erlitt, der Haß gegen alles Deutsche derart, daß an eine Wiedereröffnung des deutschen Theaters im Herbst nicht mehr zu denken war. Sämtliche deutsche Schauspieler wurden brotlos und nur durch die in intimen Kreisen improvisierten Benefizvorstellungen vermochte ein kleiner Teil von ihnen das Leben zu fristen. Einige der Mimen gingen zum Kino über, andere huldigten Merkur, drei der Jüngerinnen Thalias ernährten sich durch Sticken und Nähen, und für die völlig mittellos gewordenen Schauspieler ward von einem deutschen Bürger-Komitee gesammelt.

Nach Schluß des Waffenstillstandes glaubte Direktor Christians, daß nun die Zeit gekommen wäre, den deutschen Thespiskarren wieder aus der Rumpelkammer hervorzuziehen. Er stellte mit Hilfe von Otto Goritz aus den Gestrandeten der deutschen Oper und des deutschen Theaters eine glänzende Truppe zur Aufführung von Opern und Operetten zusammen, und man pachtete eines der größeren Theater der oberen Ostseite von New-York für eine sechswöchentliche „Stagione". Mit Lortzings „Waffenschmied" sollte das Gastspiel eröffnet werden. Das Theater war für den ersten Abend ausverkauft, und auch der Vorverkauf für die weiteren Spielabende belief sich schon auf Tausende von Dollars. Der finanzielle Erfolg war so gut wie gesichert, doch hatte man die Rechnung ohne die Hetzer gemacht. Die aus Frankreich zurückkehrenden und aus den Übungslagern entlassenen Soldaten wurden von hysterischen Weibern, die in den sogenannten patriotischen Verbänden das große

Wort führten, aufgehetzt, auch Hetzblätter beteiligten sich an diesem Kreuzzuge gegen das deutsche Theater. Es wurden offene Drohungen ausgestoßen, daß man, wenn nötig mit Gewalt, die deutschen Vorstellungen sprengen würde. Im letzten Augenblick wurde dann die Aufführung durch die Stadtbehörden untersagt. Am Abend zog ein großer Schwarm von Soldaten vor das Theater, um darauf zu achten, daß „nix deitsch" gesprochen werde, und da der Kunsttempel dunkel blieb, zog man noch vor das ehemalige deutsche Theater am Irving Place, in welchem zurzeit im jiddischen Jargon gespielt wird. Die Marsjünger nahmen hier dem Pächter, der beabsichtigt hatte, den deutschen Schauspielern für einige Abende der Woche sein Theater zu überlassen, das Versprechen ab, daß er diesen Plan aufgeben würde. Durch das Scheitern seines Unternehmens wurde Christians finanziell schwer betroffen, und er will jetzt, amerikamüde, zur Frau und Tochter nach Berlin zurückkehren.

Auf die deutsche Oper setzt man jetzt große Hoffnungen, doch die deutsche Schauspielkunst wird wohl in New-York Aschenbrödel bleiben. Eines ist zu Beginn der Spielzeit sicher, daß die deutsche Muse kein eigenes Heim besitzt, wenn es auch die Absicht der vier Sterne des ehemaligen deutschen Theaters Heinrich Marlow, Grete Meyer, Christian Rub und Hanns Unterkircher ist, die gestrandeten Kollegen um sich zu scharen und im alten Kunsttempel am Irving Place wenigstens zweimal in der Woche Vorstellungen zu geben.

Jahrzehnte hindurch war das deutsche Theater New-Yorks vorbildlich gewesen für die amerikanische Bühne. Die Größten, wie der verstorbene Tragöde Edwin Booth, Lester Wallack, Richard Mansfield und andere hatten zu den stetigen Premierenbesuchern gehört, die Größten der deutschen Bühne, wie Bogumil Dawison, Hendrichs, Haase, Sonnenthal, Barnay und Kainz hatten hier ihre größten Triumphe gefeiert, und es steht zu hoffen, daß den Deutschen New-Yorks früher oder später wieder ein ihrer alten Heimat würdiges Schauspielhaus erstehen wird.

Theater und Musik.

Lessing-Theater: „Fräulein Julie" von Strindberg und „Der grüne Kakadu" von Schnitzler.

In „Fräulein Julie" gibt sich Strindberg ganz als Naturwissenschaftler und Psychologe. Hauptsächlich erkennt man den Einfluß Nietzsches. Wir sehen den „Kampf ums Dasein" und den „Willen zur Macht" bei dem niedrig geborenen Mann und die „Decadence" bei der Grafentochter. Mit rücksichtsloser Schroffheit und grausamem Zynismus enthüllt der Dichter die Gelüste der Menschenseele und wenn in „Fräulein Julie" auch nur ein pathologischer Ausnahmefall behandelt wird, so sind doch die Charaktere des Dramas mit solchem Raffinement durchgeführt, daß diese naturalistische Studie als eine virtuose Leistung innerhalb ihrer Kunstgattung gelten kann.

Die geschickte Regie Victor Barnowskys, die das Ueberlegene des aufsteigenden Mannes in den Vordergrund stellte, wurde durch das kraftvolle Spiel Eugen Klöpfers glänzend unterstützt. Rücksichtslos und brutal, dabei doch niemals den Lakaien verleugnend, schuf er eine Glanzleistung. Tilla Durieux zeigte ein fein durchdachtes Spiel. Besonders gut war sie in den tragischen Momenten.

Nach Strindberg, dem scharfen Psychologen, folgte der glänzende Plauderer Schnitzler. Sein „grüner Kakadu" gibt ein vortreffliches Stimmungsbild vom Tage des Pariser Bastillensturmes und von dem blutrot aufdämmernden Schein der großen Revolution. Das Werk enthält eine ungemein feine Kunst im Durcheinanderspielen von Ernst und doppelsinnigem Scherz. Die Gegensätze des frivolen französischen Adels und des in Wut gärenden Volkes sind vortrefflich gestaltet. In der Darstellung taten sich hier außer Klöpfer und der Durieux noch besonders Hanns Fischer als Prospère, Konrad Veidt als Henri und Dagny Servaes als Leocadie hervor. S.

Lustspielhaus: Der Großstadt-Kavalier von Georg Okonkowski.

Unseren Schwankfabrikanten fällt absolut nichts Neues mehr ein. Sie arbeiten mit den ältesten Verwechselungsszenen. Was sollen sie sich auch strapazieren, wenn ihnen ein Arnold Rieck zur Verfügung steht. Arnold Rieck als vermeintlicher Ministerialrat, als Aktmodell, als Beschützer von Liebesleutchen. Ist da ein Reinfall möglich? Das Publikum lacht Tränen, und Autor und Direktor schmunzeln. Ueberall Heiterkeit und gute Laune. Stören wir sie nicht! S.

* * *

Der noch junge, aber zielsichere Dirigent Dr. Felix Maria Gatz — beileibe nicht zu verwechseln mit Karl Maria Arz — gab an der Spitze des verstärkten

Blüthner-Orchesters sein zweites Konzert. Wer ihn Tschaikowskys fünfte (E-moll) Sinfonie dirigieren sah, konnte nicht zweifeln, daß hier eine starke Hoffnung zur Blüte reift, auch wenn der einleitenden Euryanthe-Ouverture der beflügelte Schwung fehlte, den ihr erst jüngst der geniale Muck gegeben hatte. Gatz zeigt bei aller Beweglichkeit seiner Jugend doch eine künstlerische und geistige Vertiefung in Tschaikowskys reifes, formvollendetes Werk, eine Sicherheit in der Beherrschung der Partitur und des Orchesters, die aufhorchen macht. Hie und da störten zu breites Zeitmaß und das Aufblitzen einer beängstigenden Routine den Gesamteindruck. Mit zarter Zurückhaltung begleitete Gatz die schwerblütigen, leider zu selten gehörten Orchesterlieder von Mahler und Reger, die durch Hertha Stolzenberg und den jüngsten Gast der Berliner Staatsoper, Richard Tauber, interessant und klangschön gesungen wurden.

Der Pianist Max Jaffé, dessen Name in der Musikwelt längst einen guten Klang hat, befestigte von neuem seinen wohlbegründeten Ruf durch das erste diesjährige Konzert, das er im vollbesetzten Blüthnersaal gab. Neben Schumanns „Symphonischen Etuden" gab er den begeistert lauschenden Zuhörern das „Prälude, Choral und Fuge" von César Franck, die einsätzige H-moll-Sonate von Liszt und das sehr interessante op. 6 von Dohnányi (Passacaglia). Überall fühlte man den nach Meisterschaft ringenden, ernsten Musiker, dem einwandfreie Technik die selbstverständliche Voraussetzung einer künstlerischen Versenkung in das zu reproduzierende Werk bedeutet. Dr. Z.

Emmi Leisner gab am 6. November vor ausverkauftem Hause ihr erstes Konzert. Die ersten Gesänge, fünf alt-italienische Arien, zeigten die hervorragende Technik dieser unvergleichlichen Künstlerin. Drei Gesänge von Johann Wolfgang Franck wirkten mächtig auf die Zuhörer. So recht in alle Herzen sang sich die Künstlerin bei den nun folgenden Liedern von Mozart und Beethoven: Mozarts „Sehnsucht nach dem Frühling" wurde auf stürmischen Wunsch wiederholt. Auf Beethovens „Adelaide" mußte sich die beliebte Sängerin noch zu fünf Zugaben verstehen und erst die verlöschenden Lampen machten den stürmischen Hervorrufen ein Ende. Dr. W. E. Wolff war der der Künstlerin angemessene Begleiter. Auch ihm galt der Dank der Zuhörer. L.

Glossen.

Der Katholizismus hielt in München nach dem Kriege seine erste Tagung. Der ganze Heerbann war aufgeboten, der geistliche und der weltliche. Universitätsprofessor Dr. Beyerle sprach mild und sachlich, wie man es früher selten auf diesen Tagungen gehört. Er sagte: „Unter hervorragender Mitwirkung christlicher Parteien ist die neue Reichsverfassung zustande gekommen. Auf ihre Anträge sind für Religionsübung und kirchliches Leben so freie Garantien unbehinderter Betätigung geschaffen worden, wie sie bisher in Deutschland nicht bekannt waren." Man konnte sich dieser Rede freuen, ehrlich freuen des versöhnlichen, christlich-brüderlichen Geistes, der aus dieser Rede sprach. Man freute sich zu früh. Man konnte ja noch nicht wissen, daß das Zentrum sich in zwei Lager gespalten, in eines, das regiert, in ein anderes, das putschiert. Das regierende Zentrum, das auf Versöhnung und Mitarbeit eingestellt und eingestimmt ist, vertrat Professor Beyerle, das putschierende — Erzbischof Dr. v. Faulhaber. Der Erzbischof, der doch so etwas zu sein glaubt wie ein halber Stellvertreter des Friedensfürsten Christi auf Erden, proklamierte den Kampf, den Kampf aufs Messer gegen die Regierung, in der doch auch seine eigenen Schäfchen sitzen. Und was seine Schäflein in Nationalversammlung und Regierung mühsam mit aufbauen halfen, das riß er ein, mit heiligen Händen. Er gebärdete sich als Ueberrevolutionär in Christi Namen. Die Worte, mit denen er die betörtlauschenden Gläubigen fortriß, wirkten schlimmer als spartakistische Handgranaten, die nicht unter dem fadenscheinigen Deckmantel christlicher Liebe geschleudert werden. Die noch schwache Autorität des heutigen Staates bespöttelnd, rief er seine Schäflein zum Widerstand, zum Krieg gegen diesen neuen Staat auf: „Jeder Gottesgläubige hat das Recht zu sagen, ich verweigere den Steuereid als Offenbarungseid." Als wenn die heidnischen Sozialisten diesen Eid ersonnen, und nicht die Erzberger'sche Finanzkommission. Ja, der Erzbischof gegen Erzberger, gegen die Nationalversammlung, gegen den Staat. Darf man sich darüber wundern oder nicht? Eigentlich nicht, denn dem Erzbischof erging es nicht anders als vielen Leuten. Während des Krieges Reiseprediger für die mitteleuropäische Kriegsfirma, unentwegter Vorkämpfer für den christlichen Weltkrieg und heute? Heute nichts anderes als ein — schwarzer Spartakist. Fr.

Wir haben Polizei in allen Regenbogenfarben. Die rote, die grüne und die blaue Polizei. Was tut sie? Sorgt sie für Ordnung? O nein! Denn von Ordnung ist im neuen Deutschland nichts zu merken. Jagt sie Spitzbuben? Jawohl, das tut sie! — Fängt sie sie auch? Ab und zu ausnahmsweise auch einmal einen! Womit beschäftigt sie sich außerdem? Das will ich jetzt erzählen: Ein Spitzbube verkaufte an einen Gastwirt in der Nürnbergerstraße aus einem Einbruch herstammende Schmuckgegenstände. Der Kriminalbeamte Förster von der roten Polizei bemerkte dies und verhaftete den Gauner. Der Wirt ruft jedoch, in der Annahme, daß es sich um falsche Kriminalbeamte handelt, die blaue Polizei herbei, die die ganze Gesellschaft mit auf ihr Wachtlokal nimmt. Hier kann sich die rote Polizei ausreichend legitimieren und somit ist alles in schönster Ordnung. Aber — sowohl die rote, als auch die blaue Polizei erhebt Anspruch auf die Verbrecher. Da sie sich nicht einigen können, ruft man die grüne Polizei herbei, die den Fall untersucht und dann weise entscheidet: „Mein ist der Schelm und mir gehört er zul" Da die anderen gutwillig ihren Fang nicht hergeben wollen, so verhaftet kurzer Hand die grüne Polizei alle anderen. — Moral: Brauchst du einmal die Polizei, so gehe ja nicht zur roten, denn diese wird von der blauen verhaftet. Gehe aber auch nicht zur blauen, denn diese wird wiederum von der grünen verhaftet. Nimm aber auf keinen Fall die grüne Polizei in Anspruch, denn diese könnte von der roten und der blauen verhaftet werden.

S.

Unlängst hat sich eine Hebamme durch abergläubische Frauen dazu beschwatzen lassen, entgegen den ausdrücklichen Bestimmungen für ihr Gewerbe, die Einträufelung von Höllensteinlösung in die Augen zweier neugeborener Zwillinge, bei deren Geburt sie Hilfe geleistet hatte, zu unterlassen. Erste Folge: beide Kinder erkranken — an Blennorrhoe — eins erblindet auf beiden Augen, das andere auf einem. Zweite Folge: Die Hebamme wird vor Gericht gestellt und „mit Rücksicht auf ihre bisherige einwandfreie Führung" nur zu 300 Mark Geldstrafe verurteilt. Dritte Folge: ihr wird die Berechtigung zur Ausübung ihres Gewerbes entzogen. — Nein, von dieser eigentlich selbstverständlichen Folge ihres verdammungswürdigen Leichtsinns weiß der Zeitungsbericht nichts, und auch den Namen der leichtfertigen Person verschweigt er aus übergroßer Zartheit. Das Augenlicht zweier Menschen bewertet ein heutiges Gericht also mit 300 Mark, oder auf Friedenskurs umgerechnet: 60 Mark. Sieht man von der rein menschlichen Seite des Falles ab, von dem Unglück, das die Mutter und ihre Kinder betroffen hat, so tauchen zwei Fragen auf: wer bezahlt den wirtschaftlichen Schaden, den die mutwillige Vermehrung der Anzahl der Blinden bedeutet? Und warum sorgt der Staat nicht dafür, daß mehr Frauen und Mädchen aus den gebildeten Ständen Hebammen werden?

P.

Die Reichsregierung mißbilligt das Telegramm des Grafen von der Goltz an Bermondt, sie mißbilligt das Tun ihres offiziellen Vertreters im Baltikum, des Befehlshabers der gesamten dort befindlichen deutschen Truppen auf das schärfste, da es ihrer Politik gänzlich zuwiderläuft — und sie sieht von einem Verfahren gegen den General ab, weil dieser das Abschiedsgesuch eingereicht hat. Also: ein General handelt selbstherrlich, er treibt Politik auf eigene Faust, er lehnt sich gegen die Regierung auf, verschuldet, daß gegen die Heimat erneute Hungerblockade einsetzt, und nachdem er sein Ziel erreicht hat, geruht er das Abschiedsgesuch einzureichen. — Er wird nicht abgesetzt, nicht vors Gericht gestellt, nicht verurteilt — was für eine gutmütige, was für eine liebe Regierung, die so mit ihrem Gegner verfährt! Wie muß es erst ihren Anhängern ergehen. Es ist eine Freude unter einer solchen Regierung tätig zu sein, für oder auch gegen sie.

C.

In der letzten Stadtverordnetenversammlung spielten sich wieder, wie jetzt üblich, die beliebten Lärm- und Radauszenen ab, durch die das Stadtparlament in letzter Zeit so berühmt wurde. Der Unabhängige Weise, der in seiner Replik in keiner Weise weise sprach, forderte in der den Unabhängigen eigenen Bescheidenheit nicht nur Einstellung der entlassenen Streiker, sondern auch Bezahlung der Streiktage. Wahrlich, das ist ein guter Witz, und die Heiterkeit, die er auslöste, war berechtigt. Eigentlich war Herr Weise sehr bescheiden! Einen Orden hätte er zum mindesten für jeden Streiker verlangen müssen!

G. S.

Verantwortlich für die Politik: Dr. Siegfried Seelig, Berlin;
für den übrigen Teil: Hans Pander, Berlin.
Verlag: „Der Kritiker", Rudolf Schulze & Co., Berlin SW 48, Wilhelmstr. 14.
Fernsprecher: Nollendorf 237.
Druck: Berliner Börsen-Zeitung, G. m. b. H., Berlin W 8, Kronenstr. 37.

Deutsche Spar-Prämienanleihe 1919

1. Die Anleihe beträgt Fünf Milliarden Mark in Fünf **Millionen Anleihescheinen zu Eintausend Mark, rückzahlbar innerhalb** 80 Jahren nach untenstehendem Tilgungsplane. Sie **ist eingeteilt in fünf Reihen (A, B, C, D, E). Jede Reihe enthält** 2500 Gruppen (1 bis 2500), jede Gruppe 400 Nummern (1 **bis 400).**

2. Halbjährlich findet eine Gewinnverlosung nach **untenstehendem Gewinnplane statt.**

3. Vom 1. Januar 1940 an steht dem Inhaber das **Recht zu, unter Einhaltung einer Kündigungsfrist von einem Jahre** die Rückzahlung zum Nennwert zuzüglich des Zuschlags **von 50 Mark für jedes verflossene Kalenderjahr unter Abzug von 10** v. H. des Gesamtbetrages zu verlangen.

4. Sollte vor dem 1. Januar 1930 eine neue gleichartige **Spar-Prämienanleihe zur Ausgabe gelangen, so haben die Inhaber** der Stücke dieser Anleihe das Zeichnungsvorrecht.

5. Die Inhaber der Stücke genießen die untenstehenden **Steuerbegünstigungen.**

Gewinnplan:

5	Gewinne	zu	1 000 000	Mark	= 5 000 000	Mark
5	„	„	500 000	„	= 2 500 000	„
5	„	„	300 000	„	= 1 500 000	„
5	„	„	200 000	„	= 1 000 000	„
10	„	„	150 000	„	= 1 500 000	„
20	„	„	100 000	„	= 2 000 000	„
50	„	„	50 000	„	= 2 500 000	„
100	„	„	25 000	„	= 2 500 000	„
200	„	„	10 000	„	= 2 000 000	„
300	„	„	5 000	„	= 1 500 000	„
400	„	„	3 000	„	= 1 200 000	„
400	„	„	2 000	„	= 800 000	„
1000	„	„	1 000	„	= 1 000 000	„

Im ganzen jedes Halbjahr
2500 Gewinne über zusammen **25 000 000 Mark.**

Gewinnverlosungen finden am **2. Januar** und **1. Juli** jedes Jahres, erstmals im März 1920, statt. Bei jeder Verlosung werden **2500 Gewinne** im Gesamtbetrage von **Fünfundzwanzig Millionen Mark** gezogen. Die gezogenen Gruppen und Nummern gelten für sämtliche fünf Reihen. Sie werden im „Deutschen Reichsanzeiger" bekanntgemacht. Ein mit einem Gewinn gezogenes Stück nimmt auch ferner an den Gewinnziehungen bis zu seiner Tilgung teil. Ein und dasselbe Stück kann jedoch in jeder Ziehung nur einmal gewinnen. Die Gewinne werden von dem auf die Verlosung folgenden 1. März oder 1. September an, die der ersten Verlosung vom 1. April 1920 an unter Abzug von 10 v. H. ausgezahlt.

Tilgungsplan:

In den Jahren	Tilgung		Bonus		
	jährliche Stückzahl	jährlicher Gesamtbetrag Mark	jährliche Stückzahl	im einzelnen Mark	jährlicher Gesamtbetrag Mark
1920—1929	50 000	50 000 000	25 000	1000	25 000 000
1930—1939	75 000	75 000 000	37 500	1000	37 500 000
1940—1949	100 000	100 000 000	50 000	1000	50 000 000
1950—1959	75 000	75 000 000	37 500	2000	75 000 000
1960—1969	50 000	50 000 000	25 000	3000	75 000 000

erhalten außerdem den im Tilgungsplan angegebenen Bonus. Die Tilgungssummen mit Zuschlag und Bonus werden von dem auf die Auslosung folgenden 29. Dezember an gegen Aushändigung des Stückes ausgezahlt.

Steuerbegünstigungen:

a) Befreiung eines Besitzes bis zu 25 Stück von der Nachlaßsteuer und bezüglich derselben Stücke von der Erbanfallsteuer. Keine Nachlaß- oder Erbanfallsteuer für die auf den Namen Dritter bei der Reichsbank oder anderen vom Reichsminister der Finanzen noch zu benennenden Stellen auf fünf Jahre und mehr oder auf Todesfall hinterlegten Stücke (bis 10 Stück für jede einzelne dritte Person).

b) Der Vermögenszuwachs, der sich aus dem Besitze der Anleihestücke gegenüber dem bei der Erwerbung der Stücke anzunehmenden Vermögenswert ergibt, unterliegt nicht der Besitzsteuer (Vermögenszuwachssteuer).
Der Ueberschuß des Veräußerungswertes über den Tilgungswert bleibt frei von der Kapitalertragssteuer.

c) Die dem Besitzer der Stücke auf Grund der vorstehenden Bestimmungen zustehenden Leistungen sowie der aus dem Verkauf der Stücke erzielte Gewinn unterliegen im Gewinnjahre weder der Einkommensteuer noch der Kapitalertragssteuer.

d) Bei jeder Art der Besteuerung werden die Anleihescheine bei einer Stückzahl bis zu 50 Stück höchstens zum Nennwert, vom 20. Jahre ab zum Kündigungswerte bewertet.

Zeichnungsbedingungen:

1. **Annahmestellen.** Zeichnungsstellen sind die Reichsbank und die im offiziellen Zeichnungsprospekt aufgeführten Geldinstitute. **Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung jeder Bank, jedes Bankiers, jeder Sparkasse und Kreditgenossenschaft erfolgen.** — Zeichnungen werden

von Montag, den 10., bis Mittwoch, den 26. November 1919 mittags 1 Uhr

entgegengenommen. Früherer Zeichnungsschluß bleibt vorbehalten.

2. **Zeichnungspreis.** Der Preis für jedes Spar-Prämienstück beträgt 1000 M. Hiervon sind 500 M. in 5 % Deutscher Reichsanleihe zum Nennwert berechnet und 500 M. in bar zu begleichen.
Die mit Januar—Juli-Zinsen ausgestatteten Reichsanleihestücke sind mit Zinsscheinen, fällig am 1. Juli 1920, die mit April—Oktober-Zinsen ausgestatteten Stücke mit Zinsscheinen, fällig am 1. April 1920, einzureichen. Den Einlieferern von 5 % Reichsanleihe mit April—Oktober-Zinsscheinen werden auf ihre alten Anleihen Stückzinsen für 90 Tage = 1,25 % vergütet.

3. **Sicherheitsbestellung.** Bei der Zeichnung hat jeder Zeichner eine Sicherheit von 10 % des gezeichneten Betrages mit 100 M. für jedes Prämienstück in bar zu hinterlegen.

4. **Zuteilung.** Die Zuteilung findet tunlichst bald nach dem Zeichnungsschluß statt. Die Art der Verteilung bestimmt das Reichsfinanzministerium.

5. **Bezahlung.** Die Zeichner sind verpflichtet, die zugeteilten Beträge bis zum 29. Dezember d. J. zu begleichen. Die Begleichung hat bei derjenigen Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.
Sollen 5 % Schuldbuchforderungen zur Begleichung verwendet werden, so ist sogleich nach Erhalt der Zuteilung ein Antrag auf Ausreichung von Schuldverschreibungen an die Reichsschuldenverwaltung, Berlin SW 68, Oranienstr. 92-94, zu richten. Der Antrag muß einen auf die Begleichung der Spar-Prämienstücke hinweisenden Vermerk enthalten und spätestens am 20. Dezember d. J. bei der Reichsschuldenverwaltung eingehen. Vordrucke zu solchen Anträgen mit Formvorschriften sind bei allen Zeichnungs- und Vermittlungsstellen zu haben. Daraufhin werden Schuldverschreibungen, die nur zur Begleichung von Spar-Prämienstücken geeignet sind, ohne Zinsbogen ausgereicht. Die Ausreichung erfolgt gebührenfrei und portofrei als Reichsdienstsache. Die Schuldverschreibungen sind spätestens bis zum 20. März 1920 den in Abs. 1 genannten Zeichnungs- oder Vermittlungsstellen einzureichen.

6. **Ausgabe der Stücke.** Die Ausgabe der Prämienstücke erfolgt im Februar 1920; Schuldbuchgläubiger erhalten erforderlichenfalls bis zur ersten Gewinnverlosung im März n. J. durch ihre Vermittlungsstellen Nummernaufgabe. Zwischenscheine sind nicht vorgesehen.

7. **Umtausch der Kriegsanleihen.** Die Reichsbank wird, soweit möglich, unentgeltlich Stücke von höherem Nennwert als 500 M. in kleine Stücke tauschen.

Berlin, im November 1919.

Reichsfinanzministerium
Anleihe-Abteilung.

„DIE DEUTSCHE BÜHNE"

AMTLICHES BLATT DES DEUTSCHEN BÜHNENVEREINS
XII. JAHRGANG / Erscheint wöchentlich am Montag

Preis M. 25.— jährlich / M. [illegible] halbjährlich / M. 10.— vierteljährlich / Einzelheft M. 1.— / Probenummer unberechnet / bei direktem Kreuzbandbezug vom Verlag M. 1.— Portospesen vierteljährlich extra
Abonnements nehmen alle Buchhandlungen, Postanstalten oder der unterzeichnete Verlag entgegen

Die „DEUTSCHE BÜHNE" ist das moderne Theaterfachblatt. Ihr Interessentenkreis beschränkt sich nicht nur auf Direktoren, Schauspieler und andere Theaterleute, sondern hat besonderen Wert für jeden an der Entwicklung des

JEDES HEFT bringt u. a.:

Einen LITERARISCHEN TEIL mit Aufsätzen namhafter Schriftsteller über die mannigfachsten Interessengebiete des Theaters — Ferner Regiepläne nach Uraufführungen erfolgreicher Bühnenwerke und Selbstan[illegible]n dramatischer Schriftsteller
Die WOCHENREPERTOIRE aller [illegible]n Bühnen (über 200 in jedem Heft) zur Orientierung über den Spielplan der [illegible]den Woche
Einen umfangreichen P[illegible]k über das gesamte deutsche und ausländische Theaterwesen [illegible] Rubriken: Uraufführungen / Neue Werke / Literar. Rundschau / Erfolgsberichte / Annahmen / Neue Theater / Engagementsabschlüsse / Gastspiele / Persönliches u. a. m.
Eine VAKANZENLISTE, in der Direktoren ständig ihre Mitgliedergesuche veröffentlichen u. a. m.

Die „DEUTSCHE BÜHNE" ist das bevorzugteste und wirkungsvollste Anzeigenblatt für alle das Theater betreffenden Angebote

OESTERHELD & CO. VERLAG / BERLIN W15

Berlin-Anhaltische Maschinenbau-Actien-Gesellschaft

Dessau I & II - Berlin NW. 87, Reuchlinstraße - Cöln-Bayenthal

Kabelwort: Bamag-Berlin.

Neubauten, Umbauten, und Erweiterungsbauten von Gasanstalten für Steinkohlengas, Wassergas und Wasserstoff.

Sämtliche Ausrüstungsteile für Ofen mit wagerechten, schrägen und stehenden Retorten und Kammeröfen.

Lade- und Stoßmaschinen, sowie Löscheinrichtungen.

Sämtliche Apparate für den Gasanstaltsbetrieb.

Förder- und Aufbereitungsanlagen für Kohle und Koks.

Reserveteile zu vorstehenden Anlagen.

Gasbehälter, Hochbehälter, Ammoniakwasser-Verarbeitungsanlagen.

Benzolanlagen, Teerdestillationsanlagen.

Geräte und Werkzeuge.

Bamag-Rechlaternen. Bamag-Fernzünder.

Triebwerke.

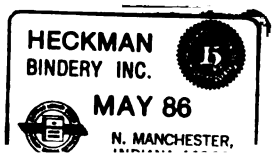
Chemische Anlagen, Scheinwerfer, Eisenkonstruktionen aller Art.

Neubauten, Umbauten und Erweiterungsbauten von Wasserwerken und Kanalisationen.

Wasserreinigungs-, Sterilisations-, Entsäurungs- und Entmanganungsanlagen.

Druck: Berliner Börsen-Zeitung. G. m. b. H., Berlin SW. 8, Kronenstr. 37.

PERIODICAL



3 0000 093 409 559